

Ungarische Revue

Magyar Tudományos Akadémia





10



(Ungrace)

INDEXED

UNGARISCHE REVUE

MIT UNTERSTÜTZUNG v. 2

DER

UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY

1882



LEIPZIG, 1882.

F. A. BROCKHAUS

SORTIMENT UND ANTIQUARIUM.

Gedruckt in der kön. ungarischen Universitäts-Buchdruckerei.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
515741
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1911 L

I N H A L T.

I. Abhandlungen.

	Seite.
Abel E. , Neuere Ausgrabungen in Altöfen	286
— Die Landes-Bücherausstellung	640
Acsádi J. , Die Jugendjahre Franz Rákóczi's II.	800
Bogisich M. , Ungarische Kirchenlieder des XVIII. Jahrhunderts	517
Danko Jos. , Albrecht Dürers Schmerzensmann, mit vier Illustrationen	209
Darvai M. , Das ungar. Unterrichtswesen im XVIII. Jahrhundert	504
Duka Th. , Denkrede auf W. Stephen Atkinson	488
Finály H. , Der altrömische Kalender	669
Gyulai P. , Denkrede auf Anton Csengery	617
Heuszlmann E. , Die Kirchenruine von Topusko, mit 9 Illustrationen	553
Hofman K. B. , Antike Bleigegegenstände im ungar. Nationalmuseum. mit 17 Illustrationen	385
Hunfalvy P. , Woher der Hass gegen Ungarn?	344
Ipolyi Arn. , Die bildende Kunst in Ungarn	377
Jókai M. , Denkrede auf Alex. Petöfi	761
Keleti K. , Ungarns Nationalitäten nach der Volkszählung von 1880	114
Kertbeny K. M. , Zur Theatergeschichte Budapests. III. 1817—1827	404
Lipp W. , Das Grabfeld am Dobogó bei Keszthely	523
Marczall H. , Ungarns Steuersystem im Jahre 1780	235
Medveczky Fr. v. , Treforts neuere Essays	724
Neményi A. , Der Allgemeine deutsche Schulverein und Ungarn	37
Palóczy L. Ungarische Dichtungen in Amerika	571
Pesty Fr. , Die Entstehung Croatiens	1., 138
— Die Kroaten	599
Petz W. Zur vergleichenden Tropik	520
Pulszky Fr. v. , Ungarische Orfévriere choisonnée (mit 54 Illustrationen)	187
— Memoiren. III. Die Emigration	267
Pulszky K. v. , Raphael Santi in der ungar. Reichs-Gallerie, mit 14 Illustrationen	297
Radó A. , Die Petöfi-Übersetzungen, Giuseppe Cassone's	438
Rosenfeld M. , Lieder der Zigeuner	823

	Seite.
Sturm A., Die Nibelungen in Buda's Tod	69
— Denkrede auf Adolf Dux	255
<u>Szilágyi Al., Gabriel Bethlen und die schwedische Diplomatie</u>	<u>457</u>
<u>Szily K. v., Die erdmagnetischen Verhältnisse Ungarns</u>	<u>362</u>
<u>Thewrewk E., Festus-Studien</u>	<u>80</u>
Trefort Aug., Denkrede auf M. Lukács	537
— — Zur Reform des ung. Oberhauses	784
Torma K., Der Limes Dacicus	278

II. Besprochene Bücher.*

*Alt M., Die Abenteuer Franz Békesi's. Roman	110
*Bogisich M., Ungar. Kirchenlieder des XVIII. Jahrhunderts	517
*Budenz J., Sprachwissenschaftliche Mittheilungen	91
Cassone G., A. Petöfi, Foglie di cipresso, traduzione	498
<u>Knauz F., Monumenta Ecclesiae Strigoniensis</u>	<u>743</u>
*Kazár E., Das Nichts, wenn es Etwas geworden, Roman	111
<u>W</u> Loew W., Gems from Petöfi, translated	<u>572</u>
*Molnár Al., Das ungar. Unterrichtswesen im XVIII. Jahrhundert	504
*Petz W., Die Tropen des Euripides	520
Pulzky Fr. v., Memoiren, III. Die Emigration	267
Schenzl G., Die erdmagnetischen Verhältnisse Ungarns	362
<u>Staré J., Die Kroaten in Kroatien u. Slavonien</u>	<u>599</u>
*Szász K., Die grossen Epen der Weltliteratur	456
*Szatmáry K., Die Beglückter des Vaterlandes, Roman	112
*Torma K., Der Limes Dacicus	278
*Trefort Aug., Neuere Essays	724

III. Kurze Sitzungsberichte.

Akin K., Das social-politische Dilemma der Bildung	92
Bartalus St., Zur Geschichte der ungarischen Musik	446
Bogisich M., Cautionale et passionale hung. S. J.	201
Borbás V., System und Verbreitung der Aquilegien	205
Budenz J., Theodor Benfey	91
— Die Etymologie von bálvány u. fejfa	206
Fenyvesi Ad., Der Gemeindehaushalt Budapests	747
Földes B., Das Staatsbahnsystem	373
Fraknói W., Generalsekretär-Bericht	594
Franzenau A., Das vulkanische Amphibol des Aranyer Berges bei Déva	95
Fröhlich J., Die Intensität des gebengten Lichtes	203
Gyárfás St., Die Jazygen-Kumanen in der Zeit von 1400—1442	447
Hantken M., Clavulina Szabóí Schichten in Italien	204

* Die mit einem Stern bezeichneten Bücher sind nur in ungarischer Sprache erschienen.

	Seite.
Hattysi. Die Nagylóoker Funde	101
Hegedüs Alex. , Die internationale Münzkonferenz	370
Hoffmann P. , Cicero's Rede pro Roscio	454
Jakab A. , Geschichte der Journalistik in Siebenbürgen bis 1840	205
Kautz J. , Die Finanzen der europäischen Staaten	746
Keleti K. , Der Waarenverkehr Ungarns mit Österreich u. dem Auslande	611
Konek Al. , Denkrede auf Joh. Suhajda	447
— Die ungarische Montan-Industrie	609
Konkoly N. , Die Spectren der Cometen b und c 1881	93
— Beobachtungen auf Ó-Gyalla im Jahre 1881	204
Krenner J. A. , Die grönländischen Fluorid-Mineralien	94
Lakics Fr. , Die geographische Breite der Ó-Gyallaer Sternwarte	94
Lónyay M., Graf , Eröffnungsrede in der Akademie	586
Mayláth B. , Geschichte der Oberungarischen Ortsnamen	202
Pulszky Fr. , Der Ónoder Kirchenschatz	103
Radvánszky B. , Die ungarische Goldschmiedekunst	453
Rózsahegyí A. , Die Pasteur'sche Schutzimpfung	97
Salamon Fr. , Noch ein verschwundenes Komitat	206
Schmidt A. , Baryte und Weissblei-Erze in Telekes-Rudóbánya	95
Szalanka A. , Unser Fortschritt und die menschliche Glückseligkeit	452
Schuller A. , Hydrogen-Superoxyd bei Wasserbildung	95
Simonyi S. , Zur ungarischen Syntax	90
Szabó Fr. , Die Entwicklungsgeschichte der Pflanzen	96
Szabó K. , Die ungar. Bürger Klausenburgs im J. 1453.	207
Szász K. , Gedichte des Grafen Lad. Teleki	201
Szádeczky L. , Der rumänische Nationalheld Michael	91
— Die Editionen der Krakauer Akademie	207
Szentkláray E. , Hundert Jahre aus der Geschichte Südungarns	95
— Die deutsche Colonisation in Südungarn unter Josef II.	448
Szilágyi Alex. , Gabriel Bethlen und die Juden	753
Tagányi K. , Die Burg Szolgagyőr	96
Török A. , Die Dolmenbefunde in Algier	101
Weber S. , Zur Geschichte des Aberglaubens	752
Wenzel G. , Die Familie Fugger in der Geschichte Ungarns	91
Yámbéry H. , Die Reise Julians in Gross-Ungarn	444
Yécsey Th. , Die Rechtsgeschichte unter den Árpáden	202
Zichy A. , Aus dem Nachlasse des Grafen Stef. Széchenyi	95
Zsilinszky M. , Der Pressburger Landtag von 1809	203

IV. Übersetzte Gedichte.

Arany J. , Toldi's Liebe, I. Gesang, von <i>Adalb. Himpfner</i>	715
— Klara Zach von <i>Max Parkas</i>	754
Endrödi Alex. , An Petöfi, von <i>I. Neugebauer</i>	780
Gyulai P. , Auf der Margaretheninsel, von <i>I. Neugebauer</i>	109

	Seite.
Gyulai P. , Wiedersehen, von <i>Adolf von der Haide</i>	291
— Mein Capitän, von <i>L. Neugebauer</i>	292
— Im Ballsaal, von <i>demselben</i>	614
Kiss J. , Glocken-Tragödie, von <i>L. Neugebauer</i>	293
— — Gegen den Strom, von <i>dems.</i>	756

Y. Vermischtes.

<u>Zur ungarischen Schulstatistik</u>	<u>103</u>
<u>Statistisches von der ungarischen Akademie</u>	<u>207</u>
<u>Die Universität Budapest im Jahre 1880 81</u>	<u>108</u>
<u>Die Universität Klausenburg im Jahre 1880 81</u>	<u>208</u>
<u>Das Josefs-Polytechnikum in Budapest, im Jahre 1880 81</u>	<u>208</u>
<u>Budget der Akademie pro 1882</u>	<u>289</u>
<u>Ungarische Journalistik im Jahre 1882</u>	<u>290</u>
<u>Statistik der inländischen Zeitschriften im Jahre 1881</u>	<u>651</u>
<u>Statistik der ungarischen Hochschulen im Jahre 1882 83</u>	<u>758</u>
<u>Heinr. Finály's lateinisches Wörterbuch</u>	<u>759</u>
<u>GZur eschichte des Petöfi-Monuments</u>	<u>832</u>
Ungarische Bibliographie	110, 294, 376, 455, 536, 760

DIE ENTSTEHUNG CROATIENS. ✓

I.

WENN die Kunst des Regierens darin besteht, Ereignisse vor auszusehen und demgemäss seine Handlungen einzurichten, so kann diese unschätzbare Voraussicht doch nicht als eine unmittelbare Himmelsgabe angesehen werden, sondern hat ihre natürliche Begründung in einer grossen Summe von Erfahrungen, aus welchen die leitenden Principien abstrahirt werden müssen.

Für den Staatsmann ist die Geschichte die Schatzkammer aller Erfahrungen, und die genaueste Kenntniss der tatsächlichen Verhältnisse reicht nicht aus, um den Schaden auszugleichen, welcher durch die Vernachlässigung der Lehren der Geschichte entstand.

Im Nachfolgenden wollen wir den Beweis hiezu liefern.

Die Entstehung der Staaten hat immer ihre gewissen Vorbedingungen, die sich in der Geschichte mit wenig Abwechslung wiederholen. Ein Nomadenvolk, vom Selbsterhaltungstrieb geführt zieht weiter, um neue Niederlassungen zu suchen, die vielleicht bleibende werden; ein Eroberer, an der Spitze eines kräftigen Volkes, macht seine Ueberlegenheit über corruptirte Nachbarvölker geltend, und gründet neue Reiche; eine Nation im Vollgenuss geistiger und materieller Mittel empört sich gegen Druck und überlebte Institutionen: es will frei werden, und wagt daher das Aeusserste für das höchste menschliche Gut, für seine Freiheit. So entstehen Staaten, deren Bestand eine Berechtigung hat, weil sie die allgemeinen sittlichen Interessen der Menschheit fördern.

Diese Anschauungen voraussendend, müssen uns die Aspirationen Croatiens in einem sonderbaren, um nicht zu sagen komischen Lichte erscheinen. Die Croaten haben schon längst aufgehört ein Nomadenvolk zu sein, ihre Zahl drängt sie zu keiner Expansion, Eroberer hatte ihre Nation nie hervorgebracht; eine geistige oder materielle Ueberlegenheit über Nachbarvölker ist nicht vorhanden, — bliebe also nur noch die Freiheitsfrage, die wir nicht unterlassen werden, bezüglich ihrer Echtheit eingehender zu prüfen.

Gewiss schwärmen wir nicht für das Recht des Stärkeren, für das Recht des Eroberers, — aber gewiss kommt dieses Recht, welches in der Weltgeschichte wohl immer eine entscheidende Rolle spielen wird, zu Ehren, wenn man die in seiner Art einzige Erscheinung betrachtet, wie von gewisser Seite auf die Bildung eines Gross-Croatiens hingearbeitet wird. Die Mittel hiezu sind ganz einfach: immer und immer nur viel verlangen, und zwar sehr dreist und ungestüm verlangen, — den Erfolg sichert die Naivität des Gegners, der dem Verlangenden nachgeben soll.

Das Volk der Croaten besitzt heute Länder, auf welche dasselbe keine historischen Ansprüche hat, — wir meinen den ganzen Landesstrich zwischen der Drave und Save. Die Namen, welche heute diesen Teilen Ungarns gegeben werden, sind nur eine Fiction, die leider schon sehr lange dauert, und deren Gefährlichkeit unsere gutmütigen Staatsmänner nicht erkannt haben. Damit nicht genug, sollten auch Dalmatien, Fiume, Istrien, Krain etc. Bestandteile Zukunfts-Croatiens werden. Mit ungarischen und österreichischen Truppen, mit dem Blute *unserer* Söhne und mit den Millionen *unserer* Steuerzahler wurde Bosnien und Herzegowina occupirt; — das soll aber geschehen sein, um diese Länder den Gross-Croaten auf dem Präsentirteller zu überreichen.

Das ist wohl die leichteste Art des Ländererwerbs und der Eroberung.

Die Autonomie ist wohl ein kostbares Wort für die Croaten, daraus lässt sich Vieles machen. Vorbutzig sollen nur die wenigen



schwachen Bande, die Croatien noch an Ungarn binden, Namens der Autonomie gelöst werden. Sagen wir es trocken, dass das nichts anderes wäre, als die Lostrennung von Ungarn. Die croatischen Weisen geben sich dabei die Miene, als ob gleichzeitig mit der Lostrennung von Ungarn der directe Anschluss an Oesterreich gemeint wäre. Oesterreich weiss aber zu gut, dass ein solcher Anschluss nur das aller kürzeste Provisorium wäre, und dass in Agram die deutsche Sprache eben so verhasst ist, wie die ungarische.

Gewiss eine sonderbare Erscheinung, dass ein kleines Volk, dem zur staatlichen Existenz so gut als alle Vorbedingungen fehlen, sich zu solchen Extravaganzen versteigt und aus dem Staaten-complexe einer Grossmacht, während sich dieselbe ihrer ganzen Vollkraft erfreut, nach Belieben sich Teile zur Errichtung eines fantastischen Zukunftsreiches wählt; und dabei noch den Anspruch erhebt, dass man diesem staatsgefährlichen Streben Vorschub leiste.

Solche Erscheinungen sind eine Eigentümlichkeit unserer Zeit. Rumänien und Serbien waren noch nicht frei, und schon hatten sich schöne Seelen gefunden, die das eine und das andere Land reichlich auf Kosten Oesterreich-Ungarns und der Türkei arrondirten. Wie man sich die Vergrösserung dieser Länder dachte, davon zeugen die Landkarten, die selbst in den Schulen Eingang fanden, und die Münzen, welche in Circulation kamen. Diviserunt vestimenta. Es konnte nicht fehlen, dass bei so grossem Appetite unserer Nachbarn Ansprüche auf ein und dasselbe Gebiet von mehreren Seiten erhoben wurden.

Natürlich, — das ist ja heut zu Tage ein ganz unschuldiges Vergnügen.

Die Bewegung im Gebiet zwischen der Drave und Save entstammt keinem Freiheitsbedürfnisse. Sie wurde grossgezogen an den Brüsten der Reaction, und verläugnet diesen Ursprung niemals. In den fünfziger Jahren haben sich die Croaten weder gegen den österreichischen Absolutismus, noch gegen die Alleinherrschaft der deutschen Sprache aufgelehnt. Sie haben zur

Wiederherstellung der Verfassung und der gesetzlichen Ordnung *nichts* beigetragen, sondern sich zuerst in der durch Andere erkämpften besseren Lage wohnlich eingerichtet, und dann erst Lärm geschlagen, dass ihnen die Freiheit zu enge ist. Wie aber dieses Freiheitsgefühl beschaffen ist, geht daraus hervor, dass man noch heute sich nicht entblödet, den Ungarn mit der Wiederholung der 1848-er Ereignisse zu drohen, — Ereignisse, die uns die Croaten als Söldlinge der verworfensten Reaction zeigten, daher man glauben sollte, die Croaten empfänden das lebhafteste Interesse, diese ihre Rolle in Vergessenheit geraten zu lassen.

In Ungarn und in jenem seiner Teile, welcher irrig Croatien heisst, besteht an politischen Rechten nicht der geringste Unterschied und dieses Maass reicht aus, um die cultivirteste Monarchie Europas zufrieden zu stellen.

Es ist von mancher Seite behauptet worden, die Feindseligkeit Croatiens gegen Ungarn entspringe der Ungerechtigkeit, welche dieses von letzterem in der Zeit vor 48 erfahren. Dieses angenommen aber nicht zugegeben, sollte man meinen, der Friede und die achthundertjährige Zusammengehörigkeit sei wiederhergestellt, sobald die missliebigen Gesetze und Institutionen abgeschafft sind, und der status quo ante abermals ins Leben tritt.

Doch solche specielle Uebelstände, die eine Abhilfe erheischen, gab es nicht, es bestand in Wien nur die Absicht, in Croatien eine Vendée zu schaffen, und sie wurde geschaffen; aber die Folgen trug und trägt nicht Ungarn allein; denn das schlechte Beispiel wirkt. Man hat sich in Wien vergnügt die Hände gerieben, wenn man von den Verlegenheiten hörte, welche dem ungarischen Staate aus Croatien erstanden. Heute hat Oesterreich ebenfalls sein Croatien; denn Böhmen sieht neidisch auf die bevorzugte Stellung Croatiens herab; und wenn man diese Stellung als Product hoher Weisheit gelten lassen will, dann ist wirklich nicht einzusehen, warum das reichere und intelligentere Böhmen nicht ebenfalls einer solchen Stellung sich erfreuen soll, wie dies sogenannte Croatien.

Ohne sich eines Unrechtes bewusst zu sein, hatte Ungarn

stets das brüderliche Einverständniss mit Croatien angestrebt, hat diesen Streben seine vitalsten Interessen geopfert und Gefahren heraufbeschworen, die nur durch eine radicale Revision des bestehenden Ausgleichs oder einen Bürgerkrieg beseitigt werden können.

Der ungarische Reichstag gab den Croaten das «weisse Blatt», um darauf ihre Wünsche zu verzeichnen, welche den Frieden in Croatien herstellen sollen. Das weisse Blatt ist an den verehrten Namen Franz Deák's geknüpft, und hat durch die folgenden Ereignisse eine traurige Berühmtheit erlangt. Deák und seine Anhänger haben sich während der 1868er Ausgleichsverhandlungen als Männer von reinem und edlem Charakter, doch auch als schlechte Politiker bewährt. Das berüchtigte weisse Blatt ist auch heute nicht voll geschrieben, und würde den Croaten nicht genügen, auch wenn es die Grösse des Alföld hätte. Das weisse Blatt ist eine Negation des historischen Rechtes, auf welchem der ungarische Staat aufgebaut ist, und eben darum hat dieses weisse Blatt — welches mit unserem Staatsrecht tabula rasa macht, — keinen Platz im Rahmen unserer Constitution. Das weisse Blatt ist der Culminationspunkt aller Fehler, welche seit Jahrhunderten begangen wurden und unbemerkt sich unterirdisch verbreiteten, bis sich dieselben zu einer croatischen Frage cumulirten, welche vielleicht noch unseren Enkeln das Leben verbittern wird. Sollte dies der Fall sein, dann möchten wir für die Dauer der Verehrung Franz Deák's, trotz seiner sonstigen grossen Verdienste, nicht gut stehen, welcher man soeben durch Errichtung seines Standbildes am Franz Josefsplatz Ausdruck zu geben bemüht ist. Das Standbild dürfte schwankend werden.

II.

Wir wollen die Fehler ausführlich besprechen, welche die Entstehung eines Croatiens möglich machten.

Der Zweck unserer Beweisführung erfordert es nicht, mit der Einwanderung der Slovenen von jenseits der Karpathen, noch mit der Invasion der Croaten in Dalmatien (640—642) zu beginnen, es genügt zu bemerken, dass Dalmatien im Jahre 806 sich

Karl dem Grossen unterwarf, und als das Frankenreich in Folge der kriegerischen Erfolge des Patriciers Nicetas sich nicht mehr halten konnte, die Herrschaft der byzantinischen Kaiser anerkannte. Das einst grössere Dalmatien ist der Ursitz der Croaten an der Adria. Die croatischen Herzoge und späteren Könige aber erfreuten sich niemals einer vollen politischen Unabhängigkeit, wie dies aus Nachstehendem ersichtlich sein wird.

Diese Verhältnisse fanden die Ungarn an der Save und auf der Balkan-Halbinsel vor, als ihre siegreichen Waffen in der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts an den Ufern der mittleren Donau ertönten.

Die Geschichte der Eroberung Unter-Pannoniens, wir geben es zu, dürfte nicht in Allem nach der Darstellung sich ergeben haben, wie diese unser ältester Chronist, der Notar König Béla's erzählt. Doch wir können nicht absehen von dem Eindringen der Ungarn in Bulgarien und Rascien, nicht von ihren Streifzügen bis an die Ufer der Adria, von der Bezwingung Spalatos und Croatiens, von ihrem vom Süden aus bewirkten Uebergang über die Kulpa und Save, von der Einnahme Agrams und von der Eroberung des Gebietes zwischen der Save und der Drau. Diese Ereignisse wollen wir durchaus nicht den Dichtern überlassen, weil sie durch spätere Tatsachen und Zustände bestätigt werden.

Einer der grössten Einwürfe Röslers, welchen er gegen die Glaubwürdigkeit des königlichen Notars bezüglich der obigen Ereignisse erhebt, besteht in seinem Zweifel, dass Árpád's Heerschaaren in Rascien (in terra Racy) gekämpft hätten, da — wie Rösler meint, — der Name Rascia vor dem Jahre 1234 unbekannt, und nur durch die Fürsten aus dem Hause Nemanja in Aufnahme gekommen sei. Dagegen berufen wir uns auf Kaiser Constantin Porphyrogenetos, der (Cap. 32) bereits von einer Stadt Rasa spricht, welche nach Safarik in der Nähe des heutigen Novibazar, also im alten Rascien lag. Ueberdies werden die Siege des Herzogs Andreas, Sohnes Béla des Dritten, in Chulmien und Rascien (terra Rasse) schon in Urkunden vom Jahre 1198, also gleichzeitigen Quellen erwähnt. Es kann demnach nicht behauptet

werden, dass der anonyme Chronist den Namen Rascien nicht gekannt habe, vielmehr ist dieser Name gerade durch die ungarische Geschichte zur Verbreitung gelangt.

Der Heereszug der Ungarn an die Adria, und deren Rückkehr über Agram, wird von den Schriftstellern auf die Jahre 894 und 895 gesetzt. Wie wir unten sehen werden, erfolgt die Eroberung der Provinz Brazlaws etwas später, nämlich erst um das Jahr 900, somit war sowohl der westliche, als der östliche Teil des Gebietes zwischen der Drave und Save in der Gewalt der Ungarn, und seit dieser Zeit bildete die Save die Südgrenze Ungarns, eine Tatsache, an welcher die zeitweiligen Eroberungen der Griechen nichts änderten.

So wie der untere Lauf der Save die Grenze des griechischen und fränkischen Reiches bildete, eben so diente zur Zeit der Franken (Ende des VIII. und Anfang des IX. Jahrhunderts) die Drave zur Abgrenzung einzelner Verwaltungsgebiete. Die Franken nämlich fanden es nicht zweckmässig, die südlichen Grenzgebiete ihres von den Pyrenäen bis an die Ufer der Theiss sich erstreckenden Reiches sogleich als politisch gleichberechtigte Teile einzuverleiben, sondern begnügten sich mit der Einhebung von Steuern und Abforderung von Hilfstruppen; es scheint, dass sie auch keine Gauseinteilung vornahmen, sondern die Verwaltung des unterworfenen Volkes (sich den Franken zur Treue verpflichtenden) einheimischen Fürsten übertrugen, denen ein Markgraf als militärischer Befehlshaber, und ein bairischer Präfekt als Richter vorstand. Dem Herzog von Kärnten unterstand der grössere Teil Steiermarks, Krain, das südöstliche Tirol, Istrien, Liburnien, Dalmatien und das Gebiet zwischen der Drave und Save. Ein anderer fränkischer Grenzbezirk begann an der Drave, und umfasste Unter- und Ober-Pannonien und die österreichischen Lande an der Enns.

In den ersten Jahrhunderten unserer Geschichte wird Dalmatien mit Croatien immer zusammen genannt, es ist jedoch weder den croatischen Schriftstellern noch sonst irgend einem Forscher gelungen die Frage aufzuklären, wo sich die Grenzen dieser beiden Länder berühren und wo sich dieselben trennen.

Auch spätere Jahrhunderte machten zwischen beiden Ländern keinen Unterschied.

Zur Zeit der Römer, namentlich im IV., V. und VI. Jahrhundert, hiess das Land zwischen der Drave und der Save Savia, und erstreckte sich von Unter-Krain bis Syrmien. Unter dem Gothenkönig Theodorich hatte Savia eine Provinzialverfassung, deren Präsident Fridilad, ein Gothe war; während der fränkischen Herrschaft hatte das Gebiet gar oft keinen eigenen geographischen Namen, sondern wurde nur als zwischen den zwei Flüssen liegend bezeichnet, — auch der Name Savia ist ja ebenfalls nicht dem Namen eines Volkes entnommen. Die Griechen nannten das Land Francochorion, das heisst das Land der Franken, und Rösler meint, das syrmische Gebirg Fruskagora habe seinen Namen von dieser Benennung des fränkischen Landes entlehnt. Später, während der ungarischen Epoche, nannten die Griechen das Land Syrmien, woraus wir folgern, dass von der fränkischen Provinz nur der an den Mündungen der Drave und Save gelegene Teil sich in den Händen der Griechen befand.

Zur Zeit, in welcher nach König Béla's anonymem Notär, Árpád und seine Heerführer das byzantinische Reich mit ihren abenteuerlichen Zügen durchstreiften, lag das durch ihn erwähnte Croatien weit abseits von dem heutigen. Im IX. Jahrhundert lebten nämlich die Croaten an der dalmatinischen Küste, insofern dieselben durch die römischen Städte Dalmatiens von diesen Küsten nicht abgehalten wurden. Ihr Land begann gegen Norden nächst dem Albona (Lubena) oder Arsa-Fluss an der alten Grenze Istriens, und zog sich südlich bis an die Mündung der Cetina; ja selbst jenseits dieses Flusses gab es zwei Zsupanate, jenes von Chlewno und Imota. Im Nordost erhob sich Plewo (heute Pliva) am gleichnamigen Nebenfluss der Verbasz, und dies ist der zumeist vorgegebene Punkt in dieser Richtung, woraus Safarik die Berechtigung ableitet, die Mündung des Verbaszflusses als Grenze der Croaten anzunehmen. Im Nordwest, wo Croatien angeblich sich noch zwischen den Gebirgszügen über Istrien hinaus ins Innere erstreckte, kann das croatische Gebiet bis an die Quellen der

Kulpa erstreckt werden, indessen finden sich jenseits der Linie, welche sich zwischen Zeng und Szluin hinzieht, nirgend welche Ortschaften vor.

Die Kulpa, welche ein gut Stück entlang in nördlicher Richtung fließt, biegt bei Mötling wieder gegen Osten in der Richtung von Kamanye. Dieser Punkt bildet die nördlichste Grenze, welche das Agramer Bistum vom Herzogtum Krain trennt; und in dieser Gegend sind die Grenzen des genannten Bistums zugleich jene des alten Croatiens. Unmittelbar am Meere war das an Fiume grenzende Tersakt der nördlichste Punkt.

Wenn nach Kaiser Constantin dem Purpurborenen, Croatien an der Cetina (Zentina) beginnt, und bis an die istrische Grenze sich erstreckt, dann hat er wohl das von Croaten bewohnte Land bezeichnet, aber keineswegs Dalmatien von Croatien unterschieden.

Es ist schwer den croatischen Antheil aus Dalmatien herauszulösen, selbst Papst Nicolaus IV. hatte im Jahre 1288 Croatien in dem Namen Dalmatiens mitverstanden.

Gewiss ist es, dass das alte Croatien aus den heutigen Oguliner, Szluiner, Otochaner Grenz-Regimentsbezirken, aus dem Gebiete des Capellagebirges bis zur Adria bestand, und von Zeng gegen Osten alle jene Landesteile in sich begriff, welche gegen Norden durch die Unna und Save begrenzt werden.

Es enthielt demnach *nicht* das Gebiet zwischen der Kulpa und Save (obzwar Spruner dieses dazu rechnet), nicht Turopolja, nicht Agram und das gleichnamige Comitats, eben so wenig das Kreutzer und Varasder Comitats, überhaupt keinen Landesteil, welcher sich am nördlichen oder linken Ufer der Save erstreckt.

Mit diesen geographischen Begriffen müssen wir im Reinen sein, wenn wir die erste Begründung Ungarns in der Savegegend verstehen wollen. Die croatischen Herzoge und späteren Könige herrschten über jenes Croatien, welches ich eben beschrieb, und *dieses* eroberte König Ladislaus im Jahre 1091, während die Landesteile zwischen der Drave und Save von den Ungarn bereits früher erobert wurden, wie ich dies an anderer Stelle nachwies.

Der älteste urkundlich bekannte croatische Herzog war Mislavus, den Trpimir im Jahre 852 seinen Vorgänger nennt. Ihm folgte Domogoj, der im Jahre 865/6 mit den Venetianern Frieden schloss, und den Papst Johann VIII. im Jahre 873 dux gloriosus, eine Chronik aber Scavorum pessimus dux nennt. Beinahe um dieselbe Zeit (875) plünderte Illicus Slavoniæ princeps die istrischen Seestädte. Abermals schreibt Papst Johann VIII. im J. 879 Sedesclavo glorioso comiti Scavorum. Er stammte aus Trpimir's Familie, und ging nach Constantinopel, wo er durch Kaiser Basilius zum Herzog der Slaven erhoben wurde, und darauf Domogoj's Söhne in die Verbannung schickte. Es ist wahrscheinlich, dass der griechische Kaiser damals die von den dalmatinischen Städten zu zahlende Steuer dem erwähnten croatischen Fürsten überliess. Hiedurch schwand der Zusammenhang der Croaten mit den Franken, welcher seit Auflösung der Markgrafschaft Friaul ohnehin sehr lose war, nunmehr gänzlich.

Noch in demselben Jahre (879) sprechen päpstliche Briefe von Herzog Branimir, der auch im Jahre 880 vorkommt, und den der Papst bald princeps, bald comes nennt.

Muntimir, welcher im Jahre 892 Trpimir's, dem Spalatoer Bistume erteilte Privilegien bestätigte, nannte sich Chroatorum dux — Herzog der Croaten.

Tamislaus oder Tomislav, in einem Briefe Papst Johann's X. noch Croatorum dux, wird während des Concils von Spalato (925 bis 927) bereits Croatorum rex — König genannt.

Diesem folgte Crescimir der Aeltere, dessen Sohn Dircislav im Jahre 994 und 1000 die königliche Würde trug. Den von Manchen als croatischen König angeführten Svetoslav kann ich als solchen nicht gelten lassen, weil ihn keinerlei Urkunde König nennt, sondern nur Sohn¹ jenes Crescimir, der Crescimir Peter's Grossvater gewesen. Letzterem folgte als König Stefan, der Vater des erwähnten Crescimir Peter.

Crescimir, sonst auch Peter genannt, nennt sich in einem Schreiben vom Jahre 1059, und in einem andern, welches nach Raëki um das Jahr 1062 in Nona ausgestellt wurde, Chroatorum

Dalmatinorumque rex. Trotzdem sassen zu dieser Zeit die Beamten des griechischen Kaisers in Dalmatien, und obgleich bei Güterverleihungen und Grenzbestimmungen auf die Einwilligung des croatischen Königs Berufung geschieht, so erliess doch der kaiserliche Katapan seine Verordnungen im Namen des Kaisers Comnen oder Constantin Ducas; ja sogar König Crescimir berief sich im Eingange seiner Erlässe auf die Regierung des in Constantinopel sitzenden Kaisers, zur Bestimmung der Zeitrechnung; wie dies z. B. die zu Gunsten des Klosters in Jadra erlassene Schenkungs-urkunde beweist.

Crescimir erscheint noch im Jahre 1073 als König der Croaten. Im darauf folgenden soll, nach Kukuljevics und Rački's Behauptung, Slaviz croatischer König gewesen sein, was aber nicht ganz gewiss ist, da ihn die citirten Urkunden König, jedoch ohne Bezeichnung des Landes nennen.

Bemerkenswert ist, dass im Jahre 1076 Demeter, sonst auch Szvinimir aussagt, dass er die königliche Macht von Papst Gregor erhalten habe, und dass er, nachdem er auf dem Concil von der Geistlichkeit und dem Volke in der St. Peterskirche zu Salona erwählt wurde, mit Ueberreichung von Fahne, Schwert, Scepter und Krone zum König von Croatien und Dalmatien gekrönt wurde. In andern Urkunden dieses Jahres nennt er sich einfach Szvinimir, in einer derselben spricht er von seinen Vorfahren Tirpimir und Mutimir als von Königen, welche Angabe aber, wie wir sehen, den Tatsachen nicht entspricht.

In Bezug der croatischen Königswürde ist zu bemerken, dass Diricislavs Nachfolger die Insignien der königlichen Herrschaft vom Kaiser in Constantinopel erhielten, und dass daher die factische Abhängigkeit von Constantinopel auch formell zu einem Vasallenverhältniss sich gestaltete.

Szvinimir trug die Krone noch im Jahre 1087. Urkunden jedoch, welche ihn über diese Zeit hinaus erwähnen, sind entweder falsch, oder es lässt sich deren Zeit nicht sicher bestimmen.

Schon im Jahre 1089 wird Stefan II. König von Croatien und Dalmatien genannt, und war zugleich der letzte in dieser Würde,

weil König Ladislaus von Ungarn im Jahre 1091 ganz Croatien und Dalmatien eroberte.

Das Land, welches unter der Herrschaft der croatischen Herzoge und späteren Könige stand, wurde collectiv auch Slavonien genannt, der Titel der croatischen Könige war rex Dalmatiæ et Croatiæ, oder: rex Croatorum et Dalmatinorum. Niemand möge sich daher irre führen lassen, wenn in dieser Epoche der Name Slavonien vorkommt, weil unter diesem nicht das Gebiet zwischen der Drave und Save verstanden wird, sondern das alte Croatien, dessen Grenzen wir bereits oben beschrieben.

Niemals waren die Briefe der croatischen Könige aus Orten datirt, die sich diesselts der Kulpa und Save befinden, niemals erliessen sie, oder ihre Beamteten Verfügungen, welche sich auf diese Gebiete bezogen, weil solche, wenn sie auch croatische oder slovenische Bevölkerung haben mochten, ausserhalb ihres Rechtskreises lagen.

Der slavische Name erscheint in sehr vielfältiger Anwendung, und konnte sich nur sehr spät zu einem Landesnamen consolidiren. Sedesclavus wird im Jahre 879 comes Sclavorum genannt, was aber Comes Chroatorum bedeutet; der Papst schreibt im Jahre 890 Zuentopoleo regi Sclavorum, das heisst dem mährischen Szvatopluk; im Jahre 926 wird Michael rex Sclavorum genannt, während er eigentlich Zachlumorum dux ist; so schreibt auch der Papst im Jahre 1078 an Michael Sclavorum regi, welcher gleichfalls nur Herzog von Zachulmien war. In einem Brief Papst Nicolaus IV. vom Jahre 1288 werden Helena regina Slavorum, ihre Söhne Stefan und Uros aber als reges Slavorum erwähnt, doch war Helena Königin von Serbien und ihre Söhne dortige Prinzen.

Das Kreuzheer, welches im Jahre 1096 unter Raimund Grafen von Toulouse angeblich durch Slavonien zog, betrat eigentlich den Boden Alt-Croatiens und Dalmatiens, weil man nur durch dieses zu den Städten Jadra, Salona, Spalato, Ragusa und anderen Städten gelangen kann. Dies war auch die Kenntniss der gleichzeitigen

ausländischen Schriftsteller über den eigentlichen Bestand Slavoniens.

Welchen Namen trug also das Gebiet zwischen der Drave und Save, und wessen Herrschaft unterstand es vor der Besitzergreifung durch die Ungarn?

Hierauf geben unsere Geschichtsquellen genügende Antwort.

Das Reich der Avaren, welches über das griechische Kaiserthum beinahe völlige Vernichtung brachte, und dessen Grenzen bis an die dalmatinische Küste reichten, hörte in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrhunderts so ziemlich auf, eine drohende Gefahr für Europa zu sein. Karl der Grosse, um sich für die Hilfe zu rächen, welche die Avaren ihrem Bundesgenossen, Herzog Tasilo geleistet, brach im Jahre 791 mit einem mächtigen Kriegsheer in das Land der Avaren, die dadurch in starke Bedrängniß geriethen, ohne dass der Krieg entscheidend gewesen wäre. Nichtsdestoweniger wurden die Avaren geschwächt, weshalb sie im Jahre 795 den in Lüneburg campirenden Frankenkönig mit einer Botschaft begrüßten, hiebei ihre Unterwerfung und die Annahme des Christentums gelobend. Im kommenden Jahre drang Erich, Herzog von Friaul, mit einem fränkischen und longobardischen Heere und vereinigt mit dem Slaven-Herzog Wonomir in das Avarenreich, und gab dadurch der Auflösung desselben einen neuen Vorschub.

Von diesem Wonomir meint Dümmler, dass er vielleicht ein croatischer Gross-Zsupan gewesen sein mag, in Erinnerung dessen, dass es auch einen croatischen König Zwonimir gegeben, — doch hält er es für eben so möglich, dass Wonomir ein slovenischer Fürst zwischen der Drave und Save gewesen, der nach Zerstreung der Avaren sich an die Spitze des befreiten Volkes stellte.

Es scheint, dass sowohl die byzantinischen, als auch die fränkischen Kaiser die slavischen Fürsten in der Regierung der einzelnen Provinzen beließen, sich mit deren Vasallentum und Unterordnung unter die Gebote eines der nächsten kaiserlichen Markgrafen begnügend. Einen solchen slovenischen Fürsten sehen wir in Ljudevit, welcher dux Pannoniæ inferioris genannt wird, in

Sziszek am Zusammenfluss der Save und Kulpa seinen Sitz hatte, und im Gebiete zwischen der Save und Drave regierte. Er war es, der im Herbst des Jahres 818 bei Kaiser Ludwig gegen die angebliche Grausamkeit und Zügellosigkeit des Markgrafen Kodolaus, Herzogs von Friaul, Klage führte, aber schon damals seine Neigung zur Auflehnung verriet, so wie er auch tatsächlich im Jahre 819 die Fahne des Aufruhrs erhob. Die Franken führten mehrere Jahre hindurch Krieg gegen ihn, bis derselbe im Jahre 823 in Dalmatien eines gewaltsamen Todes starb.

Ljudevit wird in allen gleichzeitigen Chroniken als Rebell bezeichnet, wodurch deutlich seine Unterordnung unter die fränkischen Kaiser und deren Markgrafen ausgesprochen ist. Das Gebiet zwischen der Drave und Save war ein Teil des fränkischen Reiches, *ohne einen geographischen Eigennamen*.

Ratimir war Ljudevit's — vielleicht unmittelbarer — Nachfolger, dessen Land sich zwischen der Drave und Save erstreckte, vielleicht noch auf einige Ländereien am Süden des letzteren Flusses. Auch er verriet Unabhängigkeitsgelüste wie Ljudevit, weshalb im Jahre 838 ein bairisches Heer gegen ihn gesendet wurde, welches er aber nicht abwartete, sondern seinen Kräften misstrauend die Flucht ergriff.

Um dieselbe Zeit erscheint an der oberen Save Graf Salacho, welcher dem Markgrafen von Kärnten unterstand. Der Verwaltung Salacho's dürfte also jene Gegend überantwortet gewesen sein, welche in einer Urkunde Kaiser Arnulfs vom Jahre 895 als *marchia juxta Souvam*, mit dem Orte Riechenberg vorkommt.

Der Besitz der einheimischen Fürsten wurde jedoch bald durch den Einbruch der Bulgaren gestört. Schon im Jahre 824 klagt der Bulgarenfürst Omortag beim fränkischen Kaiser über Verletzung seiner Grenzen, — seine Gesandten kehrten aber unverrichteter Sache zurück. Die Bulgaren drangen daher im J. 827 mit ihren Schiffen die Drave aufwärts, und verwüsteten bis zur Save alles Land, sie vertrieben die slovenischen Fürsten und setzten bulgarische Administratoren ein. Doch die Zeiten änderten sich, und die Slovenen, welche von den Bulgaren eine solch' grau-

same Behandlung erdulden mussten, verbündeten sich im J. 853 mit diesen, empörten sich gegen Ludwig König von Deutschland, und strebten sich von diesem loszureissen. Diesem Streben machte ihre entschiedene Niederlage ein Ende.

Für Mutimir, dessen die Briefe Papst Johann des VIII. gedenken, ist in der Namenreihe der croatischen Herzoge kein Platz, wir können uns ihn nur in der Verwaltung jenes Gebietes vorstellen, dem einst Ljudevit und Ratimir vorstanden.

Die päpstliche Urkunde ist nach Fejér: *Duci Slavoniae*; nach Kukuljevics *duci Salvinicae*, nach Rački *duci Selavinicae* geschrieben. Mir scheint letztere Formel die richtige zu sein, welche so viel als slovenischer Herzog bedeutet: *dux slovenicae gentis*; daher hat Kukuljevics, als er im Index seines Urkundenbuches diesen Mutimir Herzog von Slavonien nennt, einen Anachronismus begangen.

Der letzte bekannte Fürst dieser Landesteile war Brazlaw, der über die zwischen der Drave und Save wohnenden Slovenen herrschte, und schon im Jahre 884 sich Karl dem Dicken unterwarf und dessen Vasall wurde.

König Arnulf traf im Jahre 892 in Steiermark zu Hengistfeld, dem heutigen Graz, mit Brazlaw zusammen, und besprach mit ihm den Feldzug gegen Mähren.

Nach Mährens Besiegung übertrug Arnulf im Jahre 896 Pannonien mit Mosburg (*Szalavár*), der durch Herzog Privina hier gegründeten Hauptstadt, der getreuen Verwaltung des Herzogs Brazlaw, — und dies ist die letzte Veranlassung, bei welcher Brazlaw's und seines Landes gedacht wird.

Dasselbe wurde wahrscheinlich im Jahre 900 durch die Ungarn erobert, und zwar bei Gelegenheit, als dieselben von ihrem Heereszug aus Italien heimkehrten.

Die Eroberung und Zerstörung des Brazlaw'schen Landes hat nicht die Bedeutung, als wenn die Ungarn damals Croatien erobert hätten, denn Brazlaw's Land lag nicht in Croatien; nicht in dem Croatien des IX. und X. Jahrhunderts nämlich, das von der Save südlich lag, und aus Dalmatien, sowie aus dem später sogenannten

Türkisch-Croatien und Teilen der croatischen Militärgrenze bestand. Es ist gewiss kein blosser Zufall, dass über das Jahr 900 hinaus die Namenreihe der zwischen der Drave und Save regierenden Fürsten — die zwar auch bisher sehr lückenhaft war — gänzlich aufhört, während jene der croatischen Könige noch bis zum Jahre 1091 ununterbrochen fortläuft.

Aus dem bisherigen Verlauf der Geschichte ist zu ersehen, dass das Land Brazlaw's und seiner Vorgänger weder unter den Franken, noch unter den Avaren einen eigenen Namen führte. Das Gebiet dieser Fürsten war entweder in der Benennung Unter-Pannoniens inbegriffen, oder es war als Land zwischen den zwei Flüssen bezeichnet; manchmal wurde es nach dem Namen des derzeit regierenden Herzogs benannt, indem es zur Gepflogenheit wurde, von den fränkischen Markgrafschaften als von Ljudevit's, Brazlaw's u. s. w. Land zu sprechen.

III.

Betrachten wir uns nun die Zugehörigkeit dieser Gegenden und deren geographische Entwicklung zur Zeit der Ungarn.

Mehr als ein Jahrhundert verstreicht, bevor wir wieder sichere Kunde erhalten von dem Schicksal der einstigen fränkischen Vasallen-Herzogtümer. Erst der Stiftungsbrief Stefans des Heiligen vom Jahre 1009, worin die Grenze des durch ihn gegründeten Fünfkirchner Bistums beschrieben worden, zieht wieder unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Stiftungsbrief sagt, dass der vierte Grenzpunkt (Kőárok) an der Donau beginnt und an der Save endet.

Diese vollkommen authentische Urkunde beweist, dass zur Zeit Stefans des Heiligen die Grenzen Ungarns sich bis an die Save erstreckten. Dieses beweist auch die Urkunde König Ladislaus des Heiligen vom Jahre 1093, mit welcher die östlichen Grenzen des Fünfkirchner Bistums in jenem Umfange bestätigt werden, welche durch Stefan den Heiligen vorgezeichnet wurden; ferner beweist es auch die Tatsache, dass die Grenzen des Fünfkirchner Bistums an der Save unveränderlich verblieben, bis im XIII. Jahrhun-

dert das Syrmier Bistum neuerdings errichtet wurde. Dermal gehören die jenseits der Drave gelegenen Teile des Fünfkirchner Bistums zum Syrmier Bistum.

Inzwischen ging der Teil zwischen der Drave und Save auf kurze Zeit verloren, wahrscheinlich an die Griechen, denn Palatin Radó sagt im Jahre 1057 über die von ihm gegründete Abtei von Száva-Szent-Demeter, dass er dieselbe und die ganze Provinz mit vielen Kriegsmühen zurück erobert habe; er sagt ferner, dass die Abtei an der Save (wo heute Mitrowitz steht) im Fünfkirchner Bistum liege, weshalb er auch zur Ausübung des Patronatsrechts Bischof Maurus von Fünfkirchen aufgefordert und seine Stiftung bestätigt habe.

Als durch die Willkür des Bischofs von Kalocsa die Grenzen des Fünfkirchner Bistums verwirrt wurden, bestätigte König Ladislaus der Heilige im Jahre 1098 die Grenzen dieser Diöcese, wie solche durch Stefan den Heiligen bestimmt worden, und somit anerkannte auch er, dass dessen Grenzen bis zur Save reichten.

Rački meint, dass nach der allgemeinen Annahme beinahe aller Gelehrten der Stiftungsbrief Palatin Radó's vom Jahre 1057 ein Falsificat sei. Wahr ist's, dass der Brief des Palatins sich einiger damals ungewöhnlicher Ausdrücke bedient und dadurch die Kritik herausfordert; nichtsdestoweniger finden die darin erwähnten, auf unseren Gegenstand bezüglichen Tatsachen ihre Rechtfertigung in damaligen Ereignissen. Cinnamus, der gut informirte griechische Schriftsteller, schreibt, dass die Ungarn häufig in das byzantinische Reich einbrachen, und kurz vorher, bevor Alexius Comnen den kaiserlichen Tron bestieg, eroberte Radó wieder Syrmien; die Ungarn kamen mit der Hand des Märtyrers Procop zurück und legten sie in Syrmien in der Kirche des heiligen Demeter (d. h. Mitrovicz) nieder, welche einst durch den Präfecten von Illyrien errichtet wurde. Die Streifzüge der Ungarn in Syrmien, an den Ufern der Save, in Thracien und Macedonien erwähnt auch Nicephor Bryennius. Hieraus leuchtet hervor, dass dem Einbruch der Ungarn die Eroberung der Griechen vorausging, denn

in ihrem eigenen Lande hätten die Ungarn wohl keine Verwüstungen ausgeübt. Es folgt aber hieraus nicht, als hätten die Ungarn zur Zeit Radó's Syrmien nicht besessen, — sie besaßen es, weil sie es damals von den Griechen zurückeroberten. Die Kirche von Száva-Szent-Demeter erwähnen auch die griechischen Schriftsteller.

Indessen wollen wir die Urkunde vom Jahre 1057 opfern, obgleich aus ganz anderen Gründen, als welche Kukuljevics gegen dieselbe in einer Note anführt, denn die in der Urkunde angeführten Tatsachen werden auch durch andere Urkunden bestätigt; sowie namentlich die Tatsache, dass die Ungarn schon seit Gründung ihres Königreiches im Besitze der Savegegend waren, nicht allein durch Radó's Stiftsbrief uns bewiesen wird.

In einer unechten Urkunde können neben falschen Angaben auch solche enthalten sein, deren Wahrhaftigkeit unbezweifelbar ist. Urkundenfälscher haben immer ein gewisses Ziel vor Augen, zumeist handelt es sich um Besitzerschleichung oder um Erlüfung einer Familienverwandtschaft, was aber mit einem solchen Ziele nicht zusammenhängt, das zu fälschen liegt nicht im Interesse der Betreffenden, vielmehr liegt es in ihrem Interesse, durch Vorführung von wahren Tatsachen und wahrer Verhältnisse die Erkennung der falschen Daten zu erschweren oder unmöglich zu machen. Ich will mich aber in keine historische Chemie einlassen, um in einer möglicherweise unechten Urkunde das Wahre vom Falschen zu scheiden, sondern will nur anführen, dass daraus, weil in einer circa 1067 ausgestellten Urkunde Palatin Radó (Radovan) genannt wird, notwendigerweise nicht folgt, als hätte Radó nicht schon 1057 Palatin sein können.

Auch Johann, der Diacon von Guereze, schreibt, dass als König Andreas den Besitz des Landes sich sicherte, er seinen jüngeren Bruder Adalbert zum Herzog von Slavonien (von ihm an anderem Orte), Radó aber zum Palatin ernannt habe. Da Andreas I. bis zum Jahre 1061 regierte, so ist es klar, dass Radó schon vor dem Jahre 1067 die Palatinatswürde inne haben musste. Auch der Diacon Johann erzählt von den Kriegserfolgen des Palatins Radó jenseits der Drau, wo er doch den als apokryph erklär-

ten, auf die Abtei von St.-Demeter an der Save bezüglichen Stiftungsbrief kaum gekannt haben mochte, — wir selbst kennen denselben nur aus einem Transsumpt des Jahres 1404.

Die citirte Urkunde vom Jahre 1057 bezeichnen Gebhardi, Engel, Szentiványi, Osegovich, Kukuljevich, Rački u. s. w. als Falsificat, während Farlati, Koller, Péterfy, Pray, Gyurikovich, Wenzel, Podhraczký, Emil Récsi, Stefan Horváth, Ladislaus Szalay, Michael Horváth und Andere dieselbe als echt erklären.

Als echt erkennt sie auch Papst Honorius III., welcher im Jahre 1218 bei Gelegenheit, als er das Kloster von Laberia im Besitze seiner, teilweise auch in Ungarn gelegenen Güter bestätigt, darunter auch beide Klöster von Száva-Szent-Demeter erwähnt, — eines derselben war nämlich ein griechisches Kloster; und von beiden sagt der Papst, dass dieselben in *Ungarn* an der Save gelegen sind. Der Papst bestätigt unter Einem das Kloster in allen Nutzniessungen und Privilegien, welche dasselbe vom König Béla erhalten. Hier kann nur Béla I. gemeint sein, der nach seinem älteren Bruder, König Andreas, im Jahre 1061 den Tron bestieg und in der Urkunde des Palatins Radó als dux Adalbertus und Bruder des Königs erwähnt wird. Aus der päpstlichen Urkunde leuchtet auch hervor, dass die Privilegien König Béla's nicht dem griechischen Kloster galten, dass daher die Stiftung Radó's sich auf das andere bezog.

Unumstössliche Tatsachen beweisen es, dass der westliche Teil des zwischen der Drave und Save gelegenen Gebietes, welches heute fälschlich Croatien genannt wird, schon unter Stefan dem Heiligen und König Béla I. unmittelbares ungarisches Territorium gewesen sei. Es geht dies auch aus dem Besitzstreit hervor, welchen Rubin im Namen der Familie Vojkfy gegen Peter Thetényi und dessen Familie anhängig machte. Die streitigen Besitzungen lagen an den Flüssen Pakra und Toplicza, namentlich gehörten auch Keresztur und Megyurics dazu, — letzteres liegt auch heute noch zwischen den Flüssen Pakra und Illova, im Gebiete des einstigen ersten Banal-Regiments. Im Auftrage des Königs untersuchte Palatin Dionis diesen Process und fällte in dieser Angelegenheit

im Jahre 1288 sein Urtheil. Von den Parteien hatte Vojkfy zur Unterstützung seiner Rechtsansprüche vollkommen glaubwürdige Urkunden Stefans des Heiligen, König Béla's I. und seiner Nachfolger vorgelegt (*instrumentis autenticis inclite memorie beatissimi Stephani et Bela Belyn condam Regum illustrium Regni Hungarie, et aliorum ipsis succedentium*), weshalb auch das Urtheil zu seinen Gunsten ausfiel; als aber dies geschah, verglich sich Vojkfy mit seinen Gegnern. Im Verlaufe des Processes hatte man sich auf die Zeugenschaft der zwischen der Drave und Save wohnhaften Magnaten berufen; dieselben waren also keine Grossen irgend einer Provinz, welche einen besonderen Namen trug. Noch im selben Jahre bestätigte Andreas II. das Urtheil des Palatins Dionis, ja noch sogar König Mathias im Jahre 1488. Solchen Beweisen gegenüber muss auch der verbissenste Zweifel verstummen.

Da wir derart Stefan den Heiligen im wahrhaftigen Besitze des durch die Save begrenzten Gebietes finden, die Geschichte jedoch nicht ihn den Eroberer jenes Landes nennt, so erhellt, dass Stefan den Besitz jener Gegenden nur von seinen Vorfahren ererbt haben konnte; somit gewinnen die Eroberungen der Ungarn am Ende des IX. Jahrhunderts in Bezug dieser Gegenden eine neue Beglaubigung.

Ueber den Besitz der Griechen zwischen den zwei Flüssen haben wir ebenfalls Einiges zu sagen. Zur Zeit Stefans des Heiligen herrschten zwischen der Donau und Save bald einheimische Fürsten, bald die Griechen. Der griechische Kaiser Basilius II. zerstörte im Jahre 1018 den bulgarischen Staat und der letzte Czar von Ochrida fiel bei Durazzo. Nur in Syrmien sass Herzog Sermo und wollte sich den Griechen nicht unterwerfen. Deshalb heuchelte der griechische Befehlshaber Constantin Diogenes Freundschaft, lud im Jahre 1019 Sermo zu einer Beratung im Interesse eines Bündnisses ein und ermordete ihn. Dieser Constantin Diogenes wurde Präfect von Bulgarien und Syrmien und die Griechen blieben lange im Besitze des derart eroberten Syrmiens.

Das Missale von Boldva bemerkt zum Jahre 1068, dass König

Salamon Bulgarisch-Weissenburg einnahm, doch bald hatten es die Bulgaren und Griechen durch List zurückgenoumen. Die Geschichte der Belagerung, wie sie Turóczy erzählt, lässt keinen Zweifel darüber, dass Syrmien damals in ungarischen Händen war. Deshalb betrachteten die Herzoge Ladislaus und Géza den Savefluss als Operationsbasis, berieten sich in Zalankemen, bestürmten Weissenburg (heute Belgrad), brechen in Bulgarien ein, was sie nicht gekonnt hätten, wenn hinter ihrem Rücken die Griechen in Syrmien sitzen. Die aus Feindesland heimkehrenden Herzoge halten Stand an den Hügeln bei Buziás, um sich in die Schätze und die Gefangenen zu teilen, welche ihnen als Kriegsbeute zugefallen. In dieses Gebiet von Buziás brachen erst kürzlich, nach Durchschwimmung der Save, die von der Seite Weissenburgs kommenden Bissenen und kehrten zurück, nachdem sie hier «in Ungarn» (sagt Turóczy) Beute gemacht und Gefangene mitgeschleppt. Dieses Buziás existirt heute nicht mehr, allein noch in einer Urkunde Karl Roberts vom Jahre 1320 wurden die Orte Magyar-Buziás, Tót-Buziás und Kyus-Buziás in Syrmien genannt, sammt Székelytelek oder Kajántó und anderen ungarischen Dorfschaften.

Nebenbei beweist dieser Feldzug auch dies, dass Ladislaus der Heilige nicht im Jahre 1091 die Drave zum erstenmale überschritt.

Die Ruhelosigkeit Salamons und seine Eifersucht gegen die königlichen Herzoge machten es möglich, dass die Griechen Syrmien sich wieder aneignen konnten. Dies duldeten aber die Ungarn nicht lange. Noch bevor Kaiser Alexius Comnen den Tron bestieg, also vor 1081, eroberten sie nicht nur ganz Syrmien zurück, sondern drangen auch in Thracien und Macedonien ein bis nach Scopia (d. h. Skoplje, bei Vardar) und Nissa. Bestimmter setzt Rački diese Ereignisse auf das Jahr 1073, weil nach Nicephor Bryennius der Einfall der Ungarn, sowie die Eroberung Syrmiens und der Savegegend dem Kaiser Michael grosse Sorgen verursachten. Die Herrschaft Michaels dauerte von 1071 bis 1078.

Die Griechen besaßen übrigens Syrmien nur bis Peterwardein, wie dies auch Cinnamus aussagt, der einstige griechische Präfect von Syrmien.

Als Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, im Jahre 1096 mit seinem Kreuzheere durch Ungarn zog, war Syrmien im ungarischen Besitz.

Und diese Zustände sanctionirte eine achthundertjährige Geschichte.

Weder der westliche noch der östliche Theil des Zwischenlandes der Drave und Save trug im XI. Jahrhundert den Namen Slavonien.

Zur Beleuchtung der vorliegenden Frage ist es auch notwendig, die Grenzen der ersten Bistümer gegen Griechenland zu prüfen. Zum Kaloesaer Bistum gehörte auch das Gebiet zwischen der Donau und Save, oder ein Teil Syrmiens. Dies geht hervor aus einer Urkunde des Jahres 1093, welche uns verkündet, dass Desider, Kaloesaer Bischof, die östlichen Grenzen des Fünfkirchner Bistums verletzt habe, weshalb König Ladislaus der Heilige dieselben derart berichtigte, wie diese unter Stefan dem Heiligen bestanden. Desider (1075—1093) grenzte zwischen der Donau und Save in solcher Weise an das Fünfkirchner Bistum, dass eine Grenzverletzung vorkommen konnte. Die Berührungspunkte fanden sich im Syrmier Comitatus östlich von Erdöveg. Die citirten zwei königlichen Urkunden erwähnen das Flüsschen Kőárok, welches sich in die Save ergießt und in der Gegend von Kuvadin gesucht werden muss. Möglich, dass die Grenzen der Diöcese auch deshalb in Verwirrung kamen, weil Syrmien unter Stefan dem Heiligen längere Zeit hindurch, obgleich immer mit Unterbrechungen, von den Griechen besetzt war.

Als Kaiser Michael dies Land wiederholt verlor, wurden die Grenzen des Kaloesaer und Fünfkirchner Bistums zwischen der Donau, Drave und Save erneuert. Zum Kaloesaer Bistum gehörte die Spitze zwischen den zwei Flüssen (Syrmien), zum Fünfkirchner der von hier westlich liegende Teil mit unbestimmten Grenzen, welche selbst damals noch nicht festgestellt waren, als Ladislaus der Heilige das Bistum Agram (um das Jahr 1093) gründete, welches daher im Osten an das Fünfkirchner Bistum grenzte. Später, nach der Zeit des Grenzstreites, gründete Ladislaus der

Heilige die Bácszer Diöcese, welche dann im Jahre 1135 mit der Kalocsaer vereinigt wurde.

Das Archidiaconat Marchia der Fünfkirchner Diöcese bestand noch im XIII. und XIV. Jahrhundert. Da Marchia so viel bedeutet als Grenze oder Grenzbezirk, so müssen sich hier die Grenzen des ungarischen und des griechischen Reiches berührt haben. Nach Koller's Meinung muss sich diese Linie von der Donau nächst Bánostor über Kuvesdin direct an die Save bei Grk gezogen haben.

Bis zu eben dieser Zeit besass auch die Kalocsaer Diöcese ein Syrmier Archidiaconat.

Es ist unmöglich anzunehmen, dass Stefan der Heilige die Grenzen der Fünfkirchner Diöcese an der Save fixirt hätte, wenn die Grenzen seines Landes nicht an der Save gelegen wären, doch konnte er der griechischen Einfälle und Besitzergreifung wegen in dieser Gegend keine definitive Gestaltung erzielen.

Die jenseits der Drave gelegenen Teile des Fünfkirchner Bistums hatten selbst damals noch keine definitiv geregelten Grenzen, als König Ladislaus der Heilige zum erstenmale die Drave überschritt. Diese wurden daher durch Andreas II. im Jahre 1235 derart festgestellt, dass der Fluss Lisnicze oder Valkó die Grenze zwischen der Agramer und Fünfkirchner Diöcese zu bilden habe; vom Lisniczefluss angefangen aber wurden die Grenzen der Fünfkirchner Diöcese, mit Einschliessung des ganzen Posegaer Comitats, bis zu jenem Punkte ausgedehnt, wo nördlich der Almásfluss sich in die Drave ergiesst.

Dadurch wurden aber die Verhältnisse nur an einer Seite geklärt, während sich die ererbte Verwirrung in der Richtung des Kalocsaer Bistums noch lange hinauszog. Papst Innocenz IV. im Bestreben, die aus solcher Unordnung stammenden Streitigkeiten zu beenden, erliess am 27. September 1247 an einige Aebte den Befehl, jene Untersuchungen vorzunehmen, welche nötig sind, um die Grenzen des Fünfkirchner und Kalocsaer Bistums bestimmen zu können.

Aus allem diesem geht klar hervor, dass das Fünfkirchner Bistum weder mit dem Agramer noch mit dem Kalocsaer Bistum

an anderer Stelle in eine Grenzberührung kommen konnte, als zwischen der Drave und Save; Grenzstreitigkeiten zwischen den genannten Bistümern konnten nirgend anderwärts, als zwischen den genannten zwei Flüssen vorkommen.

Doch auch hier haben wir noch nicht die Landesgrenze Ungarns erreicht, denn Papst Gregor IX. erklärte dadurch, dass er im Jahre 1229 auf Bitten des Kalocsaer Erzbischofs die Einwilligung gab, in jenem Teile *Ungarns*, welcher das diesseitige Syrmien genannt wird, ein neues Bistum zu gründen, — einen Teil Syrmiens als zur Kalocsaer Diöcese gehörig. Wenn die Urkunde Andreas I. vom Jahre 1057, womit er die Stiftung des Palatins Radó bestätigt, in Betracht gezogen werden darf, so lag Száva-Szent-Demeter (Mitrowitz) im Bereiche der Fünfkirchner Diöcese. Dieses angenommen, müssen wir von dem jenseits der Save gelegenen Syrmien in kirchlichterritorialer Beziehung voraussetzen, dass ein Teil desselben, und zwar jener, welcher der Kalocsaer Diöcese näher lag, zu letzterer gehörte, — ein anderer Teil aber, wahrscheinlich jener, welcher von Mitrowitz südlich sich erstreckte, von der Fünfkirchner Diöcese abhing. Man muss dies aus jenen päpstlichen Worten folgern, womit die Errichtung des Syrmier Bistums dadurch motivirt wird, dass in der Kalocsaer Erzdiöcese wegen der Weitläufigkeit ihres Territoriums die Seelsorge nicht gehörig von Statten gehen könne. Der Papst bevollmächtigt den Kalocsaer Erzbischof Ugrin, dass insoferne im jenseits der Save gelegenen Syrmien (*Sirmia ulterior*) sich ein Bischofssitz vorfinden sollte, er diesen mit dem neuen Syrmier Bistum (als dessen Sitz das Kloster Kő auserkoren war) vereinigen möge.

Der Papst wusste demnach nicht, ob in Syrmien jenseits der Save sich ein Bistum befinde; wundern wir uns daher nicht, wenn es uns unbekannt ist, welche Teile dieses Syrmiens zur Fünfkirchner und welche zur Kalocsaer Diöcese gehörten. Gewiss scheint mir nur soviel, dass vom transsavanischen Syrmien solche Teile zur Kalocsaer Erzdiöcese nicht gehören konnten, welche südlich von Mitrowitz gelegen, gleichsam die territoriale Fortsetzung der Fünfkirchner Diöcese bildeten.

Ich habe es bereits an anderer Stelle ausgesprochen, dass König Andreas II. dieses traussavanische Syrmien seinem Enkel Johann conferirte.

Die Urkunde Andreas' II. vom Jahre 1235 ist in vieler Beziehung interessant; sie ist es namentlich darum, weil sie die Stiftungsurkunde Stefans des Heiligen vom Jahre 1009 bezüglich des Fünfkirchner Bistums transscribirt und somit als echt anerkennt. Die Urkunde spricht ferner von den Amtsbefugnissen, welche der Palatin und Landesrichter (*Judex Curiaë*) in den Theilen jenseits der Drave ausübten und welche das ungarische Wesen dieses Gebietes beweisen. Von besonderer Bedeutung ist auch jener Satz, womit König Andreas II. scheinbar aussagt, als wäre Ladislaus der Heilige der erste ungarische König gewesen, welcher die Drau überschritt.

Eine derartige Erklärung des Textes muss wahrhaftig überraschen. Andreas II. konnte in demselben Augenblicke und in derselben Urkunde, in welcher er von der Stiftung des Fünfkirchner Bistums durch Stefan den Heiligen spricht, unmöglich sagen, dass Ladislaus der Heilige der erste Ungarnkönig gewesen sei, welcher die Drau überschritt, er konnte es nicht sagen unmittelbar nach seinen Worten, mit welchen er anerkennt, dass die Grenzen des Fünfkirchner Bistums jenseits der Drau bisher nicht gehörig festgestellt waren.

Koller glaubt den Satz derart interpretiren zu sollen, dass Ladislaus der Heilige die Drau an jener Stelle überschritten habe, wo der Fluss die Grenze zwischen Ungarn und Croatien bildet, beifügend, dass der König nach der Flussüberschreitung die slavischen Landesteile (*partes slavicas*) erobert habe, und diese Worte der Urkunde erklären es, dass die erste Flussüberschreitung sich auf die alsbald eroberten slavischen Landesteile bezog.

Diese Erklärung erscheint nur dann als annehmbar, wenn unter den slavischen Theilen (*partes slavicae*) nicht das heutige, sondern das alte Croatien verstanden wird. — denn von wem sollten wohl Agram und die Territorien der benachbarten Comitate erobert

werden? diese waren ja nicht im Besitze der croatischen Könige und wurden ja damals noch nicht Slavonien genannt.

Dies scheint auch Turóczy's Auffassung gewesen zu sein, denn von Ladislaus dem Heiligen sprechend, sagt dieser Chronist, er sei der erste gewesen, welcher Dalmatien und Croatien eroberte und seinem Reiche einverleibte.

Zum Archidiaconat Marchia gehörten unter Anderem Erdöveg, Lezsimir, Vizics, Gibaracz, Morovich (Marót), Mangyelosz, Nestin, Szuszek, Illok (Ujlak). Darin erkennen wir die Linie, jenseits welcher im Osten das Sirmier Diaconat sich ausdehnte. Zum Fünfkirchner Bistum gehörten übrigens, schon seit Stefan des Heiligen Zeiten, nicht nur das Archidiaconat Marchia, sondern auch jenes von Valko und Eszek. Also ebenfalls Landesteile jenseits der Drave.

Indessen nimmt nicht nur die Thatsache unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, dass die Bistümer Fünfkirchen und Kalocsa sich bis an die Save erstreckten, sondern auch jene, dass die weitentlegene Abtei von Pannonhalma (St. Martinsberg bei Raab) das Zehentrecht in jenem Teile des Somogyer Comitats besass, welcher jenseits der Drave gelegen ist. Ueber dieses Zehentrecht producirte die Pannonhalmaer Abtei das Original-Privilegium Stefans des Heiligen, welches die Päpste Alexander II., Urban II. oder III. und Clemens III. bestätigten. Dieses von Stefan dem Heiligen stammende, auf den transdravanischen Teil des Somogyer Comitats bezügliche Zehentrecht bestätigten auch die Könige Ladislaus der Heilige, Géza, Béla IV. und Stefan V.

Ueber das Zehentrecht entstand Streit zwischen der Pannonhalmaer Abtei und dem Agramer Bistum; weshalb der Papst im Jahre 1221 das richterliche Verfahren anordnete und vorschrieb; doch blieb der Process lange unentschieden, bis sich endlich die Abtei entschloss, ihrem Zehentrechte, welches dieselbe «jenseits der Drave, *unterhalb* des Agramer Bistums, gegen Slavonien zu» besass, zu Gunsten des genannten Bistums zu entsagen, wie dies aus der Urkunde Papst Gregor IX. vom 22. Juli 1232 ersichtlich.

Das Territorium des Agramer Bistums hiess also damals noch nicht Slavonien.

Die so oft beglaubigte Tatsache, dass Stefan der Heilige in der Gegend von Agram Zehentrechte vergab, schliesst nunmehr jeden Zweifel darüber aus, dass *dieses ganze Gebiet ein unmittelbarer Teil Ungarns war*, welche Tatsache noch eine eigentümliche Illustration durch den Ausdruck gewinnt, womit das Einhebungs-Gebiet der kirchlichen Einkünfte als gegen Slavonien zu gelegen — versus Slavoniam — bezeichnet wird, wodurch es deutlich als von Slavonien verschieden erscheint, welches zur Zeit Stefans des Heiligen jenseits der Kulpa lag und den croatischen Königen unterstand, worunter aber eigentlich das alte Croatien zu verstehen ist. Uebrigens folgt auch aus der territorialen Contiguität, dass die transdravanischen Teile des Somogyer Comitats sich nur an das Köröser (Kreutzer) oder das Veröczer Comitат anlehnen konnten.

So lesen wir auch von der jenseits der Drau gelegenen Gegend von Vaska und Basek, dass diese in der Richtung gegen Slavonien zu sich befinden; sie lagen daher nicht in Slavonien selbst.

Eine solche Zahl von Daten, die wir leicht noch vermehren könnten, beweist zur Genüge, dass schon zur Zeit der ersten ungarischen Könige *nicht die Drave, sondern die Save Ungarns Grenze* gewesen sei, und dass das Fünfkirchner und Kalocsaer Bistum auch das Gebiet zwischen den zwei Flüssen in sich begriffen habe, ja sogar über den jenseitigen Teil der Save sich erstreckte. Aus dieser Tatsache wird Niemand folgern, dass Croatien oder Slavonien sich über die Territorien der Kalocsaer und Fünfkirchner Diöcese erstreckt habe, sondern vielmehr, dass diese Diöcesen überall, auch jenseits der Drau, ungarischen Boden umschlossen.

Wahr ist's, dass die Territorien der Diöcesen nicht immer mit den Grenzen eines bestimmten Landes zusammenfallen, die Päpste nahmen auf letztere nicht immer Rücksicht. Das Salzburger Erzbistum forderte auf Grund päpstlicher und kaiserlicher Verordnungen Territorialgrenzen bis zur Drau, weshalb schon vor der Zeit Béla's IV. zwischen dem Salzburger Erzbischof und

dem Bischof von Agram heftiger Streit entbrannte. Die Böhmen dehnten die Grenzen des Prager Bistums bis zum Waagflusse aus. (In Wirklichkeit hatte die Prager Diöcese niemals die Waag zur Grenze.) Als durch den Friedensschluss vom Jahre 1742 Schlesien und mit diesem auch das Breslauer Bistum an Preussen kam, behielt der Bischof seinen kirchlichen Einfluss auch in dem bei Oesterreich verbliebenen Teil Schlesiens, welcher widersinnige Zustand noch in unseren Tagen lebhaft angefochten wurde. Der Wiener Reichsrath brachte im März 1874 folgende Resolution: Die Regierung möge suchen dem unnatürlichen Zustande ein Ende machen, dass die Diöcese Breslau nach Oesterreichisch-Schlesien und das Erzbistum Prag in die preussische Grafschaft Glatz, dann die Olmützer Diöcese in das preussische Decanat Katscher hinüber greife. Ende Mai kam natürlich aus Rom eine Antwort, welche diese Zumutung des Ministeriums rundweg ablehnte.

Als der Cardinal Erzbischof Schwarzenberg in der Grafschaft Glatz, der Olmützer Erzbischof Landgraf Fürstenberg aber in seinem preussischen Diöcesananteil den Versuch machten, die preussischen Magesetze zu umgehen, wurden sie auf ganz traurige Art belehrt, dass ihre Absichten jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle ganz respectlos vereitelt werden. Ebenso geschah es aber auch, dass der Fürstbischof von Breslau, Heinrich Förster (+ am 20. October 1881), sich veranlasst sah, sich auf den österreichischen Teil seines Sprengels zurückzuziehen, als der Culturkampf in höchster Blüte stand.

Alle diese Beispiele sind aber auf Ungarn nicht anwendbar, weil Stefan der Heilige die Territorien der durch ihn gestifteten Bistümer nicht in fremden Ländern anwies, wie es die römisch-deutschen Kaiser taten, sondern im eigenen Reiche. Seine Bistümer gehörten nicht zu jenen, deren Bereich der Papst aus eigener Machtvollkommenheit und mit Verletzung der Landesintegrität ausmass, sondern Stefan der Heilige bestimmte selbst die Grenzen und den Umfang der Bistümer (so wie jene des Fünfkirchner); dass aber Stefan der Heilige das Land zwischen der Drave und

Save, welches teilweise zum Fünfkirchner und Kalocsaer Bistum geschlagen wurde, wirklich besass, dies wird im Verlaufe dieses Essay an vielen Stellen bewiesen. In fremdem Lande hätte Stefan der Heilige der Abtei von Pannonhalma (St. Martinsberg) keine kirchlichen Einkünfte anweisen können.

Wenn dem nicht so wäre, wenn die Teile des Kalocsaer und Fünfkirchner Bistums, welche jenseits der Drave und Save lagen, schon damals nicht das Land des Königs von Ungarn, sondern jenes eines fremden Fürsten gewesen wäre, und wenn man dies als analogen Fall betrachten müsste, wie jenen, als die Territorien der Prager, Breslauer und Salzburger Diöcesen über die Grenzen fremder Länder ausgedehnt wurden, — wir fragen, wenn das erwähnte Gebiet damals nicht Ungarn war, zu welchem Lande gehörte wohl die Gegend zwischen der Drave und Save als integrierender Teil? Hierauf antworten keine päpstlichen Erlässe.

Allerdings kann die kirchliche Gemeinschaft nicht als Basis politischer Prätionen dienen, und weil die zu Ungarn gehörige Insel Muraköz — wie selbst Bischof Osegovich sagt — kirchlich dem Agramer Bistum untersteht, kann daraus ebensowenig gefolgert werden, dass die Croaten einen Anspruch auf Ungarn haben, als die Böhmen aus dem Umstande, dass die Grenzen der Prager Diöcese bis an den Waagfluss reichten. Eine Behauptung übrigens, welche die historische Kritik schon längst in ihr Nichts zerlegt hat.

Zur Zeit Stefans des Heiligen können wir aber eine solche Gemeinschaft nicht voraussetzen, aus dem einfachen Grunde, weil Ungarn nicht die Drave zur Grenze hatte.

Wie schon mehrmals angedeutet wurde, lagen wesentliche Bestandteile der Comitata Baranya, Somogy und Zala jenseits der Drave. Diese gehören zu den ältesten Comitaten des Landes, und man muss daher annehmen, dass diese Bestandteile der genannten Comitata schon vor Ladislaus des Heiligen Zeiten zu denselben gehörten. Es konnten dies demnach nicht jene «slawischen Landesteile» sein, welche Ladislaus der Heilige eroberte. Dass die transdravanischen Landesteile schon bei Entstehung der

Comitatsinstitution zu den drei genannten Comitaten gehörten, lässt sich daraus folgern, dass die Zustände des XV. Jahrhunderts ohne Zweifel Ueberbleibsel irgend welcher uralter Zustände bilden, weil im genannten Jahrhundert keine neuen Comitata mehr entstanden, — die politische Entwicklung liebte es bereits mehr, das Territorium des Landes zu detailliren.

Podgoracs und Nassicze, welche heute zum Veröczer Comitata gehören, nannte man im Beginn des XV. Jahrhunderts Ortschaften des Baranyaer Comitats. Wohin mögen dieselben und deren Umgebung im ersten Jahrhundert des Königthums kirchlich gehört haben? Wahrscheinlich zum Eszéker Archidiaconat und somit zum Fünfkirchner Bistum, bis das Agramer Bistum gegründet und die erwähnten Ortschaften letzterem zugeteilt wurden.

Ein grosser Teil des heute als croatisch bezeichneten Köröser Comitats gehörte theils zum Zalaer, theils zum Somogyer Comitata. Das Köröser Comitata selbst wird im XIV. Jahrhundert weder als slavonisches, viel weniger als croatisches, sondern einfach als transdravanisches urkundlich aufgeführt.

Es ist kaum nötig darauf hinzuweisen, dass, wenn das Gebiet jenseits der Drau nicht ein integrireder Teil Ungarns gewesen wäre, die Comitata Somogy, Baranya und Zala sich dort nicht hätten arrondiren können.

Wir wollen an dieser Stelle Verzicht leisten auf die weitere Beweisführung, welche und wie viele Orte und Districte zwischen der Drave und Save von den ältesten Zeiten bis zur Türkeninvasion den Comitaten Baranya, Somogy und Zala einverleibt waren. Dieses Thema ist fast unerschöpflich. Nur das Eine wollen wir noch erwähnen, dass Königin Gisella (Regina Gisla) — Gemalin Stefans des Heiligen — dem Weszprimer Bistum einen Vizmet genannten Landstrich schenkte. Aus den Streitigkeiten, welche im XIII. Jahrhundert über diesen Landstrich entstanden, sowie aus der Grenzbegehung sehen wir zur Genüge, dass dieses Vizmet am rechten Ufer der Drave im Bereiche des Zalaer Comitats gelegen war, — ein neues Factum, dass Stefan der Heilige Herrscherrechte auch jenseits der Drave ausübte.

In Folge ungünstiger Zeitverhältnisse, noch mehr durch die Sorglosigkeit der ungarischen Nation gerieten die transdravanschen Teile der Comitate Baranya, Somogy und Zala an die Comitate Veröcze, Körös (Kreutz) und Varasd.

IV.

Der Name Slavonien bezog sich ursprünglich nicht auf das Gebiet zwischen der Drave und Save, sondern auf das alte Croatien, welches jenseits der Kulpa beginnt. Schon das IX. Jahrhundert liefert Anzeichen, dass Slavonien an der adriatischen Küste sich zu einem Landesnamen consolidirt. Der Sohn Johann des venetianischen Dogen Angeli Participaci lebte um 817 zu Jadera (Zara) im Exil. Nach der Chronik floh Johann von hier zuerst nach Slavonien, dann nach Bergamo in Italien. Wegen der Lage Jaderas erleidet es keinen Zweifel, dass hier unter Slavonien nicht das Zwischenland der Drave und Save, sondern Jaderas Umgebung, das heisst das alte Croatien verstanden sei. Als der Patricier Nicetas im Jahre 871 die Gefangennahme der päpstlichen Legaten rächen wollte, besetzte er Slavoniæ terram. In dieser Zeit spricht auch Kaiser Ludwig von seinem Volke in Sclavonien (populi Sclaveniæ nostræ, und: iisdem Sclavenis nostris), worunter die Dalmatiner und Croaten zu verstehen sind, welche sich der fränkischen Herrschaft unterwarfen.

Illycus, ein slavonischer Herzog, plündert im Jahre 875 Istrien. Er war ein croatischer Fürst.

Papst Johann X. sendet im Jahre 924 Johann, Bischof von Amona, und Leo, Bischof von Præneste, mit Briefen nach Croatien und Dalmatien an Johann, Erzbischof von Spalato, und seine Suffragan-Bischöfe, sowie an König Tomislaw und an Michael, Herzog von Chulm, zu dem Zwecke, um die Abhaltung der Messen per Sclavinicam terram in lateinischer Sprache durchzusetzen, seine Hoffnung auf einen guten Erfolg aussprechend, weil die Sclavinen (sclavini) der römischen Kirche mit besonderer Treue zugetan sind. Ein anderer Brief des Papstes ist an den croatischen König Tomislaw und Michael, Herzog von Chulm, gerichtet,

sowie auch an die in *Slavonien* und Dalmatien wohnenden (*per Slavoniam et Dalmatiam commorantes*) Zupane, Geistlichen und an das ganze Volk, mit der Ermahnung, sie mögen es ferner unterlassen, Gott in der barbarischen, d. h. slavinischen Sprache zu opfern, und dass sie fest an dem rechten Glauben halten mögen. Hier kommt zum erstenmale der Name Slavonia vor, doch ist es aus der Geschichte klar, dass dieser oder der Name *Slavinica terra* nicht das Gebiet zwischen der Save und Drave bedeutet, sondern dass darunter das alte Croatien zu verstehen sei. Der Papst hätte eine solche Ermahnung an die damals noch in ihrem Heidentum herumbräusenden Ungarn zwischen der Drave und Save füglich nicht erlassen können. Das im päpstlichen Briefe erwähnte Slavonien und Dalmatien ist gleichbedeutend mit dem Lande Dalmatien und Croatien, welches im Titel der croatischen Herzoge vorkommt, — also ein anderes als das heutige Slavonien und ein anderes Croatien.

Diese Beispiele können aus jedem Jahrhundert beigebracht werden, bis der *westliche* Teil des Zwischenlandes der Drave und Save den Namen Slavonien erblich übernimmt.

König Heinrich II. schenkte im Jahre 1002 dem Bischof Gottschalk von Freisingen auf dessen Lebensdauer, dann dem dortigen Domherrn-Collegium den zwischen der Libnicza, Tabum und Save in Krain gelegenen Landstrich Strasiche (*praedium Strasista*) sammt anderen Territorien der Grafschaft Valtilo. Georg Fejér, durch den Flussnamen Save dazu veranlasst, folgert hieraus, dass das Anland der Save damals nicht vom croatischen König, sondern vom fränkischen Reiche abhing; Fejér ist hier nur bedingungsweise im Rechte, weil man nicht vergessen darf, dass die citirte Urkunde von Krain, nicht aber von dem unteren Laufe der Save spricht, deren Gebiet heute ganz fälschlich Slavonien genannt wird.

Johann, Archidiacon von Guerche (*Goricza*), welcher im XIV. Jahrhundert lebte, schrieb über das Leben Stefans des Heiligen viel krauses Zeug zusammen, welches, sollte es nicht seine eigene Erfindung sein, für ein Machwerk eines seiner Zeitgenossen ge-

halten werden muss. Er schreibt, der deutsche Kaiser habe im Jahre 1031 mit Stefan dem Heiligen Frieden geschlossen. Da Cresimir, König von Croatien, Stefan den Heiligen in dem Kriege, welcher dem Friedensschluss voranging, unterstützte, habe Stefan der Heilige jenen Teil «Slavoniens», welcher zu Ungarn gehörte, namentlich die Gegend, wo die Kulpa in die Save mündet, bis zum Flusse Terebes (d. h. die vereinigten Flüsse Pakra und Illova), dann entlang der Csernavecz bis an die Drau dem croatischen Könige verliehen. Ein anderer Teil Slavoniens sei seit einem Decennium unter Diogenes, Herzog von Syrmien gestanden. Es wurde zugleich beschlossen, dass Emerich, der Sohn Stefan des Heiligen, zum Herzog von Slavonien erklärt werden und Cresimir's Tochter zur Gemalin nehmen soll.

Hier müssen wir gegen Emerich's Titel eines Herzogs von Slavonien Verwahrung einlegen, — doch hierüber weiter unten.

Wichtig ist die Mittheilung des obigen Archidiacons über die Thaten König Andreas I. (1046—1064). Er schreibt nämlich, dass der König, als er seine Regierung gesichert sah, darauf bedacht war, die Rechte des Landes festzustellen. Er ernannte seinen Bruder Adalbert zum Herzog von Slavonien, Radó aber zum Palatin. Diese trieben den König von Croatien zu Paaren, und drängten Slavonien an seine alte Grenze, den Zettina-Fluss zurück.

Hier bedeutet Slavonien wieder nur Croatien, nämlich das an der Adria gelegene Küstenland. Dieser Schilderung zufolge zogen König Andreas I., beziehungsweise sein Bruder Béla und Radó mit Heeresmacht in Dalmatien ein, und dass dem so sei, wird auch durch den venetianischen Geschichtschreiber Dandolo bestätigt, welcher schreibt, dass König Andreas seine Herrschaft auch auf Dalmatien ausgedehnt habe. Hiedurch wird es verständlich, und es ist dies eine keineswegs verwerfliche Angabe, dass Adalbert (ungarisch Béla), des Königs Bruder, zum Herzog von Slavonien ernannt wurde, weil unter dem Namen Slavonien nicht das Zwischenland der Drave und Save, sondern Dalmatien zu verstehen ist, welches gemeinschaftlich mit Alt-Croatien den Namen

Slavonien führte. Auch dieses Beispiel beweist, dass Ladislaus der Heilige nicht der erste König war, welcher die Drau überschritt.

Doch es frägt sich, wenn die Ungarn das croatische Territorium bis an die Zettina zurückdrängten, was verblieb wohl vom Lande des croatischen Königs?

Hierauf kann, in Ermanglung aller positiven Daten, nur damit geantwortet werden, dass, nachdem die Action der Ungarn gegen die Griechen gerichtet war, das ungarische Heer wahrscheinlich durch das heutige Bosnien westlich vordrang, und auf diesem Wege sich den dalmatinischen Küsten näherte. Dieses vorausgesetzt, hat der croatische König, damals Vasall Griechenlands, allerdings verloren, doch es verblieb ihm das von Zettina nördlich gelegene alte croatische Land.

Im XII. Jahrhundert wird Dalmatien noch immer auch Slavonien genannt. Der Bischof von Scardona Michael schreibt im Jahre 1181, dass in Jadera (Zara) sich mit Farkas Palatin von Ungarn, Flasco Bischof von Tinnin, Graf Machareusius und mehrere adelige Herren Slavoniens versammelten. In demselben Sinne spricht Papst Urban III. im Jahre 1186 von der St. Peterskirche im Orte Boisçe in partibus Slavoniae. Der genannte Ort lag aber im Bistum von Nona, demnach in Dalmatien.

In diesem Jahrhundert dürfte wahrscheinlich das im Capitelarchiv von Spalato vorgefundene Pergamenregest fabricirt worden sein, welches die Namen der croatischen Bane und Geschlechter bis zum Ende des XI. Jahrhunderts aufzählt. Laut dieser Aufzeichnung soll es in Croatien sieben Bane gegeben haben, die den König wählten, wenn der Vorgänger ohne Leibeserben starb. Der erste Ban war der von Croatien, der zweite von Bosnien, der dritte von Slavonien (banus Slavoniae), der vierte von Posega (banus Posigae), der fünfte von Podravien (banus Podrave), der sechste von Albanien, der siebente von Syrmien (banus Sremi).

Es gehört ein starker, oder vielmehr ein blinder Glaube dazu, das zu glauben, was uns diese Aufzeichnung zumutet. Nichtsweniger nämlich als dies, dass im ganzen Zwischenland der Save und Drave noch am Ende des XI. Jahrhunderts Bane existirten,

welche den croatischen König wählten, wo doch die Könige von Croatien schon längst im Dunkel der Geschichte verschwanden. Doch ein solcher Zustand, wie ihn das Pergamen-Regest schildert, bestand auch vorher nicht, gleichviel welchen Zeitpunkt wir ins Auge fassen.

Betrachten wir die Behauptungen einzeln. Wir haben keine Einwendung gegen den croatischen und slawonischen Ban, wenn unter letzterem ein Dignitär verstanden wird, dessen Wirkungskreis im alten Croatien gewesen. Unter Posega können wir nicht das transdravanische Posegaer Comitatus verstehen, sondern es muss ein Bezirk dieses Namens in Serbien bestanden haben. Tomaschek nämlich vergleicht das municipium Macuretes mit dem Constantin'schen Μακρυρέσιον; und verlegt es in die Nähe des Flusses Megjurieč, welcher in die Morava fließt, — er sucht es insbesondere bei dem Orte Posega in Serbien. Was Podravien betrifft, so bedeutet dieser Name allerdings: Land unterhalb der Drave, oder an der Drave, diese Widersinnigkeit ist aber bereits Kukuljevic aufgefunden, der im Index zu seinem Urkundenbuch folgende Berichtigung versucht: «Podraviae (fors Podramae) banus.» Rački acceptirt diese Berichtigung in seinem Texte, und schreibt «banus Podramae». Ob aber die Worte: Ban in der Nähe des Rama-Flusses, und Provinz Rama eine richtige Erklärung bilden, will ich nicht entscheiden. Ich will nur bemerken, dass in Spruner's Karte, welche die Zustände unter den Anjous darstellt, zwischen dem serbischen District Uzsieza und der Grafschaft Zenta eine Provinz Podrima sich vorfindet, welche richtiger Pod-drina, das heisst: Land an der Drina oder unterhalb der Drina benannt werden müsste, weil sie an den Quellen der Drina liegt. Noch im Jahre 1459 wird Marcomir Brankovich als vojvoda Podrinija genannt. Für den Ban von Syrmien gibt es keinen Platz, weil Sirmium (ein Name, der schon unter den Römern vor Einwanderung der Slaven bestand, und daher älter ist als das slavische Srem) entweder den Griechen, oder den Ungarn gehörte, doch niemals den Königen von Croatien. Selbst das transsavanische Syrmien kann nicht überlassen werden, weil sich das croatische Vasallenland bis hieher nicht erstreckte.

Papst Alexander III. schreibt im Jahre 1177, dass er den Vicediacon Raymund de Capella, als apostolischen Legaten nach Slavonien gesendet habe, — versteht aber hierunter Croatien-Dalmatien; ebenso wie im Jahre 1180, als er seine Ansprache an den in Dalmatien und ganz Slavonien wohnenden Adel, die Geistlichkeit und das Volk richtet.

Seit Manuel den byzantinischen Tron bestieg, war sein Ziel die Eroberung Dalmatiens und die Einverleibung desselben in sein Reich. Die Emulation der ungarischen Prinzen um den Tron diente ihm hiezu als Mittel. Doch ein ähnliches Ziel hatte sich auch Venedig gesteckt. Ein mit den Griechen unglücklich geführtes Treffen der Ungarn im Jahre 1168 ermutigte die Venetianer zur Eroberung Zaras, und der übrige Teil Dalmatiens fiel wieder in Manuels Hände. König Béla III. hätte die Wiedereroberung mit Erfolg versuchen können, allein er war mit seinem Worte dem Kaiser verpflichtet. Kaum gelangte aber an die Adria die Nachricht von Manuel's am 24. September erfolgtem Tode, als nach dem Beispiele Spalatos auch die übrigen, in Händen der Griechen befindlichen dalmatinischen Städte sich freiwillig an Béla schlossen, und auch Zara, welches seit vielen Jahren in der Gewalt der Venetianer stand, das Joch abschüttelnd, ebenfalls unter die Oberherrschaft Ungarns zurückkehrte.

Aus dem letzten Lebensjahre Kaiser Manuel's haben wir die Nachricht, dass er Rogerius den Ducas Slavoniæ nannte, der doch eigentlich Wojwode von Dalmatien war. Rogerius selbst nennt sich in diesem Jahre Slavona, dei et imperiali gratia Dalmatiæ et Chroatiæ ducas. Beide Benennungen sind also identisch, und beziehen sich auf ein und dasselbe Land.

Die Venetianer kämpften acht Jahre hindurch um den Besitz von Zara, aber der Titel des Dogen der Republik verriet noch höhere Ansprüche, weil Oro Mastopietro sich Herzog von Venetien, Dalmatien und Croatien nennt (1179—1191), so wie vor ihm Vitalis Faledro (1085), der diesen Titel noch vom griechischen Kaiser erhielt.

Selbst in späteren Zeiten ging die Kenntniss dessen nicht

verloren, dass die östlichen Ufer des adriatischen Meeres zu Slavonien gehören. Als die Regierung von Venedig im Jahre 1226 den Handel mit «Slavonien» verbot, verstand sie gewiss nicht das heutige Slavonien an der Mündung der Drave, sondern wollte die dalmatinischen Seestädte treffen.

In dem Sinne, in welchem die Meister der Templer sich Meister des Tempelherren-Ordens in Ungarn und Slavonien nannten (per Ungariam et Slavoniam), in demselben Sinne spricht Papst Gregor IX. im J. 1236 mit Rückblick auf Emerich und Andreas II. als von den Königen Ungarns und Slavoniens.

DER «ALLGEMEINE DEUTSCHE SCHULVEREIN» UND UNGARN.

Auf der allerletzten, auf der Annoncenseite deutscher Blätter spuckt seit einiger Zeit ein Aufruf des *Allgemeinen deutschen Schulvereins*, handelnd von der grossen Drangsal der in Ungarn und Siebenbürgen lebenden Deutschen. Was die Blätter draussen im Reich weise verbergen zwischen den Ankündigungen über verlaufene Hunde und neue Methoden der Chocoladefabrikation, das produciren Wiener Blätter in ihrem redactionellen Teile, die Klügeren ohne besondere Zutat, die Unvorsichtigeren in Begleitung von allerhand merkwürdigen Wahrsagungen. Sieht einer das famose Schriftstück durch, so möchte man im ersten Augenblicke wetten, dass ein Teil der Unterschriften nur als Product einer übermütigen Fälschung an jene Stelle geraten sein könne. Mit Erstaunen sieht man da neben Grössen siebenundzwanzigsten Ranges die hochgeachteten Namen von Männern wie Brunner, Goldschmidt und Gneist.

Wie sind diese Namen in diese Societät geraten?

Wie ist es möglich gewesen, durch solche Charlatanerie solche Männer zu täuschen?

Denn *die Veranstalter* jener schmachvollen Magyarenhetze, die jetzt durch den deutschen Zeitungswald braust, *sie* sind hier

zu Lande genügend bekannt, und wir wünschen aufrichtig, sie wären auch in Deutschland ebenso gut gekannt!

Sie bilden eine Clique, in welcher die ambitiösen Unfähigen noch die charaktervollste Species sind, und dieser Clique zu antworten kann uns nicht in den Sinn kommen. Zur Aufklärung jedoch für jenes deutsche Publikum, das sein Ohr niemals der Wahrheit verschlossen hat; zur Aufklärung für jene Männer, die — schlecht beraten und schlecht berichtet — ihre Namen unter ein solches Actenstück setzen liessen, wollen wir hier einen kurzen Commentar zu dem Aufruf des deutschen Schulvereins schreiben.

Wir werden die Wahrheit sagen, nichts als die Wahrheit; möge es uns aber auch gestattet sein, die *ganze Wahrheit* zu sagen.

I.

Vor Allem eine Frage: Wer berechtigt die Herren vom Deutschen Schulverein im Namen der Deutschen in *Ungarn* zu sprechen? Von *Siebenbürgen*, wo nach der neuesten Zählung 224.000 Deutsche leben, wollen wir später mit aller Ausführlichkeit abhandeln; allein im eigentlichen *Ungarn* leben 1,596.000 Deutsche, und wir wagen zu sagen, dass in dieser Bevölkerung von über anderthalb Millionen sich nicht eine einzige Gemeinde gefunden hat, und wäre sie die kleinste unter allen, die jemals dem Deutschen Schulverein eine Klage anvertraut hätte. Mögen die Herren vom Deutschen Schulverein auch nur eine einzige Zuschrift, von ernsten Männern aus der Reihe dieser anderthalb Millionen stammend, vorzeigen und dann wollen wir mit ihnen über ihren Beruf zur Rettung der ungarländischen Deutschen discutiren. Wir behaupten aber, dass sie eine solche Aeusserung nicht werden namhaft machen können. Und es gibt doch Tausende von rein deutschen Gemeinden in *Ungarn*!

Wem wollen die Herren also in *Ungarn* zu Hilfe eilen?

Die Deutschen in *Ungarn* und *Siebenbürgen* besitzen eine Presse, welche sich einer so vollständigen Freiheit erfreut, wie man sie in keinem Lande Europa's vollständiger kennt, und wahrlich, sie

weiss von dieser Freiheit gehörig Gebrauch zu machen! Da ist z. B. das Organ der Siebenbürger Intransigenten, das in Hermannstadt erscheint und Tag für Tag die gehässigsten und lügenhaftesten Verunglimpfungen gegen den ungarischen Staat schreibt, gegen die leitende Nation, gegen die hervorragendsten Führer derselben, gegen Alles, was diese heilig schätzt und was sie liebt. Wenn ein elsässisches oder ein socialistisches Blatt den hundertsten Teil solcher Schmähungen gegen Deutschland vorbrächte, der Redacteur würde sicherlich landesflüchtig werden, oder er müsste sein ganzes Leben im Gefängnisse verbringen. In Ungarn, in diesem Lande der Unterdrückung, wird das erwähnte Blättchen in keiner Weise behelligt. Es heult sein schreckliches Klagehied von Tag zu Tage; wir denken uns dabei — dafür sind wir ja Asiaten! — mit dem Profeten: «Es ist gut, dass dem Esel keine Hörner gewachsen sind!» — und damit ist die Sache auch vollkommen zu Ende. Weder der Redacteur, noch der Herausgeber, noch irgend einer der Mitarbeiter an jenen täglich erscheinenden Schmähschriften wird auch nur vor Gericht gestellt. Nie, inmitten dieser Orgien des magyarischen Terrorismus, die wir hier feiern, nie ist es Jemandem bei uns beigestanden, ein gerichtliches Einschreiten gegen diese unqualificirbaren Presserzeugnisse zu verlangen; nie — wir sagen das mit Stolz und mit Zuversicht — nie wird ein solches Einschreiten in Zukunft begehrt werden. Möge jeder denkende und lesende Deutsche sich fragen, ob unter *gleichen* Verhältnissen in Deutschland ein *gleiches* Vorgehen beobachtet worden wäre? *Wir* haben darüber kein Urtheil abzugeben; wir massen uns nicht an, die inneren Vorgänge in unseren Nachbarstaaten zu kritisiren; jedes Wort dieser Art würde uns als eine unverzeihliche Indiscretion und als eine Aufdringlichkeit erscheinen. Was wir da vorbringen, das hat lediglich den Zweck zu zeigen, dass wenn uns, wie die Gelehrten des «Deutschen Schulvereins» versichern, nichts mehr heilig ist, wir die Pressfreiheit doch noch immer respectirt haben.

Nun denn, bei dieser schrankenlosen Pressfreiheit findet sich kein einziges deutsches Blatt in Ungarn, das dem Schulverein für seine heroischen Rettungsversuche Dank sagte. Erstaunt fragt sich

vielmehr alle Welt: Wen wollen die Herren denn retten? wer ist in Gefahr, zu dessen Schutze man «die Deutschen aller Parteien», jene «vierzig Millionen, welche sich des Vollbesitzes deutscher Cultur erfreuen», wie zu einem Kreuzzuge aufruft? Wie Herr Jourdain vierzig Jahre lang Prosa spricht, ohne es zu wissen — so sind die ungarischen Deutschen vielleicht auch seit 14 Jahren unterdrückt gewesen, ohne dass sie selbst eine Vorstellung davon hatten. Doch nun sind ihnen endlich die Augen geöffnet worden, und sie werden wohl nicht säumen, dankbar der Freunde draussen im Reich zu gedenken, die sich gar so gütig ihrer Schmerzen annehmen? Wie wird der verlassene Bruderstamm den Rettern in der Not danken? Darauf kommt ja schliesslich Alles an, denn «beneficia non obtruduntur» — und wenn die ungarischen Deutschen nun einmal nicht gerettet sein wollen, wer kann sie dazu gewaltsam verhalten?

Wir constatiren aber kurz und gut, dass die deutsche Presse in Ungarn einstimmig den Aufruf des Schulvereins wie eine Lächerlichkeit und wie eine Aufdringlichkeit zurückgewiesen hat. Keine einzige Stimme hat die vom confusesten Pathos getränkte Kapuzinade des Schulvereins ernst genommen.

Darauf wird von jener gewissen Seite, die wir später noch genauer zu markiren trachten werden, erwidert: «Ja, das sind eben nicht die rechten Deutschen, das sind corruptirte Deutsche, Deutsche zweiter Classe, Deutsche, welche im Banne des Magyarismus liegen.»

So sei's! Wir untersuchen vorerst nicht, ob denn die deutschen Bürger des Banats und der Bácska, ob denn jene Bewohner der Zips, welche ihr deutsches Volkstum in jungfräulicher Reinheit durch Jahrhunderte erhalten haben, ob sie sämmtlich schlechtere Deutsche, ob sie weniger deutsch sind, als das auserlesene Völkchen der Sachsen in der Höhe von 180.000 Köpfen? Ganz recht, sie sind sämmtlich schlechte Deutsche, sie sind gar schrecklich corruptirt und mit Haut und Haar dem Magyarismus verfallen — aber, es handelt sich um anderthalb Millionen Menschen und wenn diese alle nun so verderbt sind, wer will sie daran hin-

dern? mit welchem Rechte wollen Fremde ihnen eine Ueberzeugung aufdrängen, die sie nicht mögen? mit welchem Rechte will man Jene befreien, die nicht befreit zu sein begehren?

Wahrlich, wir stehen an, das Wort zu gebrauchen und wir müssen dasselbe doch aussprechen — es ist eine Art von *politischer Bauernfängerei*, wenn man unter den obwaltenden Umständen und aus den gegebenen Anlässen die Deutschen aus allen Ländern aufruft, eine Verbindung herzustellen, die überall da wirksam sei, «wo moderne Barbarei deutsche Bildung mit Füßen tritt». Wenn die Herren nicht glauben, in die ungarischen Unterrichtsgesetze irgend einen pädagogischen Duchésne-Paragrafen einzufügen — und so verschoben sind sie wohl nicht, *das* zu glauben! — dann stellt ihre Vereinigung um nichts höher, als die der erstbesten irredentistischen Gemeinde. Sollte es aber möglich sein, dass sie, Professoren, geheime und nichtgeheime Räte, die sie sind, nie davon gehört hätten, mit welchen Namen man es in der politischen Gesellschaft bezeichnet, wenn öffentlich oder geheim zur Agitation auf dem Gebiete eines Staates aufgefördert wird, mit dem man nicht nur in Frieden, sondern in einem engen Bündnisse lebt? Alle diese Herren, so viele ihrer sind, sie werden niemals auch nur ein Jota an der ungarischen Schulgesetzgebung ändern, wohl aber wird jeder Einsichtige es ihnen sagen, dass wenn sie es darauf abgesehen hätten, die Stellung der Deutschen in Ungarn zu erschweren und zu compromittiren, sie kein besseres Mittel hätten erdenken können als dasjenige, welches sie angewendet haben. Wenn es ihnen wirklich um die Deutschen in Ungarn zu tun gewesen ist, hätten sie bedenken müssen, dass eine Agitation wie diejenige, die sie entfalten, geeignet wäre — wie nichts anderes dazu geeignet ist — die Agitation *in entgegengesetzter Richtung* zu schaffen, zu verschärfen, ja zu rechtfertigen? Wenn jene barbarische Gesinnung wirklich existirte, von der sie so schauerliche Mähren zu berichten wissen, müsste dieselbe nicht aus einem Schriftstücke, wie der Aufruf des deutschen Schulvereines — welches den höchsten Excess nationaler Selbstüberhebung und Aufdringlichkeit darstellt — ihre beste Kraft schöpfen? Jene Ausschreitungen, von welchen die

Herren berichten, haben niemals existirt, aber wenn sie existirten, so wären sie durch diesen Aufruf nahezu rehabilitirt!

Doch wir haben vielleicht schon zu lange bei diesen Allgemeinheiten verweilt. Wir haben uns ja vorgesetzt, einen Commentar zum Aufrufe des Deutschen Schulvereines zu schreiben. So wollen wir denn dem Opus einmal ordentlich ins Gesicht leuchten, und wir zweifeln nicht, dass man uns in jenem grossen deutschen Publikum, welches unbeirrt von der stupiden Phrase noch gewohnt ist, selbst zu urtheilen, nicht Unrecht geben wird, wenn wir von diesem Aufrufe sagen: *So viele Sätze, so viele Entstellungen — so viele Sätze, so viele Unwahrheiten!*

II.

Folgendes ist der Aufruf des «Deutschen Schulvereins»:

«An alle Deutschen richten die Unterzeichneten die Aufforderung, dem am 15. August d. J. hierselbst gegründeten Allgemeinen Deutschen Schulvereine beizutreten. Nachdem im vorigen Jahre der Deutsche Schulverein zu Wien zu dem Zweck zusammengetreten war, dafür zu sorgen, dass den Deutschen in den cisleithanischen Kronländern Oesterreichs, welche an den Grenzen deutscher Sprache belegen sind und welche sich unter dem Drucke fremder Nationalität befinden, die volle geistige Ausbildung in ihrer Muttersprache gesichert bleibe, hatten sich im Laufe dieses Sommers auch im Deutschen Reiche zahlreiche Ortsgruppen gebildet, um den Wiener Schulverein in seinen Bestrebungen durch Beiträge zu unterstützen. — Diese trefflichen Bestrebungen, welche überall, wo sie zu Tage getreten sind, von den besten Erfolgen begleitet waren, können indess den im Deutschen Reiche lebenden Deutschen nicht ausreichend erscheinen; es genügt nicht, dass deutsche Gemeinden in einzelnen Kronländern Oesterreichs gegen Slavisirung geschützt werden. Es muss ein solcher Schutz vielmehr den Deutschen überall zu Theil werden, wo sie in Gefahr stehen, durch eine der deutschen Cultur feindliche Nation in ihrem heiligsten Erbtheil, der deutschen Bildung, verkümmert zu werden.

«Vor Allem sind es jetzt die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen, welche unserer Hilfe bedürfen. Trotz der gesetzlichen Zusicherung der Gleichberechtigung der Sprachen hat die herrschende magyarische Minderheit seit einer Reihe von Jahren consequent dahin gearbeitet, die deutsche Bildung in den ungarischen Kronländern zu Grunde zu richten. Die Zahl der deutschen Volksschulen wird von Jahr zu Jahr vermindert, die deutschen Gymnasien sind mit Ausnahme der siebenbürgisch-sächsischen magyarisirt, eine deutsche Universität ist nicht mehr vorhanden: die gesetzliche

Bestimmung, nach welcher der Staat verpflichtet ist, für die Bildung der Deutschen bis zur Stufe des akademischen Unterrichts Sorge zu tragen, ist nicht allein nicht ausgeführt, sondern das jetzt vorgelegte Mittelschulgesetz will unter Aufhebung dieser Bestimmung die Errichtung neuer deutscher Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) durch den Staat *verbieten* und alle zum Lehramt Berechtigten zwingen, die Befähigung zum Unterricht in der magyarischen Sprache nachzuweisen, damit auch die bisherige Bildung der Lehrer auf deutschen Hochschulen für die Zukunft verhindert werde. *So dankt es der Magyar, dass ihm der Deutsche nicht nur die Befreiung von der Turkenherrschaft brachte, sondern überhaupt erst das Licht europäischer Bildung über die ungarischen Länder verbreitete.*

-Diesen empörenden Zuständen gegenüber die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen zu unterstützen, ihnen in dem Streben der Bewahrung ihrer deutschen Cultur beizustehen, ist Deutsche Pflicht; — es ist vor Allen die Pflicht der vierzig Millionen Deutschen, welche sich im Deutschen Reiche des Vollbesitzes der Segnungen deutscher Cultur erfreuen. — Es bedarf aber zu diesem Zweck einer wirksamen Organisation, welche — jeder politischen Parteistellung fern — sich das grosse Ziel setzt, dass es nirgends auf der Welt dem Deutschen an Mitteln fehlen darf, sich und den Seinigen deutsche Bildung zu schaffen und zu erhalten. — Möge die Organisation des «Allgemeinen Deutschen Schulvereins», zu welcher aus den verschiedenen Theilen des Reichs bereits die Zustimmung an uns gelangt ist, im Stande sein, eine solche Schutzwehr zu bilden, die überall da wirksam wird, wo moderne Barbarei es wagt, deutsche Bildung mit Füßsen zu treten.

Berlin, im November 1881.*

Unterschieden: F. Arndt, Geh. Commerz.-Rat. Dr. Bach, Director der Falk-Realschule. G. Bleibtren, Prof. Dr. Boltze, Director der Andreas-Realschule. Prof. Heinrich Brunner, Georg v. Bunsen, Dr. Gneist, Abgeordneter. Prof. Goldschmidt, Geh. Justizrat. Heinrich Hardt, Prof. Dr. Hartmann, Julius Heese, Commerz.-Rat. Friedrich Kapp, Julius Kauffmann, Commerz.-Rat. Prof. Otto Pfeleiderer. Dr. Falkenstein. Dr. Richard Böckh. Dr. Bormeng. Dr. Bernard. Prof. Dr. Wattenbach. Prof. Dr. Zupitza.

So lautet die Anklage. Neben den ganz und gar inhaltlosen Phrasen findet sich in derselben Wahrheit und Dichtung so erstaunlich durcheinander geworfen, dass man die eine von der andern gar nicht mehr zu unterscheiden im Stande ist. Man sieht es deutlich, die Herren in Berlin haben ihre Entrüstung fix und fertig aus Hermannstadt bezogen. Und wenn sie die Geschichte auch nicht ganz verstanden haben; wenn wir auch wetten möchteten, dass kein Einziger der Berliner Herren jemals von Angesicht zu Angesicht jene Gesetze gesehen hat, auf welche in diesem Aufrufe

Berufung geschicht, so haben sie es doch als eine nationale Sache angesehen, diese Klage ins heilige deutsche Reich hinauszusenden. Da wollen wir uns denn die Herren auf ein Stündchen ausbitten, um ihnen diese Kenntniss zu vermitteln. Wir hoffen, dass diese Zeit ihnen einigen Nutzen und vielleicht auch einige Kurzweil bringen wird.

„*Trotz der gesetzlichen Zusicherung der Gleichberechtigung der Sprachen hat die herrschende magyarische Minderheit seit einer Reihe von Jahren consequent dahin gearbeitet, die deutsche Bildung in den ungarischen Kronländern zu Grunde zu richten.*“ — Wenn Herr Victor Tissot von den «ungarischen Kronländern» spräche, so wäre das begreiflich; wenn aber angesehene deutsche Gelehrte eine so bodenlose Unwissenheit in Sachen des Staatsrechts der österreichisch-ungarischen Monarchie bekunden, dass sie von «ungarischen Kronländern» sprechen, fast zwei Jahrzehnte, nachdem Ungarn sich angesichts von ganz Europa als selbständiges Staatswesen constituirt hat, nachdem der Name Ungarns als der eines mit Oesterreich vollkommen gleichberechtigten Staatswesens bei unzähligen internationalen Anlässen — unter anderen auch auf dem *Berliner Congresse* — seine Rolle gespielt hat: wenn, sagen wir, nach alledem deutsche Professoren von «ungarischen Kronländern» sprechen, so können wir das nur mit respektvollem Schweigen aufnehmen und Herrn Tissot im Stillen Abbitte leisten, dass wir jemals gegen seine wissenschaftliche Gründlichkeit Zweifel zu erheben gewagt haben.

So wird denn in den «ungarischen Kronländern» seit 14 Jahren die deutsche Bildung zu Grunde gerichtet! Merkwürdigerweise hat sich gerade während dieser Zeit, das ist seit dem Jahre 1867, die Zahl der Schulen jeglicher Art mehr als verdoppelt und da diese Schulen sich gleichmässig auf alle Nationalitäten vertheilen, so können wir wirklich nicht begreifen, wie es möglich gewesen wäre, die «deutsche Bildung» mit solchen Mitteln und auf solchen Wegen gar so sehr zu Grunde zu richten? Dass dem aber wirklich so sei, wie wir sagen, das wollen wir mit Ziffern beweisen.

Nehmen wir zuerst die Elementarschulen.

Von den 15,824 Volksschulen des Jahres 1880 war die *Unterrichtssprache* die

<i>ungarische</i>	in 7342 Schulen
<i>deutsche</i>	» 867 »
rumänische	» 2756 »
slovakische	» 1716 »
serbische	» 245 »
croatische	» 68 »
ruthenische	» 393 »
<i>ungarisch-deutsche</i>	» 919 »
rumänisch-ungarische	» 394 »
slovakisch-ungarische	» 597 »
serbisch-ungarische	» 52 »
croatisch-ungarische	» 79 »
ruthenisch-ungarische	» 246 »
andere zwei Sprachen	» 48 »
drei Sprachen	» 102 »

In der Majorität der vorhandenen Schulen, das ist in 8482 Anstalten, war die Vortragssprache also *nicht magyarisch*, den Ziffernverhältnissen der Nationalitäten entsprechend.

Wir fragen, ist es möglich, in Schulangelegenheiten ein liberaleres Vorgehen zu denken, als dasjenige, welches die vorstehenden Ziffern ausdrücken? *Es gibt fünfzehn Gattungen sprachlich verschiedener Schulen* — der Staat verhält sich dem gegenüber ganz teilnahmslos und respectirt jede Eigenart. Es gibt nahezu 3000 rumänische, nahezu 2000 slavische Schulen, der Staat legt ihnen nichts in den Weg und man wird doch wohl die ungarischen Regierungsmänner nirgends für so blöde halten, dass sie rumänische und slavische Schulen lieber sähen, als deutsche Lehranstalten?

Wenn sie übrigens so dächten, so wäre auch damit an dem Stande der Dinge nichts geändert, da die Volksschule in Ungarn ganz in den Händen der Gemeinden und Confessionen ist, welche über die Vortragssprache derselben vollkommen frei entscheiden. Von dem confessionellen Charakter des ungarischen Volksschulwesens haben die Herren vom Schulverein — versteht sich — keine Kenntniss und sie haben auch nicht getrachtet, sich darüber zu informiren. Wahrlich, man muss die Kühnheit bewundern, mit

welcher diese Herren sich unterfangen, bei so bodenloser Unwissenheit über ungarische Verhältnisse diese selben Verhältnisse zum Gegenstande ihrer entrüsteten Kritik zu machen.

So mögen denn die Ziffern hier stehen, welche die Gemeinde des deutschen Schulvereins aufklären können!

Das Verhältniss, in welchem die Staatsschulen zu den confessionellen und Gemeindeschulen stehen, drücken die folgenden Zahlen aus.

Von den 15,824 *Volksschulen* des Jahres 1880 waren:

Staatsschulen	...	...	...	...	266
Gemeindeschulen	...	...	...	...	1669
Confessionelle Schulen	...	...	...	...	13,722
Privatschulen	...	...	...	...	167

In 266 Schulen bestimmte also der Staat die Vortragssprache — dem standen aber 15,558 Anstalten gegenüber, in welchen der Staat darauf keine, absolut keine Ingerenz besass.

Wenn sich eine ungarische Gemeinde fände, in der sechs Sprachen vertreten sind, so hätten die Gemeindemitglieder das Recht sechs Schulen zu errichten, in deren jeder eine andere Vortragssprache zu Hause wäre, oder sie könnten begehren, dass eine einzige Schule errichtet werde, worin alle diese Sprachen gleichberechtigt gelehrt und gesprochen werden sollten. Fände sich für diese Schule irgend ein kleiner Mezzofanti unter den Zöglingen unserer Lehrerpräparanden, so würde ihn nichts in seinem wohlthätigen Wirken hindern. Auch die wenigen Staats-Elementarschulen unterrichten übrigens in der Sprache, welche an Ort und Stelle die Majorität besitzt und der ungarische Staat hat magyarische Schulen ebenso, wie er deutsche, slovakische oder ruthe-nische besitzt.

Erst vor etwa zwei Jahren ist man zum erstenmale darauf gekommen, von staatswegen zu begehren, dass in allen Volksschulen die ungarische Sprache nicht etwa zur Vortragssprache erhoben werde, sondern blos, dass sie in die Reihe der ordentlichen Unterrichtsgegenstände aufgenommen und ein bis zwei Stunden wöchentlich gelehrt werde. Darob wurde die ganze

deutsche Presse gegen Ungarn gehetzt — als ob noch nie ein Staat irgendwo in der Welt verlangt hätte, dass man bei der Erziehung seiner künftigen Bürger unter Anderem auch seine Sprache ein wenig berücksichtige; als ob nicht in ganz Belgien in jeder flämischen Elementarschule die französische Sprache gelehrt würde; als ob man in Posen auch nur ein Jahr lang eine Schule dulden würde, in welcher die deutsche Sprache so behandelt würde, wie die magyrische Sprache in der Mehrzahl der ungarischen Schulen; als ob nicht zu jeder Zeit und in jedem Lande die Regierungen *mehr* begehrt hätten, als was in diesem Gesetze über den obligatorischen Unterricht der magyrischen Sprache verlangt wird!

Der Staat betrachtet es als seine Pflicht, die Bürger zur Kenntniss der Staatssprache zu erziehen, damit dieselben nicht später wegen Unkenntniss derselben zu gewissen Staatsämtern unfähig seien. Dieser Gedanke ist nicht von heute und gestern; er findet sich schon in jener *Ratio educationis*, welche ein berühmter magyrischer Chauvinist, der *Kaiser Franz* hiess, im Jahre 1806 herausgab und in welcher ein Paragraph bestimmt: «*Linguae patriæ usum civi Hungaro esse omnino necessarium, nemo est, qui ambigat: idcirco cura ubique peculiaris et continua erit in scholis Hungariæ adhibenda, ut illius cognitione adolescentes pariter imbuantur.*»

So stand es von jeher und das ist das Einzige, was der ungarische Staat bisher getan hat, um seinen Einfluss auf das Volksschulwesen zu sichern.

Das sind ganz unbestreitbare Tatsachen. Diese Tatsachen aber kennt der Deutsche Schulverein nicht und das ist in seinem Falle geradezu ein Vergehen. Denn es kann einer ein sehr braver Mann und ein ganz trefflicher Deutscher sein, ohne von den Details des ungarischen Schulwesens Kenntniss zu haben. Wir bilden uns auch durchaus nicht ein, dass es zu Europa's dringendsten Sorgen gehöre, sich über diese Dinge zu informiren. Das aber kann nicht zweifelhaft sein, dass Personen, welche sich anmassen, über die Verhältnisse eines Landes in jenem Tone zu sprechen, wie die Herren vom Deutschen Schulverein, dass diese Personen

auch die Pflicht haben, sich über diese Verhältnisse verlässliche Informationen zu verschaffen. Wenn solche Personen aber auf der einen Seite mit vollster Apodicticität das Wort führen und auf der anderen Seite eine so grenzenlose Unkenntniss an den Tag legen: dann sagen wir es ohne Umstände, dass ein so geartetes Vorgehen den einfachsten Begriffen von politischer Moral Hohn spricht. Der Pariser «Figaro», über dessen Berichte aus Deutschland man seiner Zeit so viel gelacht hat, ist eine recht lüderliche Zeitung; aber die Mitarbeiter des «Figaro» sind hundertmal gewissenhafter, wenn sie ihr Deutschland schildern, als die Herren vom Schulverein, wenn sie über Ungarn sprechen.

Die Klage geht dann folgendermassen weiter: *„Die gesetzliche Bestimmung, nach welcher der Staat verpflichtet ist, für die Bildung der Deutschen bis zur Stufe des akademischen Unterrichtes Sorge zu tragen, ist nicht allein nicht ausgeführt, sondern das jetzt vorgelegte Mittelschulgesetz will unter Aufhebung dieser Bestimmung die Errichtung neuer deutscher Mittelschulen durch den Staat verbieten und alle zum Lehramte Berechtigten zwingen, die Befähigung zum Unterrichte in der magyjarischen Sprache nachzuweisen, damit auch die bisherige Bildung der Lehrer auf deutschen Hochschulen für die Zukunft verhindert werde.“*

Ein wahrer Rattenkönig von Unkenntniss, von Verdrehungen und Erfindungen. Vor Allem ist jenes fürchterliche «Mittelschulgesetz» vorerst nur noch ein *Gesetzentwurf*. Wie ernst die ungarische Legislative es mit der durch diese Vorlage bezweckten Reform nimmt, mag man daraus ersehen, dass der Gesetzentwurf über die Reorganisation des Mittelschulwesens *seit zehn Jahren* dem Parlamente vorliegt, fortwährend Gegenstand der Discussion war, in fünf, jedesmal modificirten Formen durch die Regierung der Gesetzgebung unterbreitet, dreimal durch parlamentarische Ausschüsse beraten und modificirt wurde — ohne dass das Abgeordnetenhaus sich dazu entschliessen konnte, die meritorische Verhandlung zu beginnen. Nun ist dieser Gesetzentwurf neuerdings dem Unterrichtsausschusse zugewiesen; es können aber Jahre vergehen, ehe derselbe zur Verhandlung gelangt. Welches

die definitive Form sein wird, in welcher diese Vorlage aus den Ausschüssen und aus den Beratungen des Plenums endlich hervorgehen wird, das ist vorerst noch gar nicht abzusehen. Gerade solche Regierungsvorlagen werden oft bis zur Unkenntlichkeit modificirt, ehe sie der königlichen Sanction unterbreitet werden, und wer wüsste zu sagen, was das Schicksal des jetzt in Frage stehenden Entwurfes sein wird? Wie soll man es angesichts dieser Tatsache bezeichnen, wenn von gewisser Seite ganz Deutschland aufgeboten wird gegen etwas, was noch gar nicht Gesetz ist, was möglicherweise gar niemals zum Gesetze werden wird?

Es gibt kein neues Mittelschulgesetz und es ist demnach die vollkommenste Tisottise, wenn ernste Männer, ehe sie sich überzeugen haben, ob das, wovon sie sprechen, wirklich existirt, eine solche Anklage erheben. Wohl aber gibt es — wie gesagt — einen *Mittelschulgesetz-Entwurf*, und diesen wollen wir hier kurz analysiren.

Wieder haben die Berliner Herren mit eben so viel Suffisance als Frivolität über einen Gegenstand abgeurteilt, der ihnen absolut unbekannt ist. Sie hätten diesen auch in deutscher Uebersetzung erschienenen Gesetzentwurf doch mindestens durchlesen sollen. Sie hätten dann über die Natur des ungarischen Mittelschulwesens Auskünfte erhalten, von denen sie jetzt keine Vorstellung haben. Denn sie besitzen offenbar nicht die geringste Kenntniss von dem vorwiegend confessionellen Charakter des ungarischen Mittelschulwesens, welcher Charakter es mit sich bringt, dass dem Staate in der grossen Mehrzahl dieser Anstalten nur die Oberaufsicht, keinesfalls aber das Recht zusteht, die Unterrichtssprache zu bestimmen.

Die folgenden Ziffern zeigen, wie zum Schlusse des Jahres 1879/80 das Mittelschulwesen sich zwischen dem Staate und den Confessionen verteilte. Es bestanden in dem genannten Jahre:

	Gymnasien	Realschulen	Summe
Staatsanstalten	7	17	24
Municipalanstalten	5	7	12
Ordensschulen	40	—	40
Aus dem Studienfond erhaltene Anstalten	14	—	14

	Gymnasien	Realschulen	Summe
Evangelische Anstalten	25	—	25
Reformirte „	30	—	30
Evangelisch-reformirte Anstalten	1	—	1
Katholische Anstalten	18	1	19
Unitarische „	3	—	3
Griechisch-orientalische Anstalten	3	—	3
Interconfessionelle Anstalten	1	—	1
Private Anstalten	2	1	3
	149	26	175

Die Zahl der eigentlichen Staatsanstalten verhält sich somit zu den confessionellen und municipalen Schulen wie 24 zu 151. Von den gesammten 175 Anstalten stehen 111 unter mehr minder directer Aufsicht der Regierung, während 64 Schulen sich vollkommen der staatlichen Einflussnahme entziehen. Wenn in manchen municipalen oder confessionellen Anstalten in magyarischer Sprache vorgetragen wird, so geschieht das eben, weil die Bevölkerungen, welche diese Schulen erhalten, es so wollen. Wo sie das nicht wollen, haben sie das Recht unterrichten zu lassen, wie es ihnen beliebt. Freilich haben zahlreiche Deutsche — denen die Zukunft ihrer Kinder höher steht, als das Verlangen nach einem Conflict mit dem Staate — von jeher gewünscht, ihren Kindern den Vorteil zu sichern, dass dieselben ausser ihrer deutschen Muttersprache auch die ungarische Staatsprache kennen und sprechen. Aus diesem vernünftigen und practischen Bestreben hat sich unter Anderem auch die Gewohnheit herausgebildet, dass deutsche Familien ihre Söhne zu ungarischen und ungarische Familien ihre Söhne zu deutschen Familien geben und daselbst Jahre hindurch lassen, bis sie der fremden Sprache vollkommen mächtig sind. Zwischen Deutschen und Ungarn — wir müssen immer wieder darauf zurückkommen — besteht eben in Ungarn von jeher das denkbar beste Verhältniss und die sächsische Agitation hat auf ungarischem Boden niemals den geringsten Anhang gehabt. So kommt es, dass, wie wir versichern können, *seit dem Bestande der ungarischen Regierung an dieselbe noch niemals das Verlangen gestellt worden ist, ein deutsches Gymnasium zu errichten.* Wo die Sprachenverhältnisse es so erfordern,

wird aber in den Staatsschulen auch jetzt in gemischter Sprache der Unterricht erteilt. In den confessionellen Schulen hingegen bestimmen, wie gesagt, die Confessionen in uneingeschränkter Autonomie ihre Vortragssprache. Der Staat hat ihnen absolut nichts vorzuschreiben. Das ist es, was man den Herren vom Deutschen Schulverein nicht gesagt hat, und man hat ihnen ferner nicht gesagt, dass der neue Mittelschul-Gesetzentwurf diesen Zustand vollständig sanctionirt.* Wir aber wagen zu behaupten, dass dieser Gesetzentwurf einen Liberalismus an den Tag legt, der mit Rücksicht auf die Wahrung staatlicher Interessen kaum zu entschuldigen ist, und dass derselbe, was den Respect vor der confessionellen, das ist in diesem Falle nationalen Autonomie betrifft — in der europäischen Unterrichts-Gesetzgebung ohne Beispiel dasteht.

Dieser Gesetzentwurf gestattet allen Confessionen, ja selbst privaten Gesellschaften und einzelnen Privaten, öffentliche Mittelschulen zu errichten, wenn dieselben in Bezug auf den Lehrplan den allgemeinen, für die betreffende Kategorie von Schulen gültigen Vorschriften entsprechen; die Zeugnisse dieser mit dem Rechte der Oeffentlichkeit bekleideten Schulen — ob nun an denselben magyarisch oder deutsch, rumänisch oder serbisch vorgelesen wird — geniessen dieselbe Giltigkeit, wie die Zeugnisse der Staatsschulen. Da die Mittelschulen meist in Händen der Confessionen sind, wird ihnen auch das Recht gegeben, ihre Lehrer in eigenen Seminarien zu bilden und dieselben vor den von ihnen gewählten Prüfungs-Commissionen — welchen nur zwei Regie-

* Paragraph 79 des Gesetzentwurfes bestimmt wörtlich Folgendes: «Die Confessionen, Gesellschaften oder Private bestimmen selbst die Vortragssprache in den von ihnen erhaltenen Schulen, doch sind dieselben verpflichtet, wenn die Vortragssprache nicht die magyarische ist, ausser ihrer Vortragssprache und Literatur für den Unterricht der ungarischen Sprache und Literatur als eines obligaten Lehrgegenstandes zu sorgen.» — Das gilt von den nichtmagyarischen, also auch deutschen Schulen. Paragraph 4 und 6 des Gesetzentwurfes hingegen bestimmt für alle Mittelschulen des Landes ohne jeglichen Unterschied, deutsche Sprache und Literatur als einen obligaten Lehrgegenstand.

rungs-Vertreter zugezogen werden — prüfen zu lassen. Ausgerüstet mit den Zeugnissen dieser confessionellen Anstalten erlangen die Candidaten die Befähigung zur Ausübung des Lehramtes in confessionellen, wie in Staatsschulen, gerade so wie ihre Collegen, die in den Seminarien des Staates und unter dessen unmittelbarer Aufsicht ausgebildet worden sind. Den Besuch fremder, also auch deutscher Schulen verbietet das Gesetz nicht nur nicht, sondern es bestimmt ausdrücklich, *dass jeder Candidat von den akademischen vier Jahren drei an einer ausländischen Hochschule verbringen könne*. Nur während eines einzigen Jahres wird gefordert, dass die Zöglinge die Landesschulen frequentiren und ebenso wird gefordert, dass die Qualification zum Lehramte im Lande selbst erworben werde, wie es ja keinen Staat in der Welt gibt, der eine im Auslande erworbene Lehramts-Qualification für sich als massgebend anerkennen würde. Bei dem letzten Examen verlangt man aber auch — und hier liegt das grosse Attentat gegen die «deutsche Bildung» — bei dem letzten Examen eines Mittelschul-Professors verlangt man aber auch, dass er, der nicht nur die Qualification zur Ausübung des Lehramtes in den Schulen seiner Confession erlangt, sondern zum Lehramt in sämtlichen Mittelschulen des Landes befähigt wird, nachweise, dass er den Unterricht in der Staatssprache erteilen könne. Der Staat gibt eine Concession, welche zu den wertvollsten und unseres Erachtens nicht ganz ungefährlichen gehört, er deckt mit seiner Autorität die Zeugnisse, welche von Schulen ausgestellt sind, die nicht unter seiner Leitung stehen — was ist da natürlicher, als dass er als Entgelt mindestens begehrt, sich zu vergewissern, ob die Zöglinge dieser Schulen, wenn sie an ungarische Anstalten gelangen, auch der Sprache ihrer Schüler und ihrer Schule mächtig sein würden? Von Jenen, welche sich darauf beschränken wollen, in den Schulen ihrer Confessionen zu wirken, verlangt der Staat überhaupt gar nichts. Die Confessionen können bezüglich der Ausbildung und Prüfung der Lehrer ihrer Mittelschulen ganz autonom verfügen. Ist's ihnen recht, dass ein Lehrer der Staatssprache nicht mächtig sei, so hindert sie nichts denselben anzustellen. Erst im Augenblicke, da der

Betreffende aus dem Kreise seiner Confession heraustretend, die Verwendung in den Staatsschulen sucht, tritt der Staat an ihn heran mit der Frage, ob er auch gewissen, sehr laxen Vorschriften Genüge geleistet habe? *

Wie steht nun die Bilanz in dieser Sache? Der Staat sagt den Candidaten und den Confessionen: «Ich gebe euch die uneingeschränkte Autonomie, so lange ihr auf dem Boden eurer Schulen verbleibt. Ihr mögt da bestimmen, was ihr wollt und die Bestimmungen handhaben, wie ihr wollt. Ich bin aber auch bereit den von euch ganz ohne mein Hinzutun ausgebildeten Candidaten den Zutritt zu meinen Schulen zu gestatten, wenn ihr mir aus Anlass der Prüfungen den Nachweis führt, dass eure Qualification den für meine Schulen vorgeschriebenen Bedingungen entspricht, und dass ihr in meiner Sprache vorzutragen fähig sein würdet, wenn ich euch in einer meiner Schulen unterbrächte.» Die Candidaten aber, denen der Schulverein das Wort redet, antworten dem Staate: «Wir wollen auch fernerhin alle Begünstigungen geniessen, wir wollen unabhängig von dir ausgebildet und diplomirt werden, deine Vorschriften kümmern uns nicht, deine Sprache erlernen wir nicht, zu deinen Schulen aber begehren wir freien Zutritt, sonst rufen wir ganz Deutschland auf zum Zeugen des harten Unrechts und der blutigen Verfolgung, die wir als wehrlose Opfer erdulden!»

Das ist der Stand der Dinge und wir fragen jeden Menschen, der eine Vorstellung von der Verwaltung eines Staatswesens hat,

* Um jedem Zweifel an der Richtigkeit unserer Angaben zu begegnen, lassen wir hier den betreffenden Paragraphen (70) des Gesetzentwurfes in wörtlicher Uebersetzung folgen. Derselbe lautet: «Insoferne die Confessionen den in den vorhergehenden Paragraphen festgesetzten Bestimmungen über die Bildung und Diplomirung der Professoren entsprechen, haben die solcherart erlangten Diplome dieselbe Geltung wie die staatlichen und können die so qualificirten Professoren sowohl in den Staats- als in den anderen Mittelschulen unbehindert angestellt werden. Insoferne jedoch die Confessionen den vorgeschriebenen Bedingungen bei Bildung und Diplomirung ihrer Professoren nicht entsprechen, können die durch sie in ihrem eigenen Wirkungskreise diplomirten Professoren nur an ihren confessionellen Anstalten Verwendung finden.»

ob es ein Land in Europa gibt, wo die Staatsgewalt einwilligen würde, eine solche und keine stolzere Rolle im Unterrichtswesen zu spielen? Wohl fordert eine Regierung, welche einen solchen Gesetzesvorschlag einbringt, die Angriffe heraus — aber nicht die Träger der autonomen und nationalen separatistischen Interessen sind es, die Grund haben über sie Klage zu führen!

Man verlangt also von den deutschen Candidaten für die Mittelschullehrer-Stelle die Kenntniss der ungarischen Sprache, und es ist bisher noch nie geschehen, dass ein *ungarischer* Deutscher darob in Verlegenheit geraten wäre. Nur etliche sächsische Candidaten aus Siebenbürgen fühlten sich sehr gekränkt in ihrem nationalen Bewusstsein, wenn sie nicht zuhause, im engsten Familienkreise ihre Prüfungen bestehen können, und wenn man von ihnen sogar verlangt, sie sollten sich auch mit der officiellen Sprache des Staates einigermassen befreunden.

Wieder fragen wir: gibt es einen Staat in der Welt, so weit sie ist, der in einer Mittelschule Lehrer anstellen würde, welche sich dessen rühmen, dass sie die Staatssprache nicht verstehen, ja dass sie dieselbe gar nicht verstehen wollen und niemals verstehen werden? Gibt es einen Staat in der Welt, der von den Lehrern an der Mittelschule nicht verlangen würde, dass sie seine Sprache verstünden, wenigstens so, wie er von ihnen verlangt, dass sie fremde Sprachen verstehen?

Deutsche Staats-Mittelschulen, deren Aufhören der Schulverein in seiner grotesken Unwissenheit über ungarische Verhältnisse beklagt, deutsche Mittelschulen hat es, ausser während der Herrschaft des österreichischen Absolutismus in Ungarn, überhaupt nicht gegeben. Sie konnten also nicht verdrängt werden und der neue Gesetzentwurf kann sie auch nicht verbieten. Wohl aber hat es zahlreiche Gymnasien gegeben, in denen, je nachdem es die Sprachkenntnisse der Schüler erforderten, auch in nichtmagyarischer Sprache vorgetragen wurde und das ist noch fortwährend der Fall, wird auch später so bleiben. Diese Schulen bedienen sich in voller Freiheit derjenigen Sprache, oder derjenigen Sprachen, welche den Schülern am geläufigsten sind. *Im ganzen Lande gibt*

es aber auch nicht eine einzige Mittelschule, weder ein Gymnasium noch eine Realschule, in welcher nicht bis zur letzten Classe consequent die deutsche Sprache als obligater Lehrgegenstand gelehrt würde, keine Schule selbst in den allermagyarischesten Bezirken, nicht in Debreczin, und nicht in Szegedin, wo ein Zögling aus einer Classe in eine andere emporsteigen könnte, ohne seine Kenntniss der deutschen Sprache durch eine Prüfung bekundet zu haben, welche nicht weniger strenge geführt wird, als die Prüfung aus der magyarischen Sprache. Es gibt kein Gymnasium und keine Realschule, an welcher ein Zögling das Abgangszeugniss erhalten würde, ehe er nachgewiesen hat, dass er der deutschen Sprache in Wort und Schrift vollkommen mächtig sei. Und obgleich dem so ist, hat der jetzige Cultus- und Unterrichtsminister, Herr v. TRÉFORT, der nach dem Deutschen Schulverein als eine Art moderner Herodes unter den deutschen Schulen wüthen soll, erst vor wenigen Monaten in einer Programmrede, vor einem der magyarischesten Wahlbezirke erklärt, er werde künftig die Kenntniss der deutschen Sprache in den Mittelschulen und in den Seminarien mit noch viel grösserer Strenge als bisher fordern. So stehen die Dinge und wir wagen zu sagen, dass es ausserhalb Deutschlands nicht einen Staat auf dem Erdenrunde gibt, der für die Kenntniss und für die Pflege der deutschen Sprache in seinen Schulen so viele Opfer brächte und diese Kenntniss mit solchem Ernste verfolgte wie der ungarische Staat.

Was wir hier sagen, davon kann sich Jedermann überzeugen, der sich aus der erstbesten Buchhandlung die Sammlung der, auch in deutscher Sprache erschienenen, ungarischen Unterrichtsgesetze und Verordnungen kommen lässt; davon kann sich Jedermann überzeugen, der die Mühe nicht scheut, eine ungarische Mittelschule aufzusuchen. Und das Alles fasst der deutsche Schulverein zusammen in diese wunderbaren Sätze: *„Die gesetzliche Bestimmung, nach welcher der Staat verpflichtet ist, für die Bildung der Deutschen bis zur Stufe des akademischen Unterrichtes Sorge zu tragen, ist nicht allein nicht ausgeführt, sondern das jetzt vorgelegte Mittelschulgesetz will unter Aufhebung dieser Bestimmung die Errichtung neuer deutscher Mittelschulen durch den Staat verbieten und alle zum*

Lehramt Berechtigten zwingen, die Befähigung zum Unterrichte in der magyarischen Sprache nachzuweisen, damit auch die bisherige Bildung der Lehrer auf deutschen Hochschulen für die Zukunft verhindert werde.“

Noch ein Hauptgravamen, das letzte, das gewichtigste: „*Eine deutsche Universität ist nicht mehr vorhanden.“*

Und unter diesen Aufrufe finden sich die Namen von etlichen deutschen Universitäts-Professoren!

Wenn eine deutsche Universität *nicht mehr* vorhanden ist, so muss sie ja wohl einmal vorhanden gewesen sein; da möchten wir aber die gelehrten Herren ganz ergebenst fragen, woher sie diese Wissenschaft haben — wann diese *deutsche Universität* bei uns existirte? Bis vor wenigen Jahren gab es eine einzige Universität im Lande, die Budapester, die seit ihrer Gründung eine rein ungarische Anstalt gewesen ist. Ihr Ursprung datirt noch aus dem XIII. Jahrhundert, aber niemals ist ihr rein ungarischer Charakter irgend angezweifelt worden. So lange die Staatssprache im Lande die lateinische war, wurde an dieser Universität natürlich lateinisch vorgetragen; allein noch bevor die moderne ungarische Sprache sich zur Staatssprache emporrang, hielt eine immer grösser werdende Anzahl von Professoren die Vorträge schon in magyarischer Sprache ab. Das Jahr 1848 fand die Universität vollkommen magyarisirt. Dieser Zustand erfuhr nur eine kurze Unterbrechung, als nach dem Jahre 1849 der österreichische Absolutismus in Ungarn selbst die letzte Spur von nationaler Eigenart ausrotten wollte. Damals wurden die ungarischen Professoren von der ungarischen Universität vertrieben und durch österreichische Lehrkräfte ersetzt, von denen übrigens nur sehr wenige eine wissenschaftliche Bedeutung besessen haben. Das dauerte nicht ganz zehn Jahre, etwa von 1850 bis 1860. In diesem Jahre wurde die Universität der Nation zurückgegeben und sofort wieder zu einer ungarischen Hochschule gemacht. Die Wiederherstellung des ungarischen Charakters dieser Hochschule fällt also nicht einmal in die Zeit der unabhängigen ungarischen Regierung, welche mit dem Jahre 1867 ihren Anfang nahm; sondern *es war noch die*

österreichische Regierung, welche zur selben Zeit, da sie mit Preussen um die Hegemonie in Deutschland rang; den ungarischen Charakter der Budapester Universität anerkennen musste und anerkannte. Sieben Jahre, bevor irgend eine der neuen Institutionen des ungarischen Staates in's Leben trat, wurde die [Universität wieder magyarisch, so unzweifelhaft war es, dass sie ungarisch, nichts als ungarisch und nur ungarisch sei und sein könne!

In jener kurzen Zeit, wo das anders war, dachten die Machthaber auch an nichts weniger, als an die Verbreitung «deutscher Bildung.» Mit solchen Harmlosigkeiten hat sich der österreichische Absolutismus nie beschäftigt. In den Augen jener Machthaber war die Germanisirung der Universität auch eine jener empfindlichen Strafen, mit welchen man Ungarn treffen wollte. Die Ungarn zu erniedrigen, wenn möglich zu vernichten, das war der Zweck — an die «deutsche Bildung» dachte man gar nicht. Auf der ganzen Linie noch siegreich, war die Universität auch der erste Punkt, auf dem der österreichische Einheitsstaat geschlagen wurde. Er hielt noch die Regierung und die gesammte Verwaltung Ungarns in Händen, da er auf die Universität schon Verzicht leisten musste. Das ist ein so offenkundiges Stück zeitgenössischer Geschichte, dass man nicht einmal ein Schulmann sein muss, um darüber informirt zu sein. Nur die Herren vom Deutschen Schulverein haben von alledem keine Kenntniss, und klagend rufen sie aus: *„Eine deutsche Universität existirt nicht mehr!“*

Nach der Schilderung dieser «empörenden Zustände» ist es natürlich, wenn der Deutsche Schulverein seine Stimme wieder folgendermassen vernehmen lässt: *„So dankt es der Magyare, dass ihm der Deutsche nicht nur die Befreiung von der Türkenherrschaft brachte, sondern überhaupt erst das Licht europäischer Bildung über die ungarischen Länder verbreitete.“*

Wer hätte nicht vorausgesehen, dass der Türke bei diesem Anlasse werde ausrücken müssen!

Wir wollen darum auch gar nicht darüber streiten, inwieweit der Deutsche wirklich «den Magyaren» von der Türkenherrschaft befreit hat, ob nicht vielmehr der Magyare Jahrhunderte hindurch

ein Schutz für die Deutschen gegen die Invasion der Türkenherrschaft gewesen ist? Wir fragen nur: wenn man von solchen Gesichtspunkten aus die moderne Gesetzgebung reguliren wollte; wenn man Liebe und Hass, Dank und Undank, hergeleitet aus der Zeit der Türkenherrschaft, für die Schulgesetzgebung im letzten Viertel des XIX. Jahrhunderts als massgebend erachten würde, — wie stünde es da um die europäischen Völker?

Um nichts anderes zu erwähnen, müsste man z. B. an der Wiener Universität in dankbarer Erinnerung an einen sicheren Sobieski, König der Polen, polnisch vortragen. In den Wiener Realschulen und Gymnasien müsste die polnische Sprache der erste Gegenstand jedes Unterrichtes sein, und wenn die Oesterreicher und die Wiener zumal darauf nicht eingehen wollten, was wäre berechtigter, als dass irgend ein allgemeiner polnischer Schulverein ausrufe: «So dankt es der Deutsche, dass ihm der Pole die Befreiung von der Türkenherrschaft gebracht hat!»

Und doch ist das Factum, dass Wien durch die Polen von der Türkenherrschaft befreit wurde, viel sicherer als jenes Factum, dass «der Magyare» seine Befreiung von der Türkenherrschaft dem Deutschen verdanke. Nur glauben wir Anderen nicht, dass man heutzutage Unterrichtsgesetze in Oesterreich mit Rücksicht auf den seligen Grossvezier Kara Mustapha und seinen erlauchten Herrn, Muhamed IV., fabriziren müsste.

So stürzt auch diese letzte hohe Säule zusammen, an welche der Deutsche Schulverein seine Klage angeheftet hat: „*Eine deutsche Universität existirt nicht mehr!*“

III.

Wie kommt es, wird man fragen, dass bei diesem Stande der Dinge so lächerlich böswillige Verkehrtheiten selbst zu erleuchteteren Geistern des deutschen Volkes Zugang finden konnten?

Wir wollen versuchen darauf mit aller Offenherzigkeit die Antwort zu geben.

Es ist das eben das Resultat einer jahrelangen verbissenen und

consequenten Agitation, welche durch eine ganz kleine Clique geführt wird, die aber niemals ein Mittel zu schlecht für ihre Zwecke erachtet hat. Die ungarischen Deutschen haben das Maass von Freiheit, dessen sie sich wie alle Bürger dieses Landes erfreuen, stets ausreichend gefunden. Sie stehen dieser ganzen Bewegung vollkommen ferne, welche nur von den Siebenbürger Sachsen ausging und von ihnen geführt worden ist. Die Letzteren sind zwar gewohnt, im Bewusstsein ihrer Superiorität recht klein von der Gesammtheit der ungarischen Deutschen zu denken — dafür haben aber auch diese nichts weniger als Sympathien für die Siebenbürger „Leute von Seldwyla“. Es genügt, dass eine Bewegung von Hermannstadt ausgehe, damit dieselbe für die ungarischen Deutschen vollkommen abgetan sei. Das ist freilich kein ganz schmeichelhaftes Zeugniß für diese Herrschaften, die ihr Lebelang grollen und schmollen, politisiren, kritisiren, agitiren, intriguiren, Pläne schmieden, Declarationen verfassen, und sich überhaupt als die grossartigsten Unrechtleider auszeichnen. Gottfried Keller, der bekannte magyarische Chauvinist, muss es auf das treffliche Sachsenvölkchen abgesehen haben, als er seine Einleitung zu den «Leuten von Seldwyla» schrieb. Das Porträt ist gelungen Zug um Zug und, wie man zu sagen pflegt, «zum Sprechen ähnlich.» Da leben sie, ihrer 180,000 in einem Winkel von Siebenbürgen und sind überzeugt, dass die Augen Europa's auf sie allein und auf ihre Leiden gerichtet sind. Darum schliessen sie sich denn sorgfältig ab von jeder Berührung mit den sie umgebenden Völkerschaften und führen im Besitze ihres patentirten Deutschtums ein Leben voll stiller Beschaulichkeit und beharrlicher Präntionen. Es wird kein Schuss in Europa gelöst, ohne dass sie in Hermannstadt darauf schwören, das gelte ihnen. Von den Vorgängen der ungarischen Politik ganz zu schweigen! Jedesmal, wenn die ungarische Legislative ein Gesetz gibt, hat sie nichts im Sinne, als die Sachsen zu unterjochen; jede neue Schulvorlage, welche seit 15 Jahren ausgearbeitet wurde, haben sie wie einen Stoss in's Herz erklärt, solange dieselbe nicht durchgeführt war, und haben sich dabei ganz ausgezeichnet befunden von der Stunde ab, da sie zum Gesetze

ward. Trotzdem man sie schon etliche Dutzendmale tödtlich getroffen haben soll, erfreuen sie sich übrigens noch immer des besten Wohlbefindens, sind frei in allen Angelegenheiten der Kirche und der Schule, besitzen deutsche Volksschulen, deutsche Mittelschulen und freuen sich im Genusse von Institutionen, wie sie der freieste Stamm in ganz Deutschland nie freier besessen hat.

Meint man etwa diese Schilderung sei vom Parteistandpunkte eingegeben?

Nun dann lese man das Folgende :

«Die Ungarn wissen Fremden gegenüber doch wenigstens die Gesetze des äusseren Anstandes, der civilen Umgangsformen zu wahren, während die Zahl jener Sachsen gar nicht gering ist, die jeden Ungarn wie ein reissendes Tier fliehen, ja ohne Scheu ihren Hass und ihre Verachtung einem Menschen zeigen, der ihnen nie etwas zu Leide getan und der blos das Eine Verbrechen begangen hat, nicht als Vollblutsachse geboren zu sein. Wie soll man es nennen, wenn die simpelsten und primitivsten Regeln der Höflichkeit, wie Grüssen, einer Einladung Folge leisten, einen gemachten Besuch erwidern u. s. w. unterlassen werden! *Durch ein solches botokudenhaftes Benehmen* wollen diese lebenswürdigen Leute ihre «gute Gesinnung» manifestiren — mit Verlaub, ihr Herren, das nenne ich *Flegelhaftigkeit*, meinethalben Flegelhaftigkeit «aus Gesinnung»! Vielleicht nirgends, so weit die deutsche Zunge reicht — und die reicht bekanntlich ziemlich weit hin — findet man so gut ausgewachsene Exemplare deutscher Chauvinisten, wie hier. Sie geberden sich, als ob sie das Pulver erfunden und die Buchdruckerkunst und die Kritik der reinen Vernunft; als ob sie die Schlachten von Wörth und Gravelotte geschlagen und gewonnen. Für sie existirt keine andere Cultur als deutsche Cultur, keine andere Wissenschaft als deutsche Wissenschaft. Im Bewusstsein ihrer eigenen deutschen Vortrefflichkeit, blicken sie mit Geringschätzung herab auf Alles, was nicht deutsch ist. Fremde Sprachen, Französisch, Englisch *und gar Ungarisch lernen sie nicht*. Wozu brauchen sie die Sprache jener «Tanzmeister» oder dieser «Krämernation» oder die der Ungarn, die ja doch Alles, was sie sind und haben, der Gnade der Deutschen verdanken?»

Klingt das nicht hübsch genug? Und sagt diese nach dem Leben gezeichnete Skizze nicht mehr als hundert Leitartikel? *Der so schreibt, ist aber nicht etwa ein Magyare, es ist ein Sachse*, freilich ein aufgeklärter, politisch denkender Mann, der die Welt auch ausserhalb des Gebietes von Seldwyla — Pardou, des Sachsenbodens gesehen hat. Der Sachse OSCAR VON MELTZL schildert

in einer Schrift über die Sachsenfrage seine engeren Landsleute in der vorstehenden Weise.* Von ihnen aber gehen alle jene Hetzereien gegen Ungarn aus, die wir beklagen und bekämpfen. Wie geeignet aber *sie* und gerade *sie* sein mögen, um das Ausland über ungarische Verhältnisse zu belehren, das mag man aus den folgenden Sätzen ersehen, welche ebenfalls dem bereits citirten sächsischen Schriftsteller entnommen sind: *«Die Ignoranz in ungarischen Dingen ist bei diesem Teile der Sachsen eine ungläubliche. Ungarn ist für diese Leute eine vollständige terra incognita. Sie haben keine Idee von den tatsächlichen Verhältnissen in Ungarn, von ungarischer Literatur, Wissenschaft, ja nicht einmal von der Geographie Ungarns.»*

Was sollen wir dem noch hinzufügen ?

Ein Conflict zwischen Deutschen und Ungarn hat — das kann nicht oft genug wiederholt werden — ausserhalb des ehemaligen Königsbodens nirgends bestanden. Während die siebenbürgischen Handwerkspolitiker durch die ganze deutsche Presse den ungarischen Namen verhöhnten, waren jene anderen anderthalb Millionen von ungarischen Deutschen im Besitze einer grossen und mächtigen Presse, gründeten sie zahlreiche Vereine jeder Art, nahmen Anteil an der mit den weitestgehenden Befugnissen ausgestatteten Selbstverwaltung der Gemeinden und der Comitate, nahmen Anteil bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus, wo sie einen der wichtigsten Factoren abgeben, nahmen Anteil an dem wissenschaftlichen Leben der Nation und an ihren künstlerischen Aspirationen. Aber über Unterdrückung zu klagen, das ist Keinem von ihnen in den Sinn gekommen.

* „Die Stellung der Siebenbürger Sachsen in Ungarn.“ Von OSCAR VON MELTZL. Hermannstadt. Verlag von A. Schmiedike. 1878. Wir wollen, um den Leser in keiner Weise irre zu führen, ausdrücklich bemerken, dass diese Schrift, welche im Sinne der Versöhnung der streitenden Teile geschrieben ist, eine unparteiische Darstellung des ganzen Streites zu geben versucht. Im ersten Teile wird sozusagen das Unrecht der Sachsen, im zweiten Teile das Unrecht der Magyaren geschildert. Die obenstehenden Zeilen sind dem ersten Teile entnommen; der zweite Teil plaidirt zu Gunsten der Sachsen.

Wie, sollten diese anderthalb Millionen, unter welchen sich Industrielle und Kaufleute, Gelehrte und Schriftsteller, Schulmänner und Künstler, mit einem Worte: Leute aus allen Ständen finden, sollten sie sämmtlich so bar jeder Selbständigkeit, so ohne Würde und nationales Bewusstsein sein, dass sie es schweigend hinnahmen, wenn man sie mit Füßen trat?

Die Siebenbürger Agitatoren erzählen das freilich. Sonst wäre es ja unerklärlich, dass alle Conflictte zwischen Staat und Deutschtum gerade auf *ihrem* Boden ihren Ursprung hatten. Die Conflictte, die dort provocirt wurden, können wir hier unmöglich in allen ihren Theilen schildern. Dieselben begannen als der ungarische Staat daran ging, gewisse — sagen wir «verbriefte» — Rechte aufzuheben, welche die Sachsen herleiteten aus einer Zeit, da es ein öffentliches Recht überhaupt nicht gab, wo es nur persönliche Rechte und Vorrechte gab. In Ungarn, wie anderwärts, hatte jeder Stamm, jede Stadt, jede Confession, jede Zunft ihr eigenes Recht, ihre eigenen Privilegien. Aber so wenig es heute einem Menschen einfällt, in Deutschland nach den Satzungen des Schwabenspiegels Recht zu sprechen, so wenig man daran denkt, das «verbriefte» Nürnberger Stadtrecht aufleben zu lassen: so wenig dachte in Ungarn bei Herstellung des verfassungsmässigen Staates Jemand daran, die alten Sonderrechte geltend zu machen. Kernmagyarische Volksstämme, die Székler, Kumanier und Jazygier, besaßen ebenso alte, ebenso «verbriefte» Rechte, wie die Sachsen, und doch ist kein Schmerzensschrei vernehmbar geworden, als man diesen Magyaren sagte: «Ihr werdet Bürger des Landes sein wie alle Andern. Das gemeinsame Gesetz und die gemeinsame Gesetzgebung, die Verwaltung und der Unterricht werden bei Euch nach denselben Principien gebildet werden, wie im ganzen Lande.» Das galt für Alle. Nur ein Volksstamm von 180.000 Sachsen trat hervor und sagte: «Wir wollen zwar die Segnungen des Verfassungsstaates gerne genießen, wir schicken auch unsere Vertreter ins Parlament, aber daneben wollen wir auch unser besonderes Parlament, genannt «die Universität», wir wollen unsere besondere Verwaltung und Gerichtsbarkeit; eine doppelte Volkssouveränität für uns, die wir

nicht so regiert sein wollen wie jene anderen 14.820.000 ungarischen Staatsbürger. Jene sind lauter Pöbel, wir aber, unser 180.000 Seelen, wir haben Rechte aus dem XII. Jahrhundert und die werden wir nun und nimmer aufgeben . . . »

Zugleich ging ein Schmerzensruf durch ganz Deutschland, und tausend gefühlvolle Seelen fanden sich, um zu verkünden, wie die armen Sachsen ihrer «verbrieften Rechte» beraubt seien. Und das geschah in jenem Deutschland, dessen höchster Sieg es ist, dass es ganz andere «verbriefte» Rechte wie die sächsischen mit eiserner Faust weggewischt hat, um einen einzigen Staat zu bilden!

Wie diese Dinge sich in Wahrheit entwickelt haben, darüber muss man nicht die Schmerzensschreie jener sächsischen Clique consultiren; alle unbefangenen urteilenden Männer sind darüber im Wesen nur einer Meinung. Wir lassen hier z. B. einige Zeilen folgen aus einer soeben erschienenen Schrift, welche ganz und gar den deutschen Gedanken vertritt, und deren Verfasser sich den Sachsen weit mehr verwandt fühlt als den Magyaren, über welche Letztere er zuweilen nicht ohne Strenge urtheilt. Professor Dr. SCHWICKER schreibt über die derzeitigen Zustände auf dem ehemaligen Königsboden Folgendes: * «Freilich war die Verteidigung der Sachsen oft mehr eifrig als klug und verdarb mehr als sie nützte. Im leidenschaftlichen Kampfe überhörte man die warnenden Stimmen besonnener Männer, unter denen namentlich der treffliche Jacob Rannicher, Sectionsrat im k. ungarischen Unterrichtsministerium († 8. November 1875) mit blutendem Herzen ins Grab gestiegen ist, da er die Katastrophe über sein geliebtes Volk mit Unvermeidlichkeit hereinbrechen sah und wahrnahm, dass seine Cassandra-Rufe nur Missfallen, Hohn und Tadel erweckten. Das tiefe Misstrauen, der Groll und die Abneigung gegen die neuen gesetzlichen Einrichtungen ist bei der Mehrzahl des Sachsenvolkes bis heute nicht geschwunden; obgleich die Stimmen sich mehren, welche zu frischer Tatkraft mahnen, um in dem allerdings bedeutend erschwerten Kampfe ums Dasein das Sachsenvolk zu erhalten.

* «Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen.» Von Dr. J. H. SCHWICKER. Wien und Teschen. Verlag von Karl Prochaska. 1881.

An Mitteln hierzu fehlt es auch heute nicht. Gemeinde, Kirche und Schule, ein bedeutendes Nationalvermögen für culturelle Zwecke, das freie Wort, die Literatur, die engere Verbindung mit dem europäischen Westen sind ebenso viele Mittel zur Pflege und Hebung des sächsischen Elements.»

IV.

Während unbefangene Männer so urteilten, während aus den Reihen der Sachsen selbst eine immer grössere Anzahl von tüchtigen Politikern, wie TRUSCHENFELS, GUIDO v. BAUSZNERN u. A. der unfruchtbaren Agitation den Rücken kehrten, führte eine Handvoll Leute die begonnene Hetze nur umso schwungvoller fort. Was ist natürlicher, als dass auf alle diese Beschimpfungen von magyarischer Seite nicht lauter Liebeserklärungen als Antwort zurücktönten? Wenn diese gesinnungstüchtigen und geistreichen Politiker ihr Sprüchlein vor dem deutschen Publicum hergesagt hatten, wenn sie Ungarn als das Land der Barbarei, der Willkür, der Rohheit und Verderbniss gehörig verschimpft hatten, da kamen sie vor den ungarischen Reichstag mit ihren Wünschen. Dieses Präludium hatte natürlich das Parlament nicht eben zu Gunsten des Petenten eingenommen, und wenn diese Stimmung sich dann in irgend einer Weise manifestirte, da schlugen die grossen Unrechtler die Hände über den Köpfen zusammen und riefen mit der Geberde von Märtyrern, aber innerlich höchlich befriedigt: «Da sieht man, wie der Magyare uns unterdrückt!»

Wenn aber früher der grösste Teil des sächsischen Volkes unter dem Banne dieser nationalen Terroristen stand, so hat sich dieses Verhältniss jetzt schon wesentlich zum Besseren gewendet. Einzelne Städte und Kreise haben mit der Regierung und dem Lande ihren Frieden geschlossen, und sächsische Politiker, an deren Deutschtum wohl nicht gezweifelt werden kann, sitzen in der Regierungspartei des Abgeordnetenhauses. *Gerade im Augenblicke, da diese Zeilen erscheinen, werden durch hochangesehene sächsische Politiker und Geistliche mit der ungarischen Regierung Verhandlungen geführt, welche wahrscheinlich zu einer Verständ-*

digung auch über die letzten der obschwebenden Streitfragen führen dürften. An dem guten Willen zur Verständigung scheint es keinem der beiden Teile zu fehlen. Auf dem alten Standpunkte verblieben sind heute fast nur noch etliche kleine Handwerkspolitiker mit ihrem Gefolge.

Wenn einer sich davon überzeugen will, mag er die Mühe nicht scheuen, alle diese Schmerzensschreie, welche von Zeit zu Zeit in den deutschen Blättern erscheinen, mit einander zu vergleichen. Man wird dann eine gar seltsame Familienähnlichkeit bemerken. Alle diese literarischen Producte kommen aus derselben Feder, enthalten alle dieselben Argumente, die hundertmal widerlegt worden sind, bewegen sich alle in schwindeligem, irredentistischem Pathos und sind sämtlich gräulich schlecht geschrieben. Wir hierzulande . . .

«Wir kennen das Lied, wir kennen den Text,
Wir kennen den Herrn Verfasser.»

Uns imponirt die grimme Rede nicht mehr. Der Artikel, der heute in einem Frankfurter Journal erscheint, ist derselbe, der vor drei Monaten die Spalten eines Münchener Blattes ausgefüllt hat, und man gebe nur Acht, derselbe Artikel wird nach weiteren drei Monaten wieder in Nürnberg auftauchen u. s. f. In der Geschichte journalistischer Charlatanerie verdient diese Agitation einen Ehrenplatz. Der gute Leser, der sich einbildet, aus jeder Zeile, die er vor sich hat, spreche der Schmerz eines aus tausend Wunden blutenden, nach Millionen zählenden Bruderstammes — er ahnt gar nicht, was für curiose Heilige eigentlich zu ihm sprechen, und dass er die Zahl derselben vielleicht an den Fingern einer einzigen Hand abzählen könnte! In demselben Maasse wie die Schaar der Gläubigen sich verringert, steigert sich die Maasslosigkeit der Agitatoren. Da nützen die Hilferufe allein nichts mehr — man muss auch zeigen, dass dieselben im Auslande gehört werden. Vielleicht dass ein solcher Erfolg die schwankenden Schaaren zum Stehen bringt. «Schickt uns deutsche Waffen!» hiess es zuerst, und es kamen richtig einige alte Lese- und Bilderbücher, welche selbst in den sächsischen Dorfschulen nur mittel-

mässigen Effect gemacht haben mögen. Freilich zog man in diesem Lande, wo bekanntlich die Freiheit längst zu Grabe getragen ist — freilich zog man mit den paar alten Bilderbüchern von Dorf zu Dorf, von Schule zu Schule, missbrauchte den Lehrsaal selbst zur Agitation gegen Staat und Regierung — und das Alles unter den Augen der «magyarischen» Behörden, die diesem Gebahren nicht das geringste Hinderniss in den Weg legten. Auch das fruchtete nichts. Es musste irgend ein radicales Mittel zur Anwendung gelangen, etwas wie «ein Verein, der überall wirksam wird, wo moderne Barbarei es wagt, deutsche Bildung mit Füßen zu treten.» So ist es erklärlich, obgleich es niemals zu entschuldigen sein wird, wenn schlechtberichtete Männer, die mit Bitten und Klagen bestürmt werden, sich selbst zu Schritten verleiten lassen, wie die Bildung des «Allgemeinen deutschen Schulvereines», von dem wir hier sprechen.

Nicht dass wir dieser Vereinigung irgend eine directe Bedeutung beimessen würden. Was immer die Herren vom Schulverein declariren, sie werden das Werk nationaler Bildung und staatlicher Consolidirung keinen Augenblick aufhalten, welches sich in Ungarn vollzieht. Wie provocirend immer die Herren vom «Deutschen Schulverein» sich auch geben, sie werden weder die ungarische Gesetzgebung noch die ungarische Gesellschaft dazu verleiten, ihnen auf den Weg der Excesse zu folgen. Wir können versichern, dass, wie bisher, auch in Hinkunft nichts geschehen wird, was jenen Anklagen auch nur einen Schein von Berechtigung verleihen könnte.

Nach wie vor werden alle Massregeln getroffen werden, welche mit der Billigkeit, mit dem Gesetze und mit der politischen Klugheit vereinbar sind, um das Ansehen des Staates in allen Theilen des Landes und in jedem Kreise desselben aufrecht zu erhalten; nach wie vor wird unter dem Schutze freisinniger Gesetze jede Nationalität respectirt werden, jeder gesetzliche Anspruch Befriedigung erhalten, jedes Interesse der Cultur Förderung finden.

So weit also die *innere* Gestaltung Ungarns in Frage kommt,

können wir sagen, dass diese Agitation hier auch nicht eine Spur zurücklassen wird.

Aber uns schweben höhere Interessen vor, indem wir über diesen Gegenstand sprechen, Interessen, welche durch mesquinen Parteihader, durch die Bornirtheit weltvergessener und von der Welt abgeschlossener, galliger Kirchturmpolitiker nicht berührt werden sollten. Wir sagen uns, dass jenes Bündniss, welches jetzt zum Schutze der höchsten politischen und Culturzwecke dieses Welttheils in Mitteleuropa aufgerichtet ist, nicht nur ein Bündniss der Höfe und der Regierungen ist, sondern ein Bündniss der Völker sein muss, weil es für sie die natürlichste, spontanste und heilsamste aller politischen Verbindungen bedeutet. Dieses Bündniss ist der einzige Act der auswärtigen Politik in neuerer Zeit, welcher der bedingungslosen Zustimmung aller Factoren des öffentlichen Lebens in Ungarn begegnete. In jenen magyarischen Kreisen, welche angeblich Tag für Tag den deutschen Namen beschimpfen, hat sich nicht Eine Stimme gefunden gegen die engste Verbindung der Monarchie mit Deutschland. *Die einzige Partei, deren Tätigkeit darauf gerichtet gewesen ist, dieses Bündniss zu untergraben, das waren gerade jene siebenbürger Agitatoren, welche das Deutschtum wie ein persönliches Geschäft betreiben.* Während in Deutschland, in Oesterreich und in Ungarn Alles die Verbindung der beiden Reiche acclamirte, waren es die sächsischen Hetzblätter allein, die mit greller Zwischenredé hinausriefen ins Reich: «Der Magyare achtet dieses Bündniss nicht, achtet weder Deutschland, noch seine Institutionen, noch seine Fürsten!» Sie, von denen der Kleinste sich geberdet, als hätte er allein alle Taten deutscher Wissenschaft und deutscher Kraft vollbracht, sie mühten sich ab, die Stimmung des deutschen Volkes gegen den Bund mit ihrem Vaterlande zu verbittern.

Wir aber, wir haben Vertrauen genug in die Wahrheitsliebe und in die Geradheit des deutschen Volkstums, um es deutschen Lesern zu überlassen, dass sie selbst beurteilen, mit welchem Namen sie einen Volksstamm belegen würden, der bei einem so feierlichen Anlasse seine Klagen *ausserhalb des Vaterlandes* trägt, und

der, um seine kleinliche Rancune zu befriedigen, unbedenklich die höchsten Interessen des Landes selbst gefährden möchte. Wir überlassen es dem deutschen Publicum, zu sagen, wie es einen Act der Landespreisgebung, wie diesen, bezeichnen würde, wenn derselbe sich in Deutschland ergäbe! Denn was anderes als Landespreisgebung ist es zu nennen, wenn ein Volksstamm, dem alle Mittel gegeben sind, seine Wünsche und Beschwerden auf gesetzlichem Wege vorzubringen und denselben Geltung zu verschaffen, die Hilfe des Auslandes begehrt und fremde Richter anruft zur Schlichtung eines häuslichen Streites! Das aber ist es, was ehemals die siebenbürgischen Sachsen taten, was heute freilich nur noch ein ganz geringer Teil aus dem Kreise der Sachsen tut.

V.

Den «vierzig Millionen Deutschen, welche sich im deutschen Reiche des Vollbesitzes deutscher Cultur erfreuen» und denen der Beitritt zum Schulverein als «deutsche Pflicht» vorgestellt wird — kann es vielleicht von Nutzen sein, alle diese Dinge zu erfahren. Wenn diese Blätter ihre Bestimmung erfüllen, werden sie das deutsche Publicum darüber belehren, dass die Deutschen in Ungarn keines Schutzes bedürftig sind und dass sie jede Zumutung dieser Art mit Indignation zurückweisen — dass selbst die Majorität der Sachsen in diesem Augenblicke nicht mehr glaubt, es könne ihr aus der Emigranten-Politik Heil erwachsen. Auf dem Plane bleiben zu dieser Stunde nur noch einige Rabagas, denen das Talent ihres Vorbildes fehlt, und wir glauben nicht, dass die Förderung der selbstsüchtigen Ziele dieser Leute noch länger als eine nationale Sache des deutschen Volkes ausgegeben werden sollte.

Was in unserer Macht stand, das haben wir versucht hier zur Aufklärung zu tun. Wir haben die Hoffnung, dass nach der Beleuchtung, welche diese auserlesene Gesellschaft in unserer Darstellung erfahren hat, sie es so bald nicht wieder wagen wird, sich vor der politischen Gesellschaft Deutschlands zu zeigen.

Dr. A. NEMÉNYI.

DIE NIBELUNGEN IN «BUDA'S TOD.» ✓

I.

Unser Gegenstand führt uns auf die erhabensten Höhen unserer poetischen Literatur, wo der gekrönte Dichter von «König Buda's Tod» sich und seiner Nation ein weithin sichtbares Denkmal errichtet hat. Dieses Denkmal ist die grossartige Vorhalle eines nationalen Pantheons, das zu unserem grossen Bedauern noch nicht vollendet ist und dessen Grundriss und ganze Pracht wir daher nur ahnen können. An den Säulen dieses Propylæums glauben wir nun verschiedenes edles Gestein erkennen zu können, das wir schon anderwärts irgendwo, in einem Bergwerk oder an einer alten Ruine in roherer Bearbeitung und primitiverer Form gesehen und vielleicht auch bewundert haben. Ja wohl, eine und die andere Säule dieses monumentalen Baues gemahnt durch ihre Form oder durch ihr Material an eines der ältesten Denkmäler und an den grössten Stolz der deutschen Dichtung, an das Nibelungenlied; einige Namen und Gestalten sind in jenem volkstümlichen Epos und in unserer Hunnensage identisch; mehrere Motive in «König Buda's Tod» erinnern direct an das wunderbare Werk des namenlos gebliebenen deutschen Dichters; kurz, wir sehen, dass unser nationale Künstler einen Teil seines Stoffes und nicht den wertlosesten aus jenem reichen Bergwerk geholt, das Dank der vortrefflichen Uebersetzungsleistung eines der gefeiertsten Mitglieder dieser Gesellschaft, KARL SZÁSZ, auch für das ungarische Publicum schon längst eröffnet ist.

Unser Gegenstand wäre nun freilich um Vieles dankbarer, wenn der Dichter die grosse Völkertragödie schon beendet hätte, deren Vorspiel «König Buda's Tod» nur sein will, und die, als er die Nation mit diesem würdigen Vorspiele beschenkte, in seinem

* Aus dem Antrittsvortrag, den der Autor am 30. November d. J. in der *Kisfaludy-Gesellschaft* gehalten hat.

Köpfe schon feste Gestalt angenommen hatte; der Gegenstand wäre dann dankbarer. sagen wir, denn man kann sich vorstellen, wie gewaltig die übermenschlichen Nibelungen, die in «König Buda's Tod» nur in nebeliger Ferne an uns vorüberziehen, bei unserem so machtvoll gestaltenden nationalen Dichter in die Erscheinung getreten wären. Aber auch jetzt schon ist es von grossem ästhetischen Interesse, sich mit der Frage zu beschäftigen, inwiefern in «König Buda's Tod» die Spuren jener Eindrücke zu erkennen sind, welche der Dichter von dem Nibelungenliede erhielt, Eindrücke, ohne welche er sein Epos in dessen gegenwärtiger Gestalt kaum hätte concipiren können.

Die erste Wahrnehmung, die sich bei der gleichzeitigen Betrachtung der beiden Epen gleichsam von selbst aufdrängt, bezieht sich nicht auf die einzelnen Gestalten, Scenen und sonstige poetische Elemente, sondern auf die Atmosphäre, welche beide durchdringt. Grundheidnische Weltanschauung herrscht da und dort vor; wohl sind die germanischen Helden des Nibelungenliedes schon Christen, aber mit Recht bemerkt Goethe, dass es nichts Oberflächlicheres als das Christenthum dieser Burgunden gebe. Wenn sie daheim in Worms oder im fernen Etselheim in die Kirche gehen, so thun sie es nur, um gleich darauf Händel zu beginnen. Und man kann füglich sagen, dass das Nibelungenlied ein buntes Gemisch der verkörperten Begriffe der germanischen Mythologie und der undurchgeistigt gebliebenen Formen der christlichen Kirche sei.

Solch' ein Gemengsel lässt sich nun zwar in «König Buda's Tod» nicht nachweisen; die Hunnen dieses Epos sind noch echte Heiden und selbst Chrimhilde, die im Nibelungenliede

«es nicht lassen wollte, — — — —:

Die Taufe sollt empfanen des König Etsel's Sohn

Nach Weise guter Christen» —

sie ist in dieser Hunnensage eine Heidin und spricht auch von ihren Verwandten am Rhein wie von Heiden. Die Gothen schwören hier alle bei Odin, die Nornen spinnen ihren Lebensfaden und die Mythologie der Edda spielt seltsam in die von dem Dichter con-

struirte Hierarchie hinein, die hier auf Erden im Dienste des grossen Gottes Träume deutet und die Zukunft prophezeit. Der christlichen Religion geschieht nur einmal eine leise Erwähnung voll feiner Satire, da nämlich der Dichter den byzantinischen Gesandten Folgendes sagen lässt:

«Ihr Haupt* zerträt' der Kaiser wohl leicht auf einen Schlag,
Doch jetzt an andern Orten sein Heer er brauchen mag,
All' seine Sorgen jetzo auf Glaubensding' sich wenden:
So viele Ketzler müssen auf Scheiterhaufen täglich enden».

Allein es dünkt uns, als ob in diesen heidnischen Formen sich die classische Bildung und der hellenische Geist des Dichters offenbarte! Wohl zieht sich auch durch «König Buda's Tod» der naïv-altertümliche Ton hin, der aus dem Nibelungenliede spricht, doch stellenweise, namentlich in den Schilderungen, verwandelt sich die eigentümliche und charakteristische Diction des Rhapsoden in jenen plastischen Styl, der sich in dem griechischen Weltepos, Weltgesetze dictirend, manifestirt und dem wir auch die schönsten Seiten dieser Hunnensage verdanken.

Ein gemeinsamer Zug der beiden Epen ist der häufig wiederkehrende Hinweis auf zukünftige Ereignisse. Als sich *Buda* mit seinem Bruder *Etzel* in die Herrschaft theilte,

«Da hat kein Zeichendenter, kein Seher es gesehn,
Was nach dem Ratschluss Gottes noch werde d'raus entstehn.
Dass dieser Tag erzeugen noch werde blut'ge Tage,
Dass noch in künft'gen Zeiten darob werd' sein so bittere Klage».

Und als die reiche *Ute* Chrimhildens Mädchentraum deutet, da glaubt der Rhapsode im Vorhinein verkünden zu müssen:

«Das war derselbe Falke, den sie im Traume sah,
Den ihr die Mutter deutet. Wie rächte sie sich da
An ihren nächsten Freunden, die ihn geschlagen todt!
Um eines Sterbens willen, starb mancher Mutter Kind in Not!»

Im Allgemeinen weist die subjective Darstellungsweise der beiden Sänger viele verwandte Züge auf; der Dichter des Nibelungen-

* Das der rebellischen Illyren.

liedes steht seinem Gegenstande ebensowenig wie unser Sänger in objectiver Ruhe gegenüber; beide sind sie eben Chronisten und nicht Epiker im Sinne jener Kunstregeln, welche die Aesthetik aus dem Studium der antiken Epen abstrahirt hat. Aufs neue erleben sie die Ereignisse mit, die sie erzählen sollen, die Diction ist bei beiden stets der unmittelbare Ausfluss ihres bewegten Gemütes, die wechselnde Stimmung in der Erzählung reisst auch sie mit sich fort, sie erwärmen sich für die grossen Taten ihrer Helden und in ihrer Sprache vibriert lebhaft der Anteil nach, den sie an Leid und Freud ihrer Personen nehmen.

Und noch einen Punkt gibt es, in welchem beide gleich weit entfernt stehen von dem ästhetischen Canon, der in dem antiken Epos krystallisirt erscheint, wir meinen die Auffassung der Schicksalsidee. In der antiken Auffassung ist das Schicksal jene ausserhalb des Handelnden stehende Notwendigkeit, die im Vorhinein bestimmt ist und an der weder Götter noch Menschen rütteln können. Wie sehr Oedipus auch gegen sein Schicksal ankämpft, so wird er am Ende dennoch in dasselbe verstrickt und ob er will oder nicht, er *muss* all' die Sünden begehen, die von Anbeginn auf sein Kerbholz geschrieben sind. Ganz anders tritt die Schicksalsidee in dem Nibelungenliede auf. Auch da gehen die Helden zu Grunde, aber nicht, weil das über den Himmlischen stehende Schicksal es so beschlossen, sondern weil sie für ihre eigenen Sünden büssen müssen. Und deshalb unterlässt es der Sänger niemals, so oft ein Held etwas begeht, was ihm als Schuld angerechnet wird, sein klagendes Bedauern darüber in naiver aber ergreifender Weise auszudrücken. Dem Zufall wird hier nicht die geringste Rolle zuteil. Im Gegenteil. Die Recken, die durch die Ermordung Sigfried's eine Blutschuld auf sich geladen, könnten der Sühne entgehen, wenn sie der Warnung der das Schicksal vertretenden Meerweiber Gehör schenken würden; aber sie *dürfen* der Warnung kein Gehör schenken und ihr wilder Trotz treibt sie in das Verderben, das ihnen bestimmt ist, nicht weil die Götter es gewollt, sondern weil sie es verdient. Das ist also das Verhängniss, das der Mensch durch eigene Schuld auf sich

herabbeschwört; der Held gewinnt hier Einfluss auf die Bestimmung seines Schicksals und nur dessen Leitung ist ihm entrückt; er ist es selbst, der sein Todesurteil schreibt; das Schicksal hat da nichts anderes zu tun, als dessen Vollstreckungsart zu bestimmen.

Eine ähnliche Auffassung zeigt die Schicksalsidee, welche in «König Buda's Tod» verkörpert erscheint. Der ewige Gott sagt von Etzel:

«So ist die Zeit denn kommen, dass ihm das Reich gehör',
So wie es steht geschrieben von ew'gen Zeiten her,
Mit urgeheimen Runen hoch auf der Welten Baume:
„Herr über alle Reiche, hält eine Schwäche er im Zaume.“

Die Schwäche, auf welche hier angespielt wird, ist die Herrschbegier, die Etzel in der Tat lange im Zaume zu halten versteht. Sowohl damals, als das zu Kriegsübungen versammelte Heer seines Winks gewärtig dasteht,

«Und wahrlich damals stund es bei Etzel ganz allein,
Ob er allein'ger König der Hunnen mochte sein.
Doch ist, was er geschworen, kein Pfeil, den man verschießt
Und seinem Bruder Buda in Liebe er ergeben ist»

sowohl damals, als er den schwergekränkten Buda mit den Worten um Verzeihung bittet:

«O Bruder, ich war heftig, weil du so voll Unhuld,
Hast ungerecht geziehen mich fürchterlicher Schuld.
Ich kam, um zur Versöhnung zu reichen dir die Hand» —

sowohl damals, als er den Buda vom Urstier rettet, obgleich

«Wie im Hui ein Rabe fliegt vor der Sonne hin,
So zog es wie ein Schatten wohl über Etzel's Sinn,
Ob's besser nicht, dass Buda nun seine Seel' aushauchte,
Als dass er ewig seine Geduld zu proben lassen brauchte».

Und stets hatte er sich sieghaft selbst bezwungen, aber er wurde nicht Herr seines wilden Zornes, als Buda sein Gemahl Ildiko mit der feisten Faust bedrohte und er unterlag, als Buda sich weigerte, das Schwert Gottes herauszugeben, in dessen

Besitz derselbe auf unrechte Weise gerathen war. Etzel erlag seiner Schwäche, weil

«Zu gross war die Versuchung doch für den Erdensohn».

Da sehen wir also schon den Schatten des Brudermordes, der das aufgehende Gestirn des künftigen Gebieters der Welt verdunkelt, und das wäre die tragische Schuld, wegen welcher die «Tage von Etzel's Volke gezählt sind hienieden.»

Und gleichwie die Burgunden von den Meerweibern vor der Fahrt nach dem Hunnenland gewarnt werden und alle ihre Warnungen vergeblich im Winde verhallen,

«So gibt auch blöden Menschen durch seiner Zeichen Mund
Im Vorhinein Gott Hadúr das Ende Buda's kund,
Auf dass er Etzel warne, sein Volk und auch sein Land:
Doch nimmer fasst die Zeichen der Sterblichen Verstand.
Und was der Himmel weissagt, auf dass es nicht gescheh',
Das musste g'rad sich wandeln in ungeheures Weh,
Auf dass den armen Buda noch rascher es verderbe:
Das ist des Menschenloses so jammervolles Erbe!»

II.

Doch kehren wir zu den einzelnen Gestalten zurück und untersuchen wir, inwiefern sich dieselben in beiden epischen Gedichten unterscheiden. Ganz anders sind die Charaktere Etzel's und Blödelin's als die Attila's und Buda's beschaffen; der Zángó in «König Buda's Tod» entspricht nicht den Fidlern Färbelin und Swämmelin, die als Brautwerber im Burgunderland erscheinen; ein anderer ist der Dieterich des Nibelungenliedes, als jener Dietrich, der durch seine hinterlistigen Ratschläge die beiden königlichen Brüder gegen einander aufreizt. Identisch in beiden Epen ist blos Chrimhildens dichterisch erfasste Gestalt. Dieselbe Chrimhilde, die der mittelhochdeutsche Sänger die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindungen, von der zarten und beglückten Liebe der Jungfrau, von dem dumpfen Schmerz der jungen Witwe bis zu dem Blutdurst der racheschnaubenden und aller Weiblich-

keit baren Hunnenkönigin durchleiden lässt, dieselbe Chrimhilde sehen wir auch in «König Buda's Tod» ein nur scheinbar neues Leben beginnen. Und wie der Dichter des Nibelungenliedes Chrimhilden ewige Jugend und nie verwelkende Reize leiht, ebenso kündigt sich auch unser Dichter nicht um das Alter seiner Heldin, das an das halbe Jahrhundert schon gestreift haben mochte, als das Erscheinen derselben in «Budaingen» Perlindens Eifersucht erweckt und das zwischen den Brüdern bereits gelockerte Band gänzlich zu zerreißen droht. Dieser fortwährend sich erneuernde, wenn auch stets den edelsten Motiven entspringende Streit der Königinnen, er findet sein Vorbild schon in Worms in dem verbängnisvollen Wettstreit Brunhildens und Chrimhildens, der gleichfalls mit edlen Beweggründen motivirt werden konnte. Während die Königinnen in Worms in ihrer Bewunderung für ihre eigenen Gatten so weit gehen, einander bis auf den Tod zu beleidigen und die blutige Sühne der Beleidigung unvermeidlich erscheinen lassen, steht hier in Budaingen der Stolz beglückten Muttergefühls der Reizbarkeit des unfruchtbaren Weibes gegenüber und der Falke spielt auch hier eine unheilverkündende Rolle.

Hilda's Herz ist im Hunnenland nur das Grabmal ihrer ersten Liebe; sie kann mit Etzel nicht glücklich sein, obgleich sie ihn gross und edel gefunden . . .

«Es netzten immer wieder Tränen ihr Gewand,
Es lag ihr an dem Herzen in Stunden spat und früh,
Wie man ohn' ihr Verschulden dazu genötigt sie,
Dass sie hier minnen musste aus Heidenvolk den Mann.

Dass sie das rächen könnte, sie wünscht es alle Tage:
Nach den Getreuen jammert oft das Herze mein,
Und die mir Leides taten —, könnt' ich bei denen sein,
So würde noch gerochen wohl meines Mannes Leib,
Ich kann es kaum erwarten!»

So spricht Chrimhild im Nibelungenlied und in «König Buda's Tod» spinnt sie den Rachedanken weiter aus:

«Mein Auge soll sich weiden an euren blutigen Leichnamen.

In eurem Becher wandle sich froher Trank in Blut,
 Ein gastlich Bett besteigend in eurem Sarg ihr ruht.
 Verlässliche Herberge die lodre auf bei Nacht,
 Und ihre Asch' begrabe, die den Gemahl mir ungebracht!»

Und dass es des Dichters Absicht gewesen, Hilda desselben Schicksals teilhaftig werden zu lassen, das sie und ihren Sohn im Nibelungenlied ereilt, das scheint unzweifelhaft nach dem Fluche, den er die verzweifelte Perlinde angesichts des Leichnams ihres von Attila erschlagenen Gatten ausstossen lässt:

«O Ilda, stolze Hilda, du grausame Chrimhild!
 Dich soll mein Fluch erreichen, nicht bleib' er unerfüllt.
 Nie sollst du Lust erleben an deinem einz'gen Kinde,
 Mit deinem Mördergatten zugleich den Untergang es finde.

Schmerzreich sollst du verlieren, den schmerzreich du gebarst.
 Doch sei dann nicht so glücklich, wie du es damals warst,
 Den du geboren fürs Leben, werd' grimmen Todes Beute!»

Wie verhält sich aber der Attila des ungarischen Epos zu dem Etzel des Nibelungenliedes?

Etzel ist ein überreifer Mann, der den Zenith seines Ruhmes längst überschritten hat, ein ganz und gar passiver Charakter. Untätig sieht er sein einziges Kind hinschlachten, tränenden Auges seine Getreuen haufenweise hinfällen und selbst, als der kalte Stahl Chrimhildens Brust durchbohrt.

«Da Dietrich mit Etzel zu weinen laut begann,
 Sie klagten voll von Leide, dass beide todt . . .»

Als Abendrot seines Ruhmes erscheint nur noch die fast übermenschliche Achtung, die ihm die Nibelungen entgegenbringen. Selbst der grimme Hagen, der der verhassten Chrimhilde zum Gruss den Helm nur noch fester schnallt, er huldigt Etzel mit den Worten:

«Wär' ich mit meinen Herren nicht zu den Hunnen kommen,
 So wär' ich Euch zu Ehren geritten in das Land.»

Der deutsche Sänger beschreibt Etzel's Hof fast mit denselben Worten, die Arany der Schilderung von Buda's Hofe widmet:

«Mit Magen und mit Mannen lebt' er da ohne Gram,
 Ein Lärmen und ein Drängen war um den Fürsten gut,
 Vor manchem schnellen Degen — drum war er auch so hochgemut.»

Und wie der Buda unseres Dichters

«Im Alter nicht war der Kämpfe, der er gewesen jung an Kraft,»

so tritt auch der Etzel des Nibelungenliedes nicht mehr, sozusagen, als activer Recke in die Erscheinung.

Der Attila des ungarischen Dichters lebt soeben seine Jahreswende; sein Lenz ist angebrochen, voll Saft und Kraft strotzt seine Lende. Kühn steigt der Stern seines Glückes himmelan. Er ist lauter Jugend, Ruhmbegierde, Tatkraft und Selbstbewusstsein. «Sich selbst plagt er am meisten, er müht sich immerfort.» Er ist Held und Weiser zugleich. Nicht nur Held, sondern auch Heerführer, nicht nur Weiser, sondern auch Staatsmann. Wohl ist ihm nicht jenes naive und kindliche Gemüt zu eigen, das an Sigfried, «dem starken Knaben», so hochgepriesen wird, aber auch in ihm braust noch voll die frische Jugendlust und sein launiges Bärenabenteuer während der Jagd in der Mátra dürfte kaum hinter jenem zurückstehen, das der erste Gemahl Chrimhildens daheim im Odenwald zu bestehen hatte, als er Petz bei einem Ohr fassend, an seinen Sattel band und so zur Lagerstätte beförderte. So erinnert denn an den Etzel des Nibelungenliedes bloß der Name an den mächtigen aber nur als *pictus masculus* erscheinenden Hunnenkönig; diese beiden Gestalten sind demnach ihre eigenen Antipoden und die Schöpfungen vollkommen entgegengesetzter Auffassungen.

Blödelin und Buda stehen zwar einander nicht ganz so contradictorisch gegenüber wie Etzel und Attila, aber disparate Charaktere bleiben sie dennoch, was übrigens durch die Verwechslung der Personen erklärlich ist, welche bezüglich der beiden Brüder in den beiden Gedichten constatirt werden muss. Im Nibelungenliede erscheint Blödelin als der jüngere Königssohn in bescheidener und untergeordneter Vasallenstellung. Chrimhild verspricht ihm ein reiches Lehn und ein schönes Weib und benutzt ihn durch diese Versprechungen als Werkzeug für ihre Rachepläne. Der arme

Blodelin hat seine Rolle bald ausgespielt; der erste Burgunde, den er in seiner rüden Weise anzugreifen sich erkühnt, schlägt ihm das schön behelmte Haupt ab, die über den Fall ihres Führers ergrimmt Hunnen werfen sich auf die Burgunden und so beginnt das entsetzliche Morden, das nur im Blute des letzten Nibelungen erstickt werden wird.

Hingegen ist in dem ungarischen Epos, das seinen Namen König Buda entlehnt, Etzel der junge Königssohn, während Buda der wirkliche und einzige König ist, der

«seine Heerde hält in friedlich treuer Hut,
Das starke Volk der Hunnen regiert er sanft und gut»

In dem deutschen Volksepos eine schnell verschwindende Episoden-Figur, steht er hier in dem Mittelpunkt der Handlung, als ein bedauernswerter, mit jeder seiner Handlungen seinem eigenen Verderben vorarbeitender Held, der seine Ziele mit verfehlten Mitteln erreichen will und schliesslich als Opfer seines eigenen wankelmütigen Charakters fällt.

Und auch jener alte Dieterich, der bereits seit drei Menschenaltern bei den Hunnen lebt, der Heldengreis, der den Nachkommen Bendeguz' nur mehr mit seinem weisen Rate zu dienen vermag, die hinfällige Jammergestalt, der selbst Attila nicht mehr grollen kann, nicht ist das jener Dieterich, der im Nibelungenlied die ränkesüchtige Gemahlin seines Herrn eine «Höllibraut» zu schelten sich erkühnt; dort ist er der allerstärkste Held, der im Bewusstsein seiner immerwährenden Jugendstärke soeben die Tochter eines mächtigen Königs zu freien sich anschickt, dort ist er bis zu allerletzt der unbesiegbare Recke, der einzige, der dem übermenschlich gewaltigen Hagen mit Erfolg die Stirne bieten darf.

Bedarf es noch mehr Beweise dafür, dass der Dichter von «König Buda's Tod» nur die Namen der Gestalten und deren leiseste Umrisse dem deutschen Sänger entlehnte und dass er dieselben mit Blut von seinem Blute und mit Fleisch von seinem Fleische ausgestattet hat?

Wenn wir nun die Augen schliessend, die Gestalten der beiden Dichtungen noch einmal an unserem inneren Auge vorbeiziehen lassen, dürfte es unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen, dass die das gewöhnliche Erdenmaass überragenden Personen des Nibelunliedes insgesamt dastehen wie Säulen aus Granit, so gewaltig und so rauh wie das Material, aus dem sie bestehen, aber auch so eintönig wie jenes, während uns die Hunnensage des ungarischen Dichters eine ganze Reihe farbenprächtiger Bilder vor unseren Blicken entrollt; Bilder vor einem wirksamen Hintergrunde, von wechselnder Beleuchtung und — worauf wir das Hauptgewicht legen möchten — von einer weithin sich öffnenden Perspective, welche die mehr plastische Granitgruppe des Nibelungenliedes notwendigerweise entbehren muss. Der deutsche Sänger verliert sich so sehr in seinem Gegenstande, dass die Welt ausser diesem für ihn nichts mehr enthält. Er beschäftigt sich stets nur mit Individuen; für den Typus, für das Allgemeine hat er keinen Blick und er vermag sich nicht einmal bis zum Begriffe des Nationalen zu erheben, geschweige denn, dass ihm sein enger Gesichtskreis die Beobachtung des allgemein Menschlichen gestattetete. Selbst die Gegensätze zwischen christlicher und germanischer Weltanschauung fliessen bei ihm unmerklich zusammen; er lässt Christen und Heiden in eine und dieselbe Kirche gehen und einer und derselben Messe beiwohnen und nur die Verschiedenheit ihrer Kirchengesänge scheint ihn einigermaßen zu befremden.

Hingegen erhebt sich der Dichter von «König Buda's Tod» hoch über seinen Stoff; sowohl seine Gothen als auch seine Hunnen besitzen eine stark ausgeprägte nationale Eigenart und die Spruchweisheit des Dichters lässt uns nicht nur in das innere Leben seiner Gestalten, sondern in Welt und Menschen überhaupt einen tiefen Einblick tun. Der nebelige Hintergrund der Völkerwanderung hebt den Glanz der über die alten Volksgrenzen weit hinausgehenden hunnischen Staatenbildung und gleichwie der römische Dichter in der Aeneis die mythische Wiege seines Volkes auf das Grab der trojanischen Helden stellt, ebenso zieht auch unser grosser nationaler Dichter den Ursprung der Nachkommen

Magyars in den Glorienkreis der Sage, indem er, ein Prophet mit rückgewandtem Antlitz, die Söhne Hunors zu verherrlichen sucht. Und indem er so mit echt dichterischer Intuiration die Blutsverwandtschaft von Hunor und Magyar benützend, an dem Ruhme der Hunnen auch die Magyaren beteiligt, hat er sich und seiner Nation ein Denkmal errichtet, wie es die Deutschen in ihrem nur dem Schicksal *einzelner* Helden gewidmeten Nationalepos nicht besitzen können, und wie es nur ein in der Idee des Nationalen so tief wurzelnder und sich mit den reinsten Säften seines Heimatsbodens nährender Dichtergenius zu schaffen vermag.

ALBERT STURM.

FESTUS-STUDIEN.

Zweimal hatte ich schon die Ehre, der ungarischen Akademie der Wissenschaften über meine Festus-Studien Bericht zu erstatten: das erstemal war es der Paulus-Codex der Corvina, den ich besprach, das zweitemal, als ich die Collation vier vorzüglicher Handschriften besass, nämlich die des M (= Monacensis Clm 14734. s^æc. X—XI.) und des G (= Guelferbytanus Augusteus 10,3. s^æc. X.), welche bisher sehr oberflächlich verglichen waren, die des T (= Trecensis 2291. s^æc. X—XI.) und des V (= Vindobonensis 142. «s^æc. X.»), welche man nur dem Namen nach kannte. Seitdem kamen noch vier wertvolle Codices zur Vervollständigung des kritischen Apparates hinzu, nämlich die drei «guten alten» Leydener: L (= Vossianus 116.); J (= Voss. 37) und R (Voss. 135), auf die Mommsen Rh. Mus. NF. XVI. (1861.) p. 137 aufmerksam gemacht hat, und E (= Escorialensis O III. 31. s^æc. X.), dessen ersten Teil mein hochverehrter Freund, der ausgezeichnete Forscher der lateinischen Glossarien, Dr. Loewe, als er vor drei Jahren Spanien bereiste, die Güte hatte für mich zu collationiren. Mit Ausnahme dieses Cod. und des Vindobonensis, dessen Collation ich meinem gewesenen Schüler Dr. J. Kont verdanke, sind sämtliche Handschriften mir von den betreffenden Bibliotheks-

Verwaltungen zugeschiedt und von mir selbst verglichen worden. Indem ich hiemit für die gütige Zusendung öffentlich meinen verbindlichsten Dank ausspreche, fühle ich mich besonders gedungen, der unvergleichlichen Liberalität zu gedenken, die ich seitens des Directors der Leydener Bibliothek Herrn Dr. W. N. du Rieu erfahren habe.

Nicht nur für die Epitome, sondern auch für das Festus-Fragment selbst habe ich wertvolle Beiträge erhalten. Den Farnesianus hat mein gewesener Schüler Dr. E. Abel für mich neuerdings verglichen. Derselbe war auch so glücklich, im Cod. Vatican. Lat. 3369. membr. sæc. XV das «doctissimi viri chirographum» des Fulvius Ursinus zu entdecken, dessen Collation so wie die des R und S (Vatic. 1549. chart. sæc. XV. und Vatic. 2731. chart. sæc. XV.) ich ihm verdanke. Zu diesem Apparatus kam noch die Collation des Vossianus 9, die ich selbst besorgte.

Im April l. J. berichtete mir H. Omont, «Sous-bibliothécaire au dept. des mss. de la Bibl.-Nat.» in Paris, der mich schon früher mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit über die Paulus-Handschriften der Bibliothèque Nationale verständigt hatte, dass er für mich ein neues Festus-Apographe gefunden, dessen Collation ich gerne selbst besorgt hätte; da dasselbe jedoch den Statuten der Bibliothek gemäss nicht entlehnt werden kann, so erwarte ich den Vollzug dieser Arbeit von der als pünktlich bewährten Hand Omont's.

Ich kann mich hier in diesem Auszug nicht auf die detaillirte Beschreibung der einzelnen Handschriften einlassen, bemerke also nur so viel, dass die Paulus-Handschriften fast alle recht leserlich geschrieben und mit geringer Ausnahme in gutem Zustande sind. Vom palæographischen Gesichtspunkte ist interessant die im Trecentis neben Maior socer uxoris meæ proavus p. 136,10. und nach Mox p. 139,2. befindliche Geheimschrift

p̄ hbbfp̄ d. h. proavum habeo,

bdhxc qubtxpr sxpsxnt qubtfrnkpnfs d. h. adhuc supersunt quatuor quaterniones,

welche Bemerkungen den Schreiber des Codex als einen sehr jungen

Menschen charakterisiren, der nur darauf bedacht ist, wie viel er noch zu copiren habe.

Besonders interessant ist der Vossianus 116, unter dessen Schriftzeichen an einigen Stellen das eius bedeutende umgekehrte » vorkommt, von dem Wattenbach sagt: «selten, in sehr alten Handschriften und irisch.» Auch sind an mehreren Stellen Notæ Tironianæ, mit welchen hie und da wegen Mangel an Raum ein Wort des Textes oder die Variante zu einer Lesart geschrieben ist.

Den Beweis dessen, dass ich mich in der Definirung dieser Zeichen nicht getäuscht habe, verdanke ich Herrn Professor H. Hagen in Bern, der mir in freundschaftlichster Weise die Belege für die richtige Deutung der Noten geboten hat.

Was die Verwandtschaft der mir bekannten Paulus-Handschriften betrifft, sind sie sammt und sonders Abkömmlinge von einer und derselben Abschrift des Paulinischen Original-Exemplars. Ihre gemeinschaftlichen Fehler wie z. B.:

p. 2, 15. s. v. Aqua et igni:	accipiunt	statt accipiuntur
» 3, 4. » Axitiosi:	axtes	» axites
	dii	» viri
» 3, 6. » Axamenta:	salaria	» Saliaria
	componebantur	» canebantur
	homines	» deos
» 7, 15. s. v. Alterta		statt Altertra
» 8, 6. » Anacreon		» Antehac

weisen auf diesen gemeinschaftlichen Ursprung hin.

Die ganze Familie der guten Codices zerfällt in zwei Classen, wie dies aus den folgenden Beispielen ersichtlich ist:

	MLTE	GVJR
p. 7. 5. s. v. Allecti:	senatu	senatus
» 8, 1.	alveolum	alviolum
» 9, 1. » Aurum:	id dictum	indictum
» 10, 14. » Apluda:	panici	panicii
» 11, 12.	Ancunulentæ	Anculumentæ(—mentæ-JR.)
» 11, 15. » Affatim:	libius	livius

p. 12, 1.	Ammenta	Amenta
	ammata	amata (annata R.)
• 12, 13.	Adtegrare	Attegrare
• 12, 14.	Adtritum	Attritum
• 12, 15.	Adtestata	Attestata
	adtestantia	attestantia
• 12, 6.	Adtibernalis	Attibernalis
• 13, 17. s. v. Aedilis :		
	eadem dignitas, sicut pontificatus	sicut pontificatus eadem dignitas
• 16, 14.	Ambrices	Acobrices
• 17, 8. s. v. Amptermi: ambarvalia	ambarvalia	arbarvalia
• 19, 6.	Armilustrum	Armilustrum
• 20, 15.	Arni caput	Arnae caput
• 22, 13.	Aquipenser	Aquipensent

Die schlechten Handschriften sind, so viel ich deren kenne, der ersten Classe entsprossen und machen sich nicht nur durch ihre auffallende Mangelhaftigkeit, sondern auch durch ihre enge Verwandtschaft kenntlich.

Es genügt auf folgende Stellen hinzuweisen :

<i>MLTEGVJR.</i>	<i>deteriores.</i>
s. v. Abavus : avus avi	coævus
• Bigenera : leopardalis	leopardus
<i>MLTEGVJR.</i>	<i>deteriores.</i>
s. v. Endo procinctu : togis	toti
• Ignis : terebrare	verberare
• Proculum ; ætate nati	attenuati
• Tegillum : cuculliunculum	cuculli vinculum

Von den guten Handschriften ist zu bemerken, das keine die Abschrift der andern ist.

Am nächsten gehen G und V zusammen, und zwar so sehr, dass wer die Beschaffenheit der beiden Handschriften nicht genauer kennt, unbedingt behaupten würde, dass V directe Abschrift von G sei. Beide stammen aus einer Handschrift, nur ist V nicht complet, nachlässig geschrieben und mit einem andern Glossar

contaminirt. Nur für den Stammbaum der Codices ist V von Interesse: für die Texteskritik bietet er nichts, was nicht aus den übrigen Codices bekannt wäre.

Von GV sind JR sehr kenntlich geschieden. Ihre Lesarten stimmen oft gegen GV mit MLTE. Hier einige Beispiele:

	JR = MLTE	GV
p. 4, 18.	Abemito	Abemitto
» 5, 1. s. v.	Ambaruales: apellabantur	dicebantur (<i>gloss. om. V.</i>)
» 8, 13.	» Auritus: audiendi	audiendo
» 10, 13.	» Albogalerus: oleagina	oleagena
» 12, 1.	» Attam: appellemus	appellamus (<i>sed. corr.</i> <i>man 2 G.</i>)

Auch haben beide gemeinschaftliche Interpolationen, die ihre enge Verwandtschaft deutlich bekunden.

Nicht so leicht und einfach ist die Gruppierung der Handschriften der ersten Classe.

Bald stimmen LTE gegen M, z. B.:

	LTE	M = GVJR.
p. 10, 13. s. v.	Albogalerus: capix	apex
» 12, 9.	» Attæ: terram magis	» magis terram
» 26, 2.	» Aevolunt	» Aevolunt
» 28, 14.	» Amiculum genus est	» genus
» 29, 9.	» Anatem anuum	» anum
» 60, 6.	» Creduas fehlen die Worte	Ipsus pro ipse in LTE, M setzt sie hierher, GV nach der folgenden Glosse, JR nach red- ditus in der folgenden Glosse.

Bald MLE gegen T, z. B.:

	MLE	T = GVJR.
p. 3, 1. s. v.	Aqua et igni: supergradiebantur	supergradiebantur
» 8, 10.	» Antipagmenta: valvare (<i>sed</i> <i>corr.L.</i>)	valvarum
» 29, 4.	adoptaticius	adoptatius (<i>adop-</i> <i>tatus R.</i>)

Bald MLT gegen E, z. B.:

p. 6, 12.	Agnos MLT = GVJR.:	Agnos E (<i>ex corr. L.</i>)
» 9, 14.	Adrumavit: parte	» a parte
» 13, 6.	aeditimus	» aeditumus

- p. 17, 17. s. v. Auxiliares actionem GVJR: aucionem
 » 20, 7. Aenatores » Aeneatores
 Bald ML gegen TE, z. B.:
- p. 28, 17. s. v. Atticissat: sicilissat ML sicilicissat TE = GVJR.
 » 28, 18. Attritas Atritas »
 Bald MT = GVJR gegen LE, z. B.:
- p. 2, 6. s. v. Aerarii: aere sunt appellati MT *om.* LE.
 » 7, 1. » Alter: aliter » alter »
 » 14, 8. » Agnus: eo » *om.* »
 Bald ME gegen LT, z. B.:
- p. 2, 6. s. v. Aerarii tributa ME tribuni LT = cett.

Was die Frage betrifft, welche Handschrift oder welche Classe von Handschriften als Basis für die Texteskritik anzunehmen sei, muss folgendes Princip aufgestellt werden:

1. In denjenigen Theilen der Epitome, wo wir noch den Festinischen Text besitzen, ist diejenige Lesart als die des Archetypus anzusehen, welche sich auch im Farnesianus findet.

Paulus hat also p. 216, 4 nicht das von T und den Ausgaben gebotene *Perpetrat*, sondern *Perpetat* geschrieben. *Perpetat* haben nämlich alle übrigen Codices in Uebereinstimmung mit dem Farnesianus, wie ich aus der Nachvergleihung Abel's ersehe. So rührt auch p. 312, 1 s. v. *Stroppus* das von T und den Ausgaben gebotene *στροψιων* nicht von Paulus her; da der Farnesianus *σροσφιων* hat und alle übrigen Handschriften dasselbe bieten.

Wenn nicht eine Classe, sondern nur eine einzige Handschrift mit dem Farnesianus übereinstimmt, so ist diese Uebereinstimmung nicht in jedem Falle auch ein Beweis für die Lesart des Archetypus. Die Uebereinstimmung kann also auch auf *Correctur* beruhen. Z. B. p. 280, 2 ist *Repagula* nur im J. Alle übrigen Handschriften haben gegen den Farnesianus *Repacula*, ein Beweis dessen, dass der Archetypus *Repacula* hatte.

Es kann aber auch der entgegengesetzte Fall vorkommen, dass nämlich mit Ausnahme einer Handschrift alle corrigirt sind. So z. B. hat der Farnesianus p. 344a, 3 nach Abel's Collation nicht

a S, sondern \overline{as} . Dem entspricht *AS* in *M*. Alle Uebrigen haben Aenderungen: *L a f.*, *GR ab S*, *J ab is*.

Ohne den *Farnesianus* würde man auch p. 147, 13 gewiss fehlgreifen, wo es s. v. *Manues* heisst: *Unde dii manes pro bonis dicuntur*. So *T* in Uebereinstimmung mit der zweiten Classe. Also wohl verbürgt und dem Sinn entsprechend, und doch erweist sich diese Lesart als *Correctur*; denn der *Archetypus* hatte *pro boni*, wie das die Uebereinstimmung von *LM*. mit *Farn.* bestätigt. *Paulus* hatte also unstreitig *pro boni* geschrieben.

Eine dem Sinn nach richtige Lesart ist durch die besprochene Uebereinstimmung nur in dem Falle mit Sicherheit als Lesart des *Archetypus* anzusehen, wenn dieselbe sich als Lesart einer *Handschriftenklasse* erweist.

Wo es sich um einen Fehler im *Festus* handelt, dort genügt die Uebereinstimmung einer einzigen *Handschrift* mit dem *Farnesianus* zum Beweise dessen, dass alle übrigen *Handschriften* corrigirt sind.

2. Wo der *Festinische Text* uns nur in den sogenannten *Schedae apud Laetum* erhalten ist und andere Lesarten bietet als die *Epitome*, beansprucht *Paulus* im Allgemeinen die grössere *Autorität*.

3. Wo der *Festinische Text* fehlt und die zwei *Classen* der *Paulinischen Codices* in der Ueberlieferung nicht übereinstimmen, verdient mit Ausnahme solcher Stellen, wo gewichtige Gründe dagegen sind, die erste *Classe* den Vorzug.

Dies in Kürze über das bei der *Textesrecension* zu befolgende *Princip*.

Einiges von den wichtigsten Resultaten meiner Untersuchungen ist bereits im «*Egyetemes philol. Közlöny*» und kurz auch in ausländischen Fachberichten veröffentlicht worden.

Hiemit stelle ich folgende Ergebnisse zusammen:

1. Das Bruchstück der *Frivolaria* bei *Festus* p. 297 *M*. ist, was bisher unbekannt war, auch von *Paulus* in seine *Epitome* aufgenommen worden und muss auf Grund der Ueberlieferung also gelesen werden:

tunc papillae primu^m lu^m
 Sororiabant; illud volui dicere:
 Fraterculabant.

illud: illud M. volui: sic Festus, voluit Paulus. (Egyet. phil. közl. II. 1878, p. 394. Bursian's Jahresb. XVIII, 1879, p. 1.)

2. Enn. Ann. 524. Vahl. ist mit GR also herzustellen:

Aut permarceret paries percussus trifaci.

Vgl. Syri sent. 3. Ribb.

Luxuriae rictu Martis marcent moenia.

permarceret hatte sich mein hochverehrter Lehrer, Prof. Vahlen schon als Conjectur angemerkt. Nun bringt die handschriftliche Lesung die völlige Bestätigung. (Egyet. phil. közl. II, 395. III, 31.)

3. Accius, Phinid. fr. 3. v. 574. Ribb. ist die Ueberlieferung: tonsillas littora inleda ML. tonsillis litore inleda GR. Der Vers ist demnach so herzustellen:

Tacitè tonsillas litora in lecta édite.

(Egyet. phil. közl. II, 396. Burs. Jahresb. XVIII, p. 2.)

4. Fest. p. 258b, 4, s. v. Quando ist: «in XII. quidem cum e littera ultima scribitur» die richtige Ueberlieferung. quandoc ist auch bei Paulus p. 259, 3 und 7 durch alle guten Handschriften bestätigt:

Quandoc rex comitiavit fas

und:

Quandoc stercus delatum fas.

quandocrex MG. quando crex JR, quandoc stergus R. (Egyet. phil. közl. II, 396.)

5. Festus Pauli p. 341 s. v. Septimontium ist nach Cermalo Caelio einzuschalten und das Fest in der Weise zu fassen, dass die Subura, die kein Berg ist, zu den septem montes hinzutritt und das Fest a potiori seinen Namen führt. (Egyet. phil. közl. II. 396.)

6. Titin. v. 161 ist statt:

Mirior
 Inquam tibi videor

Mirior tibi videor zu lesen. Ueberliefert ist inquit (nicht inquam),

das sich einfach auf den Verfasser des Verses bezieht. Vgl. Festus Pauli p. 34, 5 Naevius: «Bilbit amphora», inquit. p. 49, 6 Plautus. «Licet», inquit, «vos abire curriculo». p. 51, 2 Cato: «Culiginam», inquit, «in faeno» e. q. s. p. 58, 14 Naevius: «Cocus», inquit, «edit Neptunum» e. q. s. p. 140, 8 Afranius: «Virgini», inquit, «tam crescit uterus» e. q. s. cf. Fest. p. 141a, 23—25. (Egyet. phil. közl. II, p. 446. Bursian's Jahresb. XVIII, p. 2.)

7. Die Genetivform Sancus ist in der Epitome p. 345, 2 Sanqualis porta appellatur proxima aedi Sanci (so die Herausgeber) durch alle Handschriften bestätigt, muss daher sowohl hier, als Fest. p. 241a, 2, wo der Farnesianus $\overline{\text{sca}}$ bietet, hergestellt werden. (Egyet. phil. közl. III, 32.)

8. Das von Romulus zu Ehren des Mars eingeführte Pferderennen heisst nicht Equiria, sondern Equirria. Vgl. Momms. C. I. L. I, 388. (Egyet. phil. közl. III, 109.)

9. Der Name des Saatfestes ist überall Sementivae (nicht Sementinae) feriae zu schreiben.

10. Pacuv. 387. R. ist consilium nicht concilium überliefert. (Egyet. phil. közl. III, 109.)

11. Festus Pauli p. 109, 17 Impite: impetum facite, ist Inipite zu lesen. Vgl. Loewe Rh. Mus. 1876, p. 56. (Egyet. phil. közl. III, 110.)

12. Festus Pauli p. 117, 6 ist a laeva laetrum sinistrum, et laetro(r)sum sinistro(r)sum zu schreiben. Diese interessante Wortform ist nicht nur hier, sondern auch bei Philoxenus p. 128, 43 und in den Glossae «abavus» maiores überliefert. Diese neuen Belege hat mein hochverehrter Freund Dr. G. Loewe gefunden und mir gütigst mitgeteilt. (Egyet. phil. közl. III, 256 sq. IV, 702. Philol. Rundschau I, p. 1035.)

13. Die von Festus Pauli p. 110, 11 citirte Stelle aus Plautus hat ursprünglich also gelautet:

Init ted umquam febris.

Paulus hat nicht te nunquam, sondern te umquam. (Egyet. phil. közl. IV, 618 und 703.)

14. Festus Pauli p. 312, 6 ist *Stlatta* zu schreiben. Dies die richtige Form. Vgl. Loewe Prodr. p. 7—8.

15. Ein neuer Beleg für die Form *procastria* hat sich p. 225, 12 s. v. *Procestria* erhalten, wo es heissen muss: *Artorius procastria, quae sunt ante castra.*

16. Dass neben *incus* auch die Form *incudis* bestanden, beweist ausser *De idiom. gen. 577a, 23 incudis* *ἄκρω* die Glosse *Excudere* bei Festus Pauli p. 79, 7, wo nach allen Handschriften so zu lesen ist: *Excudere procudere et incudis ipsa a caedendo dicta est.* Der Genetiv von *incudis* hat gewiss *incudinis* gelautet, wie aus der italienischen Form *ineudine* (neben *incude*) und aus der Analogie mit *subscudines* bei Augustinus geschlossen werden darf.

17. Festus Pauli p. 84, 1 *Foedus appellatum ab eo, quod in paciscendo foedere hostia necatur.* Unmöglich. Statt *foedere* ist mit MGv. (*fede*) L. (*fide* T.) *foede* zu lesen. Vgl. Serv. in Verg. Aen. I, 62 *foedus . . . dictum . . . a porca foede, hoc est lapidibus, occisa* *ibid. VIII, 641. Isid. XVIII, 1, 11.*

18. *Ibid. p. 131, 1* ist *Mancina tifata* zu lesen.

19. *Ibid. p. 50, 10* *Cumalter* significat *cum altero ego.* Ueberliefert ist *Cumulter* und dies ist beizubehalten. Vgl. *adulter* Vaniček *Etym. Wörterb. 2. p. 28.*

Nach diesen per *saturam* mitgetheilten Beispielen wollen wir das allgemeine Resultat in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Der Verfasser der *Epitome* heisst der übereinstimmenden Ueberlieferung nach weder *Paulus Diaconus*, noch *Paulus Pontifex*, noch *Paulus Sacerdos*, sondern einfach *Paulus*.

2. Die Orthographie der *Epitome* ist nicht so schwankend, wie wir sie bei Müller finden.

3. Die Wortfolge und die Reihenfolge der Glossen, wie wir sie in der Müller'schen Ausgabe haben, hat sich an vielen Stellen als falsch erwiesen.

4. Es hat sich herausgestellt, dass sich in den edirten Text an 33 Stellen Interpolationen eingeschlichen haben.

5. Andererseits hat sich manches, was bisher für Interpolation gehalten, als echt erwiesen.

6. Es hat sich herausgestellt, dass an beiläufig 25 Stellen einzelne Worte oder Sätze ausgefallen sind, die nun wieder hergestellt werden müssen.

7. Die Untersuchung hat ein bisher nur mangelhaft gekanntes Plautus-Fragment und mehrere bisher unbekannte Worte und Wortformen zu Tage gefördert.

8. Folgende Glossen: Abitionem antiqui dicebant mortem. — Adversus aut contrarium significat aut idem quod erga. — Astutus arte tutus. — Cicuma avis noctua. — Nequam nugator. — Redivivum est ex vetusto renovatum — haben sich als echt erwiesen und sind demnach in den Text aufzunehmen.

9. An vielen Stellen hat sich die bisher verschmähte Lesart als die einzig richtige erwiesen.

10. Endlich hat es sich herausgestellt, dass Paulus an so manchen Stellen mit der fehlerhaften Ueberlieferung des Farnesianus übereinstimmt, wo demnach nicht das an und für sich Richtige zu setzen, sondern der überlieferte Fehler beizubehalten ist.

EMIL THEWREWK V. PONOR. *

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** 1. In der Sitzung der ersten Classe am 21. November las SIGM. SIMONYI über den *Ursprung und die Entwicklung des Bindewortes hogy* (= dass), einen Beitrag zur Syntax des Nebensatzes im Ungarischen. Hierauf legte JOS. BUDENZ das eben erschienene Heft der *Nyelvtudományi közlemények* (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen) vor, das folgende Beiträge enthält: Moksá-mordwinisches Matthäus-Evangelium, mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben von JOS. BUDENZ. — Ueber die vepsische Sprache von JOS. SZINNYEI. — Russische Verben im Erza-Mordwinischen von JOS. BUDENZ. — Magyarisch *leg* von IGH. KUNOS. — Mordwinisch *inksa* von IGH. KUNOS. — Türkisch *arstan*, magyarisch *oroszlán* (Löwe) von LUK.

* Auszug aus des Verfassers am 3. October 1881 gehaltenem akademischen Vortrage, S. diese «Revue», 1881, S. 809.

PATRUBÁNY. — Anlautende Media im Ugrischen von BERNH. MUNKÁCSI.
— Sorokini's wogulisches Glossar von JOS. BUDENZ.

2. In der Gesamtsitzung vom 28. November las JOS. BUDENZ eine Denkrede auf das auswärtige Mitglied der Akademie THEODOR BENFEX, dessen Schüler der Vortragende in Göttingen gewesen und dessen Leben und Wirken er in umfassender Darstellung schildert.

3. In der Sitzung der zweiten Classe am 5. December legte zunächst GUSTAV WENZEL eine historische Untersuchung über *die Bedeutung der Familie Fugger in der ungarischen Geschichte* vor.

Jacob Fugger schloss in den neunziger Jahren des XV. Jahrhunderts in Venedig mit JOHANN THURZÓ von Bethlenfalva ein engeres Freundschaftsbündniß, aus dem sich später zwischen den beiden Familien auch Geschäftsbeziehungen entwickelten. So schloss Jacob Fugger mit JOHANN THURZÓ bezüglich der dem Letzteren gehörigen Neusohler Bergwerke einen Gesellschaftsvertrag ab, der bis 1525 währte; von da an bis 1546 hatten die Neffen Jacob Fugger's die Neusohler Kupferwerke in Pacht, aus welchen dieselben bis 1546 das blühendste Industrie- und Handelsunternehmen schufen.

Vortragender behandelt nun vor Allem den Ursprung und den grossartigen Welthandel der Fugger's und bespricht den Einfluss, den dieselben auch in Ungarn ausgeübt, vor Allem als Grosshändler und Bankiers, dann als Inhaber montanistischer Unternehmungen, schliesslich aber als Besitzer der Herrschaften und Burgen Vöröskő und Detrekő. Raimund, Anton und Hieronymus Fugger erhielten im Jahre 1538 das ungarische Indigenat und mehrere andere Privilegien. Nach dem Tode Jacob Fugger's (1560), unter welchem die Neusohler Werke einen solchen Aufschwung nahmen, wie vorher und seither kein montanistisches Unternehmen in Ungarn erlebt, zog sich die Familie aus Ungarn zurück; nur die Tochter Marcus Fugger's, Maria, blieb im Lande zurück, da sie Nicolaus Pálffy, den Helden von Raab, geheiratet hatte. Auf diesem Wege gelangten Burg und Besitz Vöröskő in den Besitz der gräflichen Familie Pálffy.

Der von ALEXANDER SZILÁGYI verlesenen Abhandlung LUDWIG SZÁBECKY'S über den rumänischen Nationalhelden Michael, dem bekanntlich in Bukarest eine glänzende Reiterstatue errichtet wurde, liegen durchwegs selbständige archivalische Studien zu Grunde. Das Resultat derselben lässt sich dahin zusammenfassen, dass der mächtige Wojwode, in dem die Rumänen ihren ersten Nationalhelden verehren und dessen Namen sie auf die Fahne ihrer nationalen Propaganda schreiben, nichts anderes war, als ein schlauer Condottiere Kaiser Rudolfs. Er hatte grosse Ziele vor Augen, er wollte der Herr von Siebenbürgen, der

Moldau und der Walachei werden, er wollte Bulgarien und Serbien erobern, das alte Byzanz in seinen Grundfesten erschüttern und sich die Krone Polens aufs Haupt setzen; über die Trümmer von Kaschau und Wien drohte er nach Prag zu gehen, um den Kaiser abzusetzen, und all diesen hochfliegenden Plänen machte der Dolch des von dem kaiserlichen Feldhauptmann Basta gedungenen Mörders ein Ende, der den übermütigen Wojwoden auf dem Tordaer Felde zu Tode traf. Das Glück des «tapfern» Wojwoden, aus dem die Mythe einen Nationalhelden gemacht, währte nur zwei Jahre, von 1599 bis 1601, und es ist gewiss bezeichnend, dass die Rumänen, die ihm ein Monument gesetzt, noch nicht seine Geschichte geschrieben haben, zu welcher ihnen das Material die ungarischen Forscher zusammentragen müssen.

Zum Schlusse entwickelte Dr. KARL AKIN *das social politische Dilemma der Bildung*. In seinem ersten Vortrage über dieses Thema war der Verfasser von der Beobachtung ausgegangen, dass die Intelligenz steril macht, und hatte zu beweisen gesucht, dass in dem Kampfe ums Dasein, wie in dem Ringen nach materieller Prosperität, die Bildung im Allgemeinen nur als Hemmschuh zu betrachten ist. Brüstet sich demnach die moderne Naturwissenschaft damit, dass sie entdeckt hat, die Ueberlebenden im Kampfe seien stets die Lebensfähigeren (was im Wesen nur ein *truism* oder eine Tautologie sei), so fand der Vortragende seinerseits, dass bezüglich des Menschengeschlechtes die lebensfähigen nicht eben die des Lebens würdigsten Elemente sind, worin der Schlüssel zum Verständnisse gewichtiger historischer Vorgänge liegt.

Schon in diesem ersten Vortrage wurde im Vorbeigehen besonders auch der arbeitenden Classen und des Einflusses der Bildung auf deren Schicksal gedacht. Schon damals wurde die Tatsache erwähnt, dass die Erfindung und Verwendung der Maschinen, welche das Product menschlicher Tätigkeit so riesig zu steigern vermögen, weder die Anzahl arbeitender Hände vermindert, noch die relative Situation des Arbeiterstandes im Ganzen verbessert. Dieses neue «social-politische Dilemma» der Arbeit bildete den Gegenstand des jüngsten, zweiten akademischen Vortrages.

Durch die Maschinen ist die Production und deren Ertrag ins Riesige gesteigert worden, aber ebenso, ja noch mehr steigern sich die Anforderungen des Luxus. Die wahren Bedürfnisse des Lebens sind gering und selbst die Existenz des Eigentums behinderte nicht deren allseitige Befriedigung; der Luxus dagegen ist unersättlich und da das Eigentum gegenüber der Arbeit die Situation beherrscht, so wird schon aus diesem Grunde allein der Arbeiterstand einerseits zu unun-

terbrochener immer zunehmender Production verhalten und andererseits auf den sogenannten *starvation point*, was seine eigenen Genüsse betrifft, herabgedrückt. Hiezu tritt als zweiter gewichtiger Factor der Gegensatz des Luxus, nämlich der Geiz und die Sparsamkeit. Letztere suchen ihre Befriedigung nicht in Luxusgenüssen, sondern im Besitz, besonders des Geldes. Wird unter solchen Umständen thesaurisirt, wie in manchen Ländern des Orients, so werden dem Verkehr die nötigen Umsatzzeichen entzogen, die Arbeit findet nicht Beschäftigung und das Elend wird allgemein. Werden die Gelder dagegen nicht bloß aufgespeichert, sondern «fructificirt», so tritt zweierlei ein. Entweder das Geld wird nach und nach von einer geringen Classe monopolisirt, welche mit der Zeit auch die liegenden Güter an sich zieht; oder in vorgeschrittenen Ländern entstehen fortwährend neue Capitalsanlagen, deren Fructificirung stets neue Arbeit involvirt. Die riesige Zunahme solcher Anlagen in industriösen Ländern, im Verein mit den Einflüssen des Luxus, erklärt mehr als zur Genüge die nimmer rastende Arbeit der besitzlosen Classen. Je geringer übrigens der Bruchteil im Preise der Waaren, welcher den Arbeitslohn repräsentirt, desto grösser wird auch notwendig der Contrast zwischen dem Leben der Arbeiter und der Eigentümer.

Der Verfasser entwickelte diesbezüglich ein streng mathematisches Gesetz, welches nachweist, dass wie immer die Löhne, ob hoch oder niedrig, und wie immer die Preise, ob teuer oder billig, der Arbeiterstand *notwendig* um so mehr vergleichsweise verliert, je billiger die Production durch den Einfluss der Maschinen wird. Wie dieses Dilemma zu lösen, wonach gerade der Fortschritt die Situation des Arbeiters vergleichsweise herabdrückt, darüber unterliess der Vortragende jede Andeutung. Er erklärte vielmehr ganz offen, dass er in den Räumen der Akademie nicht agitatorische Zwecke, sondern rein und ausschliesslich die Erforschung der Wahrheit als Ziel im Auge habe; was ihn jedoch nicht hindert, anerkennend jenes Staatsmannes zu gedenken, der anstatt auf seinen reichen diplomatischen Lorbern auszuruhen, aus Pflichtgefühl selbst mit den kaum lösbaren Dilemmen der Socialpolitik den Ringkampf aufgenommen. (Uebrigens hat Dr. Akin seitdem in einer Zuschrift an das Tagblatt *Hon* erklärt, dass er den Titel eines Socialdemokraten durchaus zurückweist, ja dass er sogar eher von der *caritas* der Religion als von irgend einer politischen Institution die Remedur der einschneidendsten socialen Uebel zu erhoffen vermöchte.)

4. In der Sitzung der dritten Classe am 12. December behandelte zunächst NICOLAUS KONKOLY die *Spectren der Cometen b und c 1881*. Vor-

tragender mass mittelst Mikrometers in dem Farbenbilde des Cometen c 1881 fünf Streifen, welche identisch waren mit den Spectralstreifen des Kohlenhydrogens. Er fand auch noch andere Streifen, welche jedoch in Folge ihrer Farblosigkeit nicht zu bestimmen waren. Neben dem Kohlenhydrogen-Spectrum zeigt sich ein sehr glänzendes continuirliches Spectrum, in welchem man die Frauenhofer'schen Linien der Gruppe C, D, b und F deutlich wahrnehmen konnte. In dem Spectrum des Cometen C 1881 waren blos drei Streifen und ein sehr schwaches continuirliches Spectrum wahrzunehmen. Das Ganze entsprach dem Farbenbilde des im Jahre 1881 von Pechule entdeckten Cometen.

Dr. Konkoly legt auch noch die Abhandlung Dr. FRANZ LAKICS' über *die geographische Breite der Ó-Gyallaer Sternwarte* vor. Das Resultat der Lakics'schen Untersuchungen lässt sich durch $47^{\circ} 52' 27''$. $3. \pm 0,4$ ausdrücken.

Professor J. A. KRENNER behandelt *die grönländischen Fluorid-Mineralien*. Im Gneisse des südlichen Grönland im Arkint-Fjord tritt ein mächtiges Lager eines weissen Minerals auf, das wegen seiner Aehnlichkeit mit Eis Kryolith genannt wurde. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch dänische Wallfischfahrer nach Europa gebracht, erlangte es erst Wichtigkeit in den fünfziger Jahren, wo man aus diesem, aus Thonerde, Fluor und Natrium bestehenden Mineral das überaus leichte Aluminium-Metall herstellen lernte, welches damals zu Schmucksachen verarbeitet wurde, nachdem die Hoffnung, in demselben ein geeignetes Material zur Verwirklichung der Idee des steuerbaren Luftschiffes gefunden zu haben, sich nicht erfüllte. Gegenwärtig findet dieses Mineral eine viel practischere Verwendung, in grossen Schiffsladungen wird es nach Europa gebracht, wo daraus billige Natronlauge für die Seifensieder erzeugt wird. Dieses Mineral wurde morphologisch durch Descloizeaux (Paris) und Websky (Berlin) untersucht, es wurde für Triklin declarirt. Mit demselben kommen vor der Pachnolith und der Thomsenolith, diese wurden durch Krop, v. Rath, Descloizeaux und Dana untersucht. Nun erklärte Professor König in Philadelphia, letztgenannte zwei Minerale seien identisch, worauf Krop (Karlsruhe) die Verwirrung noch steigerte, indem er erklärte, ein Teil des Pachnoliths sei Triklin, und Websky habe seine Messungen statt am Kryolith an diesem Mineral angestellt. Gegen diese Auffassung hat sich Vortragender in einer ausländischen Fachschrift erklärt, betonend: 1. Dass der Kryolith nicht Triklin, sondern Monoklin sei. 2. Dass Websky seine Untersuchungen an wirklichem Kryolith anstellte. 3. Dass König nur Thomsenolith, nicht aber Pachnolith analysirte.

4. Dass Wöhler keinen Pachnolith untersuchte. 5. Dass sich alle drei Mineralien krystallographisch wie optisch scharf auseinander halten lassen.

Vortragender legt dann noch die Arbeiten A. SCHMIDT's und A. FRANZENAU's vor. Ersterer fand auf der interessanten Eisenerz-Lagerstätte von Telekes-Rudobánya *Baryte* und eigentümlich gestaltete *Weissblei-Erze*. Was den Baryt anbelangt, besitzen dessen aus 20 Krystallformen bestehende Combinationen eine Tafelform nach der Basis. Das Bleikarbonat, das sich in dem zerfressenen Brauneisen befindet, zeigt einen sehr complicirten Bau, an welchem sich 21 Formen beteiligen, darunter zwei ganz neue. Die Zwillinge lassen eine Verwachsung nach dem Grundprisma und dem von Kokscharoff an sibirischen Cerusiten beobachteten Gesetz, nach dem drittel Prisma, erkennen.

A. Franzenau's Abhandlung beschäftigt sich mit dem *vulkanischen Amphibol des Aranyer Berges bei Déva*. Da die Kenntniss dieser Mineral-Species von eminenter Wichtigkeit für die Petrographie ist, hat Autor, veranlasst durch Prof. Krenner, diese complicirten Krystalle einem genauen Studium unterworfen. Dieselben bilden eine Combination von 19 Krystallgestalten, deren Werte denjenigen vom Vesuv sehr nahe stehen. Auffallend gestalten sich die optischen Verhältnisse des siebenbürgischen Minerals, indem die Lage der optischen Elasticitäts-Axen, sowie jene der optischen Axen, eine von den bekannten verschiedene Richtung befolgen. — Beide Untersuchungen wurden im geologischen Laboratorium des Polytechnikums durchgeführt.

Zum Schlusse führte Professor SCHULLER den Nachweis, dass während der Wasserbildung *Hydrogen-Superoxyd* entstehe, ein Umstand, der bisher noch nicht bemerkt worden ist. Auch bei der Explosion von schlagenden Wettern entsteht dieser Körper und verdient dieser Umstand bei kalorimetrischen Messungen wohl in Erwägung gezogen zu werden.

5. In der Gesamtsitzung vom 19. December machte ANTON ZICHY neuerliche sehr interessante Mittheilungen aus dem *Nachlasse des Grafen Stefan Széchenyi*, auf welche wir, sobald sie im Drucke vorliegen, ausführlich zurückkommen.

— Die ungarische historische Gesellschaft hielt am 1. December unter Vorsitz ARNOLD IPOLYI's eine Sitzung, in welcher EUGEN SZENT-ILÁBAY, der Verfasser des preisgekrönten Werkes *Hundert Jahre aus der neueren Geschichte Südungarns*, einen Abschnitt aus dem noch nicht edirten III. Bande seines Werkes vorlas.

Vortragender schildert die misslichen Verhältnisse, in welchen

sich die von Maria Theresia reincorporirten Comitate Temes, Krassó und Torontál befanden. Der Hof und die Militärkreise beeinflussten das kaum entwickelte Municipalleben und hielten das von dem übrigen Ungarn losgelöste «Temeser Banat» im Curatel.

Von den Hof-Agenten provocirt, wandten sich alle Städte und die von den verschiedenen Nationalitäten gegründeten Colonien an Maria Theresia um Privilegien und um ihre Exemption von der «ungarischen Herrschaft», vor welcher man den Petenten eine heillose Angst eingejagt hatte. So schildert Vortragender in grossen Zügen, hie und da interessante Details einflechtend, die Gährung, welche sich der Banater Nationalitäten seit der Reincorporirung bemächtigte, und die verfassungswidrigen Verfügungen, welche die Wiener Regierung gegen die südungarischen Comitate traf. Zuletzt wurden auch der Königin die weitgehenden Forderungen der nimmersatten «Raizen» zu viel, die sich dem Comitate nicht nur nicht fügten, sondern dessen Anordnungen nicht einmal annehmen wollten und die benachbarten ungarischen Bevölkerungen auf jede Weise bedrängten. Nach dem Tode Maria Theresia's gelangten die drei Comitate unter die Ofner Statthalterei, respective unter die ungarische Hofkanzlei. Nun standen die drei Comitate zugleich unter siebenlei Oberbehörden, deren Wirkungssphären einander vielfach kreuzten, die Verwirrung womöglich noch steigerten und die Tätigkeit der unter dem Grafen Nitzky stehenden königlichen Reincorporirungs-Commission ungemein erschwerten.

KARL TAGANYI führt in einer längeren Abhandlung den Beweis, dass die *Burg Szolgagyör*, deren in unseren alten Documenten so oft Erwähnung geschieht, nächst dem gegenwärtigen Udvarnok bei Freistadt a. d. Waag lag. Die jetzige Ortsbenennung «Prsten» entspreche dem ungarischen «gyürü» (Ring), das einst «györ» gelautet haben mochte. «Szolgagyör» bedeutete demnach: der Ring der (Burg-) Knechte. Die einstige Existenz der Burg aber wird durch den Ortsnamen Posadka (Unterschloss) bewiesen. Das letztmal wird der Burg um das Jahr 1280 Erwähnung gethan.

Vorsitzender erinnert daran, dass nach der Ansicht des Historikers G. Bartal «györ» (d. h. *gyür* = Burg-Ring) ursprünglich die allgemein übliche Bezeichnung für «Comitat» war und hält er es für wünschenswert, dass auch die anderwärts vorkommenden, ähnlich bezeichneten Orte historisch untersucht würden.

— **Ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft.** In der Fachsitzung am 21. December las Dr. FRANZ SZABÓ über die *Entwicklungsgeschichte der Pflanzen*. In der Botanik wird gegenwärtig besonders in zwei

wichtigen Richtungen geforscht: die eine verfolgt die Entwicklung des Pflanzenkörpers, die andere die mechanischen Ursachen dieser Entwicklung. Der Vortragende befasste sich mit der Entwicklungsgeschichte der Blüten der Ananas-Arten und demonstriert die bisherigen Ergebnisse an Abbildungen. Hiedurch wird bewiesen, dass die im Innern der Blüten befindlichen feinen fadenförmigen Gebilde, in welchen sich der Blütenstaub bildet, und derjenige Blütheil, worin man bei der Reife den Samen findet, eigentlich eben solche Blätter sind, wie die an anderen Teilen der Pflanze wachsenden Laubblätter. Die Entwicklungsgeschichte bildet die sicherste Grundlage der neueren Systematik.

Als zweiter Vortragender berichtet Dr. ALADÁR V. RÓZSAHEGYI über die mit der Pasteur'schen Schutzimpfung gegen Milzbrand in Ungarn ausgeführten Versuche. Der Vortragende gibt ein kurzes Resumé über die Genese der Pasteur'schen Methode und die Darstellung der Impfstoffe, schildert die Anordnung und den Verlauf der in Budapest und in Kapuvár an Schafen und Rindern ausgeführten Versuche und bespricht dann das auf einer Zahlentabelle übersichtlich gemachte Ergebniss in folgender Weise:

Für die Wissenschaft liegt in diesen Versuchen eine der weitestragenden Errungenschaften, denn sie befähigen uns, die niederen Pilze (Bakterien), welche uns als ständige Begleiter einer tödtlichen Infektionskrankheit bekannt sind, durch künstliche Züchtung in ihrer Wirkung so weit abzuschwächen, dass sie Tiere, die man mit ihnen impft und in deren Körper sie sich vermehren, nicht mehr tödten, sondern nur vorübergehend krank, dadurch aber auch gegen die tödtlichen, ursprünglichen Pilze unempänglich machen. Hiedurch wird einerseits bewiesen, dass wirklich jene Pilze die krank machenden Agentien sind, andererseits wird die Wirkungsweise der Schutzimpfungen überhaupt erklärt, welche gegen andere Krankheiten (z. B. Pocken) seit Langem in Gebrauch sind, ohne dass ihre Wirksamkeit erklärt gewesen wäre.

Von grösserer Bedeutung ist aber das *practische Ergebniss* der Impfversuche.

Um die Schutzkraft der Impfungen zu controliren, wurden sowohl die geimpften, als auch die nichtgeimpften Tiere mit kräftigem Milzbrandgift inficirt. Dabei ergab sich, dass von den geimpften Schafen 1.45%, von den nichtgeimpften 93.3% an Milzbrand verendeten. Der Unterschied ist sehr eclatant; geht man aber der Sache besser auf den Grund, und zieht man den ganzen Verlauf der Versuche und nicht blos die Schlusscene in Betracht, so müssen die obigen Zahlen wesentlich modificirt werden.

Erstens ist ein Teil der Tiere bereits nach der Schutzimpfung an

Milzbrand verendet: 15 Schafe fielen ganz bestimmt einem Milzbrand zum Opfer, welcher *nur* auf die zweite Schutzimpfung zurückgeführt werden konnte. Möglicherweise war das Impfmateriale zu kräftig, auch konnten sich Unreinigkeiten eingeschlichen haben, in Folge dessen sich zur milzbrandigen auch noch eine septische Infection gesellte. Keine dieser Erklärungen vermag aber das ungünstige Ergebniss zu rechtfertigen; denn bedenkt man, dass hier *Musterversuche* mit der grössten Behutsamkeit, gewissermassen als theoretische Demonstrationen ausgeführt wurden, und dass jede auf theoretischem Wege festgestellte Methode in der alltäglichen Praxis sehr viel an Reinheit und Präcision einbüsst, so wird die Befürchtung gerechtfertigt erscheinen, dass in der Impfpraxis milzbrandige Infectionen und Blutvergiftungen noch häufiger auftreten werden.

Die Sterblichkeit wurde aber durch *andere Krankheiten* noch erhöht, und diese (besonders parasitische Würmer) rafften *vorwiegend* die geimpften Tiere hinweg. Wenn nun hiedurch bewiesen ist, dass durch die Schutzimpfung der tödtliche Ausgang anderer schwerer Leiden beschleunigt wird, so steht bei dem Umstand, dass die Wurmkrankheiten in unserem Viehstand ungemein verbreitet sind, in der Praxis auch von dieser Seite eine weitere Erhöhung der Sterblichkeit zu befürchten.

Vom practischen Standpunkte kommt es so ziemlich auf Eines heraus, durch welche Krankheit der Verlust verursacht wird; darum wird nur die Summirung aller Todesfälle den wirklichen Unterschied zwischen geimpften und nichtgeimpften Tieren erkennen lassen. Stellt man die Berechnung so an, so ergeben sich für die geimpften Tiere 14.5%, für die nichtgeimpften 94% als Gesamtsterblichkeit.

Der Unterschied bleibt auch so noch sehr bedeutend, aber er ist schon geringer und insbesondere ist auch *die Sterblichkeit der geimpften Tiere (14.5%) ziemlich hoch*, wie zu sehen, gerade das Zehnfache von derjenigen, welche sich bei der oberflächlichen Beschränkung auf den Schlussact der Versuche ergab. Diese Zahl war in zwei Versuchen auffallend übereinstimmend (14.78 und 14.27%); sie bildet aber nur den Mittelwert und kann wesentlich alterirt werden, da die von *einer* Schutzimpfung allein verursachte Sterblichkeit von 3.5 bis 10.0% schwankt, so dass, wieder in der Praxis, diese Sterblichkeitsrate noch übertroffen werden kann. Andererseits gebietet uns der practische Standpunkt, diesen Zahlen nicht die 94% der nichtgeimpften Schafe gegenüber zu stellen, sondern nur diejenige, welche das natürliche Milzbrand-Contagium erfahrungsgemäss zu verursachen pflegt, wodurch der Unterschied noch nun ein Weiteres vermindert wird.

Ohne Zweifel wäre auch selbst eine Sterblichkeit von 14.5 % in vielen Gegenden noch annehmbar, da ja der Milzbrand zuweilen auch 60 % der Tiere tödtet, wenn durch sie nur ein sicherer Schutz erkauft werden könnte, ein Schutz, welcher auch gegen das natürliche Milzbrand-Contagium Giltigkeit besitzt.

In Kapuvár sind von den doppelt geimpften Schafen nach der Infection mit Milzbrandstoff drei Stück an Milzbrand erkrankt und eines davon verendete. *Der Impfschutz ist daher kein absolut sicherer*, wenn auch auf diese wenigen Fälle kein grosses Gewicht gelegt werden will. Ferner ist aus den, an nichtgeimpften Tieren nach der Infection beobachteten Symptomen wohl zu ersehen, dass zu dieser Infection, im Allgemeinen, Milzbrandmaterial verwendet wurde, doch die Beobachtungen, dass die Rinder nicht einmal alle davon erkrankten und ganz ausnahmsweise daran starben, ferner dass (besonders in Budapest) die nichtgeimpften Schafe nach der Infection sehr langsam abstarben und bei der Obduction keine hinlänglich charakteristischen Milzbrand-Symptome aufwiesen, scheinen dafür zu sprechen, dass das zur Control-Infection verwendete Material von etwas milderer Wirkung ist, als das natürliche Milzbrand-Contagium. Die Wirksamkeit der Schutzimpfungen auch gegen das letztere wird sich erst aus dem weiteren Verlaufe der letzten Kapuvärer Versuche beurtheilen lassen; es werden nämlich dort 254 geimpfte und 221 ungeimpfte Schafe auf bekannten Milzbrandweiden gehalten; inzwischen hat aber mit eingetretenem Winter der natürliche Milzbrand sozusagen ganz aufgehört und wird erst in der warmen Jahreszeit wieder solche Dimensionen annehmen, um seine Wirkung an jenen zwei Tiergruppen beurteilen zu können. Bis dahin kann die Schutzkraft dieser Impfungen gegen den natürlichen Milzbrand nicht für bewiesen betrachtet werden.

Es ist daher zu verlangen, dass die Schutzimpfungen keine Tiere an Milzbrand oder Blutvergiftung tödten und dass sie den tödtlichen Ausgang anderer Krankheiten nicht beschleunigen; andererseits fordern wir, dass uns ihre Wirksamkeit gegen den natürlichen Milzbrand auf einen jeden Zweifel ausschliessende Weise bewiesen werde.

Die öffentliche Gesundheitspflege kann sich aber angesichts dieser Impfungen noch einiger Bedenken nicht erwehren. Dasjenige, dass die Schutzkraft der Impfungen vielleicht nur auf eine gewisse Zeit sich erstreckt, verdient weniger Beachtung; denn gelingt es nur einmal, die übrigen Schwierigkeiten zu beseitigen, so werden sich die Schutzimpfungen so leicht und auch genug wohlfeil ausführen lassen, um nöthigenfalls jährlich wiederholt zu werden. Wichtiger ist die Befürchtung, dass mit Milch und Fleisch geimpfter Tiere der Milzbrand auf den

Menschen übertragen werden könne: vor der Verallgemeinerung der Impfungen wird jedenfalls auch die Frage zu klären sein, binnen wie viel Zeit nach der Impfung Milch und Fleisch der Tiere ohne Schaden genossen werden kann. Zieht man ferner in Betracht, dass in den Impfstoffen Milzbrandpilze — wenn auch im geschwächten Zustande, aber in ungeheurer Menge — enthalten sind, und dass diese Pilze im Körper der geimpften Tiere eine weitere riesige Vermehrung erleiden, so ergibt sich, dass durch allgemeine Impfungen kolossale Massen dieser Pilze im ganzen Lande zerstreut werden. Da nun die geimpften Tiere auch dann fallen werden, und es nicht ausgeschlossen ist, dass die aus den Kadavern freigewordenen Pilze ihre ursprüngliche Virulenz auf irgend eine Weise wieder erlangen, so steht die Ansteckung der Menschen auf diesem Umwege um so mehr zu befürchten, als die Sorglosigkeit, mit der man schon jetzt selbst Milzbrand-Kadaver behandelt, dann durch den Glauben an die Allmacht der Schutzimpfungen, so weit möglich, noch zunehmen wird.

All das erwogen, pflichtet Dr. Rózsahégyi dem Gutachten der Commission vollkommen bei, wonach es *verfrüht wäre, die Pasteur'sche Methode in der hier demonstrirten Form und sofort zu verallgemeinern*, am wenigsten ist es aber zu empfehlen, dass sie unter dem Schutze der Staatsgewalt verbreitet werde; und insofern aus ihr andere sanitäre Schäden erwachsen könnten, wäre Privaten die Schutzimpfung nur dann zu gestatten, wenn sie sie durch einen staatlichen Sachverständigen ausführen lassen. Der Commission stand es fern, die Pasteur'sche Methode endgiltig zu verurteilen; obschon auch von der sanitäts-polizeilichen Regelung des Verfahrens mit milzbrandigen Tieren und deren Leichen sehr grosse Erfolge um die Einschränkung der Seuche zu erwarten sind, bliebe den Schutzimpfungen ihr allgemeiner Wert auch dann noch gewahrt, insbesondere für Zeiten, wo der Milzbrand epizootisch auftritt. Und eben die Pasteur'sche Methode vermag auch jetzt schon so bedeutende Erfolge aufzuweisen, dass die Hoffnung, sie werde sich bis zu dem gewünschten Grade vervollkommen lassen, berechtigt ist. Deshalb hat die Commission beantragt, das Ministerium möge bezüglich der Darstellung der Impfstoffe, der Verbesserung des Verfahrens und der Lösung der Nebenfragen weitere Versuche anstellen lassen, zu deren Ausführung sie sich erbötig gemacht hat.

Es steht zu hoffen, dass das Ministerium diese Versuche ausstellen lässt, um so mehr, als es von Seite der interessirten Oeconomen gewiss auch auf eine materielle Unterstützung rechnen darf; es steht zu hoffen, dass das Impfverfahren in einer Form festgestellt und in einer Weise organisirt werden kann, welche den Ansprüchen der Landwirtschaft,

wenn auch nicht sofort, dafür aber mit um so sichererem Erfolg und ohne anderweitige sanitäre Gefahren entspricht.

Als dritter Vortragender bespricht Prof. Dr. AUREL TÖRÖK seine *Dolmen-Befunde in Algier*. Die Dolmen sind die Begräbnissplätze aus der neuesten Steinzeitperiode. Die afrikanischen Dolmen sind hauptsächlich deswegen sehr interessant, weil der Schädeltypus der dort begrabenen Menschen derselbe ist, wie der Schädeltypus der europäischen Dolmen, weswegen die Gelehrten der Ansicht beipflichten, dass die europäischen und afrikanischen Dolmen eine und dieselbe Menschenrace gebaut hat. — Professor Török demonstrirt an den von ihm in diesem Frühjahre in Roknia (an der Grenze von Tunis) ausgegrabenen Knochen die Identität der afrikanischen und europäischen Dolmenrace. Die Schädel zeigen den langköpfigen (dolichocephalen) Typus, wie dieser aus der europäischen Dolmen-Epoche bekannt ist. Interessant ist an einem Oberarmknochen in der Ellbogengrube ein grosses Loch, welches nur bei Affen gewöhnlich ist und deswegen für den Menschentypus als ein Affen-Charakter zu bezeichnen ist. Der Oberschenkelknochen zeigt eine sehr starke Muskelleiste (femur à colonne). Das Schienbein hat eine säbelförmige Abplattung (Platyknemie), wie sie heutzutage nur bei wilden Völkern vorkommt. Am interessantesten und am merkwürdigsten ist ein Unterkiefer (der einem jugendlichen weiblichen Individuum angehörte). An diesem Unterkiefer stehen die zwei Eckzähne so stark hervor, wie dies beim Menschen äusserst selten und nur bei Tieren vorzukommen pflegt. Aber nicht nur deswegen ist dieser Zahn so interessant, sondern auch deswegen, dass er zwei Wurzeln zeigt. Diese Erscheinung ist sowohl beim Menschen, als auch bei den Affen sehr selten. Professor Török demonstrirt ausserdem noch die in den afrikanischen Dolmen gefundenen Töpfe und ein Bronze-Bracelet.

— Die archäologisch-anthropologische Gesellschaft hielt am 29. November unter Vorsitz FRANZ PULSZKY's eine interessante Sitzung, in welcher zunächst über die äusserst werthvollen *Nagyloóker Funde* Bericht erstattet wurde. Dem betreffenden Berichte des Herrn HATTUSI entnehmen wir folgende Daten:

Nagyloók ist ein unweit der Donau gelegenes, dem Grafen Johann N. Zichy gehöriges Dorf im Stuhlweissenburger Comitat; in der Nähe desselben wurden im vorigen Jahre antike Mühlsteine, später Stein-Fragmente mit römischen Inschriften und in der Nähe auch etliche Aschenkrüge gefunden. In Folge dessen ordnete Graf Zichy systematische Ausgrabungen an, welche am 19.—22. September v. J. mit überraschenden Resultaten bewerkstelligt wurden. Auf einem 67 Meter

langen und 63 Meter breiten Terrain fand man 130 Grabstellen mit 200 mehr minder gut erhaltenen Urnen, Krügen, Schalen, Tellern und Schüsseln. Die Aschenurnen standen in regelmässiger Anordnung nebeneinander, viele waren auch mit Deckeln versehen, in vielen fand man auch kleinere, ebenfalls mit Asche und Knochenresten gefüllte Krüge oder Töpfe oder doch wenigstens die Scherben von solchen. Nur wenige Gefässe sind vollständig erhalten, da sie von dem Pfluge, der in den letzten Jahren über die Fläche hinwegging, zerschmettert worden waren. Die wenigen Bronze-Gegenstände, die auf dieser Grabstätte gefunden wurden, sind von primitiver Arbeit. Ferner fand sich als einziger Steingegenstand ein Steinpfeil vor. Drei Gruppen, auf die man in der Nähe stiess, scheinen mit den Urnen in keinem Zusammenhange zu stehen. Auch die Thongefässe sind sehr primitiver Art und beschränkt sich die decorative Ausschmückung derselben auf die einfachsten geometrischen Figuren. Vortragender glaubt, dass der Fund aus prähistorischer Zeit und zwar aus den Anfängen der Bronzezeit stamme. Hochinteressant ist ebenfalls daselbst das Grab eines Barbarenhäuptlings. Man fand da Pferdeknochen mit den Bronze-Bestandteilen des Geschirres und die Eisen- und Bronzereste eines zweiräderigen Wagens. Der aus Buchenholz gebaute Wagen war durchwegs mit Bronzeplatten beschlagen, die Radfelgen sind schmal und dick und kleiner als die gegenwärtig im Gebrauch befindlichen. Ein eiserner zusammenlegbarer Stuhl lag in der Nähe. Es scheint dies, wie erwähnt, das Grab eines barbarischen Häuptlings gewesen zu sein, dem man seine Lieblingsgegenstände mit ins Grab gab, der jedoch mit den Römern in Verkehr gestanden haben dürfte, denn die kunstvollen Wagenbestandteile und dessen prächtige Ausschmückung sind offenbar römischer Provenienz. Der Vortrag gewann an Interesse dadurch, dass die meisten der Fundgegenstände neben dem Tisch des Vortragenden aufgestellt waren und dass die Photographien der übrigen Gegenstände in dem zahlreichen Auditorium von Hand zu Hand gingen.

Der Vorsitzende dankt vor Allem im Namen der Gesellschaft dem Grafen Zichy, der die Ausgrabungen angeordnet, und dem Domherrn Dr. König, der dieselben geleitet, constatirt die Wichtigkeit des Fundes, besonders des Grabes des mit Ross und Wagen begrabenen Barbarenhäuptlings, welches in unserem Vaterlande ein Unikum ist, und bemerkt zum Schluss, dass der Grabfund nicht aus den Anfängen, sondern aus einer späteren Periode der Bronzezeit herkommen dürfte.

Dr. AUREL TÖRÖK erstattet hierauf Bericht über die heurige in Regensburg stattgefundene XII. Versammlung der deutschen Archäologen und Anthropologen, aus welchem Anlass er eine längere Dar-

stellung unserer Kenntnisse über den Menschen der Tertiärperiode liefert. Vortragender selbst hielt in Regensburg eine Vorlesung über die Augenhöhlen der Primaten.

Zum Schlusse erklärt der Vorsitzende den ebenfalls ausgestellten Onoder Kirchenschatz, der sich gegenwärtig im Besitze des Grafen Emanuel Andrassy befindet. Es sind dies ein von Georg Rákóczi gespendeter Goldhumpen und mehrere Pokale verschiedener Provenienz, zumeist aus dem XVII. Jahrhundert.

VERMISCHTES.

— **Zur ungarischen Schulstatistik.** Der zehnte Bericht des Unterrichtsministers über den *Stand des ungarischen Schulwesens in den Jahren 1879 und 1880* ist abermals ein starker Quartband von 742 Seiten, reich an interessanten und authentischen Daten über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Volks- und Mittelschulen, der Hochschulen und anderweitigen wissenschaftlichen Institute Ungarns. Der vorliegende Band ist um so lehrreicher, da seit der Schöpfung des ungarischen Volksschul-Gesetzes eben ein Jahrzehnt abgelaufen ist und daher ein Vergleich der Verhältnisse von 1869 und 1879 Gelegenheit bietet zur eingehenderen Untersuchung der Frage: was die ungarische Volksschule im ersten Decennium ihrer legalen Entwicklung an äusserem Terrain und innerer Bedeutung gewonnen hat. Indem wir uns vorbehalten, diese Frage demnächst eingehender zu behandeln, fassen wir im Folgenden bloß die wesentlichsten Resultate der uns vorliegenden Darstellung in möglichster Kürze zusammen.

Die Zahl der *Gemeinden* Ungarns betrug im Jahre 1869: 12,564, im Jahre 1880: 12,814, also um 250 mehr; die Zahl der Gemeinden, welche Volksschulen erhielten, in denselben Jahren 10,187 und 10,664, was einen Zuwachs von 477 schulerhaltenden Gemeinden ergibt. Im Jahre 1869 unterhielten 779 Gemeinden in Gemeinschaft mit einer anderen Gemeinde eine Volksschule; im Jahre 1880 ist die Zahl dieser Schulen um 1097 gewachsen, denn sie beträgt heute 1876 Gemeinden. Im Jahre 1869 hatten 1598 Gemeinden keine Schule; im Jahre 1880 entbehrten nur mehr 274 Gemeinden der Volksschule, was den gewaltigen Zuwachs von 1324 schulerhaltenden Gemeinden ergibt.

Die Zahl der *Volksschulen* betrug im Jahre 1869 13,798 im Jahre 1880 bereits 15,824, also um 2026 Schulen mehr. Noch bedeutender ist der Zuwachs an Schulzimmern: 16,899 gegen 21,838, also ein Plus von 4939 Lehrräumen. Ebenso imposant ist der Zuwachs an Lehrkräften: 17,792 gegen 21,661, also eine Vernehrung um 3872 Lehrer und Lehrerinnen.

Auf die *Erhaltung der Schulen* wurden im Jahre 1869 im Ganzen 3,760,123 fl. verwendet, eine Summe, welche 6½% der directen Staatssteuer (57,873,935 fl.) entspricht; — im Jahre 1880 betrug diese Summe 10,057,149 fl., d. h. in demselben Verhältnisse 13½% der directen Staats-

steuer (78.008,575 fl.); es ist also auch hier ein Fortschritt von 6.297,026 fl. zu verzeichnen.

Ebenso hat die Zahl der schulbesuchenden *Schulpflichtigen* im Laufe dieses Decenniums um 467,577 zugenommen, ein Erfolg, der um so höher anzuschlagen ist, da die Zahl der Schulpflichtigen selbst um 187,251 abgenommen hat.

Im Zusammenhange mit den jüngst veröffentlichten Resultaten der Volkszählung — welche wir im nächsten Hefte dieser *Revue* vollständig veröffentlichen werden, — dürften besonders die folgenden Daten des Jahres 1880 (in Klammern der Zuwachs oder die Abnahme gegen das Vorjahr 1879) von allgemeinerem Interesse sein:

Von den 1.619,692 Kindern, welche im Jahre 1880 die Volksschule besuchten, waren ihrer *Confession* nach:

Röm.-Katholiken	849,504	(— 13,304)
Griech.-Katholiken	130,560	(— 3,074)
Griech.-Orientalische	173,098	(+ 3,370)
Reformirte H. B.	236,435	(— 2,352)
Evangelische A. B.	154,958	(— 1,791)
Unitarier	6,705	(+ 75)
Israeliten	68,392	(— 7,035)

Von denselben 1.619,692 Kindern waren ihrer *Nationalität* nach:

Ungarn	787,587	(— 7328)
Deutsche	267,282	(— 4281)
Rumänen	204,933	(— 4231)
Slovenen	253,942	(— 962)
Serben	36,850	(+ 140)
Croaten	25,836	(— 1240)
Ruthenen	43,242	(— 2349)

Von den 15,824 Volksschulen des Jahres 1880 war die *Unterrichtssprache* die

ungarische	in 7342	(+ 145)	Schulen
deutsche	867	(— 86)	»
rumänische	2756	(— 92)	»
slovakische	1716	(— 121)	»
serbische	245	(— 15)	»
croatische	68	(+ 2)	»
ruthenische	393	(— 78)	»
ungarisch-deutsche	919	(+ 466)	»
rumänisch-ungarische	394		
slovakisch-ungarische	597		
serbisch-ungarische	52		
croatisch-ungarische	79		
ruthenisch-ungarische	246		
andere zwei Sprachen	48		
drei Sprachen	102	(— 12)	»

Von den 15,824 *Volksschulen* des Jahres 1880 waren:

Staatsschulen	266 (+ 109)
Gemeineschulen	1669 (+ 131)
Confessionell	13,722 (+ 43)
Privatschulen	167 (— 71)

Gegenwärtig entbehren 274 Gemeinden *jeder* Schule; in 1876 Gemeinden fehlt es zwar auch an Volksschulen, doch besuchen die schulpflichtigen Kinder dieser Gemeinden die Volksschule des nächsten — zuweilen allerdings sehr entfernten — Nachbarortes. Im Gauzen sind also 2150 Gemeinden ohne eigene Schule. Es ist nun ebenso interessant als dankenswert, dass der vorliegende Bericht diese Gemeinden, die Zahl ihrer Einwohner und ihrer schulpflichtigen Kinder, endlich die Entfernung der nächstgelegenen Volksschule in übersichtlichen Tabellen, nach den einzelnen Comitaten geordnet, vollständig aufzählt. Hier fände die öffentliche Wohltätigkeit ein grosses und fruchtbares Feld für eine energische und fortgesetzte Wirksamkeit. Wie schlimm es um einzelne Comitate steht, mögen nur einige Daten veranschaulichen. Im

Biharer Comitats sind	113	Gemeinden ohne Schule.
Hunyader	177	" " "
Neutraer	154	" " "
Sároser	145	" " "
Trencsiner	133	" " "
Eisenburger	240	" " "
Zalaer	247	" " " u. s. w.

Dass sogar (neben dem Eisenburger!) im Pressburger Comitats 97, im Oedenburger Comitats 34, im Zipsener Comitats 45 Gemeinden keine Schule haben, mag in der That auffallend genannt werden.

Die *höhere Volksschule* ist gegen das Vorjahr weder fortgeschritten noch zurückgegangen, dagegen haben die *Bürgerschulen* um 7 zugenommen (101 gegen 94).

Dem ersten Abschnitte sind ausführliche Berichte (auch Lehrpläne) der Mädchen- und Handelsschulen, der Gewerbeschulen, der Lehranstalten für Hausindustrie, der Kleinkinder-Bewahranstalten, endlich ein Ausweis über den Stand des Pensionsfondes für Volks-Schullehrer beigegeben.

Die Zahl der unter Aufsicht des Staates stehenden *Gymnasien* und ihrer Schüler nach den einzelnen Schulbezirken betrug im Jahre 1879/80 (in Klammern die Zu- oder Abnahme der Schüler gegen das Vorjahr):

	Gymnasien	Schüler
1. Budapest Bezirk	10	3655 (+ 86)
2. Pressburger "	8	1913 (+ 55)
3. Raaber "	15	3461 (+ 37)
4. Neusöhler "	7	1607 (+ 6)
5. Kaschauer "	14	3332 (+ 39)
6. Grosswardeiner "	11	2762 (+ 21)
7. Szegediner "	10	2826 (+ 226)

	Gymnasien	Schüler
8. Siebenbürger	12	2417 (— 38)
(9. Fiume mit 150 Schülern ist in der Reorganisation begriffen)		
Summe	87	21,973 (+ 432)

Von diesen 87 Gymnasien sind 48 achtclassig, 10 sechsclassig, 29 vierclassig.

Wir lassen hier gleich die Daten der *autonomen* Gymnasien folgen. Es gab im Jahre 1879 80

		Schülern
1. Evangelische Obergymnasien	14 mit	4211 (+ 68)
2. Reformirte	16	4920 (— 57)
3. Unitarische	1	226 (— 4)
4. Griech.-orient.	2	400 (+ 2)
5. Evang.-reform. Gymnasien	1	175 (+ 7)
6. Evangelische Gymnasien (3—6classig)	11	995 (— 8)
7. Reformirte	14	1317 (+ 50)
8. Unitarische (5classig)	2	206 (?)
9. Griech.-orient. (4classig)	1	81 (+ 3)
Summe	62 mit	12,531 (+ 61)

(Es muss übrigens bemerkt werden, dass die Daten über die Zu- und Abnahme der Schüler an diesen Lehranstalten nicht genau sind, da einzelne Schulen die betreffende Rubrik nicht ausgefüllt haben.)

Es gibt also Alles in Allem in unserem Vaterlande 149 Gymnasien (unter diesen 81 achtclassige) mit 34,504 Schülern. Der Zuwachs gegen das Vorjahr beläuft sich ungefähr auf 500 Schüler.

Die Zahl der *Realschulen* beträgt 26, von denen 19 achtclassige, vollständige Lehranstalten sind; u. zw. nach Schulbezirken:

	Bezirke	Schulen	Schüler
1. Budapest	Bezirk	8	2183 (— 172)
2. Raaber	"	3	474 (— 21)
3. Pressburger	"	2	386 (— 16)
4. Neusohler	"	1	183 (— 25)
5. Kaschauer	"	2	263 (— 11)
6. Grosswardeiner	"	4	491 (— 24)
7. Szegediner	"	4	798 (— 41)
8. Siebenbürger	"	2	266 (— 23)
Summe		26	5044 (— 333)

Der Besuch der Realschulen nimmt also von Jahr zu Jahr ab, — eine Erscheinung, die früher oder später zu einer Reorganisation dieser Lehranstalten führen muss.

Die Verhältnisse der *Rechtsakademien* sind einfach, aber traurig. Es gab im Jahre 1880 81

1. staatliche Akademien	7 mit	526 (— 41) Hörern
2. protestantische Akademien	6	346 (— 27) "
Summe	13 mit	872 (— 68) Hörern

Es kommen also im Durchschnitt auf *eine* Rechtsakademie ungefähr 67 Hörer und da der Curs *vier* Jahrgänge umfasst, auf je einen Jahrgang etwa 16 Hörer! Da muss man doch immer wieder fragen, wie lange diese Vergendung von Geld und Menschenkraft noch dauern soll? Bekanntlich hat Unterrichtsminister Trefort jüngst im Finanzausschusse des Abgeordnetenhauses auch selbst geäußert, dass er die weitere Erhaltung der Rechtsakademien für unmotivirt hält, so dass wohl schon die nächste Zukunft eine endgiltige Entscheidung dieser Frage bringen dürfte.

Die Daten über die Frequenz der Universitäten und des Polytechnikums tragen wir im nächsten Hefte nach.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** Dem soeben erschienenen Almanach der Akademie für das Jahr 1882 entnehmen wir die folgenden Daten. Die Akademie zählt gegenwärtig

Ehrenmitglieder	10	in der Hauptstadt,	10	in der Provinz, zus.	20
Ordentliche Mitglieder	40	„	14	„	54
Correspondirende Mitgl.	91	„	61	„	152
Auswärtige Mitglieder					101

Zusammen 327

Von diesen 327 Mitgliedern entfallen auf die erste (sprach- und schönwissenschaftliche) Classe: 5 Ehren-, 12 ordentliche, 35 correspondirende und 27 auswärtige, zusammen 97 Mitglieder; — auf die zweite (philosophisch-historisch-staatswissenschaftliche) Classe: 8 Ehren-, 24 ordentliche, 52 correspondirende und 41 auswärtige, zusammen 125 Mitglieder; — auf die dritte (mathematisch-naturwissenschaftliche) Classe: 7 Ehren-, 18 ordentliche, 65 correspondirende und 33 auswärtige, zusammen 123 Mitglieder. Gegenwärtig sind (im Sinne der Statuten) die Stellen von 4 Ehren- und 6 ordentlichen Mitgliedern unbesetzt. Die Zahl der correspondirenden und der auswärtigen Mitglieder ist nicht beschränkt.

Von den 101 auswärtigen Mitgliedern entfallen auf die österreichische Reichshälfte 15, auf das deutsche Reich 27, auf Italien 7, Belgien 1, die Schweiz 4, Frankreich 20, England 11, Dänemark 1, Schweden 2, Portugal 1, Finnland 4, Russland 2, die Türkei 1, Serbien 1, Ostindien 2 und Amerika 2.

Im Jahre 1881 hat die Akademie 20 Mitglieder durch den Tod verloren.

Das Vermögen der Akademie betrug am 31. December 1880 im Ganzen 1.877,166 fl. 46 kr. Die Jahresausgaben beliefen sich auf 157,390 fl. 88 kr.

Für die wissenschaftlichen Editionen des Jahres 1882 hat die Akademie 70,636 fl. prälininirt. Ausser den laufenden Werken und Zeitschriften sind für dieses Jahr folgende Werke in Aussicht genommen: Ueber den Ursprung der Magyaren von HERMANN VÁMBÉRY; Finnisch-ungarisches Wörterbuch von JOSEF SZINNYEI; die ungarischen Bindewörter von SIGM. SIMONYI; eine Monographie über den altungarischen Grammatiker ALBERT SZENCZI-MOLNÁR von STEFAN SZILÁGYI; ungarische Geschichte im Zeitalter Josefs II. von HEINR. MARCZALI; Geschichte der Burg-Ispanschaften von FRIEDR.

PESTY; ungarische Wappenkunde von B. ALBERT NYÁRY; Geschichte der ungarischen Industrie und des Handels von GUSTAV WENZEL; die Edition der mathematischen Schriften von WOLFG. POLYAI u. s. w.

— Die Universität Budapest im Studienjahre 1880 81. Die Zahl der Lehrkräfte betrug:

	1880 81	1860 61	1870 71
Ordentliche Professoren	65	51	51
Ausserordentliche Professoren	15	—	12
Privatdocenten	76	6	44
Supplementen	9	2	4
Assistenten	26	9	19
Sprachlehrer	5	3	7
Fechtmeister	1	—	1
Zusammen	197	71	137 Lehrkräfte.

Die Zahl der Hörer betrug im ersten Semester des Studienjahres:

	ordentl.	ausserordentl.	zusammen
Theologen	82	2	84 Hörer
Juristen	1382	73	1455 "
Mediciner	809	68	877 "
Apotheker	185	—	185 "
Philosophen	383	83	466 "
Zusammen	2841	226	3067 Hörer

Im Sommersemester zählte die Universität:

	ordentl.	ausserordentl.	zusammen
Theologen	81	2	84 Hörer
Juristen	1315	78	1393 "
Mediciner	777	30	807 "
Apotheker	181	—	181 "
Philosophen	319	85	414 "
Zusammen	2684	195	2879 Hörer

An Stipendien genossen in diesem Studienjahre:

5 Theologen	1,930 Gulden
95 Juristen	18,750 "
50 Mediciner	14,250 "
75 Philosophen	15,000 "

Zusammen 225 Hörer 49,930 Gulden.

Die Gesamtkosten der Universität beliefen sich in diesem Studienjahre auf 467,209 fl. Hievon entfielen auf den Universitätsfond 201,305 fl., so dass der Staat einen Zuschuss von 265,904 fl. zu leisten hatte.

AUF DER MARGARETEN-INSEL.

VON PAUL GYULAI.

Des Baumes Laub im Abendrote bebet,
 Neigt freundlich in mein Fenster sich, umschwebet
 Beschattend mich, und rauscht mir flüsternd zu:
 Wie geht es Dir, Du armer Kranker, Du?
 Bin wohler schon, der Schmerz wich allgemein,
 Nick' manchmal ein, und träum', obschon ich wach'.
 Wie schön mag wohl die Welt jetzt draussen sein:
 Blauhimmel, Gras und tausend Blümelein,
 Des Springbrunn's Strahl, das schatt'ge Waldrevier, —
 Kalypso's Hain ist diese Insel hier!
 Ich kann's nicht seh'n, doch an mein Fenster schlägt
 Das Leben her, das draussen sich bewegt.
 Die Stimmen hör' ich der so heit'ren Menge,
 Die kommt und geht in wechselndem Gedränge,
 So Mann wie Weib, das lacht und scherzt voll Lust —
 Ihr Frohsinn hat nicht Raum in meiner Brust;
 Wer weiss, ob er mich jemals noch beschleicht,
 Noch heute krank, und morgen — tod't vielleicht . . .
 Es tönt zu mir der Nachtigallen Lied,
 Durch's Herze mir ein süss Gedanken zieht!
 Sehnsucht erwacht, und längstverlor'ne Lieb',
 Ein Duftrest, der auf welchem Blatt verblieb . . .
 Ich hör' die Kinder auf den Rasenplätzen,
 Die lärmend sich am frohen Spiel ergötzen.
 O Kinder mein, als *Eure* Mutter lebte,
Ihr klein noch wart, *sie* sorglich Euch umschwebte,
 Und *Ihr* noch froh gespielt! . . . Die Sonne sinkt,
 Es dunkelt rings, — im Aug' die Träne blinkt.
 Doch Windeshauch, und Rauschen in den Bäumen,
 Des Dampfers Pfauchen, und der Wogen Schäumen,
 Dazwischen eines fernen Liedes Schallen,
 Des Zymbalton's gebrochenes Verhalten —
 Sie wiegen wachen Träumer mich gelind,
 Wie Ammensang das tränenreiche Kind.

LADISLAUS NEUGEBAUER.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Ábel J., Egyetemeink a középkorban (Die ungarischen Universitäten im Mittelalter von Eugen Ábel). Budapest, 1881, Akademie, 97 S.

Ueber denselben Gegenstand schrieb der Verfasser auf Grund seines ungarischen Werkes in dieser «*Revue*», 6. Heft, S. 496 ff.

Alt Moricz, Ifj. Békesi Ferencz kalandjai (Die Abenteuer Franz Békesi's des Jüngeren, Roman von Moriz Alt, d. h. *Baron Nikolaus Jósika*). Budapest, 1882, Athenaeum, 2. Aufl., 2 Bde, 250 und 239 S.

Dieser Roman zählt nicht zu den populären Werken des besonders durch seine zahlreichen historischen Romane auch in Deutschland wohlbekanntem Verfassers; wie dies schon aus dem Umstande geschlossen werden darf, dass Jósika's Romane in der Regel in sechs, sieben und mehr Auflagen Verbreitung gefunden haben, während das vorliegende Werk vier Decennien in einer Auflage durchvegetirte. Der Roman hat bei seinem Erscheinen wenig Beifall und viel Anfeindung erfahren; aber was ihm bei seinem Eintritte in die Literatur zum Nachtheile gereichte, das verleiht ihm heute erhöhten Wert: «*Die Abenteuer Békesi's*» ist nämlich ein humoristisch-satirisches Bild der gesellschaftlichen Zustände Ungarns in den vierziger Jahren, und zwar ein ebenso interessantes und vielseitiges, als in Grossen und Ganzen treues Bild seiner Zeit. Allerdings stammen aus dieser Tendenz des Romans vielfache Mängel der Charakteristik und der Composition: erstere ist zuweilen karrikirend oder doch einseitig, letztere locker; seinem Muster, den «*Pikwikern*» des genialen Engländers, steht das Werk durchaus nach. Aber diese Mängel werden zum guten Theil aufgehoben durch den culturgeschichtlichen Gehalt des Zeitbildes und die anziehende Darstellung des berühmten Romancers, so dass der Roman heute wohl grösseren Beifall und mehr Leser finden dürfte als vor vierzig Jahren, da er den Zeitgenossen einen Spiegel vorhielt, der denselben nichts weniger als schmeichelte.

Archaeologiai Értesítő (Archaeologischer Anzeiger. Im Auftrage der ungarischen Akademie herausgegeben von *Karl Pulszky*). Neue Folge, I. Bd., 1. Heft. Budapest, 1881, Akademie, Lex. 8°, XXXI und 200 S.

Zugleich Organ der archaeologischen Commission der ungar. Akademie und der anthropologischen Gesellschaft.

Inhalt: Franz Pulszky, Szegediner Funde (mit 2 Tabellen). — Otto Hermann, Die antike Tettix und ihre Verwandten (mit 1 Tabelle). — Ludw. Thallóczy, Das Wappen und die Fahne von Bosnien (mit 3 Illustrationen). — Karl Pulszky, Raphael Santi in der ungarischen Landesgalerie (mit 2 Phototypien und 6 Illustrationen). — Josef Dankó, Dürer's «*Schmerzmann*» (mit 1 Tabelle und 3 Illustrationen). — Karl Pulszky, Eine Dürer'sche Handzeichnung in der Landesgalerie (mit 2 Illustrationen). — A. Végh, Ansiedelung aus der Vökerwanderungszeit. — Franz Pulszky, Goldfund in Somogy (mit 1 Tabelle). — Jos. Hampel, Römische Gräber in Pannonien (mit 2 Phototypien und 6 Illustrationen). — Franz Pulszky, Ungarische orfèvrerie cloisonné (mit 5 Tabellen und 2 Illustrationen). — Jos. Hampel, Grabungen in Szilágy-Nagyfalu (mit 8 Illustrationen). — Béla

* Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften. — Die mit einem * bezeichneten Schriften werden wir ausführlicher besprechen.

Majláth, Stef. Voncha's zwei Siegel (mit 2 Illustrationen). — Jos. Hauptel, Neue Erwerbungen des National-Museums (mit 4 Tabellen). — L. Thal-lóczy, Ungarische Wappen (mit 3 Tabellen). — Ausland. — Vermischtes.

Bartalus I., A fél tudósok (Die Halbgelehrten, humoristischer Roman von Stefan Bartalus). Budapest, 1882, Révai, 274 S.

Ein humoristischer Roman mit wenig Humor und ohne grosses Erzählertalent. Der Verfasser beschäftigt sich besonders mit den schriftstellerischen und künstlerischen (besonders musikalischen) Zuständen der heutigen Gesellschaft, ohne seine Anschauungen in lebendigen Charakteren oder abgeschlossenen Begebenheiten gestalten zu können.

Beck Dionys, Die Ausgaben-Rückerstattung. Der sicherste Förderer der Baarzahlung. Budapest, 1881, Tettey, 47 S.

Beksiés G., A szabadság országa (Das Land der Freiheit. Bilder aus dem socialen Leben Englands von Gustav Beksiés). Budapest, 1881, Aiguer, 251 S. mit 2 Illustrationen.

Bóhm K., A lenyeg formaisága (Die Formalität des Wesens von Karl Bóhm). Budapest, 1881, Akademie, 68 S.

Kazár E., A semmi, ha valamivé lett (Das Nichts, wenn es Etwas geworden. Roman von Emil Kazár). Budapest, 1881, Aiguer, 193 S. mit 3 Illustrationen.

Die Geschichte einer Abenteurerin, — sie ist das Nichts, aus dem Etwas geworden, — die das Herz und die Hand eines braven Mannes gewinnt und nun in der Lage wäre, mit ihrer Vergangenheit zu brechen. Aber die Missachtung, die sie von Seiten einer edlen Frau erleidet, treibt sie zur Rache, in welcher sie das Glück der Gehassten zu zerstören sucht. Dies gelingt ihr zwar nicht, doch trübt sie den häuslichen Frieden guter Menschen und wird schliesslich zum Morde des eigenen Gatten gedrängt. Als das Maass ihrer Taten voll ist, stirbt sie eines gewaltsamen Todes. Eine anziehende, nur etwas allzu gewaltsam und ohne die nötige Klarheit zum Abschluss gebrachte Geschichte, in welcher sich der Verfasser neuerdings als talentvoller Erzähler erweist.

Kétli K., Az idegrendszer némely rendes és beteges működéséről (Ueber einige regelmässige und krankhafte Erscheinungen des Nervensystems. Vortrag von Karl Kétli). Budapest, 1881, Naturw. Gesellschaft [Fr. Kilian], 24 S.

Medveczky Fr., A nemzetközi jog elmélete Kant szerint (Das internationale Recht im Sinne der Kant'schen Philosophie von Fr. v. Medveczky). Budapest, 1881, Akademie, 36 S.

Monumenta comitialia regni Transsylvaniae, im Auftrage der ungarischen Akademie herausgegeben von Alexander Szilágyi, VII. Band, 1614 bis 1621. Endapest, 1881, Akademie, 367 S.

Myskovszky V., A renaissance kezdete (Die Anfänge und die Entwicklung der Renaissance mit besonderer Rücksicht auf Ungarn von Victor Myskovszky). Budapest, 1881, Akademie, 54 S. und 18 Illustrationen.

Pekár J., Földünk buzaja és lisztje (Ungarns Getreide und Mehl, aus dem Gesichtspunkte der Wissenschaft, der Consumenten, der Müller und der Producenten von Emerich Pekár). Budapest, 1881, ungarische Staatsdruckerei (Grill's Commiss.), 228 S. und 4 Tabellen.

Rapoics R., Egyetemes Egyháztörténelem (Allgemeine Kirchengeschichte von Raymund Rapoics. II. Band. Das Mittelalter). Erlau, 1881, Szolcsányi, 577 S.

Schenzl Guido, Adalékok a magyar koronához tartozó országok földmagnesei viszonyainak ismeretéhez (Beiträge zur Kenntniss der erdmagnetischen Verhältnisse in den Ländern der ungarischen Krone von Dr. Guido Schenzl). Budapest, 1881, Naturwiss. Gesellschaft [Fr. Kilian], 4^o, 339 S. und 6 Karten.

Dieser mächtige Quartband enthält die über eine Reihe von 16 Jahren

sich erstreckenden, über das ganze Reich der Stefanskronen ausgedehnten magnetischen Beobachtungen, welche der Verfasser in den Jahren 1864 bis 1879 theils allein, theils in Begleitung der den astronomischen Ortsbestimmungen obliegenden Herren Professoren Stefan v. Kruspér, Dr. Gustav Kondor u. A. ausführte. Es war im Jahre 1872, als die königlich ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft einen Conkurs für — auf die physikalischen und meteorologischen Verhältnisse des Reiches bezügliche — wissenschaftliche Arbeiten ausschrieb. In Folge dieser Aufforderung erbot sich der Director der königlich ungarischen meteorologischen Centralanstalt, Dr. Guido Schenzl, eine Darstellung der erdmagnetischen Verhältnisse Ungarns zu liefern, insofern dies auf Grund älterer, hauptsächlich jedoch eigener, theils schon ausgeführter, theils noch auszuführender Messungen möglich sei. Der dirigirende Ausschuss der genannten Gesellschaft acceptirte den willkommenen Antrag mit der grössten Bereitwilligkeit und so kam jene in grossem Massstabe angelegte Arbeit zu Stande, deren Früchte in dem vorliegenden Werke niedergelegt sind. An hundertsechzehn über der Oberfläche des ganzen Reiches zerstreuten Punkten wurden die erdmagnetischen Elemente: Declination, Inclination und Intensität gemessen und auf Grund dieser Messungen die ältere, auf Messungen von Dr. Karl Kreil, welche dieser in den Jahren 1847/57 ausführte, beruhende magnetische Karte Ungarns rectificirt. Von besonderem Interesse sind auf den beigegebenen Karten die durch die geologischen Verhältnisse einiger Gegenden unseres Vaterlandes verursachten Ausbuchtungen und Schlingenbildungen der erdmagnetischen Linien, wie wir dies für die Linien gleicher Abweichung in den erzführenden gebirgigen Theilen im Norden des Reiches, sowie in Siebenbürgen beobachten. — Die ersten magnetischen Messungen in Ungarn stammen aus den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts. Zusammenhängende, systematische Messungen wurden an der Ofner Universitäts-Sternwarte im königlichen Schlosse in den Jahren 1781 bis etwa 1810 ausgeführt. Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts bestimmte der Director der Prager Sternwarte, Dr. Karl Kreil, an nicht weniger als 229 vorerst geographisch aufgenommenen Punkten die magnetischen Elemente; von diesen 229 Stationen fallen 52 auf das Gebiet der Stefanskronen. Die vor uns liegende Arbeit enthält die magnetischen Elemente von 117 Stationen und bietet somit ein viel vollständigeres Bild von den erdmagnetischen Verhältnissen unseres Vaterlandes.

P. Szathmáry Károly, A honboldogatók. (Die Beglückter des Vaterlandes. Roman von Karl P. Szathmáry). Budapest, 1882, Révai, 2 Bände. 164 und 292 S.

Ein Bild der ungarischen politischen und gesellschaftlichen Zustände aus der unmittelbaren Gegenwart. Der Verfasser kennt die Verhältnisse genau, welche er schildern, d. h. in humoristisch-satirischer Beleuchtung darstellen will; nur ist sein Humor nicht stark und seine Satire nicht energisch genug, um ein lebendiges und fesselndes Zeitbild zu schaffen. Die Hauptschwäche des Romans ist übrigens der unselbständige, schwächliche und deshalb unsympathische Held, der zwar ein Ideal der Bravheit und Tüchtigkeit, aber so unerfahren, kraftlos und schwachköpfig ist, dass uns sein wiederholtes Missgeschick kaum zur Teilnahme zu stimmen vermag. Auch die Composition des Romans ist allzu locker; die Episoden, welche sich überdies ohne Grund und auf Kosten der Wirkung wiederholen, überwuchern die Haupthandlung; endlich leidet das Werk an der Sucht des Verfassers, sich mit seinen subjectiven, meist ganz vernünftigen, aber in der Regel auch überaus prosaischen Reflexionen vorzudrängen. Am gelungensten sind einzelne humoristische Genrebilder, z. B. die Schilderung der Redaction des «Skandal».

UNGARNS NATIONALITÄTEN

AUF GRUND DER VOLKSZÄHLUNG DES JAHRES 1880.

VOR MEHR als zehn Jahren wurde in Ungarn die erste Volkszählung auf constitutioneller Basis, unter Mitwirkung der Gesamtbevölkerung durchgeführt. Es geschah dies im Jahre 1870 auf Grund des Bevölkerungsstandes vom 31. December 1869. Auf die *Sprachenfrage* erstreckte sich die damalige Zählung nicht, und was ich unter dem Titel «Ungarns Nationalitäten» damals der ungarischen Akademie vortrug, war das Ergebniss einer ziemlich gewagten Combination, welche nichtsdestoweniger auf gewissenhaften und eingehenden Studien fusste.

Inwieweit mein damaliger Vorgang richtig war und inwiefern die nunmehr nach allen Regeln der Statistik gesammelten Daten meine damaligen Berechnungen bestätigen oder bemängeln, wird sich aus dem Weiteren ergeben. Tatsache ist, dass ein Jahrzehnt hindurch meine damals berechneten Zahlen im Umlaufe geblieben sind.

Nunmehr liegen uns die Ergebnisse einer neuen Volkszählung vor, welche auf Grund des Gesetzartikels III vom Jahre 1880 nach dem Bevölkerungsstande vom 31. December 1880 durchgeführt wurde. Das angewandte System und die Art der Durchführung verdient, dass wir derselben einigen Zeilen widmen.

Früher und selbst noch im Jahre 1870 wurde die Zählung mittelst schwerfälliger *Haushaltungs-* und *Hauslisten* durchgeführt. Aus diesen, zahlreiche Rubriken und Erklärungen enthaltenden Zählbogen wurde in jeder betreffenden Gemeinde die *Orts-Ueber-*

sicht verfasst und schlich sich in diese irgend ein Fehler ein — an solchen mangelte es übrigens nicht — so verblieben dieselben uncorrectirbar und wurden, sich stets mehrend, in die Comitats- und später Landeslisten übertragen.

Diesmal ward das durch die moderne Wissenschaft als bestes bezeichnete *Individual-System* mittelst *Zählblättchen*, vielfach verbessert und vereinfacht, angenommen und die Zählung mittelst desselben auch durchgeführt. Hiemit hat Ungarn nicht nur Oesterreich überflügelt, sondern ist es teilweise auch weiter gegangen als viele Länder des civilisirten Auslandes. Wenn auch als Begründer der Zählblättchen-Methode — wie bekannt — der Italiener MAESTRI zu betrachten ist, welcher damit bereits in den sechziger Jahren verdienstliche Proben angestellt hatte; wenn dasselbe auch durch Dr. ENGEL in Berlin vielfach vervollständigt wurde, ja die Zählungen der siebziger Jahre in Preussen mittelst dieser Methode durchgeführt wurden, so wurde dasselbe doch nirgends in solcher Einfachheit und mit so voller Ausnützung des Materials angewandt als diesmal in Ungarn, wo die Verhältnisse der gezählten Bevölkerung ausser den absoluten Zahlen in achtzehn verschiedenen Combinationen ausgezählt wurden.

Ohne in die Details der ganzen Operation des Näheren einzugehen, will ich nur bemerken, dass, während zwischen den hervorragendsten Statistikern des Auslandes ein theoretischer Streit darüber geführt wurde: ob die Zählung einer mindergebildeten Bevölkerung in einem ganzen Lande mittelst Zählblättchen durchgeführt werden könnte, — diese Frage in Ungarn practisch gelöst und im besten Sinne entschieden wurde. Auch ich hatte seinerzeit zu der Frage Stellung genommen und als Argument angeführt, dass es ziemlich gleichgiltig sei, ob ein Zählungsagent mehr oder weniger Zählblättchen auszufüllen habe, da er überall einzutreten hat, wo der Haushaltungsvorstand oder ein Mitglied der Haushaltung zur Ausfüllung ungeeignet ist. Dies schien überzeugend und wurde in Ungarn auch angenommen. Auch Oesterreich schien sich der Auffassung zuzuneigen und Männer wie NEUMANN-SPALLART kämpften energisch für die neuere Methode. Selbst einige Mitglieder

der Direction für administrative Statistik in Oesterreich wären bereit gewesen, die Arbeitslast der Massenaufarbeitung zu übernehmen. Sie wurden jedoch dieser Last überhoben. Der hundertjährige Bureaokratismus decretirte: «Es bleibt Alles beim Alten», es wurde der alte Schimmel des Jahres 1870 wieder vorgespannt und auch die Zählung des Jahres 1880 mittelst Haushaltungslisten durchgeführt.

Inzwischen wurde in Ungarn alles benützt, was die theoretischen Discussionen und Beschlüsse der internationalen statistischen Congresse an schätzbarem Materiale zu Tage gefördert hatten, und als Körösi, der Director des hauptstädtischen statistischen Bureaus in Budapest, sein, auch in der Fachliteratur des Auslandes günstig aufgenommenes «Projet d'un recensement du monde» erscheinen liess, konnte er die Genugthuung haben, dass der damals bereits festgestellte Plan der ungarischen Volkszählung nicht nur all' die Fragen aufgegriffen hatte, welche er im Interesse einer internationalen Zählung für notwendig hielt, sondern sich auch sozusagen auf alle die Combinationen erstreckte, welche ihm für die internationale Statistik wünschenswert schienen.

Die Zählung selbst wurde in Ungarn mit Hilfe einer kurzgefassten Instruction in 14 Tagen im ganzen Lande beendet und das massenhafte Materiale zum grössten Teile bereits im Monate Januar an das statistische Landesbureau abgeliefert.

Weder die Versendung der über 20 Millionen betragenden Zählblättchen an die einzelnen Municipien, noch die seinerzeitige Aufarbeitung — deren Plan bereits im Vorhinein festgesetzt war — verursachte derartige Sorge, als die Aufbewahrung und Sicherung des in einem einzigen Exemplare vorhandenen Zählungsresultates je einer Person in der betreffenden Zählkarte. Um nämlich die, grosse Kosten und noch grösseren Zeitverlust verursachende Copirung der Blättchen zu ersparen und die sich hiebei einschleichenden Fehler zu vermeiden, waren die Blättchen derart eingerichtet, dass der, die vorgedruckten Fragen enthaltende Teil abgeschnitten wurde, wonach der die Antworten enthaltende Teil, auf welchem zugleich das betreffende Comitatz, die

Gemeinde und Hausnummer verzeichnet waren, als handliche Zählkarte zurückblieb, mit welcher das ganze Depouillement im Originale vorgenommen und durchgeführt wurde.

Wäre von diesen Originalien irgend etwas in Verlust geraten, so hätte die Zählung an dem betreffenden Ort neuerdings vorgenommen werden müssen, ohne, schon wegen des späteren Zeitpunktes, verlässliche Daten zu liefern. Diese Sorge entschwand erst, als die Daten auch des letzten Dorfes, in übersichtliche Tabellen gegossen, zur Verfügung standen und das Dichterwort zur Geltung gelangte: «Er zählt die Häupter seiner Lieben und sieh, es fehlt kein teures Haupt!» Es ist nämlich nicht zu leugnen, dass diejenigen zu unseren «Lieben» zählen, mit denen wir uns so vielfach und lange beschäftigt, und wie sollten sie nicht unsere «Lieben» sein, wo doch von unseren eigenen Mitbürgern die Rede ist, deren graphische Conterfeie uns die Bevölkerungs-Verhältnisse Ungarns mitteilen sollten!

Ehe auf die Detaillirung der Sprachenverhältnisse eingegangen werden kann, soll noch das allgemeine Ergebniss der Zählung mitgeteilt werden, da sich dasselbe, seit der ersten Publication nach den provisorisch festgestellten Daten, wesentlich geändert hat.

Die bürgerliche Bevölkerung sämtlicher Länder der ungarischen Krone betrug nach der letzten Zählung dieses Jahres 15.642,178 Seelen, wovon

auf Ungarn (mit Siebenbürgen)	13.728,622
auf Fiume sammt Gebiet	20,981
auf Croatien-Slavonien (sammt Militärgrenze)	1.892,575

entfallen.

Hier muss bemerkt werden, dass sich die Ziffern Croatiens noch vielleicht etwas alteriren dürften, da dort erst der Auszug der Hauslisten vollendet ist, während die Ziffern Ungarns als definitiv zu betrachten sind. Dies ist zugleich der Grund, dass sämtliche später zu erwähnende Details sich nur auf die Einwohnerschaft Ungarns, d. h. auf die oberwähnten 13.728,622 Seelen beziehen, da jene für Croatien-Slavonien noch nicht eruirt sind.

Die Vermehrung der Bevölkerung gegen die bei der letzten Zählung vor 11 Jahren erhobene Bevölkerung beträgt 224,851 Seelen oder 1.46 ‰ und diese Vermehrung muss jeder Patriot für gering erachten, der da weiss, dass die Grundkräfte der Staaten ausser dem Territorium eben auf ihrer Bevölkerung beruhen.

Wir müssen uns jedoch dem Schicksale ergeben, bedenkend, dass die regelmässige Mehrung unserer Bevölkerung durch solche Umstände unterbrochen wurde, deren Beseitigung zum grossen Teile nicht in unserer Macht lag. In erster Reihe ist hier die Cholera der Jahre 1872—73 zu erwähnen, welche allein an nahe vierthalbhunderttausend Menschen dahinraffte, und deren Nachwehen erst im Jahre 1877 verwunden waren, in welchem Jahre die Bevölkerung Ungarns wieder jenen Standpunkt erreichte, den bereits die Zählung des Jahres 1869 ausgewiesen hatte. Die lange andauernde wirtschaftliche Krise tat das ihrige, Misswachs und elementare Schläge traten hinzu, verminderten die Eheschliessungen und führten teils zum provisorischen Wegzug der Bevölkerung wegen Broderwerbes, teils, besonders in den ärmeren Comitaten des Karpatenlandes, zur endgiltigen Auswanderung.

Uebrigens gehört die Untersuchung der Ursachen dieser schwachen Vermehrung nicht auf dieses Blatt, welches sich die Untersuchung der *Nationalitätsverhältnisse Ungarns* auf Grund der Daten der neuesten Zählung zur Aufgabe stellte.

Um jedoch mit meinen eigenen, des öftern gestellten Behauptungen nicht in Widerspruch zu geraten, eile ich zu bemerken, dass ich auch jetzt noch der Ansicht bin, dass die Nationalität statistisch schwer festzustellen ist. Uebrigens wurde die letzte Zählung auch nicht in dieser Richtung durchgeführt, sondern wurden mittelst derselben einfach die *Sprachenverhältnisse* des Landes erhoben.

Die auf den Zählblättchen befindliche diesbezügliche Frage lautete: «Welches ist Ihre Muttersprache?» Diese Frage, so formulirt, war vielen Angriffen ausgesetzt. Umsonst wollten wir es officiell leugnen und wurde auch das Wort «Nationalität» streng vermieden, so wusste oder glaubte doch Jedermann, dass wir mit der Frage nach der Sprache unsere Nationalitäten erheben

wollten. Das grosse Publikum untersucht nicht, ja zweifelt nicht einmal daran, dass die Sprache die Nationalität begründet. Es kümmert sich nicht um unseres seligen Eörvös schwere Kämpfe, um deren Preis er den Begriff der Nationalität begründen wollte; es weiss nichts von meinen eigenen Untersuchungen; kennt wenig die neuere Literatur über dieses Thema, als deren würdiger Vertreter eben bezüglich Oesterreich-Ungarns sich GUMPLOWICZ, Professor in Graz, erwies. Der grossen Menge sind Sprache und Nationalität identische Begriffe und eben deshalb waren eben die Ungarn am meisten über die Frage nach der Muttersprache aufgebracht, weil sie, die Assimilirungsfähigkeit der staatenbildenden ungarischen Nation kennend, es dem Statistiker übel vermerkten, dass er nur solches frug, worauf er auch Antwort erhalten konnte, hiedurch aber viele, gerade in der ungarischen Literatur hochstehende Namen dazu zwang, sich zur deutschen Muttersprache zu bekennen.

Und doch war das Publikum ungerecht. Befürchtete schon ein Reichstags-Abgeordneter während der Verhandlung des Volkszählungs-Gesetzes, dass sich die Zahl der Ungarn durch die Frage nach der Muttersprache um zwei Millionen vermindern werde, so übersah man allgemein jene zweite, ergänzende Frage des Zählblättchens: „*welche heimische Sprache sprechen Sie noch ausser Ihrer Muttersprache?*“ Besitzt die ungarische Nation wirklich die ihr zugemutete Assimilationsfähigkeit, so muss es aus den auf diese Frage erhaltenen Antworten erhellen, wie viele Mitbürger anderer Nationalität oder Fremde sich die Staatssprache angeeignet haben, wohl wissend, dass wer einmal unsere Sprache spricht, mit dem Ungarvolke verschmilzt und ferner kein Fremder mehr ist in diesen Landen.

Es soll jedoch den in Zahlen ausgedrückten Tatsachen nicht vorgegriffen und irgendwelche sprachliche oder nationalitätliche Conjectural-Politik getrieben werden; — ich stelle mich zurück auf den bescheidenen Standpunkt des Statistikers und führe einfach die trockenen Zahlen vor.

Von der bürgerlichen Bevölkerung Ungarns (ohne Croatien-Slavonien), per 13.728,622 Seelen, bekannten sich :

zur ungarischen Muttersprache	6.165,088	Seelen
• deutschen	1.798,373	•
• slovakischen	1.790,476	•
• walachischen (rumänischen) Muttersprache	2.323,788	•
• croatisch-serbischen Muttersprache	605,725	•
• ruthenischen	342,351	•
• wendischen	60,948	•
• armenischen	3,523	•
• zigeunerischen	75,911	•
• anderen (verschiedenen) Muttersprachen	21,687	•
• Ausländern	41,698	•
des Sprechens noch unkundig waren	499,054	•

Ob ich wohl wieder dem, durch mich schon mehrmal schmerz-lich empfundenen Schicksale verfiel, viele unserer werten Lands-leute durch meine rigorosen Zahlen aus ihren Illusionen gerüttelt zu haben, welche vielleicht von 10—12 Millionen Magyaren träumten !?

Doch lieber dies als eine neuerliche Anklage wegen unseres Chauvinismus.

Es ist leider nur zu bekannt, dass der Czeche, der Rumäne, der Serbe u. s. w. den Deutschen oder einen ihm nahewohnenden anderer Nationalität ungestraft angreifen darf; höchstens erhebt sich dann ein deutsches Blatt zweiten oder dritten Ranges gegen die persönliche Rohheit des Betreffenden. Wenn jedoch in Ungarn irgend ein unreifer Knabe aus dem reichen Schatze unserer Sprache ein unbedachtes Wort herausgreift und gegen das Deutschthum in die Welt schreit, oder die politische Behörde das unverfrorene Treiben eines sächsischen Schullehrers beanstandet, dann braust, via Wien, ein Sturm durch die gesammte deutsche Presse und unsere sonst so edlen Nachbarn fürchten nicht einmal sich vor jedem Gebildeten lächerlich zu machen, wenn sie gleich dem »Deutschen Schulverein« Gleichberechtigung verlangen für den Deutschen in Ungarn, wo es doch bekannt ist, dass auch der letzte Zigeuner politisch und nationell dieselben Rechte genießt wie der einst ebenfalls privilegirte ungarische Magnat!

Wohl erinnern wir uns, als zu Ende des Jahres 1880 das Volkszählungsgesetz und die dazu gehörige Ausführungs-Verordnung promulgirt wurden, dass Wiener Blätter schon damals den geplanten Vorgang angegriffen hatten und vorher zu sagen wussten, wie nun der gesammte amtliche Apparat in Bewegung gesetzt werden wird, um die Ungarn in je grösserer Anzahl zu Tage zu fördern.

Nun möge aus dem mitgetheilten Resultat das Tendetiöse des Vorganges beurteilt werden! Mögen doch unsere Widersacher bedenken, dass der Vollzug der Zählung überall in die Hände der *gewählten* Beamten des Volkes gelegt war; dass dies selbst in jenen Comitaten geschah, wo dieser administrative Körper eben nicht ungarischer Nationalität ist; dass die Zählungsagenten, welche den numerisch grössten Teil der Zählblättchen auszufüllen hatten, aus der Reihe der Einwohner des betreffenden Ortes oder Bezirkes von den Localbehörden bestellt wurden und die einzige Instruction hatten, jeden als solcher Muttersprache einzutragen, zu welcher er *sich selbst bekennt*. Wahrlich, objectiver konnte kein Staat bei einer Operation vorgehen, welche gerade in einem polyglotten Lande, wenn sie hätte ausgenützt werden wollen, zu ganz anderen Resultaten geführt hätte. Andererseits muss aber auch jenen Männern volle Anerkennung gezollt werden, welche an dieser Arbeit theils als Administrativ-Organe, theils als Zählungsagenten Teil genommen haben und — mit wenigen Ausnahmen — *treu* und erfolgreich ihrer Aufgabe entsprachen und hiedurch eben ein getreues Bild der sprachlichen Verhältnisse des Landes lieferten.

Die erhaltenen Zahlen sind einerseits ein vollgiltiger Beweis des objectiven Vorgehens bei der Zählung, andererseits aber eine nicht zu unterschätzende Genugtuung hinsichtlich der Richtigkeit der Berechnung, welche ich vor zehn Jahren angestellt hatte, um ein wenigstens annähernd richtiges Bild über die Nationalitäts-Verhältnisse Ungarns zu erhalten.

Nachdem nämlich die Nationalitäts-Verhältnisse des Landes nur einmal, im Jahre 1851—52 mittelst einer Volkszählung erhoben wurden, über deren technische Gebrechen Niemand im Zweifel

war, versuchte ich eine, wenn auch streng statistisch genommen nicht unanfechtbare, nach ihren Endresultaten beurteilt aber nunmehr sich als richtig erwiesene Methode. Es wurden nämlich zu jener Zeit, über Anordnung des damaligen Unterrichtsministers weiland Baron JOSEF EÖRVÖS, die die Volksschule besuchenden Kinder conscribirt und zugleich ihre Nationalitäts-Verhältnisse erhoben. Aus diesen Zahlen berechnete ich mit Zugrundelegung der Ziffern der 1869/70er Zählung die Nationalität der Einwohner Ungarns. Heute erhielten wir, auf Grund der Selbstbekenntniss jedes einzelnen Bewohners, die Muttersprache derselben. Damals lieferten 12,000 und etliche Volksschullehrer die bezüglichen Originaldaten nach mehr als einer halben Million Kinder; heute erhoben dieselben 4000 und etliche Zählungsagenten nach einer Bevölkerung von 13 und einer halben Million Menschen. Niemand dürfte leugnen, dass sowohl die Art der Erhebung als der Vorgang der Datensammlung, sowie der Zeitpunkt der Zählung und die Zahl der direct Erhobenen möglichst von einander abweichen, und wenn wir dennoch nach mehr als einem Jahrzehnt zu beinahe identischen Resultaten gelangen, so liegt der Schluss nahe, dass weder damals noch jetzt irgend ein, durch nichts motivirbarer tendentiöser Vorgang beliebt wurde, sondern dass die gewonnenen Zahlen den wirklichen Verhältnissen entsprechen.

Die Vergleichung der Ziffern ist eine leichtere, auch für das Ungartum günstigere, wenn man bei der Percent-Vergleichung nur das Mutterland Ungarn berücksichtigt, Siebenbürgen aber vorderhand weglässt. Ohne zu untersuchen, was das eine oder das andere Land politisch oder volkswirtschaftlich durch die Vereinigung gewonnen hat, vom Nationalitätsstandpunkte aus war dieselbe für Ungarn ungünstig. Denn während die Ungarn im Mutterlande beinahe die absolute Majorität bilden, drückt sich dieses Verhältniss mit Einbeziehung Siebenbürgens auf 44.9 %/o. Dies ist um so überraschender, als gerade Siebenbürgen es war, welches im XVI. Jahrhundert die ungarische Staats- und Literatursprache sozusagen von den Todten erweckte und lange Zeiten hindurch ihr treuester Hort war und ihre Blüte förderte und entwickelte.

Es mögen jedoch die Zahlen selber sprechen. Im ungarischen Mutterlande waren

	nach der Berechnung des Jahres 1870 *	nach der Zählung des Jahres 1880
Ungarn	49.84 %	49.84 %
Deutsche	14.32 "	14.20 "
Slovaken	16.42 "	16.05 "
Rumänen	10.92 "	10.51 "
Croaten und Serben	4.45 "	5.43 "
Ruthenen	4.03 "	3.04 "
Andere	0.02 "	0.80 "
Zusammen	100 %	100 %

Bedenkt man, dass, wie auch aus den Daten der Volksbewegung hervorgeht, die Rumänen und Ruthenen seit 1870 factisch abgenommen haben, dass die neuerlich bemerkbare Auswanderung gerade in der slovakischen Bevölkerung der nördlichen Comitats auftrat, so zeigt sich eine überraschende Gleichheit der Zahlen, in denen das Ungartum nur um acht Zehntel Percent stärker erscheint als im Jahre 1870. Nur eine einzige Nationalität zeigt eine stärkere Zunahme um nahezu ein Percent, nämlich die croatisch-serbische. Eine kleine Zunahme auf Kosten des ungarischen Percentes musste dieselbe erfahren, da seit der 70er Zählung die gewesene Militärgrenze reincorporirt ward, allwo Serben in grösserer Anzahl wohnen. Doch ist eine kleine Nationalitäts-Agitation gerade bei diesen unseren heissblütigsten Brüdern durchaus nicht ausgeschlossen, was auch aus dem Umstande erhellt, dass aus einer Stadt Unterungarns, deren Nationalitäts-Verhältnisse 5 % Ungarn, 60 % Deutsche und nur 35 % Serben ergeben, zum grössten Teile mit cyrillischen Lettern ausgefüllte Zählblättchen eingelangt waren; wie es dann unter solchen Verhältnissen mit der deutschen oder ungarischen Muttersprache gehalten wurde, ist leicht denkbar.

Nach Vorführung der Percentualzahlen können nunmehr auch die absoluten Zahlen und zwar für ganz Ungarn (mit Siebenbürgen) mitgeteilt werden. Demnach waren:

* Hazánk és népe (Unser Land und Volk) von K. KELETI, 1871, p. 66.

	nach der Berechnung vom Jahre 1870	nach der Zahlung vom Jahre 1880
Ungarn	6.156,421	6.165,088
Deutsche	1.820,922	1.798,373
Slovaken	1.817,228	1.790,476
Rumänen	2.470,069	2.323,788
Ruthenen	469,420	342,351
Croaten und Serben	473,995	605,725
Andere	11,295	203,767

Dass die Zunahme der Ungarn bei der gegenwärtig zahlreicheren Bevölkerung nicht stärker hervortritt, erhält seine Erklärung daraus, dass nahezu eine halbe Million Kinder, welche zur Zeit der Zählung des Sprechens noch unkundig waren, hier nicht in Rechnung genommen wurden, weshalb sowohl im Jahre 1870 als 1880 die Einwohnerzahl von rund 13.200,000 Köpfen als Grundlage diente.

Umsonst brüstete ich mich jedoch mit der so eclatanten Uebereinstimmung der Zahlen, welche die Richtigkeit meiner vor 10 Jahren angestellten Untersuchungen beweisen sollen. Um blos zu diesem Resultate zu gelangen, wäre es wohl kaum der Mühe wert gewesen, einen so grossen und complicirten Apparat in Bewegung zu setzen.

Doch sind wir noch nicht am Schlusse unserer Betrachtungen angelangt und muss ich neuerdings auf jene Ergänzungsfrage hinweisen, welche die ausser der Muttersprache gesprochenen Landessprachen erforschen sollte. Auf diese Frage sind ausserordentlich interessante Antworten eingelaufen. Aus der Zusammenstellung der diesbezüglichen Daten wird ersichtlich, wie viele Leute ausser ihrer Muttersprache noch anderer Landessprachen mächtig sind. Wollte man aber aus den zehn gangbaren Sprachen auch alle jene eruiren, welche z. B. drei Sprachen kennen, so ergibt dies so zahlreiche Combinationen und hätte einen derartigen Aufwand an Arbeit erfordert, welcher mit dem zu erwartenden Resultate in keinem Verhältnisse gestanden hätte. Ich liess deshalb blos die nach der Muttersprache zuerst angeführte zweite Sprache aus den Zählblättchen erheben und führe auch hievon nur den zehnten Teil der Ergebnisse an, nämlich die Zahl derjenigen, welche ausser ihrer Muttersprache auch noch der *Staatssprache* nämlich des *Ungarischen* mächtig sind.

Wegen Raumersparniss setze ich hier zugleich das Percent-Verhältniss an, nämlich wie viel Personen unter hundert der betreffenden Nationalität auch ungarisch sprechen. Das Resultat ist folgendes:

ungarisch sprechen aussér ihrer Muttersprache:

Deutsche	377,041	=	21.92 %
Slovaken	176,693	=	9.82 "
Rumänen	137,252	=	5.90 "
Ruthenen	19,525	=	5.70 "
Croaten und Serben	65,637	=	10.85 "
Wenden... ..	7,450	=	12.22 "
Armenier... ..	3,116	=	88.66 "
Zigeuner... ..	18,128	=	23.85 "
Anderer... ..	2,364	=	10.82 "
Ausländer	10,462	=	25.97 "

Gesammtzahl der ungarisch Sprechenden fremder Zungen 817,668 Durchschnitt 11.5 %

Diese Zahlen sind höchst interessant. Unter der Gesamtbevölkerung fremder Zunge unseres Vaterlandes sind 11.5 %/o, welche der Staatssprache mächtig sind. Dies ist wahrlich nicht viel und documentirt unsere Indolenz, mit welcher wir Jahrhunderte hindurch zusehen konnten, wie minder gebildete Elemente sich theils unbeanständet erhalten, theils noch Terrain gewinnen konnten, ohne dass irgend etwas getan wurde, damit die Nation dieselben assimilire.

Einzelnen Helden, besitzen wir als Nation nicht den Mut, uns all' jener Prärogativen zu bedienen, welche der staatenbildenden und staatenerhaltenden Nationalität zukommen. Oder ist es etwa nicht eine culturelle Aufgabe, die Staatssprache in Ungarn zu verbreiten? Dies zu beantworten, liefern wieder die Zahlen das beste Materiale. Von den Rusznyaken und Walachen kennen kaum 5 %/o die Staatssprache, ihre eigene jedoch wird selbst der Enragirteste ihrer Nation nicht als höher stehend oder als solche ansehen, welche die Bildung besser und intensiver zu vermitteln im Stande wäre. Unter den Ausländern aber, und hier ist lange nicht etwa von Bosniaken und Bulgaren oder dergleichen «interessanten Nationalitäten», sondern von den Bürgern des gebildeten Westeuropa's die Rede, — ebenso unter den Deutschen, welche sich an ein

mächtiges Culturvolk lehnen können, haben sich über 20 % die ungarische Staatssprache angeeignet. «Angeeignet», sage ich, denn der ungarische Staat kennt kein verschiedenes Vorgehen einer oder der anderen Nationalität gegenüber und kann demnach von irgend einer Pression der Ausländer oder Deutschen durchaus nicht die Rede sein; daher dürfen wir in diesen Zahlen eine der glänzendsten Errungenschaften des ungarischen Cultur-Elementes erblicken.

Noch interessanter gestalten sich diese Zahlen, wenn man sie etwas im Detail verfolgt und die diesbezüglichen Verhältnisse einiger Municipien untersucht.

Da finden wir vor Allem, dass in jenen Comitaten, deren Bewohner in überwiegender Majorität Ungarn sind, auch die Einwohner fremder Zunge in bedeutend stärkerem Verhältnisse des Ungarischen kundig sind. So beträgt z. B. im Somogyer Comitath die Einwohnerschaft ungarischer Nationalität 85 %, das Percent der ungarisch Sprechenden fremder Zunge 43.6 %; in Borsod bei 89.32 % Ungarn sprechen 45.7 % der anderen Nationalitäten das Ungarische; in Békés bei 66.5 % Ungarn 41 %; in Szabolcs bei 87.16 % Ungarn 40.5 % anderer Nationalitäten u. s. w.

In Siebenbürgen, wo nur in vier Comitaten die ungarische Nationalität in absoluter Majorität ist, und zwar in Udvarhely mit 89.38, in Csik mit 83.65, in Háromszék mit 83.50 und in Maros-Torda mit 54.40 % sprechen von den anderen Nationalitäten nur 35.4, 21.8, 29 und 26.8 % ungarisch, also in geringerem Verhältnisse als in den Comitaten des Mutterlandes mit gleich hohem Percentverhältnisse ungarischer Nationalität.

Während im slovakischen Oberlande nur 5 % der *slovakischen Bevölkerung* ungarisch spricht, finden wir in den ungarischen Comitaten Komárom, Békés, Szabolcs, Pest-Pilis-Solt-Kiskún die Bevölkerung slovakischer Muttersprache mit 48.8, 43.8, 49.8 und 37.8 % des Ungarischen mächtig.

Die *Walachen* erheben sich selbst dort, wo sie in den Comitaten des Mutterlandes massenhafter beisammen wohnen, doch bis zu 10—18 % in der Kenntniss des Ungarischen; in Siebenbürgen

haben sie nur in drei der aufgeführten Comitate es bis zu 20 bis 25 % gebracht. In Udvarhely sprechen freilich 47.5 % der Einwohner rumänischer Muttersprache auch das Ungarische, doch beträgt daselbst ihre Gesamtzahl kaum anderthalbtausend.

Die *Ruthenen* sprechen überall nur in sehr geringem Maasse das Ungarische, bloß im Comitate Ugocea steigert sich das Verhältniss bis 19.5 %. Dagegen zeigen die *Croaten-Serben* ein ziemlich starkes Percent. Am rechten Donauufer, wo dieselben zerstreut wohnen, können 15—20 % ihrer Angehörigen auch das Ungarische, aber im Torontäler Comitate z. B. nur mehr 5.7 %.

Ein interessanter Volksstamm wurde bereits gänzlich durch das Ungartum assimiliert, nämlich die *Armenier*. Bei der letzten Zählung wurden nur mehr 3523 Einwohner armenischer Muttersprache erhoben und auch von diesen sprachen 3116, d. h. 87.7 % die ungarische Staatssprache.

Auch die *Zigeuner* zeigen ein günstiges Percent, nämlich 23.85 %. Doch ist dies nur scheinbar, da dieselben in den Comitaten, in welchen sie bereits angesiedelt sind, sich stets zur Sprache der Majorität bekennen, in slovakischen zur slovakischen, in rumänischen zur walachischen u. s. w. Nur zigeunerisch sprechen im Lande 14,480 Personen. Da es jedoch wenig solche eifrige Dilettanten geben dürfte, welche sich aus Passion das Zigeunerische angeeignet haben, so sind zu den Zigeunern auch alle Jene zu zählen, welche diese Sprache sprechen, auch wenn sie sich zu einer anderen Muttersprache bekannten. Bei solcher Berechnung erhebt sich die Zahl der gegenwärtig in Ungarn lebenden Zigeuner auf 94,769.

Noch eine, wenn auch nicht auffallende Erscheinung — da dieselbe voraussehen war — aber immerhin ein interessantes Factum ergibt sich aus den besprochenen Daten; nämlich die überwiegende Mehrzahl der ungarisch sprechenden Männer anderer Nationalitäten gegenüber den Frauen derselben Kategorie, nämlich 484,893 Männer und nur 332,775 Frauen oder rund 60 zu 40 %. Sollte dies Verhältniss beseitigt werden, so müsste namentlich auf die weibliche Volkserziehung mehr Sorgfalt verwendet

werden. Denn während der Mann durch die Bedürfnisse des äusseren Lebens in stärkerem Verhältnisse bemüssigt ist, sich die Kenntniss der Staatssprache anzueignen, so ist dies beim weiblichen Geschlechte in viel geringerem Maasse der Fall, welches sich die Kenntniss wohl nur in der Schule aneignen kann. Ein starkes Streiflicht wirft auf dieses Verhältniss ein weiteres Ergebniss der letzten Zählung, nämlich das *Können des Lesens und Schreibens*. Ohne in diese Verhältnisse gegenwärtig des Näheren einzugehen, darf doch erwähnt werden, dass die Zahl der weder lesen noch schreiben Könnenden, sowie der blos lesen Könnenden bei den Frauen eine überwiegend grosse ist. Hieraus muss entweder auf den schlechteren Zustand der weiblichen Volksschulen oder darauf geschlossen werden, dass der Schulbesuch der Mädchen mangelhaft ist und nur so weit reicht, dass sich dieselben das Lesen noch irgendwie aneignen, bis zur Kenntniss des Schreibens es aber kaum mehr bringen.

Einen Beweis hiefür, wenn auch in entgegengesetzter Richtung, liefern die Daten der *Hauptstadt* Budapest, deren vorzügliche weibliche Volks- und Bürgerschulen bekannt sind. Hier ist aber auch das Verhältniss der ungarisch Sprechenden fremder Nationalität zwischen Männern und Frauen kaum verschieden, nämlich 27,000 Männer und 26,656 Frauen, oder 50.8 zu 49.7 %.

Es dürfte übrigens von Interesse sein, das *Sprachenverhältniss* der hauptstädtischen Bevölkerung überhaupt zu kennen. Es waren nämlich der *Muttersprache* nach:

	Männer	Frauen	Zusammen	
Ungarn	96,215	102,527	198,742	= 55.12 %
Deutsche	56,289	63,613	119,902	= 33.25 %
Slovaken	9,643	11,938	21,581	= 5.98 %
Rumänen	274	134	408	= 0.11 %
Ruthenen	51	8	59	= 0.01 %
Croaten-Serben	1,105	651	1,756	= 0.48 %
Wenden	14	3	17	= 0 %
Armenier	4	6	10	= 0 %
Zigeuner	5	20	25	= 0 %
Andere	17	12	29	= 0.06 %
Ausländer	5,243	2,382	7,625	= 2.11 %
Des Sprechens noch unkundig	5,078	5,319	10,397	= 2.68 %
Zusammen	173,938	186,613	360,551	= 100 %

Schon hieraus ergibt sich, dass die Bevölkerung ungarischer Muttersprache in der Hauptstadt bedeutend stärker ist als im Lande im Allgemeinen. Dies dürfte zu einer objectiven Beurteilung des vielversprochenen Deutschtums der Landeshauptstadt führen. Das Verhältniss gestaltet sich jedoch noch günstiger, wenn man noch die *ungarisch Sprechenden fremder Muttersprache* in Rechnung zieht. Nämlich:

Deutsche	43,519	=	36.3 %
Slovaken	6,328	=	29.3 "
Rumänen	288	=	75.0 "
Ruthenen	43	=	72.8 "
Croaten-Serben	1,044	=	59.4 "
Wenden	6	=	35.3 "
Armenier	10	=	100 "
Zigeuner	25	=	100 "
Andere	14	=	48.2 "
Ausländer	2,379	=	31.2 "
Zusammen und im Durchschnitt	53,655	=	35.1 %

Sowohl der Fortschritt des Ungartums der Hauptstadt als auch meine frühere Behauptung bezüglich des ungarischen Culturelementes werden durch die eben mitgetheilten Zahlen vorteilhaft bestätigt. Auch hier finden wir in *erster Reihe* unsere gebildeten Mitbürger, die *Deutschen*, nahe zu ihnen wieder die Ausländer. Die in der Hauptstadt in geringer Zahl wohnenden Rumänen, Ruthenen, Wenden etc. fallen hier nicht ins Gewicht, doch zeigen die Croaten-Serben ein erfreuliches Percent und erreichen auch die ungarisch sprechenden Slovaken das Verhältniss der besten Comitate ungarischer Majorität.

Doch nicht nur die Hauptstadt liefert uns dies Bild; — wir finden ähnliche Verhältnisse in der gesamten *städtischen Bevölkerung* des Landes, welche die bisherige Anschauung bezüglich der Nationalitätsverhältnisse dieser Bevölkerung bedeutend alteriren dürften.

Bisher galt es als Axiom und wurde auch im Auslande vielfach verbreitet, dass die Bevölkerung der Städte Ungarns überwiegend *deutscher* Nationalität sei. Bezüglich einiger Städte der westlichen Comitate und einiger Bergstädte Oberungarns, sowie

der Sachsen Siebenbürgens ist dies auch richtig. Aber im Ganzen stellt sich ein bedeutend anderes Verhältniss heraus.

Die königlichen Freistädte, die mit Municipalrechten ausgestatteten Städte, sowie diejenigen mit geordnetem Magistrate erreichen die Zahl von 143 und umfassen die gesammte *Städte-Bevölkerung* Ungarns.

Diese Bevölkerung bildeten

	Männer	Frauen	Zusammen	
Ungarn	648,312	686,702	1,335,014	= 62.8 %
Deutsche... ..	176,134	201,987	378,121	= 17.7 "
Slovaken	70,493	84,865	155,358	= 7.2 "
Rumänen... ..	39,894	37,718	77,612	= 3.6 "
Ruthenen	1,899	1,687	3,586	= 0.3 "
Croaten-Serben	44,406	44,802	89,208	= 4.2 "
Andere	7,105	6,318	13,423	= 0.6 "
Ausländer	11,945	6,642	18,587	= 0.8 "
Des Sprechens noch unkundig	36,196	35,931	72,127	= 3.4 "
Zusammen	1,036,384	1,106,652	2,143,036	= 100 %

Die Bevölkerung ungarischer Muttersprache ist also nicht nur um 12.5% stärker in den Städten als im Lande im Allgemeinen, sondern auch die *ungarisch Sprechenden fremder Nationalität* sind hier in viel höherem Maasse zu finden, und zwar:

Deutsche... ..	127,799	= 33.7 %
Slovaken	32,910	= 21.2 "
Rumänen... ..	21,365	= 27.5 "
Ruthenen	1,534	= 42.1 "
Croaten-Serben	19,603	= 21.9 "
Wenden... ..	95	= 20.6 "
Zigeuner	1,984	= 90.7 "
Armenier	1,900	= 37.2 "
Andere	529	= 9.3 "
Ausländer... ..	5,697	= 30.6 "

Auf die Wichtigkeit dieser Erscheinung komme ich noch zu sprechen. Schon jetzt kann aber hervorgehoben werden, dass die städtische Bevölkerung einen wesentlichen Teil der Gesamtbevölkerung des Landes bildet, nämlich 2,143,036 Seelen oder 15.6%. Nachdem die Bevölkerung dieser selben Städte im Jahre 1870 bloß 1,934,871 Seelen zählte, so beträgt die Vermehrung 208,165 Seelen oder 9.7%, während die Gesamtbevölkerung des

Landes — wie wir sahen — während derselben Zeit nur um 1.46 % zugenommen hatte. Von den in den Städten wohnenden Angehörigen fremder Nationalität sprechen ferner im Durchschnitte 29, in der Hauptstadt sogar 35.4 % die ungarische Staatsprache, während wir dasselbe Verhältniss für das ganze Land nur mit 11.5 % constatiren konnten.

Die Zahl derjenigen im Lande, welche wenigstens zwei Sprachen sprechen, beträgt 2.561,000 oder 18.7 % der Gesamtbevölkerung. Bloss eine Sprache sprechen 77.7 % oder 10.668,567 Einwohner; die noch fehlenden 3.8 % bilden die des Sprechens noch unkundigen Kinder unter 2 Jahren.

In dieser Richtung entscheiden theils der Bildungsgrad der Bevölkerung, theils das mehr weniger massenhafte Zusammenwohnen einer Nationalität. Hier, aber auch nur hier stehen in erster Reihe die *Rumänen*, von denen 92 % bloss ihre eigene Muttersprache kennen. Gleich hinter ihnen rangiren die *Ruthenen* mit 89.5 %. Die *Croaten-Serben*, mehr zerstreut wohnend, können sich nur im Verhältnisse von 58.4 % bloss ihrer Muttersprache bedienen, nahe die Hälfte derselben ist noch auf eine andere Landessprache angewiesen.

Auf die *Ungarn* passen vorstehende Bemerkungen nicht. Als Träger des Staatsgedankens und mit der Staatssprache identisch können sie sich an ihrer Muttersprache genügen lassen und finden sich deshalb 83.2 % oder 5.134,655 Bewohner, welche ausser dem Ungarischen keine weitere Sprache kennen. Das Bildungselement finden wir hier wieder bei den Deutschen und den *Ausländern*, von welchen sich nur 62, bezüglich bloss 34.2 % auf ihre eigene Sprache beschränken. Dass von den *Zigeunern* bloss 19 % mit ihrer eigenen Sprache fortkommen können, wird man nach obiger Bemerkung natürlich finden, der zufolge dieselben sich in jedem Comitatus zu der Sprache der Majorität bekennen. Ebenso natürlich ist es, dass von den *Armeniern* bloss 6.1 % sich auf seine Muttersprache beschränkt, da dieser Stamm, wie bereits erwähnt, sozusagen bereits gänzlich assimiliert ist.

Vorderhand dürfte uns ein anderes Moment interessiren.

welches zugleich geeignet ist, eine der mittelst Zählblättchen ausführbaren und im statistischen Bureau auch vielfach ausgeführten Combinationen vorzuweisen — nämlich die *Muttersprache* in Verbindung mit dem *Religionsbekenntnisse*. Es ist noch nicht lange her, dass man aus den bekannten Daten der Religionsbekenntnisse auch auf die Nationalitätsverhältnisse der Bevölkerung schliessen zu dürfen glaubte. Dies ist nicht stichhältig, und haben die neueren Erhebungen dies klar dargetan. Alles in Allem ist es nur richtig, dass z. B. ein grosser Teil der *Ruthenen* griechisch-katholisch ist. Aber bei den *Rumänen* trifft dies schon nicht mehr zu, denn nahezu zwei Drittel derselben sind griechisch-orientalisch. Von den die grosse Majorität der Bevölkerung des Landes bildenden *Römisch-katholischen* sind 53% Ungarn, 18% Deutsche, 19% Slovaken und 3.6% Croaten u. s. w. Von den *Evangelischen* Augsburgischer Confession sind 23% Ungarn, 34% Deutsche und 38% Slovaken. Von den *Reformirten* 94.3% Ungarn. Auch die *Unitarier* sind ausschliesslich Ungarn. Selbst bei den *Juden* sind 56.3% ungarischer, 33.3% deutscher Muttersprache, doch haben sich auch — was bisher unbekannt war — 3.3% zur slovakischen, 1.3% zur walachischen und 1.6% zur ruthenischen Muttersprache bekannt.

Untersucht man die *Religionsverhältnisse* blos der *Ungarn*, so findet man unter ihnen

römisch-katholische	55.8 %
griechisch- und armenisch-katholische	2.2 %
griechisch- und armenisch-orientalische	0.3 %
Evangelische Augsburgischer Confession	4.1 %
» Helvetischer	30.9 %
Unitarier	0.9 %
Juden	5.7 %
Andere	0.1 %

Alle bisherigen Combinationen dürften zwar manch' interessantes Detail zu Tage gefördert haben, antworten aber noch immer nicht auf die oft aufgeworfene Frage: wie viel wir Ungarn eigentlich seien? noch weisen sie nach, ob das Ungartum sich im All-

gemeinen gekräftigt und verbreitet habe oder nicht? Auf letztere Frage dürften die Daten der Muttersprache eine nur wenig befriedigende Antwort bieten, und nachdem es bekannt ist, wie sehr die vor 10 Jahren berechneten Zahlen mit den nunmehr erhobenen übereinstimmen, dürfen wir uns diesbezüglich auch keinen grossen Illusionen hingeben. Die Logik der Ziffern ist eben unerbittlich.

Nachdem auf den Blättchen auch das Geburtsjahr der Einwohner erhoben wurde, so wurden aus diesen Daten *Altersklassen* gebildet. Combinirt man nun die in den betreffenden Altersklassen Befindlichen mit der Nationalität, oder: untersucht man, wie viele Percente z. B. Ungarn in jeder Altersklasse waren, so muss sich ergeben, ob die Bevölkerung ungarischer Muttersprache im Laufe der Zeit zugenommen hat oder nicht? Bei Durchführung dieser Combination bleiben die 0—2 Jahre alten, als im Grossen des Sprechens noch unkundig, weg und es entsteht folgendes Bild:

Ungarischer Muttersprache waren im Alter

von 3— 5 Jahren	... ..	46,9	%
• 6—10	•	47,7	•
• 11—15	-	46,7	•
• 16—20	•	45,9	•
• 21—30	•	46,6	•
• 31—40	•	45,8	•
• 41—50	•	45,6	•
• 51—60	•	45,6	•
über 60	•	46,8	•

Eine überraschende Beständigkeit der Percente in den einzelnen Altersklassen, welche die Bevölkerung im Alter der 60er Jahre gerade in dem nämlichen Verhältnisse zeigt, wie die jetzige Jugend zwischen 5 und 20 Jahren!

Kann dies aber auch anders sein, wenn von Seite des Landes bis jetzt sozusagen gar nichts getan wurde, um die ungarische Staatssprache zu einem so gesuchten Lebensbedürfnisse zu machen, dass hinfür Jeder sie gerne auch als Muttersprache bekenne?! Es war das zwar ein heilsamer Schritt, welcher im abgelaufenen Jahre den Unterricht der Staatssprache in den Volksschulen obligatorisch machte, doch können die Resultate dieses

Schrittes in den Ergebnissen der Volkszählung des Jahres 1880 noch nicht zum Vorschein kommen.

Es dürfte kaum einen stärkeren Beweis als diese Ziffern für die Ungerechtigkeit jener Anschuldigungen geben, welche Ungarn und dessen herrschende Bevölkerung Nationalitäts-Hetzereien zeihen. Im Gegentheil wurde nichts im Interesse der Staatssprache oder zur Ausbreitung derselben unter den Nationalitäten fremder Zunge getan und hat sich deshalb auch das Sprachenverhältniss nicht nur in den letzten 10—15 Jahren nicht, sondern seit einem halben Jahrhunderte kaum verschoben.

Und dennoch hat sich Ungarn gekräftigt und gestärkt. Wir haben an Bildung zugenommen und Terrain gewonnen, dies aber geht in unserem Vaterlande immer parallel mit der Ausbreitung des Ungartums. Die absolute Zahl der Bevölkerung hat sich seit der letzten Zählung nicht sonderlich vermehrt, aber innerlich haben wir uns gekräftigt und sprachlich gerade in den Schichten der gebildeteren Bevölkerung weitere Eroberungen gemacht.

Schon früher hatten wir Gelegenheit auf den Unterschied aufmerksam zu werden, welcher in sprachlicher Beziehung zwischen dem Lande im Allgemeinen und den Städten desselben besteht. Das Fortschreiten des Ungartums lässt sich noch eingehender beobachten, wenn man das die intensivere Bildung vertretende städtische Element ebenfalls nach Altersklassen untersucht. Um Wiederholungen auszuweichen, sollen auch hier die Hauptstadt und die übrigen Provinzstädte gleichzeitig aufgeführt werden.

Ungarischer Muttersprache waren:

im Alter	in den Provinz- städten	in der Haupt- stadt
von über 60 Jahren	59.2 %	40.7 %
von 51—60 „	59.0 „	42.0 „
„ 41—50 „	60.4 „	47.6 „
„ 31—40 „	61.8 „	51.9 „
„ 21—30 „	64.7 „	58.6 „
„ 10—20 „	66.0 „	63.8 „
„ 2—10 „	68.3 „	64.2 „

In den gesammten Städten ist demnach die ungarische

Muttersprache der heutigen Jugend um 9.1, in der Hauptstadt sogar um 23.5 % stärker vertreten, als bei der noch lebenden älteren Generation.

Dieses vorausgeschickt, können wir nunmehr leichteren Herzens an die Aufstellung des *Nationalitäts-Inventars* unserer Bevölkerung herantreten, deren gesammte Factoren bis jetzt noch nicht vorgeführt wurden.

Bisher wurde noch der *Armee* und *Landwehr* keine Erwähnung getan, welche zur Zeit der Zählung im activen Stande 73,147 und 10,561, zusammen 83,708 Köpfe zählte. Auch von diesen gehört ein Teil Ungarn. Die kaiserliche und königliche Armee wurde zwar nach österreichischem System gezählt, welches nicht nach der Mutter-, sondern nach der „*Umgangssprache*“ frug. Beim Militär waren, trotzdem der neuen Territorial-Einteilung zufolge die ungarischen Regimenter im Lande sein sollten und die Zahl derselben hauptsächlich aus den betreffenden, am Stations-Orte befindlichen Cadres resultirte, nur 37.8 % Ungarn nachgewiesen, obwohl das Bevölkerungs-Percent im Lande 45 % beträgt; andererseits waren Deutsche mit 25 % ausgewiesen, während das Bevölkerungs-Percent nur 13.00 % ist, Walachen rangiren nur mit 10.5 % gegen 16.3 % der Bevölkerung, doch ist dies aus der geringeren tauglichen Recrutenzahl dieses Stammes erklärlich. Ebenso war zu erwarten, dass Croaten-Serben in grösserem Verhältnisse in der Armee vorkommen, als deren Bevölkerungs-Verhältniss erwarten lässt, nämlich 6.5 gegen 4.4 %. Doch acceptiren wir diese Verhältnisse. Auch so kommen uns aus der Armee 27,708 Seelen zugute. Bei der Landwehr zeigte sich das Gegenteil. Hier war das Percent der Ungarn 67.7, der Deutschen 12.8, der Slovaken 7.3, der Walachen 8.10, der Croaten Serben 2.9 %. Das ungarische Contingent macht demnach 7153, beide Factoren zusammen 34,861 Köpfe.

Es waren jedoch bei der Zählung 436,270 Mitbürger als der betreffenden Haushaltung angehörig, jedoch *abwesend* nachgewiesen. Die näheren Verhältnisse derselben wurden, um Doppelzählungen zu vermeiden, nicht nachgewiesen, auch war ja gewiss ein grosser

Teil derselben irgendwo im Lande erhoben. Ich nehme daher von denselben blos die in Oesterreich erhobenen 183,422 *ungarischen Staatsbürger* als Grundlage und berechne von selben nach dem allgemeinen Verhältnisse von 45 % 82,540 als Mitbürger ungarischer Muttersprache, da die auch ungarisch sprechenden, wegen der in Oesterreich beliebten «Umgangssprache» nicht nachgewiesen werden können.

Die Zahl der des Sprechens noch Unkundigen macht nahezu eine halbe Million. Diese können doch nicht ganz ausser Rechnung gelassen werden, denn man macht nicht alle Tage ein Volksinventar, und bis dies wieder geschieht, werden wohl auch sie irgend eine Muttersprache bekennen. Hier, ich gestehe es ein, wird es mir schwer, mich an das allgemeine Landes-Percent zu halten, denn nach Analogie der in den Städten erfahrenen Progression der ungarischen Muttersprache nach Altersklassen müsste ein anderes, günstigeres Percent angenommen werden. Dennoch begnüge ich mich auch hier mit den bekannten 45 % und erhalten wir derart 224,574 Seelen.

Aber auch in Croatien und namentlich in Slavonien wohnen noch Ungarn! Aus den Daten der Zählung sind dieselben zwar nicht eruirbar, weil dort das Depouillement der Zählblättchen noch nicht beendet ist. Man dürfte jedoch kaum irre gehen, wenn man die, wenn auch veralteten Daten FICKER's aus dem Jahre 1851 zur Grundlage nimmt, obwohl diese daselbst nur 17,600 Magyaren nachwiesen.

Trotzdem durch die Annahme der Umgangssprache in Oesterreich allein uns viele Tausend Ungarn entgehen, will ich doch weder die beiläufig 10,000 Magyaren in der Bukowina, noch die in Rumänien befindlichen zahlreichen Ungarn in Berechnung ziehen und nicht über die Grenzen des Staates hinaustreten, um nicht selbst in jenen Fehler zu verfallen, den ich bei anderer Gelegenheit an fremden Statistikern rügte, dass sie nämlich auch die, ständige Untertanen auswärtiger Staaten bildenden Sprachgenossen als ihrer Nation angehörig betrachten wollen.

Wir dürfen bescheidener sein und wollen uns mit den streng-

sten Zählen begnügen; auch auf diese Weise erhalten wir nach Summirung der oben specificirten Posten in runder Zahl 7.343,000 Magyaren oder 53.5 %, d. h. eine überwiegende *absolute Majorität*.

Eine so bedeutende Ziffer dies auch sein möge, so suche ich dennoch nicht in ihr und beileibe nicht in ihr allein die ungarische *Nation*.

Meine mir selbst gestellte gegenwärtige Aufgabe war, diejenigen Ergebnisse vorzuführen, welche die Volkszählung Ungarns vom Jahre 1880 in *sprachlicher Beziehung* zu Tage gefördert hat. Deshalb änderten sich meine Ansichten über den Begriff der *Nationalitäten* keineswegs. Als getreuer Schüler unseres verewigten Eötvös liegt auch mir die Idee der Nationalität mehr in einem höheren Gefühl der Zusammengehörigkeit als blos und allein in der Sprache.

Hiebei schätze ich jedoch die Wichtigkeit auch der Sprache durchaus nicht gering und halte meine bereits im Jahre 1870 bei ähnlicher Gelegenheit ausgesprochene Ansicht aufrecht; dieser nach «ist die Nationalität ein inneres Gefühl, ähnlich dem Glauben, verwandt der Vaterlandsliebe, und so wie sich die positive Religion in ihren Glaubenssätzen und Ceremonien äussert, so bedient sich die Nationalität zu dieser Aeusserung der *Sprache*.»

In neuester Zeit hat sich der bereits erwähnte Grazer Professor GUMPLOVITZ mit der Frage in seinem Buche: «Die Rechte der Nationalitäten in Oesterreich-Ungarn» beschäftigt. Auch er nennt sich einen Getreuen unseres grossen Staatsmannes und hebt lobend hervor, dass Eötvös der erste war, welcher die absolute Herrschaft der Sprache aus dem Begriffe der Nationalität entfernte. Gumplovitz befasst sich eingehend und objectiv mit den Rechten und Anforderungen der Nationalitäten, lässt auch den Ungarn Gerechtigkeit widerfahren und betrachtet die Suprematie der magyarischen Staatssprache als vollkommen berechtigt. Seiner Auffassung nach ist «die Nationalität eine durch ein gemeinsames Staatswesen hervorgebrachte und geförderte Cultur- und Interessengemeinschaft, die sich nicht immer und nicht notwendig in einer gemeinsamen Sprache auszudrücken braucht.»

Wenden wir diese Definition auf unsere eigenen Verhältnisse an und wir gelangen unausweichlich zur *Idee des Staates*. Nur auf diese Weise können wir das Reich Stefan des Heiligen verstehen, welches demnächst seinen tausendjährigen Bestand feiern wird. Wir sagen zwar heute nicht mehr: «*unius linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est*», wissen aber nur zu gut, dass Ungarn seinen tausendjährigen Bestand den staatenbildenden und bildungsfähigen Elementen verdankt. Es verdankt ihn der Nation, welche magyarisch ist, alles Andere im Lande ist blos Nationalität. Wenn wir dies vor Augen halten, werden wir auch die folgenden Worte des bezogenen Autors zu würdigen wissen: «Aus dieser geistigen Qualität der Nationalität ergibt es sich von selbst, dass dieselbe *streng genommen* nur ein Gemeingut des gebildeten Theiles einer Nation sein kann. Man muss bis heutzutage in jedem Volke, in jeder Nation die ungebildete Masse von der Intelligenz scheiden. Wenn man von einer Culturgemeinschaft spricht, so kann man selbstverständlich nur an Diejenigen denken, die überhaupt einer Culturgemeinschaft theilhaftig sind, die also diese gemeinschaftliche Cultur austragen helfen, dieselbe mitrepräsentiren.»

Und wer sind wohl in Ungarn die Repräsentanten dieser gemeinschaftlichen Cultur? Wir haben sie früher kennen gelernt. Nach obiger Auseinandersetzung des deutschen Autors können wir nunmehr beruhigt auf jene Massen blicken, welche in der Bildung und Cultur noch nicht einmal so weit gelangt sind, sich die Staatssprache zu eigen zu machen. Was unter ihnen Culturelement ist, befindet sich ausser dem staatenbildenden und erhaltenden Ungartum, unter jenen 817,000, eigentlich eine Million übersteigenden Mitbürgern, welche, seien sie der Geburt nach welch' Idiomes immer, ungarisch können, ungarisch fühlen und mit uns vereintig fähig und gewillt sind, den *ungarischen Staat* zu erhalten, zu kräftigen und zu entwickeln.

Und dies ist wahrlich keine Selbsttäuschung! Es mögen unter diesen ungarisch Sprechenden sich welche finden, die von der schimmernden Idee des Panslavismus geblendet sind; es finden sich darunter schmollende Rumänen; dem Treiben der

Omladina verfallene Serben oder hochfliegenden Träumen huldigende Croaten. Bei den Ruthenen verfügt selbst der russische Einfluss nicht; mit unseren Deutschen haben wir — einen Teil der Siebenbürger Sachsen etwa ausgenommen — niemals Anstände gehabt. Die wenigen, gegen die ungarische Staatsidee sich aufbäumenden Malcontenten wiegen jedoch wenig gegenüber den Hunderttausenden treugesinnter Mitbürger fremder Zunge, Millionen gegenüber verschwinden sie einfach.

Meine auf Grund statistischer Daten gemachten Studien und Untersuchungen haben mich davon überzeugt und hoffe ich auch meine Zuhörer hievon überzeugt zu haben, dass das Ungartum, trotz aller scheinbaren Stagnation in den Massen, stetig fortschreitet und sich entwickelt in den intelligenten Kreisen. Der Kern unserer Nation sind jene 6 Millionen Magyaren ungarischer Muttersprache, deren selbst die massenhaft wohnenden Rumänen kaum ein Drittel erreichen. Wollte man auch auf das magyarisches Skythentum Gewicht legen, so finden wir es in jenen 83% dieser sechs Millionen, welches ausser dem Ungarischen keine andere Sprache kennt.

Zu diesem staatenbildenden und zahlreichsten Elemente kommt jedoch noch jene andere Million, welche unsere Sprache spricht, sich in unsere sämtlichen Culturarbeiten teilt und die geistige Kraft des Landes mitrepräsentirt. Hiemit wird die von PAUL HUNFALVY in seinem Buch «Die Ungarn» citirte Prophezeiung PAUL DE LEGARDE's von selbst zu nichte, dass nämlich die ungarische Nation zu Grunde gehen müsse, weil Nationen nur durch geistige Kräfte jung erhalten oder wieder verjüngt werden können. Sein Verneinen dieser Kräfte ist umsonst. Er sieht solche nicht an der Arbeit bei den Turanern (zu welchen er auch die Magyaren zählt), weil er unsere Nation nicht kennt. Es ist nicht notwendig, dass wir uns verjüngen; denn — möge auch unser Ursprung in prähistorische Jahrhunderte zurückreichen — in Europa sind wir eine junge Nation. Mit der ganzen Kraft jugendlicher Völker haben wir uns auf die Civilisation geworfen und wer unsere Culturbestrebungen nur des letztverflossenen

Jahrhunderts kennt, wird zugeben müssen, dass, ob skytischer oder deutscher Muttersprache, all' ihre Repräsentanten *Ungarn* waren.

Unsere Intelligenz ist ungarisch, diese breitet sich aus und mehrt sich und in ihr liegt die Sicherung unserer Zukunft.

Dr. KARL KELETI.

DIE ENTSTEHUNG CROATIENS. ✓

V.

Zwei Erscheinungen tauchen nun auf, welche innig mit einander zusammenhängen, und welche auf die geographischen Gestaltungen im Südwesten Ungarns von bedeutendstem Einfluss waren. Wir meinen die Verleihung von geographischen Namen an Ländergebiete, denen diese Namen nicht gebühren, dann die Verwaltung eines Drittels des Landes durch königliche Prinzen.

Die erstere Erscheinung stellt uns vor die Frage: wann geschah es, dass das Gebiet zwischen der Kulpa und Save, dann das Zwischenland der Save und Drave, nämlich die Comitате Agram, Zagorien, Varasd und Körös (Kreutz) den Namen Slavonien erhielt.

Lange bevor Jakob Grimm in der deutschen Sprache das Gesetz der Lautverschiebung entdeckte, litt Ungarns öffentliches Leben unter einer Metamorphose, welche wir eine geographische Verschiebung nennen möchten, deren Seitenstück in keiner Geschichte irgend einer anderen Nation sich findet.

Ein bedeutender slavischer Stamm erobert und besetzt die Gestade des adriatischen Meeres, und nennt seine neue Heimat Slavonien, gleichzeitig nennt es diese seine Ursitze Dalmatien und Croatien, indem es von dem Rechte des besitzergreifenden Volkes, sein Land zu benennen, Gebrauch macht.

In der Mitte des XIII. Jahrhunderts wird das Land zwischen der Kulpa und Save, dann das zwischen der Save und Drave, ungefähr bis zu den Gebirgen Rekan, Bilo, Czerne Vrh und Papuk

Slavonien genannt, und dies Gebiet wurde in die Comitata Agram, Zagoria, Varasd und Kőrös eingeteilt.

Wieder vergehen Generationen, und die hier beschriebene Provinz mit ihren vier Comitaten nimmt den Namen Croatien an, — der Name Slavonien wird aber weiter geschoben, und auf ein unmittelbares ungarisches Gebiet übertragen, welches zwischen den zwei Flüssen bis dahin sich erstreckt, wo beide in die Donau münden und die Comitata Verőcze, Posega, Valkó und Syrmien in sich schliessen.

Wir finden also die alten geographischen Namen noch immer vor, aber diesen sind andere Begriffe unterschoben worden, und werden auf ganz andere Gebiete angewendet. Es gilt das lateinische Sprichwort: *verba valent sicut nummi*. Jedes Wort hat seine bestimmte Bedeutung und seinen bestimmten Wert, welcher so lange gilt, bis der Gebrauch eben dieses Wort mit einem andern Wert, einer andern Bedeutung in Circulation bringt.

Die Bewegung ging vom Westen aus nach dem Osten, und Slavonien, welches ursprünglich an der adriatischen Küste sich erstreckte, gelangte auf seiner Wanderung bis an die Tore von Belgrad.

Das Zusammentreffen eigentümlicher Verhältnisse verursachte diese wunderbaren Resultate; wunderbar auch darin, dass die Nation auch jetzt noch nicht die Wichtigkeit der Situation erkennt, für die Vergangenheit aber, dass dieselbe schöne Provinzen verlor — ohne Schlacht.

Es ist meine Aufgabe, die Keime dieser Zustände zu erforschen. Es war die unglücklichste Politik der Könige aus der Árpádischen Dynastie, dass man den königlichen Prinzen einzelne Landesteile zum Regieren gab, was immer geschah, so oft der König einen Bruder oder mehrere Söhne hatte. Alte und neue Schriftsteller haben nur verdammend über diese Politik sich geäußert.

Beginnen wir mit Emerich, dem Sohn Stefan des Heiligen, doch nur, um die aus seinem Herzogstitel versuchten Folgerungen zurückzuweisen. Emerich kommt in der Legende einfach als Herzog (dux) vor, die Hildesheimer Annalen bemerken zum Jahre 1031,

dass er Dux Ruizorum gewesen sei, der bei der Jagd von einem Eber zerrissen wurde. Von dieser Mitteilung der gleichzeitigen Quelle ist kein einziges Wort wahr, mit Ausnahme des Namens Stefans des Heiligen. Der grösste Teil unserer Schriftsteller, so wie Pray, verstehen unter dux Ruizorum einen «Herzog der Russen», — doch aus welchen Gründen? Andere meinen, Emerich habe Slavonien administrirt, seit derselbe sich mit der Tochter des croatischen Königs Cresimir vermählte. Johann, der Archidiacon von Guerche, deteriorirte den ursprünglichen Text, und macht aus Emerich einen dux Raizorum, was Engel für einen Herzog von Rascien erklärt, beifügend, dass Emerich *gleichzeitig* auch Herzog von Croatien, d. h. dem damaligen Slavonien gewesen sei. Alles dies sagt aber Engel nicht mit solcher Bestimmtheit, wie seine Nachfolger Palugyai und Gyurikovics. Podhraczký endlich behauptet, dass Emerich als dux Russorum die Provinz Moson (Wieselburg) im Besitz hatte, deren russische Bevölkerung die Grenzen bewachte.

Wenn das Titelblatt des Agramer Missale Emerich den Heiligen der Tradition gemäss Dux Slavoniae, das heisst Herzog von Slavonien nennt, so kann ich einer Aufzeichnung aus späterer Zeit (das Missale ist nämlich aus dem Jahre 1536), als nämlich die Benennung der südlichen Landesteile schon eine grosse Verwirrung verriet, keine derartige Wichtigkeit beilegen, wie Stefan Horváth, und kann weder dieses, noch sein anderes Datum, dass nämlich in einer Urkunde vom Jahre 1224 filii jobagionum S. Regis de Goricza * genannt werden, als Beweis dafür gelten lassen, dass Stefan der Heilige das heutige Croatien besessen habe, obgleich er es besass.

Emerich, als Herzog von Slavonien, diesen Namen in späterem Sinne genommen, gäbe uns einen kräftigen Beweis, dass König Stefan I. auch zwischen der Drave und Save geherrscht habe, doch wir bedürfen eines solchen Beweises nicht.

* So wird nämlich eine vornehme Classe von Burgmilizen genannt, welche Stefan der Heilige mit besonderen Privilegien auszeichnete. Goricza liegt im heutigen Croatien.

Nach Béla I. Tode (1063) überliessen seine Söhne Geza und Ladislaus dem Salamon, in Anerkennung seiner Rechte auf die Krone, das Land, sich mit dem «Dritteil des Landes» begnügend, welches schon Andreas I. ihrem Vater als Herzogtum überlassen hatte. Wir wissen aber nicht, woraus dieses Dritteil bestand. Josef Podhraczký glaubt ohne genügenden Grund, dass Ladislaus der Heilige das Land jenseits der Theiss als Herzogtum besessen habe.

Als Ladislaus der Heilige Croatien eroberte, setzte er dort seinen jüngern Bruder zum König ein; doch dürfen wir es mit dem Königstitel nicht so genau nehmen, denn die Chroniken verleihen diesen gar oft einem solchen Herzog, der über bedeutende Macht verfügt, dem jedoch der Königstitel übrigens nicht gebührt. Selbst Lucius, der Anfangs von Álmos als König spricht, sagt später selbst, Álmos sei nur Herzog gewesen, leider kann selbst das nicht bestimmt werden, in welchem Teile des Landes sein Herzogtum lag. Seiner Combination nach sei dies jenseits der Donau zu suchen.

Der Regierungsbezirk Álmos' ist daher ungewiss.

Gewiss ist indessen, dass zum Regierungsbezirk Álmos' weder Syrmien noch Posega gehörte. Dies geht aus der Urkunde des Königs Ladislaus des Heiligen vom Jahre 1095 hervor, mit welcher er die Abtei von Tihany in ihren von Stefan dem Heiligen, so wie den Königen Andreas und Béla erhaltenen Gütern bestätigt. Dieser Abtei schenkt Herzog David (den König Andreas in seiner Urkunde Bruder nennt, obgleich er dessen Sohn war) mit Einwilligung Ladislaus des Heiligen das Herzogtum Posega sammt der Burg Posegavár, dann Kö und Földvár, in deren Besitz König Ladislaus der Heilige die Tihanyer Abtei ebenfalls bestätigt.

Schon die Gesetze König Kolomans (I. Decret §§. 9—12) unterscheiden den Regierungskreis des Königs von jenem des Herzogs; doch das Gebiet des Letzteren hat keinen besonderen Namen.

Die im zwölften Jahrhunderte zuerst erwähnten Bane werden noch nicht mit dem Namen der Provinz angeführt, welche ihrer Administration untersteht. Eben so regiert laut einer Urkunde vom Jahre 1163 Béla II., Herzog Stefans Sohn, einen Teil des Zwischen-

landes an der Drave und Save, aber es trägt noch keinen eigenen Namen.

Der Frieden, welcher zwischen Manuel dem griechischen Kaiser und König Stefan III. geschlossen wurde, bestimmt unter Anderem, dass Letzterer seinem Bruder Béla III. einen bestimmten Teil des Landes (vielleicht Bosnien oder Syrmien) mit Erbrecht überlassen möge, da er zu solchen Ansprüchen kraft Verfügung seines Vaters berechtigt sei.

Wir sehen zu unserer Ueberraschung, dass zur Verteidigung dieses unglückseligen Regierungssystems auch schon eine auswärtige Macht die Waffen ergriff, — der beste Beweis von dessen Schädlichkeit.

König Béla III. folgte der Tradition und übergab seinem Sohne Emerich die Regierung von Dalmatien und Croatien, demnach das alte Croatien, nicht das zwischen der Save und Drave gelegene neue Slavonien. Dies geht aus einer Urkunde Peters, Erzbischofs von Spalato vom Jahre 1194 hervor, womit dieser einen Process der Tempelherren schlichtet.

König Emerich sagt es in einer Urkunde vom Jahre 1197 klar, was unter dem Herzogtum der königlichen Prinzen zu verstehen sei, anführend, dass sein Vater Béla, als derselbe noch das Herzogtum Slavonien (in ducatu Slavoniae) verwaltete, von einem deutschen Edelmann Albert von Michovo viel Plagen zu erdulden hatte, indem dessen Besitzungen an die Comitatus Podgoria und Goritia des slavonischen Herzogtums grenzten, in welche derselbe öfter einbrach. Goritia lag jenseits der Kulpa, zwischen letzterem Flusse und der Korana, also im alten Croatien; Podgoria aber jenseits der Save, in der Gegend von Jaszka, — also schon näher zum heutigen Croatien. Im folgenden Jahre bestätigt Andreas die Privilegien des Klosters von St. Cosmadamian bei «Belgrad am Meere», an der «Grenze Dalmatiens.» Die hierbei erwähnten Zeugen waren sämtlich Herren aus Alt-Croatien.

Uebrigens war es König Emerich selbst, der im vollen Masse die Bitterkeit des Regierungssystems, welches den Königssöhnen einen Drittel des Landes hingab, zu kosten bekam.

König Béla III. hinterliess seinem Sohne Andreas grosse Schätze unter der Bedingung, dass er zur Befreiung des heiligen Grabes eine Expedition unternahme. Andreas benützte diese Schätze allerdings zur Ansammlung einer bewaffneten Macht, doch verwendete er dieselbe nicht nach dem Wunsche Béla's, sondern gegen seinen Bruder König Emerich, von dem er den Besitz von Dalmatien und Croatien forderte. In Folge Intervention Papst Innocenz III. wurde im Jahre 1198 der Friede zwischen den Brüdern hergestellt, welcher für Andreas günstig war, denn von dieser Zeit an, — besonders da er auch seine siegreichen Waffen durch Rascien und Chulmien trug, — wurde er Herzog von Dalmatien, Croatien, Rama und Chulmien (heute Herzegovina) genannt.

Trotz alledem erhob Herzog Andreas noch dreimal die Fahne des Aufruhrs gegen seinen königlichen Bruder.

Andreas II., welcher im Jahre 1205 den ungarischen Thron bestieg, gedenkt retrospectiv noch oft seiner Länder aus der Zeit seines herzoglichen Regiments, doch während er den Titel *Dalmatiae et Croatiae dux* führt, nennt er sein Herzogtum dennoch Slavonien, ein Beweis, dass letzteres mit den im Titel enthaltenen Landen identisch sei.

In seiner goldenen Bulle vom Jahre 1222 (§. 18) sagt König Andreas II., dass die Adeligen, nach Einholung seiner Bewilligung, unbeanstandet zu seinem Sohne übergehen können, gleichsam vom Grösseren zum Kleineren. — «Wir werden denjenigen — sagt Andreas, — die unser Sohn in rechtlicher Weise verurteilte, bei uns keine Aufnahme gewähren, und auch den vor ihm anhängig gemachten Processen nicht, bevor dieselben nicht geschlichtet wurden. Ebenso wenig wird dies unser Sohn tun.»

Das sind zahme Anfänge einer Teilung der Gewalt.

Während der Regierung Andreas II. wurde sein Sohn Béla IV. in öffentlichen Urkunden bald Erstgeborener des Königs, bald jüngerer König von Ungarn genannt. Ueber sein Herzogtum sprechen nur zwei Documente in bestimmter Weise; das erste ist vom Jahre 1222 datirt, — ist daher auch der Zeit nach das erste — nennt ihn Sohn des Königs von Ungarn und Herzog von «ganz

Slavonien», worauf gleichsam als Erklärung dessen, was unter ganz Slavonien zu verstehen sei, Andreas II. in einer Urkunde vom Jahre 1226 aussagt, dass sein Sohn Béla Gubernator von Dalmatien und Croatien gewesen sei. Ungeachtet dessen, dass Béla sich in sonstigen Urkunden jüngern König von Ungarn, oder Sohn des Königs nennt, ist seine Verwaltung Dalmatiens und Croatiens dennoch eine unbestreitbare Tatsache. Als Herzog macht er im Jahre 1224 Schenkungen an der Korana. Aus einer Urkunde des Posegaer Capitels vom Jahre 1279 geht hervor, dass Béla, der Sohn Andreas II., auch das Valkoer Comitatus regiert habe, indem Béla zur Zeit seines Herzogtums dem Comes Paska das Dorf Borsod im Valkóer Comitatus conferirte.

Der lateinisch schreibende croatische Historiker Kerchelich ist der Meinung, Béla habe im (alten) Slavonien von 1222 bis 1228 regiert. Das ist aber ein Irrtum. Schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1226 übergab Andreas II. seinem zweitgeborenen Sohne Koloman, die bisher von Béla administrirten Provinzen. Koloman nennt sich daher seit dieser Zeit: von Gottes Gnaden König der Ruthenen (d. h. von Galizien), und aus Liberalität meines glorreichen Vaters, Königs von Ungarn, Herzog von Dalmatien und Croatien. — Kerchelich fehlt auch darin, dass er behauptet, die Vorgänger Kolomans hätten sich Herzoge von Dalmatien, Croatien und Slavonien geschrieben, und dass demnach auch die Bane den Titel von «ganz Slavonien» führten. Hiefür gibt es kein Beispiel, und wenn Béla, der Erstgeborene Andreas II., sich Herzog «von ganz Slavonien» nennt, so bedeutet dies eben so viel, als wenn andere königliche Prinzen sich Herzoge von Dalmatien und Croatien nennen oder nennen lassen. Neben Dalmatien und Croatien bestand damals noch kein besonderes Slavonien, und wenn Urkunden in dieser Zeit ein Slavonien oder ganz Slavonien erwähnen, so ist darunter das Land der einstigen croatischen Könige an der Adria zu verstehen, welches schon die Griechen als Slavonien kannten.

König Koloman regierte sein Herzogtum bis zum J. 1240. Lehrreich ist auch die von ihm geführte Titulatur. Papst Gregor IX. nennt ihn im Jahre 1238 *illustis dux Sclavorum*; Koloman selbst

schreibt sich im Jahre 1237 *dux totius Slavoniæ*, der Königstitel bezieht sich natürlich immer auf Ruthenien, d. h. Galizien, und obgleich dieses nur ein Titel war, gebrauchte er oft blos diesen. — Unter ihm fungirte der Ban Jula (1229—1234), der erste, der sich Ban von Slavonien, ja von ganz Slavonien nannte; seine Vorgänger hiessen einfach nur Bane, ohne Beifügung eines Provinznamens.

Den Anfang einer grossen Verwirrung kennzeichnet das Jahr 1275. Die Schlusszeilen der königlichen Privilegien bieten uns hier fast unauflösbare Rätsel. In einem wird Heinrich Ban von ganz Slavonien genannt; in einem zweiten erscheinen Johann und Nicolaus zusammen als Bane von ganz Slavonien; wieder in einem andern ist Johann allein Ban von ganz Slavonien, ja wir finden sogar solche, wo Johann Ban von Slavonien, Nicolaus aber Ban von Dalmatien und Croatien, oder Johann Ban von Slavonien, Nicolaus aber Ban der Meeresküste, oder Johann Ban von *ganz Slavonien*, dennoch aber gleichzeitig Nicolaus Ban von Dalmatien und Croatien genannt wird. Dass in demselben Jahre noch Tomas als Ban von ganz Slavonien erscheint, ist nur ein Resultat des unter Ladislaus IV. häufig vorkommenden Amtswechsels, und berührt unsere geographische Frage gar nicht. Die eigenen Editionen der Bane aus dieser Zeit geben ebenfalls ein Abbild der obigen Zustände. So nennt sich Nicolaus Ban von «ganz Croatien» und Dalmatien, und Comes von Geeske.

Auch für «ganz Dalmatien» gibt es ein Beispiel, so wird Kalan, Bischof von Fünfkirchen, im Jahre 1193 und später Gubernator von ganz Dalmatien und Croatien genannt. (Die Italiener gaben ihm den Titel *duca*.)

Solche Titel werden nur des grösseren Nachdruckes wegen gebraucht, denn wer würde wohl glauben, dass, weil Stefan der Heilige im Jahre 1025 den Titel *totius Hungariae Rex* führt, vor ihm Jemand nur über einen Teil Ungarns geherrscht habe?

Johann Bischof von Agram war im Jahre 1432 oberster Kanzler des römischen Reiches und ganz Ungarns (*totius regni Hungariae*). Glaubt deshalb Jemand, dass Ungarn nicht ein-

heitlich gewesen sei? weniger einheitlich als Deutschland, welches man römisches Kaiserreich nannte?

Die Benennung ganz Slavonien hat nur dann einen Sinn, wenn dadurch Dalmatien und Alt-Croatien zusammengefasst wird.

Aus diesen verwickelten Zuständen scheint nur so viel hervorzuleuchten, dass um diese Zeit sich die Meeresküste, dann der westliche Teil des Zwischenlandes der Drave und Save durch besondere Namen zu scheiden begannen, — so, dass gleichwohl der Name Slavonien sich nicht weiter, als über das Territorium des heutigen Croatiens ausdehnen konnte.

Doch will ich diese Gedanken nicht weiter verfolgen, und begnüge mich darzustellen, wie durch die Hinausgabe eines Drittels des Landes zur Verwaltung an die königlichen Prinzen ein principieller Einfluss genommen wurde auf die Erstehung einer Saveprovinz.

Bei Uebergabe der Verwaltung Dalmatiens und Croatiens an Koloman, übernahm Béla IV. selbst die Verwaltung der siebenbürgischen Landesteile; und hier leistete seine Energie allerdings gute Dienste seinem gealterten Vater und dem Vaterlande.

Als Béla IV. nach diesen Präcedenzen den königlichen Thron bestieg, entsendete er seinen jüngeren Sohn Béla mit dem Herzogstitel zur Regierung Slavoniens, — und hier finden wir ihn bereits im Jahre 1261, während des Königs Erstgeborner nicht nur Siebenbürgen, sondern auch die Landesteile an beiden Ufern der Theiss regierte. Sein Titel war: Herzog von Siebenbürgen und Herr der Cumanen. Auch er nannte sich jüngerer König von Ungarn, gleich wie einst sein Vater. Das Leben Stefans V. in der Zeit seines Herzogtums beweist am Besten, welche Gefahr für das Land in der territorialen Verteilung liegt, welche bisher zur Befriedigung der königlichen Prinzen in Gebrauch war. Das Land hatte zur selben Zeit zwei Könige mit zweierlei Hofhaltung, zwei Heere, zweierlei Treue, je nachdem nämlich der Adel zu dem einen oder dem andern König hielt. Beide Heere standen gar oft sich feindlich gegenüber, Schlachten wurden geliefert und es floss das

Blut der Patrioten, — dann schloss die Action ein Friede, welcher den Keim neuer Unruhen in sich trug.

Die Erzbischöfe von Gran und Kalocsa, der Ban von Slavonien, der Schatzmeister des älteren Königs, der Landesrichter des jüngeren Königs und der Wojwode von Siebenbürgen erklären in einem Urteile vom Jahre 1264, dass sie von „beiden Königen“ als Richter entsendet wurden, um über gewisse Besitzverhältnisse des Marien-Nonnenklosters auf der Margareten-Insel zu urteilen. Wir sehen also, dass hier das Ressort der beiden Könige gar nicht getrennt ist. In derselben Zeit verwaltet ein anderer Sohn des Königs das transdravanische Gebiet Ungarns.

Die Harmonie zwischen beiden Königen mag aber auch oft während des Friedens gestört worden sein. Den Beweis gibt uns das obige Jahr 1264. Denn, als Graf Ponit, mit dessen Parteilstellung Béla IV. nicht zufrieden war, durch die königlichen Gerichte verurteilt wurde, erklärte Stefan (V.) diese Urteile als Gehässigkeit gegen seine Person, annullirte und cassirte dieselben, und versprach dem Grafen Ponit, ihn in den Besitz aller seiner Güter wieder einzusetzen, sobald er (Stefan V.) den Tron besteigen werde.

Béla's IV. jüngerer Sohn, Béla, nennt sich im Jahre 1266 und 1268 von Gottes Gnaden Herzog von ganz Slavonien, Dalmatien und Croatien, welcher Titel meines Wissens in solcher Zusammensetzung, und gebraucht von einer einzigen Person, hier zum erstenmale vorkommt. Béla verwaltete das transdravanische Herzogtum vom Jahre 1261 bis zum Jahre 1269.

Von den Tronfolgern war Ladislaus IV. kein Herzog von Slavonien, bevor er die Krone trug, doch war dieses sein jüngerer Bruder Andreas, den wir vom Jahre 1274—1278 als Herzog von Slavonien kennen. Der letzte König der árpádischen Dynastie Andreas III. war 1278 Herzog von ganz Slavonien, Dalmatien und Croatien, wir wissen aber nicht wie lange, weil uns hierüber alle Daten fehlen.

Diese Uebersicht schliesse ich damit, dass Andreas III., als im Lande mehr Ruhe eintrat, seine Mutter Katarina Morosini

berief, welche im September 1291 in Traw landete, und von ihrem königlichen Sohne zur Herzogin von Slavonien und Fürstin der Seeküste ernannt wurde (*Dux Slavoniæ et partium maritimarum princeps*). Mit wenig Abänderung heisst sie im Jahre 1295: *ducissa totius Slavoniæ et gubernatrix Citra-Danubialium partium usque mare*, oder im Jahre 1300 . . . *usque maritima*. Aus den citirten Urkunden geht hervor, dass Katarina Morosini (Tomasina) die Comitате Posega und Valko regierte, doch der in ihrem Titel vorkommende Name Slavonien reichte noch nicht bis hierher, ebenso wenig, als Baranya und die übrigen Comitате jenseits der Drau Slavonien hiessen, da diese nur der persönlichen Regierung Katarinas unterstanden. Posega musste Tomasina in ähnlicher Weise wie die Mutter Béla's IV. Maria besessen haben, oder wie andere Königinnen Bisztricz und Segusd besaßen, welch' letzteres auch Tomasina im Besitz hatte. Sie konnte auch das Valkoer Comitат durch Donation erhalten, so wie vor ihr Béla, der zweitgeborne Sohn Béla's IV.

Die herzogliche Würde kennzeichnete immer einen ausserordentlichen Zustand, eine Continuität bestand nur im Amte des Banus. Wie die Herzoge, so gebrauchten auch die Bane bis zur Zeit Béla's IV. den correcten Titel von ganz Slavonien, oder den gleichbedeutenden von Dalmatien und Croatien. Man muss nur niemals vergessen, dass man unter diesem allbekannten Namen damals ganz andere Gebiete verstand, als der heutige Sprachgebrauch.

Die den dritten Teil Ungarns regierenden königlichen Prinzen übten in ihrer, in territorialer Beziehung immer wechselnden Provinz beinahe königliche Rechte aus: sie prägten Münzen, ernannten Bischöfe, verliehen städtische Privilegien, adelten einzelne Getreue oder auch ganze Classen, ja in älterer Zeit wurden öffentliche Urkunden nicht allein mit dem königlichen, sondern auch ihrem Siegel autentizirt. Die Stiftungsurkunde der Tihanyer Abtei (1055) wurde ausgestellt im neunten Jahre König Andreas'—*regnante . . . anno regni sui nono, et cum eo nobilissimo duce Béla*; wovon der Sinn kein anderer, als dass damals Herzog Béla der Mitregent Andreas I. gewesen.

Die Könige beriefen sich um so lieber auf die Einwilligung ihrer Söhne, wenn eine Verfügungsmaßnahme sich auf das Territorium ihres Herzogtums bezog.

Die königlichen Prinzen hatten eine der königlichen ganz ähnliche Hofhaltung. Am Schlusse einer Urkunde Herzogs Béla vom Jahre 1230 werden sein oberster Kanzler, sein Schatzmeister, sein Truchsess, sein oberster Mundschenk und oberster Stallmeister genannt. Sogar ein siebenbürgischer Wojwode Jula wird erwähnt, weil Béla damals die siebenbürgischen Landesteile regierte. Im Jahre 1260, als Béla noch nicht Herzog von Slavonien war, wird Moys, Obergespan von Somogy und Varasd, Béla's Schatzmeister genannt. König Béla IV. leistete dem Separatismus keinen geringen Vorschub dadurch, dass er im Jahre 1251 an die Seite seines zwölfjährigen Sohnes einen eigenen Palatin und Landesrichter ernannte. Es ist kaum nötig zu bemerken, dass die grossen Vorrechte, welche die königlichen Prinzen im Lande zwischen der Drave und Save ausübten, nicht irgend einem Staatsrechte der genannten Gegend entsprangen, sondern die Folge einer Familienpolitik des königlichen Hauses waren. Diese Vorrechte knüpften sich an die Person des königlichen Prinzen, und wenn zwischen der Drave und Save kein solcher regierte, sondern die Verwaltung in Händen des Bans lag, erloschen auch diese Vorrechte, und die Verwaltung bewegte sich in gewohnten Geleisen. Unter dem «Dritteil des Landes» musste man nicht notwendiger Weise das alte Slavonien oder dessen Nebenländer verstehen, denn die geschichtlichen Ereignisse nahmen oft einen Verlauf, dass es wahrscheinlich wurde, es werde künftig Siebenbürgen jene Provinz sein, welche als übliches Drittel den Herzogen aus königlichem Geblüte hinausgegeben werden soll, natürlich noch erweitert mit einigen Nachbar-Comitaten, denn das Drittheil wurde gewiss nicht mit mathematischer Genauigkeit verstanden.

Diese Familienpolitik war nicht nur eine fehlerhafte, sondern auch schädlich, weil die Wirksamkeit der königlichen Prinzen zwischen der Drave und Save unwillkürlich separatistische Ideen reifte. Es konnte nicht vermieden werden, dass ein Teil des

grossen Ansehens, welches die Prinzen in ihrem Gebiete genossen, als Erbschaft auf die Bane übergehe und diesen verbleibe, wenn Herzoge auch nicht mehr an der Spitze ständen. Unter dem Glanze des Herzogtums wuchs auch das Territorium seines Landes, denn das, worauf die Croaten als Volk, welches in der Nähe der Adria wohnte und von König Koloman an Ungarn geschlossen wurde, keinen Anspruch erheben konnten, wurde von der Familienpolitik dem königlichen Prinzen anstandslos bewilligt, — mit dem Wachstum des herzoglichen Landes wuchs aber auch jene Provinz, welche, einen fremden Namen usurpirend, unter dieser Firma, vielleicht unbewusst und absichtslos, im Staate eine Sonderstellung einzunehmen begann.

Dass in diesem Zeitalter die persönliche Politik, wenigstens in der vorliegenden Frage massgebend gewesen sei, geht schon daraus hervor, dass das Land zwischen der Drave und Save bald *ducatus* (Herzogtum) bald Banat genannt wurde, je nachdem ein Herzog oder ein Ban an der Spitze der Verwaltung stand; und wenn Papst Urban im Jahre 1264 schreibt, dass Posega im Herzogtum Slavonien liege, so kann das nur so verstanden werden, dass Herzog Béla, des Königs Zweitgeborner, dieses Comitatus als zu seinem persönlichen Gebiete gehörig betrachtete, weshalb auch der Papst intervenirte, dass die Königin aus dem Besitz von Posega nicht verdrängt werden möge.

König Koloman, Herzog von Slavonien, verleiht den Gästen von Valkovár Privilegien, ohne Valko zu Slavonien zu zählen. Solcher Beispiele gibt es zahlreiche, auch aus dem heutigen croatischen Lande. Im XIII. und XIV. Jahrhundert sprach man in der Regel nur von jenseits der Drave gelegenen Landen und von transdravanischen Comitaten, — ein Provinzname war hier noch ungebrauchlich.

Namentlich Posega war damals noch ungarisches Comitatus und gehörte nicht zu Slavonien. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird auch durch den Umstand bestätigt, dass Herzog Béla gleichzeitig die Comitatus Baranya, Valkó, Somogy und Zala zu seinem slavonischen Herzogtum zählt (*ad ducatum suum Slavoniæ pertinentia*);

wo doch vernünftiger Weise Niemand behaupten kann, dass die genannten Comitata Teile Slavoniens gewesen wären, obgleich das herzogliche Regiment sich auch auf diese erstreckte, denn diese waren nichts anderes als Béla's des slavonischen Herzogs Privatbesitzungen, sowie dessen Vater Pressburg und Neutra durch Donation besass.

Alles was bisher über das herzogliche Drittel gesagt wurde, wird durch König Andreas III. im Jahre 1299 bei Gelegenheit dessen bestätigt, als er seinen Onkel Herzog Albert Morosini für den Fall an Sohnes statt mit dem Erbrecht auf den Tron annimmt, wenn dem König kein Sohn geboren werden sollte, sonst aber immer mit dem Range nach dem königlichen Prinzen. Andreas III. behandelte ihn bereits als Tronfolger und gab ihm das Herzogtum Slavonien, welches die «erste Würde des Königssohnes ist» und die erbliche Würde der Posegaer Obergespanschaft, bemerkend, dass diese zum Besitzrecht des Königs oder der Königin gehöre. Dieses Comitat war daher nicht Slavonien und hing mit diesem nur durch die Person des Herzogs zusammen.

Die herzoglichen Besitztümer, deren es in verschiedenen Teilen Ungarns gab und die ihnen als Appanage dienen sollten, hatten die Natur des Eigentums und konnten, wie es scheint, vom König nicht unbedingt conferirt werden.

Jenseits der Drave besaßen die Herzoge das Land auf Lebensdauer, oder richtiger gesagt auf Regierungsdauer als Eigentum, und hieraus wird erklärlich, dass, als Béla IV. im Jahre 1265 das in Zagorien liegende Ujudvar dem Ban Roland verlich, er bei dieser Gelegenheit auf die Einwilligung seines Sohnes Herzog Béla Bezug nimmt.

Die herzogliche Administration hatte auch andere sonderbare Consequenzen, wie z. B. dass der Herzog irgend welche königliche Privilegien bestätigt, ja sogar erweitert, wenn diese auf Territorien sich beziehen, welche in seinen Wirkungskreis fielen. So tat Herzog Béla im Jahre 1269 in Bezug des von seinem Vater Béla IV. den Iharos-Berényern verliehenen Freibriefes; weil das Somogyer Co-

mitat, in welchem Iharos-Berény liegt, zum Verwaltungsgebiet des Herzogs gehörte.

Die hier geschilderten Verhältnisse sind allerdings selbst von einheimischen Schriftstellern nicht begriffen und nicht beleuchtet worden, es nimmt uns daher keineswegs Wunder, wenn ein deutscher Geschichtschreiber dem Verständniss derselben ferne geblieben ist. Ottokar Lorenz (Deutsche Geschichte im XIII. und XIV. Jahrhundert, I., 187) sagt hierüber: «Da die Magnaten immer grösseren Einfluss auf die Erbfolge erlangten, hatte schon Andreas II. und nun Béla diesen Weg betreten, der im Grunde nur eine freilich ziemlich unpassende Nachahmung des deutschen Gebrauchs der Wahl der *Könige* beim Leben der *Kaiser* gewesen ist. . . Die Sache hängt mit den Wahlagitationen zusammen und verdient eine genauere Untersuchung.»

Das XIII. Jahrhundert wollte, wie es scheint, die mit der herzoglichen Würde verbundenen Vorteile nicht mehr ausschliesslich von der väterlichen Gnade erwarten. Stefan V. erwähnt bereits herzogliche Rechte, und damit er das Recht, welches seiner Ansicht nach seine Vorgänger, die königlichen Erstgeborenen, feststellten, zur Geltung bringe, erhob er die Waffen gegen seinen eigenen Vater.

Die Gesetze und die von 1262 bis 1267 zwischen Bela IV. und seinem Sohne Stefan geschlossenen Friedensverträge beweisen, dass die von ihnen regierten Landesteile tatsächlich von einander unabhängig waren. Seit Andreas II. hat also der Separatismus mächtige Fortschritte gemacht.

Stefan V. bekam als Erstgeborener nicht die Administration des Landes zwischen der Drave und Save, sondern Siebenbürgen und das Gebiet jenseits der Donau, doch konnten die seinerseits erwähnten herzoglichen Rechte auch von seinen Vorgängern in Anspruch genommen werden, welche nicht die Gegend an der Theiss, sondern jene an der Save regierten, und da hier mehr Continuität bestand, so führte das persönliche Recht der Herzoge in seinen Consequenzen zur Lockerung des Verbandes mit diesem Landesteile.

VI.

Ungeachtet der später entstandenen Verwirrung blieben noch mächtige Denkmäler dessen übrig, dass zwischen dem ungarischen und dem alten croatisch-dalmatinischen Boden ein bedeutender Unterschied sei. Die Meister der Tempelherren und Johanniter besaßen ihr Amt stets per Hungariam et Slavoniam; und das ist die richtigste Auffassung der Situation. Diese Ritterorden, obgleich ihr Hauptsitz Dalmatien und das Littorale oder das croatische Grenzgebiet war, bezeichneten diese letzteren Gebiete als Slavonien. Selbst im XIV. Jahrhundert ging die Kenntniss dessen noch nicht verloren, dass die Comitate Agram, Varasd, Kőrös (Kreutz), mitverstanden das aus diesem exscindirte Belovár und die Militärgrenze, ursprünglich ein unmittelbar ungarisches Territorium waren. Der Meister der Johanniter, Filipp von Granana, schreibt sich im Jahre 1324 Prior von Ungarn und gebraucht nicht die gewöhnliche Formel: per Hungariam et Slavoniam prior, — in demselben Geiste schreibt derselbe dann fortsetzungsweise, er sei in gewisse Gegenden Ungarns, insbesondere in die Agramer Diöcese gekommen, um seine pflichtmässigen Functionen auszuüben.

Bis zum Ende des XV. Jahrhunderts ward in der *königlichen Titulatur* eine solche Reihenfolge beobachtet, dass nach Ungarn der Name Dalmatiens, dann jener Croatiens folge, — *Slavonien* kommt niemals vor, obgleich die königlichen Urkunden Slavonien in einem oder dem anderen Sinne und die slavonischen Bane unzähligemal erwähnen. Nur König Mathias setzt den Namen Böhmens zwischen jenen Ungarns und Dalmatiens, als er auch König von Böhmen wurde.

Kann das wohl ein Zufall sein, was sich Jahrhunderte hindurch als consequenter Gebrauch darstellt?

Slavonien, mögen wir darunter was immer verstehen, wird bald ducatus, bald banatus genannt, findet aber im königlichen Titel keinen Platz. Dass Béla IV. im Jahre 1246 und Ladislaus IV. im Jahre 1274 nebst vielen anderen Titeln auch jenen des Rex Slavoniæ führen, ist ein ausnahmsweiser Fall, dessen Ursache

noch Niemand zu erklären wusste. Zwar teilt Endlicher den Freibrief Béla's IV. an die Iharos-Berényer vom Jahre 1264 derart mit, als würde unter den königlichen Titeln auch der Rex Slavoniæ vorkommen, allein der Text enthält hier offenbar einen Fehler, statt Rex Serviæ.

Doch die Ausnahme bestätigt ja noch mehr die mehrhundertjährige Gepflogenheit. Ladislaus IV. spricht einigemal (1277) von einem Regnum Slavoniæ, doch dies bedeutet hier eben so wenig Königtum, als wenn von Regnum Transilvaniæ die Rede ist. Selbst Ladislaus IV. nennt sich in seinen Urkunden nicht König von Slavonien. Auch König Sigmund gebraucht zuweilen das Wort regnum Slavoniæ.

Uebrigens muss ich bemerken, dass der Text der citirten zwei königlichen Urkunden nicht über allen Verdacht erhaben ist. In der Urkunde Béla's IV. vom Jahre 1246 nämlich folgen die königlichen Titel solcher Weise: Hungariæ, Dalmatiæ, Croatiæ, Slavoniæ, Serviæ, Galliciæ, Lodomeriæ et Cumania Rex. Es ist hier auffallend, dass Béla IV. sich hier König von Rama zu nennen vergisst. Der Name Slavoniens steht gerade an jener Stelle, wo sonst der Name Ramas zu stehen pflegt, welcher in dem Titel während dieses Zeitalters immer gebraucht wird. Uebrigens kennen wir auch das Original dieser Urkunde nicht, sondern nur ein Transcript derselben aus dem Jahre 1409. In der Urkunde Ladislaus' IV. vom Jahre 1274 kommen zwar Rama und Serbien unter den Titeln vor; doch abgesehen davon, dass wir die Originalurkunde, ja selbst deren Fundort nicht kennen, sondern nur eine Abschrift Hevenesy's, so ist es auffallend, dass der Name Slavoniens zwischen dem Dalmatiens und Croatiens vorkommt, während doch nach diplomatischem Gebrauch Jahrhunderte hindurch dem Namen Ungarns immer jener Dalmatiens und Croatiens folgte, und als im XV. Jahrhundert auch der Titel Slavoniens in Aufnahme kam, dieser in der Reihenfolge nach jenem Croatiens zu stehen kam. Als die Könige Ungarns auch Könige von Böhmen waren (Albert, Ladislaus V., Mathias, Wladislaw II., Ludwig II. etc.), ging der Name Böhmens in der Titulatur jenem Dalmatiens voran. So war es, dass zur Zeit Ludwig's des

Grossen und Wladislaw I. der königliche Titel Polens zwischen jenen Ungarns und Dalmatiens zu stehen kam. Ludwig der Grosse nannte sich im Jahre 1351 auch König von Jerusalem und Sicilien, deren Reihenfolge nach dem Titel Ungarns und vor jenem Dalmatiens erscheint. Als Sigmund und Albert römische Könige wurden, kam dieser Titel noch vor jenem Ungarns zu stehen, die übrige Reihenfolge der Titel blieb unverändert. Bulgarien schloss den Reigen und folgte erst nach Cumanien (Moldau-Walachei).

Einer der vollständigsten Titel Königs Mathias ist jener, den er im Jahre 1465 gebraucht, — darin ist keine Spur des Königreichs Slavonien. Wir müssen bis Wladislaus II. hinaufsteigen, um den slavonischen Königstitel zu finden, und dieser erscheint allerdings im Reichstagsabschied vom Jahre 1492; doch war auch dies nur eine flüchtige Erscheinung, die alsbald aus dem diplomatischen Leben verschwand. Die Geschichte kennt keinen König von Slavonien, Wladislaw II. wollte also mit diesem Titel nur seiner Souveränität über Johann Corvin Ausdruck geben, dem er Syrmien und das heute sogenannte Slavonien und Croatien als Herzogtum übergab. Selbst Wladislaw II. gebraucht den slavonischen Königstitel nicht, als er im Jahre 1496 für Slavonien ein besonderes Wappen — laufende Marder im rothen Felde zwischen zwei horizontalen silbernen Flüssen — concedirte. Die hier erwähnten Titel erscheinen erst auf den Münzen König Mathias' II., die königlichen Siegel führen diese erst unter Ludwig II. Den slavonischen Königstitel finden wir nicht unter jenen Johann Zápolyai's und Isabella's, ja selbst unter denen Johann's II. nicht. Selbst Ferdinand I. enthielt sich Anfangs desselben und gebraucht diesen erst Mitte des Jahres 1527, nicht ohne ihn noch öfter fallen zu lassen.

Die Reichstagsdecrete übergehen in der Regel den slavonischen Königstitel, mit Ausnahme jener aus den Jahren 1546, 1548, 1560 und 1653. Endlich kommt der Titel Slavoniens — in der Bedeutung des ethnographisch ganz fälschlich benannten Tótország — immer mehr in Aufnahme, um die Titel der Herrscher aus österreichischer Dynastie noch mit einem zu vermehren.

Ladislaus Szalay hat in gewisser Beziehung Recht, wenn er

schreibt, dass, nachdem der zwischen der Drave und Save gelegene Teil des *heutigen* Croatiens im ersten Jahrhundert des ungarischen Reiches *unmittelbar* zu Ungarn gehörte, der Name Slavonien, welchen das benannte Gebiet Jahrhunderte hindurch (doch — wie ich beifügen muss — nicht ursprünglich) trug, nur einen nationalen, nicht aber einen staatlichen Sinn hatte. Doch hätte die Stammverwandtschaft, auf welche der gefeierte Geschichtschreiber anspielt, ohne die partielle Regierungsgewalt, welche durch die königlichen Prinzen ausgeübt wurde, es nimmermehr bewirken können, dass hier sich eine Provinz mit immer zunehmender Autonomie entwickle, ebensowenig als die Stammverwandtschaft in den Comitaten unterhalb der Karpathen ein Tótorszá (Slavonien) gründen konnte. Ohne die Continuität der Regierung königlicher Prinzen hätte der Name Slavonien nur zur Bezeichnung eines Gebietes von unbestimmten Grenzen gedient, sowie man einst Teile des Zalaer und Eisenburger Comitats Tótság, Syrmieus gewisse Theile Rascien nannte, nach der Abstammung der betreffenden Bewohner. Auch die Croaten wissen es, dass die in ihrem Bereiche liegende «Kleine Walachei» nicht eine Provinz bedeutet.

Es ist kaum zu glauben, dass es die Absicht König Koloman's und seiner Nachfolger gewesen sei, dass zwischen der Drave und Save während ihrer Herrschaft neue Königreiche entstehen sollen. Koloman liess sich im Jahre 1102 zu Biográd zum König von Croatien krönen, — dies hatte Sinn für das jenseits der Kulpa liegende alte Croatien, doch hätte die Krönung keinen Sinn gehabt für die Gegend zwischen der Drave und Save, welche sozusagen erst in unseren Tagen den Namen Croatien angenommen hat. Es ist ein bedeutungsvoller Umstand, dass die ungarische Diplomatie das alte Croatien Jahrhunderte hindurch immer Croatien nannte, während sie das Zwischenland der Drave und Save, nach der Analogie der *partes transilvanæ* als Teile jenseits der Drave bezeichnete. Städte, Flecken und Besitzungen dieser Gegenden wurden entweder mit oder ohne Bezeichnung des Comitats, in welchem dieselben liegen, namhaft gemacht, sonst aber nur mit dem Zu-

satz, dass dieses transdravanische Teile sind, — ein Provinzname wurde nicht gebraucht, da eben der transdravanische Teil Ungarns keine Provinz war.

Bevor die Verwirrungen des XVIII. Jahrhunderts um sich griffen, unterschied die Diplomatie sehr scharf die transdravanischen Teile von Croatien. So Béla IV. im Jahre 1256. Er schenkt dem Alexander Agari das Neutraer Dorf Ság und hebt dessen treue Dienste hervor, welche er nach Abzug der Tartaren in den Teilen jenseits der Drave *und* in Croatien leistete.

Der slavonische Ban Mikes sagt in seiner aus Körös (Kreutz) vom Jahre 1326 datirten Urkunde, dass er mit bewaffneter Macht in Croatien einbrechen wollte, um die dortigen Rebellen zur Treue für den König zurückzuführen, dort aber eine Niederlage erlitten habe. Wenn der Ban sich in Körös auf croatischem Boden gefühlt hätte, so wäre seine obige Darstellung sinnlos und unverständlich.

Die ungarische Nation führte die ihr eigentümliche Institution der Comitatsverfassung in allen jenen Provinzen ein, die sie ihrem Lande einverleibte. Wir haben es an anderer Stelle bewiesen, dass es jenseits der Unna, im nördlichen Teile des heutigen Bosniens, gleichfalls solche Comitatsgab, nämlich die Comitats Zana und Orbász. Im alten Croatien, welches westlich der Unna liegt, fasste das Comitatswesen niemals Wurzel und gelangte nie zur Entwicklung; die dort befindlichen und in unseren Urkunden erwähnten Comitats sind eigentlich Zsupanats, deren staatsrechtliches Wesen ein ganz verschiedenes ist von jenem der ungarischen Comitats; ebenso gewiss ist es, dass Zsupanats ausserhalb des alteroatischen Territoriums nicht vorkommen.

Alles dies in Betracht gezogen, kann man ohne Voreingenommenheit behaupten, dass das unmittelbare Besitztum Ungarns so weit reichte, als die Einrichtung der Comitatsverfassung reichte, und dass in dieser Beziehung neuere Zustände auch die Frage der alten Landesgrenzen erklären können.

Hieraus folgt, dass, als König Koloman Dalmatien eroberte, er bei diesem Anlass das Gebiet zwischen der Unna und Verbasz unmittelbar in Ungarn einverleibte, im alten Slavonien (d. h. in

Dalmatien und Croatien) die Zsupanate belassend, welche mit einiger Veränderung, ohne sich jedoch zu Comitatsmunicipien zu entwickeln, bis zum heutigen Tage sich erhielten.

Allerdings wird das Land zwischen der Unna und Verbasz, in welchem wir zwei ganze Comitats und ein anderes kennen, welches sich an beiden Ufern der Save erstreckt (Dubicza), in unseren Geschichtsquellen auch *Unter-Slavonien* genannt, doch stammt dieser Name des Landes aus jener Zeit, wo die linkuferigen Teile der Unna und Save (Agram, Körös, Varasd) bereits Slavonien genannt wurden; nur mit Bezug auf diesen Umstand konnte man die diesseitigen Teile (Zana, Orbasz und die Hälfte von Dubicza) Unter-Slavonien nennen.

Später erhielt auch der Name Unter-Slavonien eine andere Verwendung. Der 118. Gesetzartikel des Jahres 1715 ordnet nämlich die Wiedereinverleibung Unter-Slavoniens an. Unter diesem Namen kann natürlich nicht das einstige Comitatsterritorium von Zana, Orbasz und Dubicza verstanden werden, weil derzeit das heutige Bosnien schon in türkischen Händen sich befand. Gyurikovics meint, das citirte Gesetz habe unter Unter-Slavonien den südlichen Teil des Köröser Comitats und den transsavanischen Teil des Agramer Comitats verstanden, welcher unter der Gratzter Kammer und dem Karlstädter Generalat stand. Doch musste der Name Unter-Slavonien eine weitgreifendere Bedeutung haben, denn es wird im citirten Gesetz die Wiedereinverleibung Unter-Slavoniens «sammt allen darin liegenden Comitaten» anbefohlen, und der 50. Gesetzartikel vom Jahre 1741 wiederholt das Verlangen der Wiedereinverleibung mit dem Beisatze, dass Unter-Slavonien der Jurisdiction des Bans unterstellt und dahin Obergespäne ernannt werden sollen. Hier kann also von einzelnen Comitatsbestandteilen nicht die Rede sein.

Der 18. Gesetzartikel vom Jahre 1741 spricht von Unter-Slavonien und ausserdem noch von Syrmien, woraus erhellt, dass das damalige Unter-Slavonien mit dem heutigen Slavonien nichts gemein hatte. Doch verrieten die Stände bereits, dass sie nicht wissen, was sie wollen.

Damals schwankte übrigens noch sehr der Begriff über Unter-Slavonien, von welchem jedenfalls gewiss ist, dass derselbe nicht in seiner ursprünglichen Heimat Bosnien verblieb, wo wir diesen Namen bereits im XIII. Jahrhundert finden.

Der 59. Gesetzartikel vom Jahre 1790/91 nennt die Comitате Agram, Körös und Varasd *Ober-Slavonien*.

Wenn wir oben sagen konnten, das *alte Croatien* sei oft, mit Inbegriff Dalmatiens, Slavonien genannt worden, so ist es ein Beweis der Zähigkeit dieses Namens, dass er seine Bedeutung auch noch in viel späteren Zeiten beibehielt, ja sogar neuere Gebiete eroberte. Unsere Gesetze des XVI. und XVII. Jahrhunderts sprechen sehr häufig von Slavonien (verstehe Agram und die gleich situirten Comitате), während unter diesem Namen Alt-Croatien verstanden wird, und dies geschieht in einer Zeit, in welcher im Titel des Bans die Namen Dalmatien, Croatien und Slavonien vorkommen, die Bane selbst aber im diplomatischen Verkehr nur einfach slavonische Bane genannt werden.

Der Reichstag vom Jahre 1537 (50. Gesetzartikel) verfügt über die Ernennung eines Bans von Slavonien, versteht aber einen Ban von Dalmatien, Croatien und Slavonien. Bei einer anderen Gelegenheit trifft derselbe Anordnungen über das Dreissigstwesen in Slavonien, — ohne dass Croatien besonders erwähnt würde, denn letzteres ist ja im Namen Slavonien inbegriffen. Der Gesetzartikel 26 vom Jahre 1563 betrifft das slavonische Gerichtsverfahren; der 10. vom Jahre 1599 und der 9. vom Jahre 1613 das slavonische Steuerwesen; der 45. vom Jahre 1595, der 33. vom Jahre 1598 und andere handeln von der Verteidigung Slavoniens, in allen diesen Gesetzen ist auch über das heutige Croatien kraft der Benennung Slavonien verfügt worden. Ueberhaupt wird das alte Croatien unter diesem Namen über die Mitte des XVI. Jahrhunderts hinaus in unseren Gesetzen kaum mehr erwähnt.

Es sind auch Beispiele dafür, dass eben dieses Alt-Croatien auch Croatien genannt wird. Der 32. Gesetzartikel vom Jahre 1596 erwähnt, dass Georg Zrinyi's Burgen: Grobnik, Bakar (Buccari) und Hrelin in Dalmatien liegen, gleichsam, als wäre

das alte Uebergewicht Dalmatiens über Croatien neuerdings erstanden.

Nach der Tartareninvasion begann man den Namen Slavonien im eingeschränkteren Sinne zu gebrauchen. Damals wendet man auf den westlichen Teil des Zwischenlandes der Drave und Save den Namen Slavonien an, ein Gebiet, welches im XIX. Jahrhundert ganz irrig, geschichts- und rechtswidrig den Namen Croatiens trägt. Die Zahl der Urkunden, welche dies beweisen, ist beinahe unerschöpflich. Aus den vielen entnehmen wir für unseren Zweck nur so viel, dass von den Comitaten Varasd im Jahre 1251 und 1258, Agram im Jahre 1249 und 1537, Kőrös im Jahre 1244, Zagoria im Jahre 1258, der District Marocza im Jahre 1279, Berzence im Jahre 1517, von den Burgen und Festungen Nagy-Kemlek im Jahre 1283, Apparócz im Jahre 1523—1527, Szomobor im Jahre 1550, Petrinia im Jahre 1596, 1597, 1601, Kaproncza im Jahre 1575, Belovár im Jahre 1650 als in Slavonien liegend bezeichnet werden, und in dieser Weise hält sich der diplomatische Gebrauch von der Mitte des XIII. bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts.

Als die Landesgrenze gegen Steiermark eine Berichtigung erheischte, sprechen unsere Gesetze des XVIII. Jahrhunderts von Slavonien als an Steiermark grenzend. Dies kann doch nicht das Slavonien an der Drave- und Savemündung sein! Der 4. Gesetzartikel vom Jahre 1812 fand bereits veränderte Verhältnisse vor und konnte demnach schon von Croatien sprechen, als von einem Lande, welches an Steiermark grenzt.

Dem gesammten Landesteil zwischen der Drave und Save gebührt nach dem Zeugniß der Geschichte nicht die Bezeichnung Regnum (ország, Land), weil man voraussetzen muss, dass ein umfangreicheres Gebiet erst dann Regnum (Königreich) genannt werden kann, wenn es von eigenen Königen regiert wurde, was aber im Gebiete zwischen den zwei Flüssen niemals der Fall war. Der Titel rex Croatiae hatte wenigstens im alten Croatien jenseits der Kupa seine Berechtigung, der Titel rex Slavoniae aber hatte eine solche nirgends und niemals, weil dieser nur zu Ende des

XV. Jahrhunderts in Folge der oben geschilderten Verhältnisse aufkam und einem Wasserschuss am Obstbaume gleicht. Wenn das Zwischenland der Drave und Save nicht ein wirklicher, directer Teil Ungarns, sondern nur eine eroberte Provinz gewesen wäre, wie das alte Croatien, die Könige Ungarns hätten nicht gesäumt, den betreffenden Titel unter die Zahl ihrer übrigen aufzunehmen; aber es geschah anders: das Zwischenland der beiden Flüsse hiess nur *partes trans Dravanæ*, oder *partes slavonicæ*.

Noch im Laufe des XVIII. Jahrhunderts hiess das Agramer Comitatz mit den gleichsituirten anderen bis zur Kulpa Slavonien. Dies ist eine derart jeden Zweifel ausschliessende Tatsache, dass man es für ein Vergehen gegen den guten Geschmack ansehen müsste, diese Wahrheit fortwährend beweisen zu wollen, gäbe es nicht begriffsstützige Politiker und sogenannte Staatsmänner, die niemals lernen. Auf Tausende belaufen sich die Urkunden, aus welchen man sich hierüber die Ueberzeugung verschaffen kann; die literarischen Werke, welche sich mit dieser Frage befassten, bilden bereits eine ansehnliche Bibliothek; Gesetze und Reichstagsverhandlungen erteilen dieser Lehre die höchste Autorität. Wo all dies nicht hinreicht, dort hat sich jedenfalls die Revolution gegen die Vernunft und gegen alles Recht eingenistet.

Es war nicht meine Absicht und habe ich auch vermieden Alles zu wiederholen, was Josef Podhraczky, Georg Gyurikovic und Emerich Palugyai in selbständigen Werken über die geographischen und staatsrechtlichen Verhältnisse der Landesteile an der Save veröffentlichten, — ich wollte vielmehr die hochwichtige und eine bedeutende practische Tragweite besitzende Frage von einer neuen Seite und mit neuen Daten illustriren, eine Aufgabe, welche leider heute weniger überflüssig ist, als sie es jemals gewesen ist.

Wer nur die Wahrheit und nichts als diese sucht, wird sich auch mit weniger Beweisführungen begnügen; — wer aber andere Tendenzen hat, dem führen wir vergeblich die triftigsten Argumente vor; wir bekehren ihn nicht und mögen die Daten zahlreich sein wie der Sand in der Wüste.

Die schwachmütigen Politiker dürfen aber den wahren Historiker nicht irre machen. Der überzeugungstreue Historiker transigirt nicht und compromittirt nicht. Sein Wahlspruch ist: *E pur si muove!*

VII.

Es sei uns noch eine Reflexion gestattet über die *Geburt der heutigen Zustände*.

Die Jahrhunderte haben viel schlechten Samen ausgestreut, — die Saat ging auf an der Grenze des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, doch wusste man auch damals noch nicht, welcher Art der neue Weizen sein werde.

Die Geschichte benötigte noch mehr als eines halben Jahrhunderts, um aus den Ruinen der Schwankungen und Confusionen etwas gestalten zu können.

König Leopold I. zählt in seinem Schreiben, welches aus seinem Schlosse Ebersdorf vom 28. September 1697 datirt ist, die Comitate Posega, Veröcze und Valkó zu Slavonien.

Diese irrige Auffassung erhält schon in den nächsten Jahren ihre Berichtigung, namentlich im Jahre 1699, als bei Gelegenheit des Palatinal Concurses und Aufnahme der Porten die Comitate Syrmien, Posega, Valkó und Veröcze zum Kreis jenseits der Drave, und die Comitate Agram, Varasd, Körös, Lika und Corbavien zu dem vom genannten Kreis verschiedenen Slavonien, Croatien und Dalmatien gerechnet werden.

Das an den Palatin gerichtete königliche Rescript vom 20. December 1712 unterscheidet den District jenseits der Drau (die obigen vier Comitate) von Croatien.

Der 92. Gesetzartikel vom Jahre 1715 verordnet die Wiedereinverleibung der Comitate Posega, Veröcze, Valkó, Syrmien, Csongrád, Csanád, Arad, Békés, Zaránd, Torontál und Szörény in Ungarn, es ist also unzweifelhaft, dass alle 11 Comitate gleichmässig ungarische Comitate waren. Der 118. Artikel desselben Reichstages verlangt auch die Rückeinverleibung von Unter-Slavonien und muss also unter diesem Namen etwas Anderes als

die in erster Reihe genannten vier Comitате zu verstehen gewesen sein.

Die Unterbreitungen des Reichstages vom 18. October 1722 und wiederholt vom 12. März 1723 zählen die Comitате Syrmien, Posega, Valkó und Veröcze als solche auf, welche unzweifelhaft in Ungarn liegen. Diesem zufolge kamen der Gesetzartikel 20 vom Jahre 1723 und der Gesetzartikel 7 vom Jahre 1729 zu Stande, welche die Durchführung des bereits citirten Gesetzes vom Jahre 1715 uirten.

Der Gesetzartikel 18 vom Jahre 1741 verfügt, dass der Syrmier District und Unter-Slavonien wieder mit Ungarn vereinigt werden sollen, sobald der Friede hergestellt sein wird. Und in demselben Jahre verordnet der 50. Gesetzartikel (mit Berufung auf den 18.), dass Unter-Slavonien der allgemeinen Verwaltung des Landes und des Bans unterordnet werden, und dass dahin Obergespäne ernannt werden sollen. Hieraus ist ersichtlich, dass Syrmien auch jetzt noch nicht zu Unter-Slavonien gehörte, — über die Bedeutung des letzteren habe ich mich bereits oben ausgesprochen.

Die im Jahre 1741 zur Durchführung der hierauf bezüglichen Gesetze exmittirte königliche Commission waltete ihres Amtes nicht in dem Sinne, wie dies die Gesetze von den Jahren 1715, 1723 und 1729 vorschreiben, sondern nach Instructionen, die jenen entgegengesetzt waren. Die Commission, deren Präsident Graf Alexander Patachich, Obergespan des Somogyer Comitats und Rat der königlich ungarischen Hofkanzlei, gewesen, begann ihre Function im Jahre 1745, und nachdem das Valkóer Comitат aufgelöst wurde, andere Landesteile aber zur Formirung des Militär-Grenzgebietes abgetreten wurden, constituirte er die Comitате Syrmien, Posega und Veröcze, welche künftig Unter-Slavonien zu nennen wären. Die im Jahre 1751 in Angelegenheit der Militärgrenze exmittirte Commission, welche aus dem Grafen Anton Grassalkovich, General Engelshofen, dem Geschichtschreiber Balthasar Kerchelich und Anderen bestand, bewilligte den neu creirten Comitaten nicht das Recht der Ablegatensendung an den

Reichstag, allein der Gesetzartikel 23 gab diesen Comitaten wieder, und zwar jedem einzelnen, Sitz und Stimme im Reichstage.

In dieser Epoche wurzelt jene Zweideutigkeit, welche später so unerwartete Folgen brachte. Denn als während der Reichstags-Verhandlungen die Frage auftauchte, ob die neu creirten drei Comitata zu Ungarn oder zu Slavonien (d. h. das heutige Croatien) geschlagen werden sollen, wurde theils aus Berechnung, theils in der Absicht, beide Teile zufrieden zu stellen, bestimmt, dass alle drei Comitata zwar der Jurisdiction des Bans unterstehen, im Uebrigen aber beim Reichstage einzeln (und nicht wie die slavonischen Comitata collectiv) vertreten sein sollen. In solcher Weise wurden die genannten Comitata der Verwaltung *beider* Länder unterstellt und erhielten Verordnungen von beiden. Sie schicken einzeln ihre Vertreter zum ungarischen Reichstage, zahlen Steuer wie die ungarischen Comitata und stehen als solche mit der ungarischen Statthalterei und mit dem Provincial-Commissariat in Verbindung; die Banal-Jurisdiction aber erstreckt sich auf sie insoferne, als dieselben auf den croatischen Provincial Landtag berufen, von den königlichen Erlässen durch den Ban verständigt werden und ausserdem ihre Processführung vor den croatischen Gerichten geschieht.

Wie wir sehen, refusirte der Reichstag damals noch den Versuch, die genannten drei Comitata als Slavonien zu bezeichnen, und beschränkte den Zusammenhang mit dem (heutigen) Croatien nur auf einige Fälle. Doch nach dem ersten Schritte pflegt der zweite zu folgen. Der Reichstag vom Jahre 1790/91 (Ges.-Art 59) nannte die Comitata Agram, Kőrös und Varasd Ober-Slavonien, und bahnte hiedurch den Weg dazu, dass den Comitaten Syrmien, Veröcze und Posega der Name Unter-Slavonien zu Teil werde.

Vorboten dessen zeigten sich bei den Reichstagsverhandlungen vom Jahre 1790. Der Judex Curiae empfahl in der Sitzung vom 4. December, dass die fünf neuen königlichen Freistädte: Temesvár, Maria-Theresiopel (Szabadka), Karlstadt, Posega und Fünfskirchen inartikulirt werden mögen. Zur Begründung seines Antrages führte derselbe an, dass in ganz Slavonien nur eine ein-

zige königliche Freistadt, nämlich Posega sich befinde, und es könne schon deshalb nicht zweifelhaft sein, dass Posega diese Eigenschaft erhalten müsse.

Als über die Wiedereinverleibung des Varasđiner Generalats verhandelt wurde, betonte man diese Notwendigkeit mit der Hinweisung, dass dieses Generalat nicht nur die ober-slavonischen von den unter-slavonischen durch die Mitte von einander trenne, sondern auch das Köröser (Kreutzer) Comitats derart durchschneide, dass man in diesem Comitats von einem Bezirke in den andern nicht gelangen kann, ohne unter Militärjurisdiction stehendes Terrain zu betreten. Hier haben wir also das Zwischenland der Drave und Save zum erstenmale als Ober- und Unter-Slavonien. Das ist aber noch nicht das letzte Stadium der Entwicklung.

Jetzt kam unter der Firma *Regnum Dalmatiæ, Croatiae et Slavoniae* eine stille Transfiguration zu Stande. Unter dieser konnte nämlich Jedermann verstehen, was ihm beliebte. Dem Einen hatte Croatien und Slavonien diejenige Bedeutung, welche man damit im XIV. und XV. Jahrhundert verband, einem Andern lag Slavonien an der Mündung der Drau. Unter Croatien begann man jetzt Agram und die Mit-Comitats zu verstehen.

Indessen muss man doch annehmen, dass, wenn die Nation und ihre Gesetzgebung es in ihrem Interesse gefunden hätte, ein bis jetzt nicht beständenes Land zu schaffen, und zu diesem Behufe aus dem Territorium des Mutterlandes einen bedeutenden Teil auszuschneiden, dies nicht etwa so ganz nebenbei, durch Einschmuggelung einiger schlecht redigirter Gesetzartikel geschehen wäre, sondern das in dieser Beziehung zu schaffende Gesetz hätte an der Stirne frei und offen diese Absicht erklärt. Es war zu einer solchen Landescreirung weder die Notwendigkeit noch die Absicht vorhanden, und wurde auch von keiner einzigen Seite unbekannt.

Die Verletzung der Landesintegrität wurde durch die Unerfahrenheit der Staatsmänner in der Geschichte und in den Gesetzen verschuldet.

Auf dem Reichstage vom Jahre 1832/36 gingen zuerst lang-

wierige Verhandlungen an beiden Tafeln (in beiden Kammern) dem Beschlusse voraus, dass statt des zu streichenden Namens Unter-Slavonien, welches im königlichen Rêscripte vom 28. August 1834 in Urbarial-Angelegenheiten vorkommt, die Namen Syrmien, Posegaer und Veröczer Comitât gebraucht werden sollen. Es wurden diese Namen tatsächlich im Urbarialgesetze aufgenommen.

Es mag als Beweis des wiederkehrenden politischen Gewissens angesehen werden, dass der 5. Gesetzartikel vom Jahre 1848, welcher die Zahl der Reichstagsvertreter feststellt, bei dieser Gelegenheit die Comitâte Veröcze, Syrmien und Posega in der Reihe der ungarischen Comitâte aufführt.

Doch was sagt dazu das Leben? Syrmien, Veröcze und Posega, mit inbegriffen das in die letzteren aufgegangene Comitât Valkó, werden heute Slavonien genannt. Umsonst haben Stefan Broderics, Faustus Verancsics, Nicolaus Istvánffy, Stefan Verböczy, Nicolaus Oláh, Bonfin und zahlreiche Schriftsteller des Mittelalters, ferner G. Hevenesi, S. Timon, Palma, Szegedy, Pray, Gévy, Kerchelich, Kovachich, Gyurikovics, Podhraczký, Emerich Falugyay, Emil Récsi, Theodor Bottka, Gustav Wenzel, Ladislaus Szalay, Julius Pauler und zahlreiche sonstige bedeutende Staatsmänner, Prälaten, Gelehrte und aufgeklärte Männer jedes Standes geschrieben. Umsonst liegt vor uns ein fast unerschöpflicher Wust von diplomatischen Daten, welche beweisen, dass diese Comitâte in der Tat Ungarns Bestandteile bildeten, — wir haben dieselben doch verloren, und ihr Name ist gemeinsam Slavonien.

Wenn jemals, so ist es jetzt an der Zeit die Warnung auszurufen: Videant consules!

Mit mehr Recht führen Agram und dessen Mit-Comitâte den Namen Slavonien. Doch wann tauschte dieser Landesteil seinen Namen für jenen Croatiens ein?

Schon der ehrliche Kerchelich klagt darüber, dass man sein Vaterland (zu verstehen Agram und die Mit-Comitâte) Croatien nennt, während doch der Name dieser Provinz Slavonien sei. Zwei Gesetzartikel, welche den Fehler und die Unwissenheit des Compilators verraten — sagt Kerchelich — waren genügend, die in

so vielen königlichen Urkunden ausgesprochene Wahrheit zu verdunkeln.

VIII.

Wir eilen jenem Punkte der Geschichte zu, bei welchem die geographischen Begriffe unter fremder Maske auftreten, eine falsche Firma gebrauchen und im öffentlichen Leben Anerkennung finden. Ich zweifle nicht, dass gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts das bessere Wissen noch oft gegen die falsche Erklärung der in Umlauf gekommenen geographischen Namen angekämpft haben müsse, allein die Sorglosigkeit und der Leichtsinn war in den politischen Kreisen zu gross, als dass die sich vorbereitenden Veränderungen Aufmerksamkeit erregt hätten.

Als die Comitate Temes, Torontál und Krassó dem in Ofen im Jahre 1790 versammelten Reichstage am 6. Juni im Interesse des denselben zu bewilligenden Sitz- und Stimmrechtes eine Petition einreichten, schlichen sich in den Text, welcher auf die schöne Ansprache: «Erhabenes Vaterland, wohlhällliche Stände» (felséges hazá, tekintetes rendek) folgt, bereits einige Irrtümer ein. Die genannten drei Comitate sagen nämlich, dass, obgleich dieselben dem Lande bereits gesetzlich incorporirt wurden, sie doch keine Einladung zur Beschickung des gegenwärtigen Reichstages erhielten, wo doch sie wahre Mitglieder des Landes seien, während «Slavonien» nur ein Nebenland desselben sei.

Hier wird der Name Slavonien auf Posega, Syrmien und Veröcze angewendet.

In der Regnicolarsitzung vom 3. December 1790 wurde das Verlangen discutirt, dass die «croatischen Comitate» der ungarischen Statthaltereie unterstellt, und zu den bei diesem Dicasterium befindlichen höheren und minderen Aemtern auch Croaten ernannt werden mögen; dass Angelegenheiten, welche insbesondere Croatien insgesamt betreffen, auch künftig in der Generalcongregation des letzteren, welche durch den Ban so oft es nötig einzuberufen wäre, erledigt werden sollen. Die Stände bewilligten das Meritorische der Sache, eine Frage entstand nur darüber, ob wohl der Ban dazu

gesetzlich befugt sei, ohne Wissen Seiner Majestät eine General-Congregation Croatiens einzuberufen? Hierauf wurde von Seite Croatiens erwiedert, dass die früheren Bane, bis zur Zeit des Grafen Franz Nádasdy, immer von dem Usus Gebrauch machten, so oft sie es nötig fanden, aus eigener Machtbefugniss die Generalversammlung einzuberufen, welchen alten Usus die croatischen Stände mit ihrer gegenwärtigen Petition wieder aufzurichten wünschen. Weil indessen das erwähnte Befugniss des Bans aus keinem Gesetz hergeleitet werden konnte, überdies auch der gedachte Usus schon seit vielen Jahren nicht zur Ausübung kam, so wollte der Reichstag Croatiens Verlangen derart mit den Rechten des Königs in Einklang bringen, dass die Worte, welche von der Art und Weise der Landtagspublication handelten, einfach ausgelassen wurden.

So entstand der 59. Ges.-Art. des Jahres 1790/91, in welchem Croatien von Ober-Slavonien unterschieden wird, und aus welchem wir ersehen, dass letzteres aus den Comitaten Agram, Körös und Varasd besteht. *Hier stehen wir an der Geburtsstätte des heutigen Croatiens*; denn es regt unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade an, dass ungeachtet des oben citirten Gesetzes bei den Reichstagsverhandlungen die erwähnten drei Comitete nicht Ober-Slavonien, sondern Croatien genannt werden. Noch in der Sitzung vom 3. December wurde die Petition eingebracht, dass in Fällen der Sedisvacanz in der Banalwürde nach altem Usus der älteste Obergespan der drei «croatischen Comitete» sogleich eine Generalversammlung einberufen möge, welche dem König vier geeignete Personen für die Bansstelle in Vorschlag zu bringen hätte. Folgenden Tags bittet der Deputirte «Croatiens», dass die Privilegien der Handelsstadt Buccari inartikulirt werden mögen.

Der officielle Titel des Bans war Jahrhunderte hindurch: Ban von Dalmatien, Croatien und Slavonien, — doch wurden seit Ende des XVIII. Jahrhunderts alle unter der Jurisdiction des Bans stehenden Landesteile einfach Croatien genannt. In ähnlicher Weise nennt sich die Gesammtheit des Gebietes jenseits der Drave: «Stände Croatiens» (Status et Ordines Croatiæ). Als man über die

richtigen Landesgrenzen gegen Steiermark in Zweifel geriet, wurden von mehreren Reichstagen Commissionen zu deren Berichtigung entsendet; die betreffenden Gesetze sprechen immer von den Grenzen zwischen Slavonien und Steiermark. Doch die 1790er Gesetze geben der Steiermark einen neuen Nachbar, denn an die Stelle Slavoniens tritt Croatien. Eben dieselbe Erfahrung machen wir bei den Verhandlungen über die Grenzstreitigkeiten, welche zwischen dem Zalaer und Somogyer Comitате, und andererseits den Comitaten jenseits der Drau vorkamen. Während einer Reihe vieler Decennien war eine der streitenden Parteien immer Slavonien, jetzt stellt sich plötzlich ein Croatien den Comitaten Zala und Somogy entgegen.

In der reichstäglіchen Liste über das freiwillige Anerbieten des Subsidiums erscheint der Syrmier District, welchem die Comitate Syrmien, Veröcze und Posega beigezählt werden; der District wird aber nicht Slavonien genannt. Doch sagt diese Liste vom Agramer District, dass zu diesem die croatischen Comitate und Städte gehören. Fiume wird hier separat als Stadt angeführt.

Es ist demnach Tatsache, dass das *heutige* Croatien ein nagelneues Land sei, welches seinen Namen in der 1790er Reichstags-epoche erhielt, von welcher Zeit angefangen der neue Name immer mehr zum ausschliesslichen Gebrauch gelangte.

Es ist Tatsache, dass diese Verwirrung gerade vom 1790er Reichstag ausging, welcher Ungarns Unabhängigkeit von Oesterreich in so energischer, obgleich eigentümlicher Weise betonte. (Siehe den 10. Ges.-Art.)

Die unglücklichen Kriege, welche Oesterreich im Jahre 1809 mit dem im Zenit seiner Macht stehenden Napoleon führte, hatten den Wiener Frieden zur Folge (unterschrieben am 14. October), worin der Kaiser unter anderem Croatien bis ans rechte Ufer der Save und bis Bosnien, ferners Istrien und Krain an Frankreich abtritt. Während der Verhandlungen, welche dem Kriege vorangingen, wurde der von der Save bis zur Adria sich erstreckende Landstrich nur einfach Croatien genannt. Es gelang zwar, diese französischen Eroberungen, mit Inbegriff von Fiume und des

Seegestades, im Anfang des Jahres 1814 wieder zurückzuerlangen, doch die zur ungarischen Krone gehörigen Teile wurden nicht in Ungarn reincorporirt, sondern mit Istrien vereinigt.

Dies berührte die Croaten sehr schmerzlich, und die Adresse, welche sie am 22. September 1814 aus ihrer in Karlstadt abgehaltenen General-Congregation an den König richteten, und worin sie erklären, dass sie nicht unter deutschen Gesetzen stehen, nicht vom Laibacher Gouvernement abhängen, sondern unter der Constitution Ungarns leben und sterben wollen, — liefert einen schönen Beweis ihrer constitutionellen Gesinnung. In dieser Adresse wird mit Bezug auf das Zwischenland der Drave und Save kein Provinzname gebraucht, die Croaten bitten nur so viel, dass die seit so langer Zeit vom Lande getrennten Teile mit dem Agramer Comitatz vereinigt werden mögen. Der provisorische, das heisst ungesetzliche Zustand dauerte indessen sehr lange, und erst der Reichstag vom Jahre 1827 konnte es als erfreuliches Denkmal in den 13. Gesetzartikel eintragen, dass die »jenseits der Save gelegenen Teile« in jenen Zustand rückversetzt wurden, in welchem diese sich vor dem Jahre 1809 befanden. Noch einmal, und zwar im Jahre 1830 befasst sich der Reichstag mit diesem Landesteile, indem derselbe im 12. Gesetzartikel die während der französischen Occupation und des darauffolgenden Provisoriums vorgekommenen Gutsverkäufe und Urteile bezüglich ihrer Giltigkeit ordnet.

Beide Reichstage nennen die fraglichen Territorien transsavanische Teile, und ungarisches Küstenland.

Werfen wir einen Rückblick auf die geographischen Epochen. Die bisher besprochenen geschichtlichen Ereignisse, königlichen Urkunden, Urteile, Adressen, Reichstagsbeschlüsse u. s. w. liefern den Beweis, dass in der Geschichte der Provinzen, welche von der Mündung der Save und Drave in die Donau bis zur Adria, und von hier bis zur Südspitze Dalmatiens reichen, drei Epochen zu unterscheiden sind.

Erste Epoche: Croatien und Dalmatien untersteht Herzogen, später Königen, — das Land wird in dieser Zeit synonym auch

Slavonien genannt. Die Grenzen desselben sind nördlich die Kulpa, südlich Ragusa. Während dieser Zeit befand sich der Teil diesseits der Kulpa und das Zwischenland der Drave und Save unter byzantinischer, später unter fränkischer Herrschaft; das Land führte damals keinen Eigennamen. Im X. Jahrhundert eroberten die Ungarn das Land zwischen den zwei Flüssen, welches daher ohne besonderen Provincial-Namen ein Bestandteil Ungarns wurde.

Zweite Epoche: Von der Mitte des XIII. Jahrhunderts bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Der westliche Teil des Gebietes zwischen der Drave und Save (Agram und die Mit-Comitate), welcher seit dem X. Jahrhundert ungarisches Territorium war, nimmt successive den Namen Slavonien an, welcher auch auf die trans-savischen (heute einen Teil Bosniens bildenden) Comitate übergeht. Das alte Land der croatischen Könige jenseits der Kulpa gelangt immer mehr in den ausschliesslichen Besitz der Namen Croatien und Dalmatien. Der östliche Teil des Landes zwischen den beiden Flüssen bis Semlin verbleibt noch ferner directes ungarisches Land.

Dritte Epoche: Diese beginnt in den letzten Decennien des XVIII. Jahrhunderts. Der westliche Teil des Zwischenlandes der Drave und Save (die Comitate Agram, Varasd, Kőrös etc.) *wechselt zum drittenmale seinen Namen*, und wird Croatien genannt; der von diesem Gebiet bisher gebrauchte Name Slavonien gleitet nach Osten, und wird den Comitaten Posega, Verőcze, Valkó und Syrmien gegeben. Das Territorium Alt-Croatiens verbleibt als Militärgrenze, die jenseits der Save gelegenen bisherigen unterslavonischen Comitate werden Türkisch-Croatien genannt.*

Diese Einteilung und Nomenclatur erhielt nur durch die Occupation Bosniens und durch die im Jahre 1881 erfolgte Auflösung der croatischen Militärgrenze eine Abänderung.

* Beweisstellen und weitläufigere Argumentationen, sowie urkundlicher Apparat zu allem bisher Gesagten finden sich in Friedrich Pesty's Werke: *Az eltűnt régi vármegyék* (Die verschollenen alten Comitate). Insbesondere Band II, Seite 145—224.

IX.

Wir hatten also gute Gründe dieses *Croatien eine Fiction* zu nennen, und es bleibt für immer eine geschichtliche Merkwürdigkeit, wie Jahrhunderte dazu beitragen konnten, diese Fiction zu solcher Entwicklung zu bringen.

In dieser Entwicklung ist noch immer kein Stillstand eingetreten, vielmehr haben Böswilligkeit und Missgriffe aller Art aus dieser Fiction ein Ding von nicht geringer Realität geschaffen, welches der Ruhe Ungarns, und somit jener der ganzen Monarchie sehr unbequem geworden ist.

Der in Pressburg tagende letzte ständische Reichstag vom Jahre 1847/48 wurde durch die croatischen Prätionen auf harte Geduldproben gestellt. Schon in der Circularsitzung vom 11. December 1847 erklärte Kossuth sein Bedauern, dass bei uns der Name *Croatien* convalescirt sei, und Bezug nehmend auf eine Rede des Abgeordneten der Stadt Kaproncza, erwiderte er diesem und seinen Collegen, dass sie nicht Abgeordnete *Croatiens* seien, da nach dem Gesetze vom Jahre 1792 die Comitate Agram, Körös und Varasd den Namen Slavonien führen. Die dortseitigen Herren werden also nicht verlangen können, dass man sie für Abgeordnete *Croatiens* ansehe. «Uebrigens finde ich — bemerkt Kossuth — in der Rede des Kapronczaer Adegaten etwas, was mich tief innerlich verletzt; nämlich, dass sich durch die croatische Frage wie ein roter Faden eine gewisse Paritäts-Affectation zieht, welche auch der Legislative gegenüber zur Affectirung eines Separat-Parlaments ausartet.» In der Circularsitzung vom 7. Januar 1848, als der Gesetzvorschlag über die ungarische Sprache und Nationalität verhandelt wurde, bemerkte Kossuth, dass in diesem Vorschlag bald von *Croatien* und den annexen Theilen, bald von Dalmatien und Slavonien die Rede sei, welche Benennungen in unseren Gesetzen und Reichstagsverhandlungen Gegenstand eines fatalen Spieles sind und oft verwechselt werden, woraus eine Sintflut von Widerwärtigkeiten für das Land entstehe. Kossuth erklärt, dass *Croatien* gar nicht existire und will weder diesen,

noch den Namen Slavonien gebrauchen. Auf seinen Antrag wird daher die Gesetzbildung zu neuer Redaction an die betreffende Commission gewiesen. Am 27. Februar sah sich Kossuth abermals veranlasst, im Laufe der Debatte den Wunsch auszusprechen, einmal in die glückliche Lage zu kommen, dass die croatischen Abgeordneten nicht fortwährend mit Eroberungspräntionen hervortreten könnten. Wann werden wir uns endlich aus der jetzigen Lage herauswickeln! Im Uebrigen beantragt Redner, dass statt eines Provinznamen im Gesetzbildungsvorschlag die Namen der Comitate Kőrös, Agram und Varasd sammt den betreffenden Städten aufgezählt werden mögen.

Auch die Magnatentafel sah die unlautere Entwicklung der Dinge jenseits der Drau für eine Gefahr für die Monarchie an. In der Sitzung vom 5. Februar 1848 fragt der hochconservative Graf Emil Dessewffy: Welchen Nutzen gewährte es, dass die Frage: ob die Comitate Posega, Veröcze und Syrmien zu Ungarn oder zu den annexen Teilen gehören, seit so langer Zeit in Schwebelasse gelassen wurde? mir scheint es gar keinen, — vielmehr sehen wir eine grosse Gefahr vor uns.

Zu solchen und ähnlichen Aeusserungen gaben die Debatten des Pressburger Reichstages reichlichen Anlass, denn Jedermann fühlte das Drückende der privilegierten Stellung Croatiens. Deshalb sprach auch Kasimir Tarnóczy, der Ablegat des Neutraer Comitats, am 27. Januar seine Hoffnung aus, dass eine Zeit kommen müsse, in welcher mit Zustimmung des Königs der Provinziallandtag Croatiens aufhören, zwischen einem Ungarn und Croatien aber kein Unterschied sein wird.

So nebensächlich hätte jedoch die Frage nie gelöst werden können. Dies sahen auch die Stände ein, welche schon am 29. November 1847 ein Comité für croatische Angelegenheiten entsendeten, dessen Aufgabe nicht sowohl in der Prüfung der croatischen Gravamina, als vielmehr darin bestand, in den geographischen Wirrsal, den die Namensverwechslungen verursachten, Klarheit zu bringen. Von den 17 Mitgliedern dieses Comités nennen wir nur Ludwig Kossuth, B. Simon Révai, Anton

Hunkár, Sigmund Bernáth, Samuel Bónis, Josef Maan und Bartol. Smaich.

Am 29. Februar 1848 verlangte Sigmund Bernáth, der Ablegat des Ungher Comitats, als Mitglied des obigen Comitès in der Circularsitzung die Ermächtigung zur Drucklegung des Operats; am 7. März aber beantragte der Graf von Turopolya A. Josipovich die Anberaumung eines Tages zur Verhandlung der croatischen Angelegenheiten. Kossuth erwiderte hierauf, dass die *gesamten* Angelegenheiten noch nicht verhandelt werden können, da das betreffende Operat noch nicht fertig sei, indess können die Vorschläge in Bezug der Comitate Posega, Veröcze und Syrmien bereits vorgelegt werden.

Dies ist die letzte Spur, welche wir von dem hochinteressanten Operate haben, denn unsere Bemühungen, dasselbe im Landes-Archiv, in der Reichs-Bibliothek, im Museum etc. zu entdecken, blieben erfolglos; auch scheint es ziemlich gewiss, dass es nicht in Druck gelegt wurde.

Diese Ansicht wurde uns bestätigt, als gegenwärtiger Artikel bereits dem Druck übergeben war. Das Elaborat bestand nur in einem einzigen handschriftlichen Exemplare und dürfte sich irgendwo in Wien unter den bei Kossuth im Jahre 1849 confiscirten Schriften befinden. Die Anton Vörös'sche Sammlung der Kossuth'schen Schriften enthält dieses Operat nicht.

Zur reichstäglichen Verhandlung gelangte das Operat nie, denn die gewaltigen Märzereignisse gaben der Politik eine andere Richtung, und der Reichstag selbst löste sich auf, nachdem er die Nation mit den ewig denkwürdigen 1848er Gesetzen beschenkt hatte, in welchen jedoch die Verhältnisse jenseits der Drau keine Regelung fanden.

Es wäre für uns höchst wichtig, den Inhalt des Operats zu kennen, nicht als ob wir darin unerwartete historische Aufschlüsse suchen würden, sondern um der concreten Vorschläge willen, welchen die Legislative beizustimmen sich anschickte. Eines scheint uns unzweifelhaft, nämlich dass die unmittelbare Vereinigung der Comitate Posega, Veröcze und Syrmien mit Ungarn beabsichtigt

und in Vorschlag gebracht war. Wir wollen hiebei bemerken, dass auch Franz Deák schon in den frühesten Reichstagen entschieden dagegen opponirte, dass diese drei Comitate unter dem Namen Slavonien verstanden werden.

Ein junger ungarischer Historiker, der in der ersten Hälfte des Octobers 1881 bei Kossuth auf Besuch war, erzählt im Pesti Napló (Nr. 292), derselbe habe sich geäußert, das Reichstagsoperat sei aus seiner Feder geflossen, und auch er sei zu demselben Resultat gelangt, zu welchem Pesty in seinem Werke über die verschollenen Comitate, und vorher schon Gyurikovics gelangte.

Ob sich der grosse Patriot gerade in der mitgetheilten Weise geäußert, wissen wir nicht; so viel ist aber gewiss, dass Gyurikovics nur die halbe Wahrheit sagte; denn er bewies wohl, dass das heutige Croatien das eigentliche Slavonien sei, während wir bewiesen, dass letzterer Name in Anwendung auf das heutige Croatien nur seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts aufkam, vor dieser Zeit aber das gesammte Gebiet zwischen der Drau und Save ungarisches Territorium war.

Uebrigens erfahren wir von Franz Pulszky, Kossuth habe sich zur Autorschaft des Operats bekannt, ja er soll dasselbe als sein bestes Werk betrachtet haben.

Nach den Ereignissen des Jahres 1849 und Niederwerfung der Revolution ward es in Croatien ganz stille. Nur manchmal hörte man hüben und drüben die Aussage, dass, was Ungarn für seine Empörung zu Teil ward, dasselbe den Croaten als Belohnung zugemessen wurde. Aber mit verschiedenen Gefühlen wurde dieser Ausspruch getan — wie sich denken lässt. Die Passivität Ungarns drängte zur Herausgabe des Octoberdiploms (1860, 20. October), und erst jetzt begann sich Croatien wieder bemerkbar zu machen. Zuerst war es den Croaten in erster Linie nur darum zu tun, die alte Comitatsverfassung zu revindiciren, in deren Besitz sich Ungarn via facti auf Grund der 1848er Gesetze einsetzte.

In einer Banalconferenz vom 26. November 1860 erklärte Ivan Kukuljevics: «Wir alle wissen, wie weit sich einstens die

Grenzen blos Croatiens ausdehnten. Hier jenseits der Unna und Save liegt Türkisch-Croatien, dort über dem Velebit und dem Quarnero das dalmatinische Croatien; jenseits des Monte Maggiore und des Schneebergs das istrianische Croatien und jenseits der Kulpa das kärntnerische Croatien mit dem Mötlinger und dem Tschernempler Kreise.»

Es ist wirklich merkwürdig, dass dieser Grosscroate an die Hauptsache, die auch uns am meisten interessirt, an das Croatien zwischen der Save und Drau ganz vergass.

Die Banalconferenzen zogen sich in die Länge, die Forderungen wuchsen riesig empor, und die Animosität und Gereiztheit gegen Ungarn steigerten sich immer mehr, — gegen jenes Ungarn, das eigentlich sein Selbstbestimmungsrecht noch gar nicht zurückerlangte und noch gar nicht in der Lage war, sich in gesetzmässiger Weise über Croatien zu äussern. Nur die Tagespresse signalisirte die herrschende Stimmung, und die war in Ungarn auch damals noch den Croaten günstig.

In der Banalconferenz vom 15. Jänner 1861 wurde ein Project zur Vereinigung Croatiens mit Ungarn verteilt. Der erste Punkt dieses Projectes lautet: Der König lasse sich als König von Ungarn, Dalmatien, Slavonien und Croatien krönen, schwöre auf die constitutionelle Freiheit und die separaten Rechte des dreieinigen Königreichs (!). Das Inaugural-Diplom soll gleichzeitig auch in croatischer Sprache ausgestellt werden. Der Titel des Königs sei: König von Ungarn, Dalmatien, Slavonien und Croatien. Der Ausdruck: annectirte Teile (*kapesolt részek*) möge gänzlich entfallen; statt diesem soll die Benennung *Cum regni sociis* gebraucht werden. Laut Punkt 2 des Projectes soll zum Gesamtterritorium des dreieinigen Königreiches gehören: Croatien, Slavonien und die dazugehörige Militärgrenze. Ferner Dalmatien mit den Inseln gemäss jetzigen Umfanges, endlich Syrmien (!). Von der Abtretung der Murinsel und des croatischen Litorales, welches tatsächlich und auch nach historischem Rechte zum dreieinigen Königreiche gehört, kann keine Rede sein. Wenn später einmal irgend welche slavische Provinzen, welche jetzt unter türkischem Joche schmach-

ten, an die ungarische Krone heimfallen sollten, dann sollen diese Provinzen, in Folge ihrer Sprach- und Blutsverwandtschaft, auch mit dem dreieinigem Königreiche vereinigt werden.

Die Croaten brachten immer mehr sich selbst in Hitze und licitirten sich selbst hinauf, während der ungarische Reichstag noch kaum in Sicht war. Da erschien das Rundschreiben des Agramer Comitats, welches an Uebermut und Gehässigkeit nichts zu wünschen übrig liess. Auf dieses Rundschreiben antwortete Franz Deák im Pesti Napló (Nr. 70 vom 24. März 1861) in einem höchst merkwürdigen längeren Schreiben, welches uns die Seelengrösse dieses Mannes lebhaft vor Augen führt, aber trotz der vielen unumstösslichen Wahrheiten, die es enthält, der Staatlichkeit Ungarns nicht volle Rechnung trägt. Es werden darin Concessionen gemacht, die eine richtige Politik niemals gewähren darf. Wir sprechen nicht davon, dass auch Deák die Formel Dreieiniges Königreich nachspricht, nicht von den verschwommenen Anschauungen über die Entstehung Croatiens, nicht von der mit der historischen Wahrheit collidirenden Aeusserung, dass Croatien und Slavonien nicht eigentliches Ungarn gewesen sei. Wir heben nur die Gesammtrichtung der Enunciation hervor, die starke Anklänge an die späteren weichherzigen Ausgleichsgesetze hat.

Merkwürdig erscheint uns der Schluss des Artikels, wo es heisst: Wenn Croatien jedes staatsrechtliche Verhältniss, welches zwischen uns bisher bestand, aufheben und jeden Verband gänzlich zerreißen will, dann werden wir wohl nicht aussprechen können, dass wir in die gänzliche Trennung einwilligen, vielmehr würde es unsere Pflicht sein, zur Aufrechterhaltung unserer Rechte Protest (!) einzulegen, gleichwie auch Croatien protestiren würde, wollte man irgend einen Teil des Königreichs von demselben lostrennen. Doch würden wir zur Verhinderung der Lostrennung tatsächlich gar nichts unternehmen und würden zur Gewalt selbst dann nicht schreiten, wenn es in unserer Macht stünde, solche anzuwenden.

Wir glauben kaum, dass Oesterreich eine solche Politik befolgen würde, wenn Croatien von ihm abhinge, — Oesterreich wird auch Böhmen nicht in diesem Sinne behandeln, und keine Macht

Europa's wird geneigt sein eine Politik zu acceptiren, welche Deák hier in die Luft gezeichnet hatte.

X.

Wir wollen nicht die Geschichte der Neuzeit in Bezug auf das Verhältniss Ungarns zu seinem verzogenen Kinde Neu-Croatien darstellen. Dazu wird sich noch oft Gelegenheit bieten, wir wollen nur die allgemeine Ansicht aussprechen, dass die begangenen Fehler gründlich reparirt werden müssen; damit aber dies geschehe, muss mit der traditionellen Ausgleichsmeierei und Concessionsmacherei für immer gebrochen werden.

Eine im jenseitigen Lager sehr beifällig aufgenommene Aeusserung Deák's war: «... man müsse trachten die ungarische Constitution den fremden Nationalitäten lieb zu machen.» Sämmtliche politische Weisheit, über welche Ungarn, — und wir mögen getrost beifügen, — welches Land immer verfügen kann, wird Deák's Wort nicht zur Wahrheit machen können, sobald die Erfahrung lehrt, dass gewisse Nationalitäten ein Centrum ausserhalb des Landes suchen. Diesen könnte man die Constitution nur dann angenehm machen, wenn sie es ihnen erlauben würde, das von ihnen bewohnte Land an ihren Fusssohlen weiter zu tragen, d. h. daraus einen neuen Staat für sich zu bilden.

Viel grösser war der Fehler, dass Ungarn den Croaten ein weisses Blatt gab. Es war ein Cardinalfehler, der in seinen Folgen verhängnissvoll wurde.

Allgemein ist im Lande die Ansicht verbreitet, Franz Deák habe den Antrag bezüglich des weissen Blattes gestellt. Indessen muss dieser Meinung im Interesse der historischen Wahrheit widersprochen werden. Es war Paul Somsich, der verdienstvolle Abgeordnete und Verfasser des Werkes über das legitime Recht Ungarns, welcher am 18. Mai 1861 während der Adressdebatten erklärte: «Wir wollen uns mit Croatien neuerdings vergleichen und ihnen in unserer Constitution immer ein weisses (tiszta) Blatt aufbewahren.»

Wie es kam, dass diese Phrase nicht wie andere spurlos

verklang, dies dürfte nur aus Deák's späterer Politik erklärlich sein, der es für gut fand, die Rechtscontinuität ruhen zu lassen und die Opportunität zu intronisiren. Gewiss sehr merkwürdig, da Deák (wie es seine eben gesammelten Reden, I. Teil, Seite 185 beweisen) schon am 16. Juli 1839 eine reichstägliche Enunciation mit den Worten begann, dass die Croaten keine eigene Nation bilden.

Deák hat niemals in einer Reichstagsrede, niemals in einer journalistischen Enunciation von einem weissen Blatte gesprochen, und es scheint, dass auch die öffentliche Meinung erst später ihn für den Urheber des weissen Blattes hielt. Dies dürfte erst zu jener Zeit geschehen sein, als Deák sich krankheitshalber von der politischen Laufbahn und vom öffentlichen Leben zurückzog, und die Folgen des Ausgleichs sich schon in so trauriger Weise bemerkbar machten. Deák war der Träger der Ausgleichspolitik, und auf dieser Fährte gelangte die öffentliche Meinung zu dem Irrtum, den grossen Patrioten für den Erfinder des weissen Blattes zu halten. Wir erinnern uns nicht, diese Beschuldigung gegen Deák *vor* dieser Zeit gehört zu haben.

Gewiss ist es eine Ironie des Schicksals, dass gerade Franz Deák, der classische Verfechter der Rechtscontinuität, als welcher er verdientermassen gross ist, die Politik des weissen Blattes mit seinem Namen decken musste. Ungarn gab selbst der Dynastie und auch dem Tronfolger kein weisses Blatt, — es hielt dem Herrscher die 1848er Gesetze vor und forderte vor allem deren Anerkennung, und die Anerkennung erfolgte. Wie kam es, dass man den Croaten mit dem weissen Blatte ein solch' wahnsinniges Opfer brachte und die Rechtsbasis von sich warf? Es war immer und immer die falsche Voraussetzung, dass ein solches Volk durch Edelmut und Concessionen zu gewinnen sein wird.

Das Gesetz vom Jahre 1868, Artikel XXX, welches den Croaten eine mit der Einheit und Sicherheit des Staates unverträgliche Autonomie gewährt und Ungarn ungerechte materielle Opfer auferlegt, und das Gesetz XV vom Jahre 1881 liefern gleichfalls den Beweis von der schlechten Politik Ungarns gegenüber Neu-Croatien, wie auch die Folge bewies, dass es den Croaten nicht einfällt, mit dem

extravagantesten Maass von Freiheit sich zufrieden zu stellen; ihre Tendenzen sind auf ein ganz anderes Ziel gerichtet, welches sich am deutlichsten in den Aeusserungen der Starcevicianer zu erkennen gibt.

Das kleine Croatien hat dem ungarischen parlamentarischen Leben die Schlagworte Parität, Rechtscontinuität, Landesintegrität etc. abgelernt und vergisst, dass das von den Croaten missbrauchte weisse Blatt keine Rechtscontinuität, die ungarische Landesintegrität aber mit dem Bestande Croatiens unverträglich sei. Ja noch mehr, Croatien ahmt nicht nur das verhasste Ungarn nach, sondern — noch bevor es sich zur Staatlichkeit emporgeschwungen — hat es sich schon in das Recompensationssystem wie irgend eine europäische Grossmacht eingelebt. Hat sich doch während der Landtagssaison im Jahre 1881 eine croatische Stimme erhoben, welche sich bereit erklärt, Fiume an Ungarn hinzugeben, wenn dafür die Herzegovina an Croatien abgetreten würde!

Eine Nachahmung der Berufung auf die Stefanskronen ist auch die Berufung auf die nirgends existirende und niemals ein staatsrechtliches Princip repräsentirende Zvonimirskronen. Kennt jemand ein croatisches Staatsrecht?

Keine Nachahmung, sondern eine echt croatische Erfindung ist aber das mystische «dreieinige Königreich».

Dieses Phantasiegebilde beweist, dass auch das neue Zeitalter nicht weniger geeignet ist zur Producirung von Namen, welche weder durch die Geschichte noch durch die Diplomatie begründet sind. Das «dreieinige Königreich», dessen Name schon in den 1847er Reichstagsverhandlungen auftaucht und so unvorsichtig gebraucht wird, pochte schon wiederholt an die Pforten der Gesetzgebung. Mögen unsere Politiker dieser neuen Erscheinung, die sich in die Staatengesellschaft einschmuggeln möchte, gut ins Auge sehen. Der Historiker hat mit derselben nichts zu schaffen.

Für all' die schweren materiellen Opfer, welche Ungarn für Croatien bringt, für die Schädigung seiner staatlichen Interessen, hat Ungarn in Croatien nur Undank und Hass geerntet. Wer dieses Factum aus politischen Gründen erklären wollte, der gäbe sich ver-

gebliche Mühe, — solche krankhafte Zustände sind nur psychologisch zu erklären, und gehören daher nicht in das Ressort der Politik.

Die traurigen Erfahrungen, welche Ungarn mit dem fictiven Croatien gemacht, hat in einer grossen Zahl Patrioten einen unaussprechlichen Ueberdruß erzeugt, und mehr als einmal hörten wir Aeusserungen des Unmuths, deren Sinn war: die Croaten mögen sich hinscheeren, wohin es ihnen beliebt. Darin liegt aber ein anderer Fehler, der nicht minder schwer wiegt, als die monströse Geschichte vom weissen Blatt. Man würde ja dadurch alle disparirenden Elemente, von den Krivoscsianern angefangen bis zu den Walachen jenseits des Königssteigs lehren, sich nur sehr unangenehm zu machen, um ihre Absichten durchzusetzen. Die grollenden Patrioten, die sich ihre Seelenruhe durch politische Unverschämtheiten nicht stören lassen wollen und ihre feindlichen Brüder lieber ihrem eigenen Schicksal überlassen, vergessen, dass der Staat ebenfalls den Gesetzen der öffentlichen Ehre unterliegt, folglich seinen Bestand mannhaft zu verteidigen verpflichtet ist. Sie vergessen ferner einen Blick auf die Karte zu werfen, welcher sie lehren würde, dass die Zurückschiebung der Verteidigungslinie Ungarns bis an die Drau ein Unding sei. Ein Held, welcher ernster zu nehmen wäre, als der weiland famose Jellachich, könnte an der Spitze eines von einer reactionären Macht in Bewegung gesetzten Heeres leicht den Beweis liefern, wie schnell man von der Drau die Hauptstadt Ungarns erreichen kann.

Es wäre eine unauslöschliche Schmach für Ungarn, eine solche Preisgebung des Landes jemals ernstlich in Erwägung zu ziehen.

Allerdings scheint uns aber die Zeit gekommen, uns von der fehlerhaften Politik, welche wir Croatien gegenüber ausgeübt, gänzlich loszusagen. Es scheint uns die Zeit gekommen, von welcher Gabriel Kazincy in seiner Reichstagsrede vom 27. Mai 1861 sprach, in welcher wir dies Land wieder werden erobern müssen von dem Heereszuge der Auflösungs-ideen und Decompositionstrebungen.

Wir sprechen es offen aus, dass die Landesteile jenseits der Drau mit Ungarn in einen festeren Verband gebracht werden

müssen, und aus diesem Grunde plaidiren wir auch für eine Revision der mit den Croaten vereinbarten Ausgleichsgesetze, aber gewiss in einem andern Sinne, als die Croaten es heute meinen.

Der kürzlich verstorbene geistvolle Graf Stefan Bethlen nannte das Nationalitätengesetz einen schmachvollen Friedensschluss nach einem siegreichen inneren Krieg. Diese Bezeichnung verdienen in weit grösserem Maasse jene Gesetze, welche von der Idee des weissen Blattes dictirt wurden.

Die Ueberzeugung ist allgemein, dass Ungarn diese Zustände nicht ertragen darf, und auch nicht auf die Gnade des Zufalls, welcher eine Besserung bringen würde, warten kann.

Die Frage muss formulirt und zur legislatorischen Verhandlung vorbereitet werden.

In erster Linie verlangen wir die Wiedereinverleibung der Comitate Syrmien, Veröcze und Posega — welche heute fälschlich Slavonien genannt werden — in Ungarn, da vielhundertjährige Gesetze dieses Gebiet nur als ungarisches Land kennen. Wir verlangen ferner nicht nur Fiume, sondern auch ein entsprechendes Gebiet, wodurch das Littorale mit Ungarn in unmittelbaren Contact käme, wir verlangen endlich, dass Croatien, oder eigentlich die Comitae Agram, Körös, Belovar, Varasd sammt dem einstigen Militärgrenzgebiet in Allem den Gesetzen Ungarns unterworfen sein sollen. Eine Provincialautonomie könnte ihnen nur etwa in Form eines königlichen Commissariats bewilligt werden, welches die Administration in croatischer Sprache führen würde.

Die Einheit der Gesetzgebung macht auch den croatischen Landtag überflüssig. Die Wahl zum ungarischen Reichstag wäre eine directe.

Es fällt uns gar nicht ein, diese Anträge nur aus politischer Taktik zu stellen, und den separatistischen Tendenzen der Croaten das Bestreben der Ungarn nach Assimilierung aller Landesteile entgegen zu setzen; wir sind vollkommen von der Notwendigkeit solcher Reformen überzeugt, und glauben, dass diese den ungarischen Staat und auch die dualistische Monarchie mehr con-

solidiren werden, als wenn wir aus eigenen Mitteln an der Save einen staatlichen Embryo dulden, der sich auf unsere Kosten vergrössern möchte.

Die Bedeutung Siebenbürgens ist eine weit grössere als jene Croatiens; schon seit Beginn des XVI. Jahrhunderts führte es ein eigenes politisches Leben, und später oft eine europäische Rolle. Es war auch nicht, wie Croatien, auf dem ungarischen Reichstag vertreten. Trotz alledem ging die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn vor sich, weil die staatlichen Exigenzen den mittelalterlichen Separatismus bei Seite schieben mussten, sollten nicht die höchsten Interessen gefährdet werden.

Was hat Croatien voraus, dass es nicht wie Siebenbürgen in Ungarn aufgehen soll? Es ist nur noch das Wrack einer vergangenen Zeit, und je eher es beseitigt wird, desto eher wird die Bahn frei zur materiellen und staatlichen Entwicklung Ungarns, das berufen ist, der Monarchie und diesem Teile Europa's noch grosse Dienste zu erweisen.

Mit der Rückeinverleibung Fiume's, welche demnächst den Reichstag beschäftigen wird, geschieht der erste Schritt zur Integrität Ungarns in dem jenseits der Drau und an der Adria gelegenen Gebiete. Geschichte und Gesetz sprechen Fiume der ungarischen Krone zu. Die öffentliche Meinung ist von der Notwendigkeit der Annectirung Fiume's so sehr durchdrungen, dass die Frage unbedingt im Sinne Ungarns ausgetragen werden muss. Man ist aber darauf gespannt, in welcher Weise die Quadratur des Cirkels gelöst werden wird, welche im 1868er Ausgleichsgesetz aufgegeben ist, wo es nämlich heisst, dass die staatsrechtliche Stellung Fiume's endgiltig nur im Einverständniss aller drei Factoren: Ungarns, Croatiens und Fiume's gelöst werden soll.

Ministerpräsident Tisza hat noch während der Adressdebatten im October des Jahres 1881 sich dahin geäussert, dass die Zugehörigkeit Fiume's nur im Sinne der 1868er Gesetze geregelt werden wird.

Da die Starcevicianer Fiume den Ungarn nicht überlassen wollen, und da die croatische Regierungspartei sich nur in der

Metode, doch nicht im Wesen von der Nationalpartei unterscheidet, und folglich auf die Einwilligung Croatiens in die Vereinigung Fiume's mit Ungarn nicht zu rechnen ist, so flüstert man sich zu, es sei die Absicht der Regierung, den Croaten für deren Einwilligung in der Fiumaner Frage irgend welche Concessionen zu machen.

Wir haben die traurigen Folgen, welche die Concessionsmacherei und das Recompensationssystem uns gebracht, in aller Bitterkeit zu kosten bekommen, und können unmöglich glauben, dass die Regierung das gesetzliche Recht Ungarns und dessen Existenzbedingungen sich erhandeln wolle.

Ueberdies fragt es sich, wenn wir das seit der Erteilung des weissen Blattes befolgte verderbliche System auch fortsetzen wollten: was Ungarn den Croaten noch bieten könnte, was diese von unserer Naivetät nicht schon längst erhalten hätten? Ihre Autonomie überschreitet bereits die Grenzen des Vernünftigen, das Deficit ihrer Verwaltungskosten bestreitet Ungarn. Die Militärgrenze ist ihnen überantwortet etc. etc. Es bleibt nichts übrig, als dass wir, wie der Berliner Congress, fremdes Land verschenken; — ein Vorgang, der übrigens die Bewunderung späterer Zeitalter noch viel weniger erlangen dürfte, als es in der Gegenwart der Fall war.

Da wir weder Länder zu verschenken haben, noch uns auch für unsere «croatischen Brüder» (ein Name, der schon längst zur Ironie geworden ist) weiter finanzielle Lasten auferlegen können und wollen, so könnte es vielleicht manchen sonderbaren Schwärmern, die sich in ihrer beschaulichen Ruhe von der «Brudernation» nicht stören lassen wollen, einfallen, die gesetzlichen Rechte Ungarns auf Croatien noch weiter zu schmälern. «Denn Gottlob, Etwas haben wir noch gerettet vor den Fingern der Croaten.» Etwas, aber nicht viel. Da hat uns ja noch der §. 9 des XXX. Gesetz-Artikels vom Jahre 1868 das Post-, Zoll-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen, und einige Kleinigkeiten übrig gelassen. Vielleicht beliebt es von diesen Rechten Etwas als Compensation für Fiume zu opfern?! und hiemit Namens der Autonomie noch

die letzten Fäden durchzuschneiden, welche Croatien an Ungarn binden.

Doch wir glauben, ohne im geringsten Optimisten zu sein, dass sich mit solchen albernem Projecten heute Niemand mehr hervorwagen wird, denn die Stimmung ist heute fürwahr eine andere, als sie im Jahre 1868 war, und kleine — leider erst sehr kleine — Besserungs-Symptome haben sich schon gezeigt, als in Folge Einverleibung der Militärgrenze die Zahl der croatischen Deputirten beim ungarischen Reichstag normirt wurde. Die politische Bewegung bezüglich Croatiens kann nur mehr eine rückläufige werden und kann nur mehr darauf gerichtet sein, den ungarischen Staat zu unificiren.

Die gesammte Presse beurteilt jetzt den croatischen Schwindel schon richtiger, als es noch vor einigen Jahren der Fall war, wo die Bewunderung für die Weisheit des Ausgleichs noch alle Sinne gefangen hielt; und ein tonangebendes Tageblatt (P. Lloyd 1881 Nr. 29) erklärt ganz offen, dass das berühmte (sagen wir lieber berüchtigte) «weisse Blatt» auch bezüglich Slavoniens und dessen Wiedereinverleibung mit Ungarn ganz anders hätte beschrieben werden können, als dies in Wirklichkeit geschehen ist.

Für die unersättlichen «Brüder» neue Opfer zu bringen, daran denkt wohl Niemand mehr. Aber dabei wollen wir es nicht bewenden lassen; es muss auch dem croatischen Hexensabbat ein Ende gemacht werden.

Wir erwarten es von der Regierung, dass sie energisch an's Werk gehen wird, die Integrität Ungarns bis an die Save zur Geltung zu bringen. Hierin kann dieselbe auf die Unterstützung *aller* Parteien rechnen.

Die Frage ist lancirt und wird nicht früher von der Tagesordnung verschwinden, bis sie gelöst ist.

FRIEDRICH PESTY. *

* Aus dem ungarischen Manuscripte des Verfassers.

UNGARISCHE ORFÈVRERIE CLOISONNÉE. ✓

Es würde kaum eine culturhistorisch interessantere Epoche geben, als diejenige, in welcher sich die Barbarenvölker auf den Trümmern der römischen Civilisation ansiedelten, das Christentum annahmen und Staaten gründeten, wenn diese Epoche genau beobachtende und eingehend berichtende Historiker gehabt hätte. Aber gerade diesen Zeiten gingen die aufmerksamen, gewissenhaften Berichterstatter ab. Den Jordanes und Paulus Diaconus abgerechnet, blieben uns blos lückenhafte Chronikenangaben erhalten, fabelhafte Sagen, alte Gesetze, höchstens magere Beschreibungen einzelner Episoden, welche kein klares Bild des Zeitraumes vom vierten bis zum zehnten — ja bei uns bis zum elften — Jahrhunderte geben. Doch sind uns aus diesen Zeiten verborgene Schätze und zahlreiche Denkmäler in Gräbern erhalten geblieben, welche insbesondere in neuerer Zeit viele Gelehrten beschäftigt haben. Unter den Engländern sind Roach Smidt, J. M. Kemble und Augustus Francks zu erwähnen, unter den Franzosen Abbé Cochet und Charles de Linas, unter den Deutschen insbesondere L. Lindenschmit, der gegenwärtig in einem grösseren kritischen Werke aus den Denkmälern und Literaturreliquien dieses Zeitraumes die Culturgeschichte der Völkerwanderungs-Periode zusammenzustellen beginnt. Sein Werk wird, nach dem Titel desselben zu urteilen, * die gesammte deutsche Altertumskunde zusammenfassen; bisher ist davon jedoch erst das erste Heft des ersten — die Altertümer der Merovingerzeit behandelnden — Theiles erschienen. Der Wert des Werkes wird indessen durch die patriotische Gesinnung des Verfassers beeinträchtigt, welche sämtliche Denkmäler dieser Zeit ausschliesslich der deutschen Race vindiciren möchte. Der Zeit nach betrachtet Lindenschmit das in Tournay entdeckte Grab des Frankenkönigs Childerich I. als sicheren Markstein nach aufwärts — nur dass an den darin gefundenen Schätzen der Typus der Goldschmiedearbeit dieser Zeit bereits vollständig entwickelt ist, — die andere Zeitmark bilden ihm die durch das Christentum veränderten Begräbnissformen, welche in der Karolingerzeit die alten barbarischen Traditionen in Leben und Kunst vollständig verschwin-

* Handbuch der deutschen Altertumskunde. Uebersicht der Denkmäler und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit von L. Lindenschmit. In drei Theilen. Erster Teil: Die Altertümer der merovingischen Zeit. Erste Lieferung. Braunschweig. Friedrich Vieweg und Sohn. 1880. Mit zahlreichen Holzschnitten.

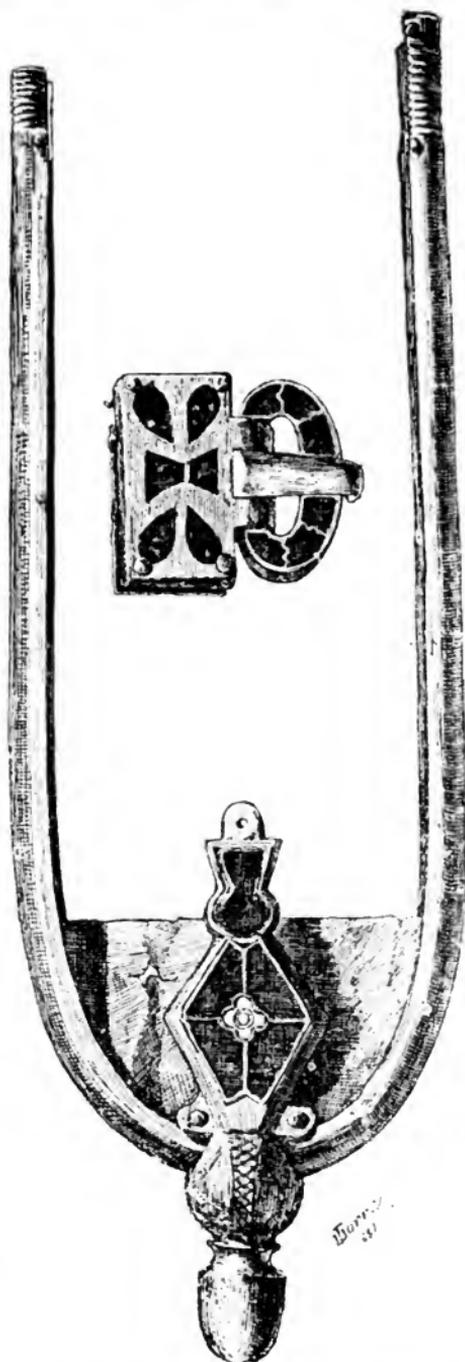
den lassen. De Liuas forschet aufwärts auch über Childerich hinaus. Indem er der Goldschmiedekunst ein besonderes Augenmerk zuwandte, gelang es ihm in der That, dieselbe mit orientalischen, sassanidischen Denkmälern in organischen Zusammenhang zu bringen und diese neuere, von der altclassischen und ihrer byzantinischen Fortsetzung abweichende Richtung des Kunstgeschmacks aus dem Osten und namentlich aus Persien herzuleiten, wofür der zu Nagy-Szent-Miklós im Torontáler Comitáte gefundene reiche Goldschatz, der gegenwärtig in der Wiener Altertümersammlung aufbewahrt wird, einen schwerwiegenden Beleg bietet.

Die topographische Ausbreitung betreffend scheint uns Lindenschmit die Grenze dieser Denkmäler allzu eng zu stecken, indem er dieselbe im Nordosten von Holland über die Göttinger und Erfurter Gegend nach Böhmen, von da südwärts, der Enns und Salzach entlang über die bayerische Hochebene in die Schweiz und von hier wieder nach Burgund und in den Westen Frankreichs führt. Seiner Behauptung nach hören gegen Norden und Osten jenseits jener Grenzen die Gräberfunde dieser Art auf. Er anerkennt zwar, dass ähnliche Funde in Ostpreussen, Däremark und an der schwedischen Küste in zahlreichen Exemplaren vorkommen, nur dass diese doch einigermaßen von den in Deutschland, England und Frankreich gefundenen abweichen, indem sie fast ausschliesslich aus edlen Metallen gefertigt sind. Deshalb hält er sie ebenso für importirte Gegenstände, wie die häufig mit ihnen zusammen gefundenen byzantinischen und orientalischen Münzen. Dasselbe behauptet er von Ungarn, nur dass seiner Behauptung nach die ungarländischen Funde, welche den deutschen ähneln, auf spätere Zeiten hindeuten, und dass unter ihnen die Schätze zahlreicher sind als die Gräberfunde. Er bemerkt ferner, dass im IX. und X. Jahrhundert Ungarn und der skandinavische Norden nicht sowohl als Heimstätten entwickelter Kunstindustrie reich producirender Länder, sondern vielmehr als Stapelorte massenhafter Beute bekannt sind. Es ist klar, dass Lindenschmit in dieser seiner Behauptung bloss an Ungarn zur Zeit der Herzoge denkt und des Avarenstaates, der hier vom VI. bis zum IX. Jahrhundert bestanden hat, vollständig vergisst, auch nicht weiss, dass, mit Ausnahme des einen Szent-Miklóser Schatzes, alle unsere anderen zahlreichen Funde in Gräbern gefunden worden sind — theils in Friedhöfen, theils in Grabhügeln, den sogenannten Hüengravern, Künhalmok.

Die Altertumsforscher haben diesen Funden verschiedene Namen gegeben. Die Skandinavier nennen sie «zweite Eisenzeit», was keinen Sinn hat; denn bei uns, bei den Franzosen und Engländern würde dies

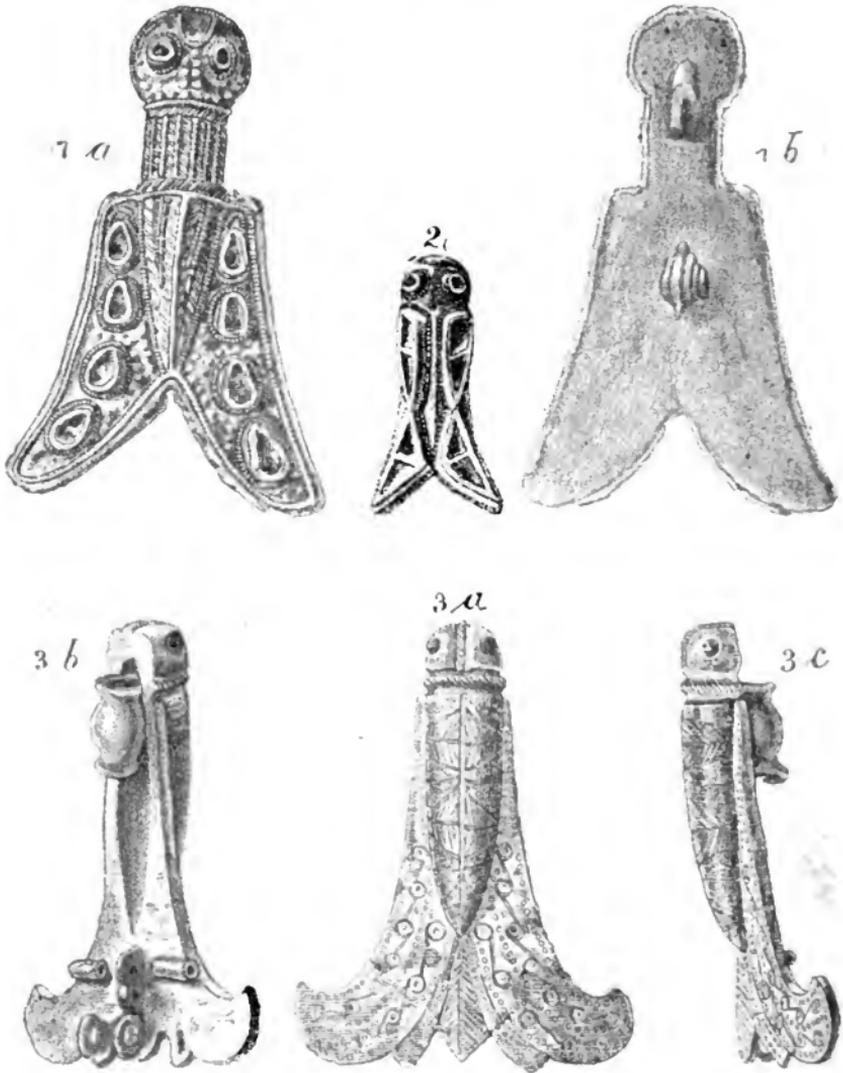
jedenfalls schon die dritte Eisenzeit sein, da wir die Keltzeit als erste, die Römerzeit als zweite Eisenzeit ansehen müssen. Die Engländer nennen dieselben zur schnelleren Orientirung angelsächsisch. Henszlmann hat diese Denkmäler den Gothen zu vindiciren versucht; Lindenschmit hat sie lange Zeit fränkisch-alemannisch genannt, jetzt aber hat auch er, in Anbetracht dessen, dass die merovingischen Könige tatsächlich Deutsche gewesen sind, die französische Benennung acceptirt, und spricht in seinem letzten Werk bereits ausschliesslich von deutschen Denkmälern der Merovingerzeit. Wir dürfen die in Ungarn gefundenen kühn Denkmäler der Avarenzeit nennen, da wir in Ungarn keine über das VI. Jahrhundert zurückgehenden Denkmäler dieser Art kennen, welche die besondere Technik dieser Zeiten repräsentirten. De Linas hat diese Technik bezeichnend Orfévrerie cloisonnée genannt,* in-

* Das Email cloisonnée mit Zellschmelz übersetzt wird, können wir dies mit dem Ausdruck Zellengoldschmied-Arbeit bezeichnen.



Komorner (?) Schwertscheiden-Ortband und Schnalle.

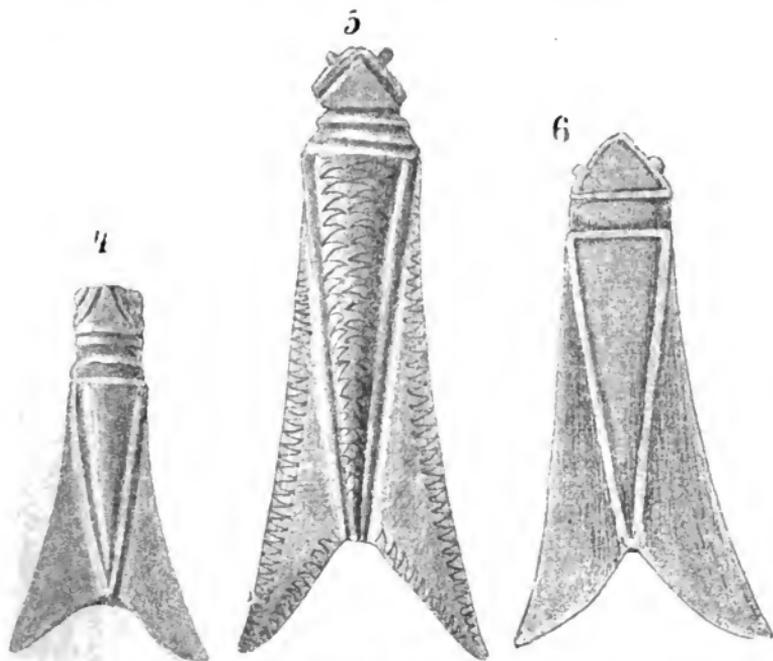
dem die Fassung der roten Granatsteine in massive Zellen (cloisons) von Gold oder Silber ihr Typus ist; bisweilen sehen wir zwar auch



Cicaden-Fibeln.

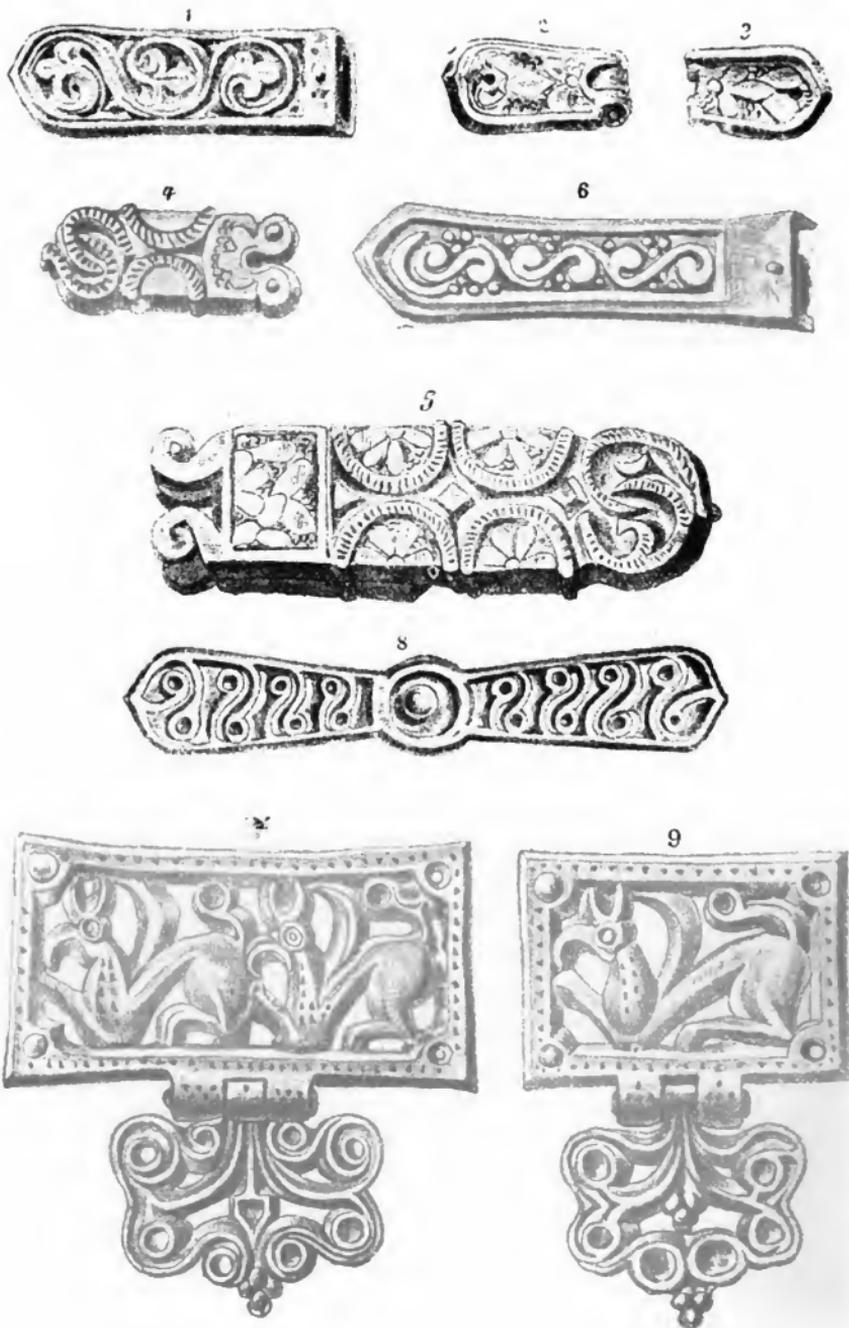
andere Steine, Lapis Lazuli, Amethyst, Karneol und Glas so gefasst, am häufigsten aber den edlen Granat (Almandin).

Email kommt bei diesen Denkmälern so selten vor, dass de Linas es ihnen gänzlich abspricht, und von Sanct Eligius, dem berühmten Goldschmied des ersten Frankenkönigs, behauptet, er habe die Kunst des Emaillirens nicht gekannt. An dem hier (S. 189) abgebildeten Schwertscheiden-Ortband aber, welches in Komorn (?) gefunden wurde und gegenwärtig in David Egger's Besitz ist, sehen wir in der kleinen Rose zwischen den roten Granaten in der Tat wirkliches weisses Email. Die mit Granaten verzierte reiche Goldspange aber stimmt vollständig mit dem Schatze des Königs Childerich überein.



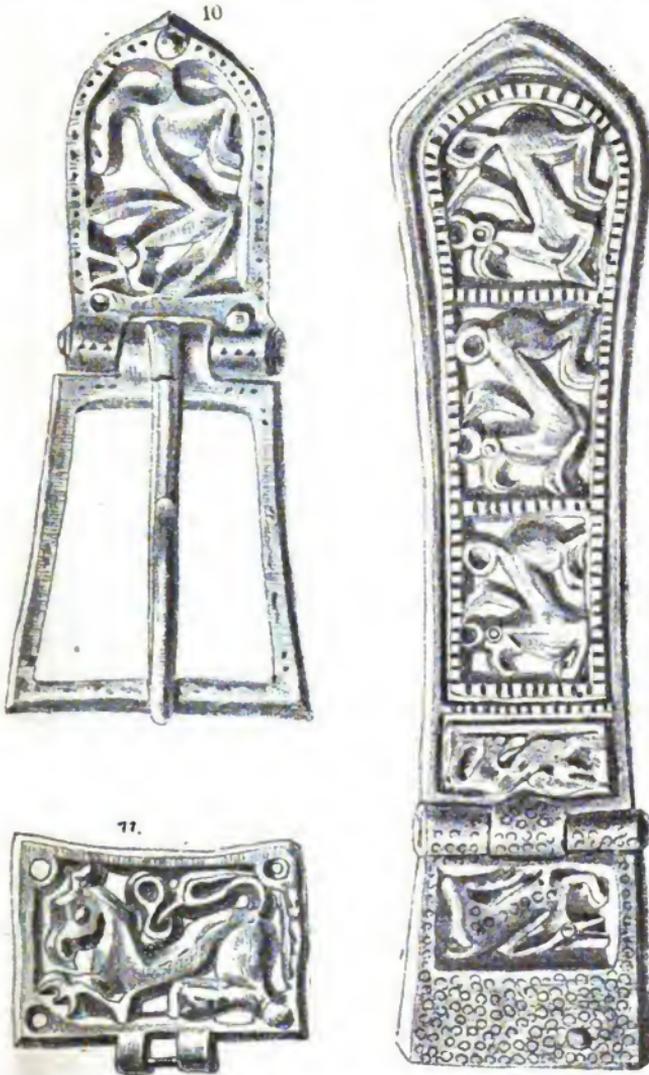
Cicaden-Fibeln.

Derartige Zellen-Goldschmiedearbeit findet sich vornehmlich auf Schnallen, Ringen, Kreuzen, Halsketten, Haarnadeln und Fibeln. Hier publiciren wir jetzt eine ganze Reihe solcher Kleiderrspangen, welche sich durch ihre Form von den deutschen, französischen und englischen Fibeln unterscheiden, indem sie, wie unser bekannter Naturforscher Otto Herman beweist, unverkennbar Cicaden vorstellen. Nr. 3 (S. 190) wurde in Siebenbürgen, in der Gegend von Sáromberek, gefunden, ist aus massivem Gold gefertigt, hat Augen von Granaten, den



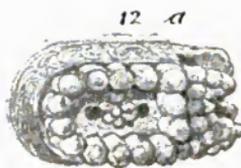
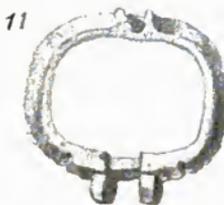
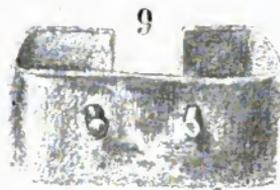
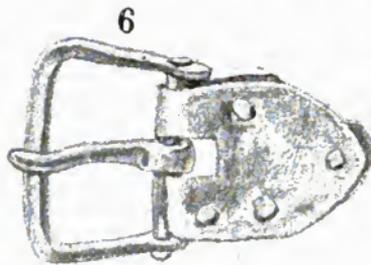
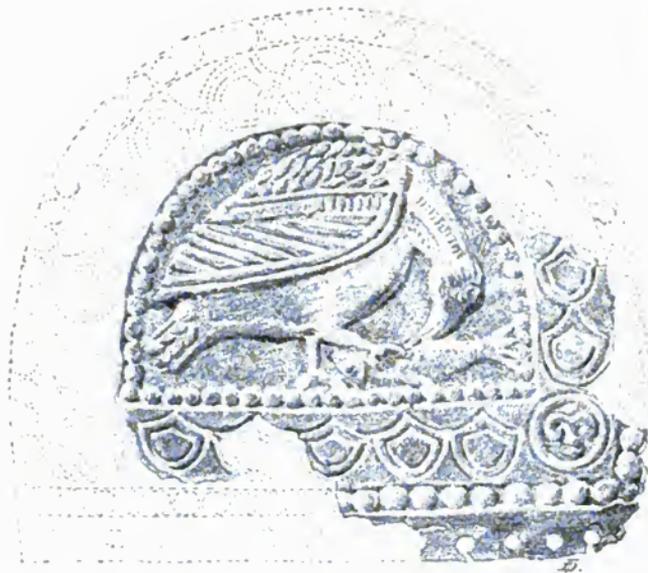
Szeged-Sörényháza Funde.

Leib und die Flügel mit Linien und Kreis-Zierrat geschmückt; 3b und 3c zeigt die Rückseite, die Application der Fibelnadel. Spange 1a und

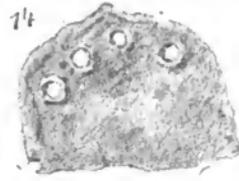


Szegedin-Sövényházer Funde.

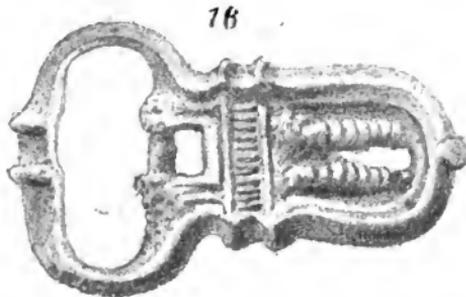
1b — von vorne und hinten gesehen, wo noch die Art erkennbar ist, wie der verloren gegangene Dorn in die Dülle eingepasst werden konnte — wurde, zugleich mit seinem Paar, zu Györköny im Tolnaer



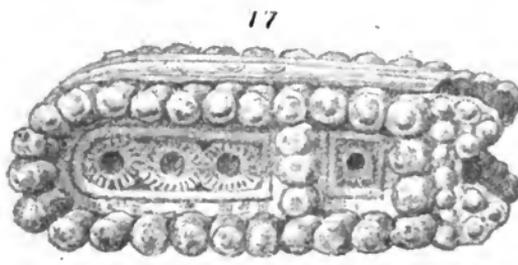
Comitat gefunden und gelangte aus dem Besitze des Vicegespans Magyari-Kósa in die Nicolaus Jankovich'sche Sammlung und mit dieser in unser Nationalmuseum. Sie ist von Silber verfertigt, mit einer Goldplatte überzogen, in deren Cloisons die Augen und der Flügelschmuck durch Granaten gebildet werden.



Noch charakteristischer ist die Fibel Nr. 2 (S. 190), welche bei Göd gefunden wurde und als Geschenk des Herrn Schroy in das Museum gelangte; Herman sieht dieselbe indessen nicht für eine Cicade, sondern für einen Ascalaphus an. Unter Nr. 4, 5,



6 (S. 191) folgen diesen ähnliche Bronze-Kleiderspangen aus dem Museum, welche beweisen, dass die Cicaden-Fibel eine eigentümliche ungarländische Form ist, welche bisher im Auslande nicht gefunden, daher



Szegedia-Üthalmer Funde.

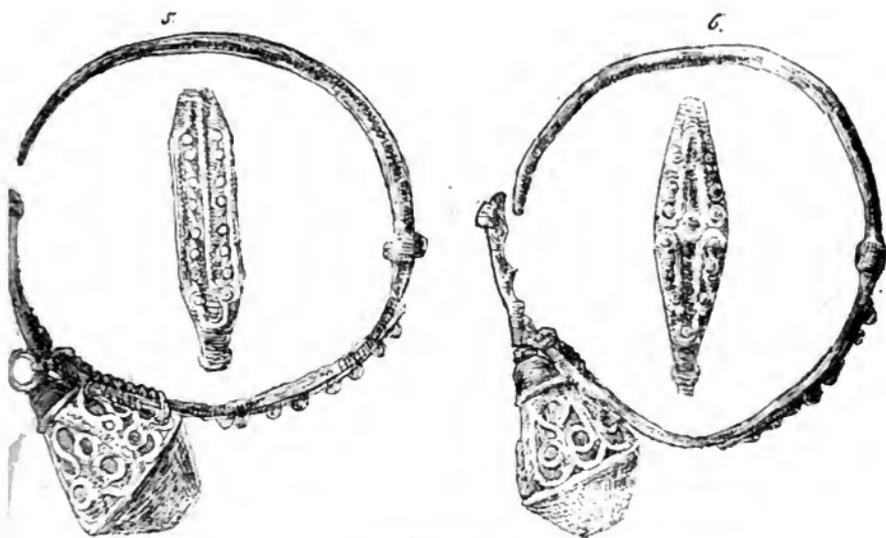
nicht als ausländische Beute hereingebracht, sondern wahrscheinlich hier verfertigt wurde.

Nicht minder charakteristisch ist eine abweichende, in der Regel aus stellenweise vergoldetem Silber verfertigte Fibelform, deren Kopf ein mit hervorragenden Knöpfen verziertes Halbrund bildet, mit kurzem gewölbtem Rücken, die Füße mit Graveurarbeit oder Granaten verziert. Solche Spangen kamen häufig im Auslande bei späteren Merovingerfunden vor und sind auch in unserem Museum mehrfach vertreten, in einem siebenbürgischen Exemplar auch aus Blei, in einem Keszthelyer Exemplar aber aus Bronze. Dieses aus dem Keszthelyer prähistorischen Friedhofe ausgegrabene Exemplar ist besonders merkwürdig, weil seine unzweifelhaft merovingische Form auch das Zeitalter jener bronzenen Riemenenden feststellt, welche mit ihm zugleich gefunden wurden und in ungarländischen vorgeschichtlichen Friedhöfen



Keszthelyer Funde.

so häufig ausgegraben werden, wie z. B. bei den Funden von Adony, Szegedin, Sobor, Ordos, Hód-Mező-Vásárhely, Keszthely und dem Pester Wettrennplatz. Solche bronzene Riemenenden kommen ebenfalls im Auslande kaum vor und zählen zu den Eigentümlichkeiten der ungarländischen Funde. Ihre Anfertiger besaßen keine lebendige Einbildungskraft, denn sie wussten der Form derselben keine Mannigfaltigkeit zu geben, in der Verzierung aber verrät sich die Armut der Phantasie. Spiralische und geometrische Linien, Gewächsranken, Greife, zwei Hunde, die einen Hirsch würgen, und ein darüberweglaufender Hase, Vögel und Drachenköpfe erschöpfen so ziemlich das Ein-



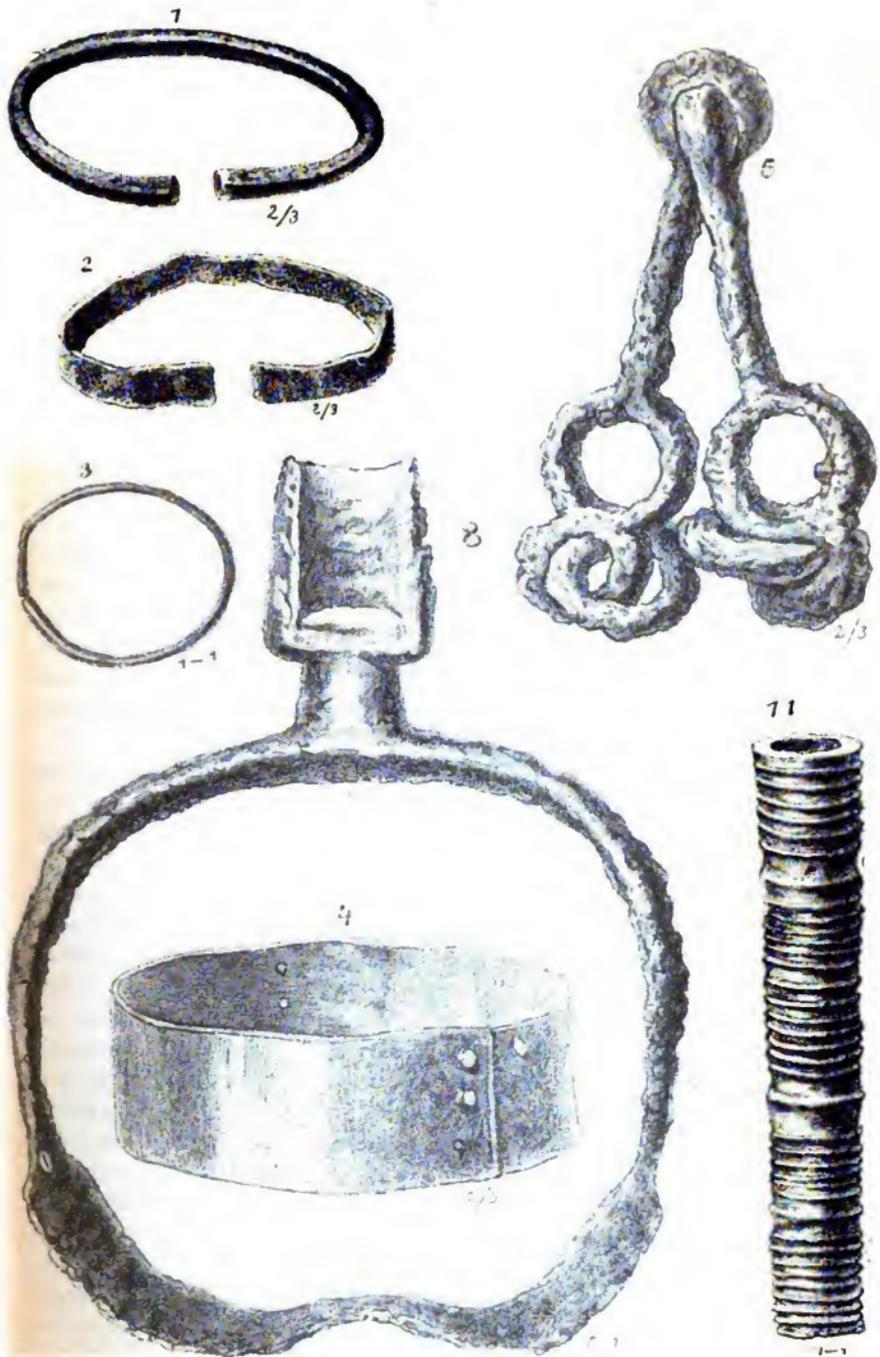
Keszthelyer Funde.

bildungsvermögen des avarischen Künstlers. Besonders häufig ist der Greifzierrat, dem wir in den verschiedensten Teilen des Landes wieder und wieder begegnen, in Nagyfalú, im Comitatus Szolnok-Doboka, in Szegedin, Ordos, an der Donau; ja Conze publicirt Nr. 9, Tafel 37, Band X der *Monumenti del Istituto di Corrispondenza Archeologica* 1877 einen im Trentino gefundenen derartigen Riemenschluss, welcher mit einem ähnlichen Riemenende aus dem alten Vorrat des ungarischen Nationalmuseums und mit einem zweiten, der aus einem gelegentlich der Szegediner Erdarbeiten ausgehobenen Grabe zu Tage gefördert wurde, vollständig übereinstimmt, mit drei hintereinander

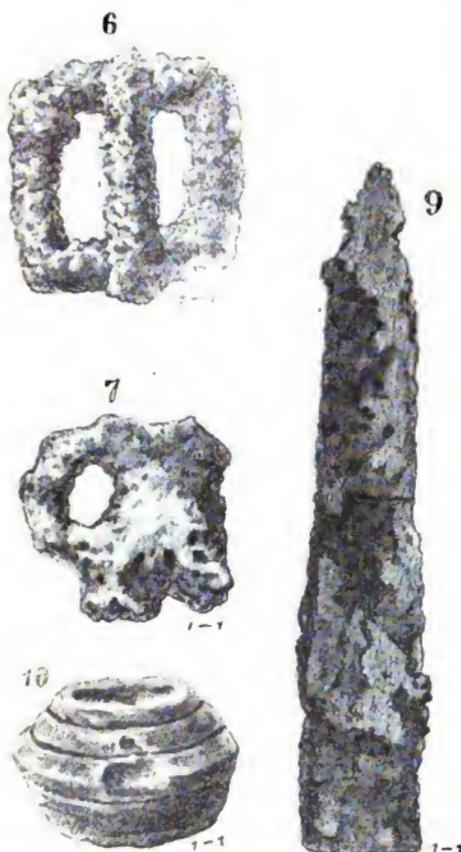
kauernden Greifen, oben aber mit einem langohrigen, kurzschwänzigen, laufenden Tier, welches eher Hase als Hund ist.

Von Szegedin hat bereits der «*Archaeologiai Értesítő*» (Archaeologischer Anzeiger) vom Jahre 1880 auf Tafel 49 einen reichen Grabfund aus der Avarzeit publicirt, auf der Tafel S. 194, 195 geben wir jetzt jenen noch prachtvolleren Fund, welcher den Kern der Szegediner Altertümersammlung bilden soll. Unter Nr. 12 sehen wir das grosse Riemenende mit den drei Greifen und dem Hasen; bemerkenswert ist, dass die dazu gehörige, ebenfalls mit einem Hasen verzierte Schnalle noch damit zusammenhängt. Nachdem wir aus zahlreichen Funden ersehen haben, dass in jedem Grabe allemal nur je *ein* solches längeres Riemenende gefunden wird, können wir kühn behaupten, dass dasselbe zum Gürtel gehört habe. Die Gürtelklappen Nr. 7, 9, 10, 11 zeigen dasselbe Greifornament, nur dass bei Nr. 11 die Flügel minder charakteristisch, verkümmert und ganz ähnlich wie beim Ordaser Funde sind. Der unter Nr. 8 sichtbare Zierrat, dessengleichen ebenfalls nur zu je einem Stück in den Gräbern gefunden wird, gehörte wahrscheinlich in die Mitte des Gürtels, die Riemenenden Nr. 4 und Nr. 5 gehörten wieder zusammen, diejenigen unter Nr. 1, 2, 3b zeigen Pflanzenzierrat. Der begrabene Held trug demnach wahrscheinlich einen breiteren Gürtel und ein schmäleres Bandelier von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte.

Noch interessanter ist ein anderer grösserer Grabfund, insofern wir bei demselben abweichende Formen finden, ja in der Platte Nr. 1 eine Technik, wie sie uns in anderen Grabstätten der Avarzeit bisher nicht vorgekommen ist. Wir sehen auf der dünnen Bronzeplatte in getriebener Arbeit einen Adler mit der rechten Krallen einen umgekehrten Fisch haltend und mit dem Schnabel dessen Bauch aufschlitzend. Die Technik erinnert an die Bronzedecke jener beiden kleinen römischen Kästchen, welche uns aus dem Anfang des V. Jahrhunderts erhalten blieben; der Kunstgeschmack aber mahnt einigermaßen an denjenigen der Luxusgefässe des Nagy-Szent-Miklóser Goldfundes, ebenfalls von getriebener Arbeit. Bei diesem Kunstdenkmal ist eine viel lebendigere Beobachtung der Natur wahrnehmbar, als bei anderen Altertümern der Avarzeit, deren Ornamente verraten, dass der Erzeuger nur nach traditionellem Muster gearbeitet hat. Auch die übrigen Teile des Fundes weisen seltener vorkommende Formen auf, wie z. B. die Kleiderornamente Nr. 2 und 3 und die ungewöhnlich breiten, perlenverzierten Riemenenden Nr. 12, 13 und 17 (12b zeigt die Seite des Riemenendes 12a), und erinnern an die ebenfalls von den gewöhnlichen abweichenden Formen des Adonyer Fundes (S. Arch. Ért.



Szegediner Funde.



Szegediner Funde.

1880, Tafel XLIII, Nr. 8). Die Gürtelklappen Nr. 6, 8, 11 und 16 unterscheiden sich weniger von den gewöhnlichen Formen, diese, sowie die unter Nr. 4, 5 und 7 sichtbaren Riemenenden und Zierrate dienen sämtlich als Belege dafür, dass das Leder bei der Bekleidung der Avaren eine grössere Rolle gespielt habe als das Wollgewebe; dieses begleitet nämlich die Fibula, in deren hohlem Rücken die Falten der zusammengesteckten Wollstoffe Raum finden, jenes die Schnalle. Die Bronzeplatten Nr. 9 und 10 haben den Oberteil und die Mitte der Schwertscheide zusammengefasst, die Platte Nr. 14 aber ist wahrscheinlich an das untere Ende der Schwertscheide als Zierrat befestigt gewesen.

Wilhelm Lipp, der glückliche Erforscher des Keszthelyer avarenzeitlichen Friedhofes, hat der

archäologischen Gesellschaft seine neueren Funde eingesandt, unter denen die in den Frauengräbern gefundenen interessanten Ohrgehänge hervorrage, welche ihrer Grösse wegen früher für Armbänder gehalten wurden (S. Arch. Ért. 1880, S. 122), obgleich sie unter dem Schädel der Frauen gefunden wurden; sechs derselben geben wir auf der Tafel S. 196, 197. Die Ringe sind aus Bronzedraht gefertigt, dessen unteres Ende breiter ausgeplattet und mit Zierraten versehen ist; von ihnen hing ein aus Draht gefertigtes birnförmiges Gehänge herab, dessen Unterteil durch eine blaue Glaspaste verschlossen ist. Sonderbar ist es indessen, dass dieses Anhängsel in allen sechs Exem-

plaren mittelst Draht an den Ring befestigt ist. * Die Denkmäler der Tafel S. 199, 200 gehören zum Szegediner Fund aus Männergräbern: ein eiserner Zügel Nr. 5, ein Steigbügel Nr. 8, Gürtelklappen Nr. 6, 7, Messerklingen Nr. 9, Schwertheft Nr. 11; die Armbänder Nr. 1, 2 und 4 rühren aus Frauengräbern her. — Es wurden in den Gräbern ausserdem zahlreiche Eisengegenstände gefunden, die jedoch derart von Rost angegriffen sind, dass über ihre Form wenig Bestimmtes gesagt werden kann, meistens Messer, ein Schwert, massive Nägel, Steigbügel, Lanzen- und Pfeilspitzen.

FRANZ VON PULSZKY.**

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** 1. In der Sitzung der ersten Classe am 2. Januar legte KARL SZÁSZ bisher unbekannte Gedichte des Grafen LAD. TELEKI des Aelteren vor. Vortragender hat nämlich von Michael Herczegh einen Band Manuscripte erhalten, welche in Lölle im Somogyer Comitát auf einem Dachboden gefunden worden sind. Der Band enthält 313 Seiten und auf diesen 27 Gedichte ohne gemeinschaftlichen Titel. Diese Gedichte haben keinen poetischen Wert, doch offenbart sich in ihnen ein warmes Gemüt. Vortragender liest mehrere Proben daraus; am meisten interessirte ein an ein junges Mädchen in leichtem, neckischem Ton gehaltenes Gedicht. Vortragender schliesst mit der Bemerkung, dass wenn auch Graf Ladislaus Teleki nicht zum Dichter geboren war, sein dichterisches Wirken aus historischen Gesichtspunkten doch Beachtung verdient.

MICHAEL BOGISICH legt der Classe ein katholisches Gesangbuch aus dem XVII. Jahrhundert in Manuscript vor. Dasselbe führt den Titel: *Cantionale et passionale hungaricum societatis Jesu* und ist sein Autor unbekannt. Die Sammlung besteht aus zwei Theilen; der erste enthält Messgesänge für die Hauptfeste des Jahres, der andere Lamentationen nach Káldy's Bibel-Uebersetzung mit Gregorianischen Noten. Der Text der Lieder ist sangbar, die Musik zumeist im Sopran- und Alt-, selten im Tenor-Schlüssel geschrieben; der $\frac{4}{4}$ -Takt ist vorherrschend. Ihrem Ursprung nach zerfallen die Melodien in Gregorianische, nationale und fremde. (Von den nationalen trägt Vortragender das unga-

* Dr. Lipp hat seitdem seine Ausgrabungen mit vielem Erfolge fortgesetzt und unter dreissig Ohrgehängen blos ein einziges gefunden, wo die Birne frei herabhängt, nicht mit Draht angebunden ist.

** Aus dem ersten Hefte des *Archaeologiai Értesítő* (Arch. Anzeiger).

rische Advent- und Fasten-Kyrie mit Clavierbegleitung vor.) Die fremden sind zumeist deutschen Ursprungs, doch haben sie hier einen ungarischen Rhythmus angenommen. Die neuen Gesänge, die in dieser Sammlung enthalten sind, gingen in das Abt'sche Gesangbuch *Pisne katholicke* über, das im Jahre 1700 erschien, so dass dieselben sich im Volksmund erhalten konnten.

2. In der Sitzung der zweiten Classe am 9. Januar sprach zuerst BÉLA MAJLÁTH über die *Geschichte der ungarischen Ortsnamen*. Er warnt davor, bei dem Ursprung eines Ortsnamens den Klang des Wortes oder die vergleichende Etymologie anzuwenden, da man bei dieser Methode sehr leicht auf Irrwege geraten könne. Diese Methode befolgten früher und teilweise noch heute die slavischen Historiker, welche in allen altlateinischen Ortsnamen slavische Stämme entdecken und die sogar die Székler für einen magyarisirten slavischen Stamm halten. Dieselbe Methode befolgend hat auch Franz Salamon die Umgegend der Hauptstadt Ungarns von slavischen Ortsnamen bevölkert gefunden. Vortragender, der diesbezüglich eingehende Studien blos im Liptauer Comitate gemacht hat, gelangt zu dem Resultate, dass in diesem gegenwärtig fast ausschliesslich slovakischen Comitat ursprünglich die meisten Ortsnamen ungarisch waren und dass auch da die magyarische zu den ersten Ansiedlungen gehört. Slavische und deutsche Ansiedlungen erfolgten erst im XIII. Jahrhundert; am Ende des XIII. Jahrhunderts gab es in diesem Comitat 90 Ortschaften, von denen 41 ungarische, 30 slavische, 5 deutsche und 5 lateinische Benennungen hatten. Vortragender citirt nun interessante Beispiele, wie die meisten dieser ungarischen Ortsnamen im Laufe der Jahrhunderte sich slavisirten. So z. B. wurde aus villa nova, dem lateinischen Namen von Ujfalú, das heutige Ilianova. Hieraus ist zu ersehen, dass man selbst dort, wo man heute slavische Ortsnamen antrifft, nicht sofort darauf schliessen dürfe, dass die Ureinwohner slavisch und dass die prima occupatio keine ungarische gewesen sei.

Hierauf verlas THOMAS VÉCSEY aus einer grösseren Arbeit, welche die *Rechtswissenschaft unter den Árpáden* behandelt, jenen Teil, der sich mit dem Rechtsunterricht beschäftigt. Es gab unter den Árpáden verschiedene höhere Anstalten, wie Gran, Martinsberg, Tirnau und Veszprim; doch blühte am längsten die Hochschule zu Veszprim, welche nach dem Muster der Pariser Universität eingerichtet. keine Teilung nach Nationen und Fächern aufweist. Unterrichtet wurden: liberales artes, mandata divina und cultus justitiæ. Von einer medicinischen Facultät ist noch keine Spur zu entdecken; wurde doch die Heilkunst als eine Fülle practischer Erfahrungen von den Geistlichen

betrieben. Was den Rechtsunterricht (*cultus justitiæ*) anbelangt, so wurden gelehrt: *leges sæculares, mores et consuetudines, ars curialis* und *ars notarialis*. Unter den *leges sæculares* ist selbstverständlich auch das römische Recht zu verstehen, dessen Unterricht respective Anwendung die Päpste Honorius und Innocenz IV. erfolglos verboten. Den fünf Büchern Justinian's entsprechend, war der Cursus auf fünf Jahre berechnet und lehrten nicht weniger als fünfzehn *Doctores utrius juris* an dieser Rechtsanstalt. Der berühmteste derselben war der Probst und Magister Paulus, der auch bei Ladislaus dem Kumanier sehr beliebt war. Vortragender führt nun den Beweis, dass die Rechtswissenschaft unter den Árpáden in Ungarn geblüht habe und belegt dies mit einem von dem Erzbischof von Gran und dem Bischof von Waitzen abgeschlossenen Nutzniessungs-Vertrag, der voll der subtilsten juristischen Distinctionen ist.

MICHAEL ZSILINSZKY behandelt auf Grund von neueren Archivstudien den *Pressburger Landtag vom Jahre 1809* und besonders die geheime Geschichte der Wahl des Protestanten Georg Thurzó zum Palatin. Entgegen der bisherigen Ansicht stellt Vortragender fest, dass die Wahl nicht mit Acclamation erfolgte, da auf Thurzó 150 Stimmen entfielen, während der Candidat der Katholiken Graf Erdödy 51 Stimmen erhielt.

3. Sitzung der dritten Classe am 16. Januar. Erster Vortragender war I. FRÖHLICH, welcher über die Experimental-Untersuchungen Bericht erstattete, die er über die *Intensität des gebeugten Lichtes* bei Diffractionserscheinungen mit grossen Beugungswinkeln angestellt, und welche die Fortsetzung und den Abschluss einer vor einigen Jahren ausgeführten Untersuchung bilden.

Durch eine in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Commission der ungarischen Akademie gewährte materielle Unterstützung wurde Vortragender in den Stand gesetzt, die zu einer solchen Untersuchung nötigen sehr kostspieligen Apparate anzuschaffen und demnach die Untersuchung selbst auszuführen und teilt nun die Resultate mit, die er durch Beobachtung von mittelst äusserst enger Glas und Metallgitter dargestellten Erscheinungen erhielt. — Im ersten experimentellen Teile der Arbeit behandelt Vortragender die Beobachtungsmethode, die Reduction der Beobachtungen und gibt die endgiltigen Daten für Licht, das zur Einfallsebene senkrecht, und solches, das zu dieser Ebene parallel polarisirt ist. Aus diesem erhellt sofort, dass die erfahrungsgemässen Werte der Intensität mit der gewöhnlichen Beugungstheorie im grössten Widerspruche stehen. Diese Tatsachen erfordern eine gründliche Verallgemeinerung der bisherigen Theorie der

Beugungsgitter. Vortragender entwickelt diese Verallgemeinerung in zweiten Teile und sucht diejenigen an der Gitteroberfläche möglichen Lichtbewegungen, welche mit der Erfahrung übereinstimmen. Durch Anwendung der Fourier'schen Reihen gelingt es Vortragendem, dies Problem ganz allgemein und streng zu lösen, er beweist, dass unendlich viele homogene Lichtbewegungen möglich sind, die die Beobachtungen vollständig wiedergeben und die sehr einfach bestimmt werden können, dass aber die Entscheidung zwischen diesen bei dem gegenwärtigen Stande unserer Erfahrung unmöglich sei.

NICOLAUS V. KONKOLY erstattet Bericht über die im Jahre 1881 in der *Ó-tiyallaer* Sternwarte angestellten Beobachtungen. Es wurden Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn und Neptun beobachtet, ferner wurden refractive Beobachtungen angestellt u. s. w. Ferner erstattet Vortragender Bericht über Sonnenflecken und Sternschnuppen des verflossenen Jahres. Schliesslich macht Vortragender die Akademie auf die seit Kurzem von den Brüdern Eugen und Alexander Gotthard auf eigene Kosten errichtete Privat-Sternwarte zu Herény aufmerksam, welche eigentlich ein vorzüglich eingerichtetes astrophysikalisches Observatorium ist und als solches schon einige Beobachtungen an Himmelskörpern anstellte, deren Resultate v. Konkoly vorlegt.*

MAX V. HANTKEN bespricht das Vorkommen der *Clavulina Szabó* Schichten (Kleinzeller Tegel und Ofner Mergel) in dem Gebiete der Euganeen in Italien und der Meeralpen in der Grafschaft Nizza. Gelegentlich seiner im verflossenen Jahre in Italien gemachten Studienreise machte er selbst einen Ausflug in die Euganeen, um das Vorkommen der Mergel an Ort und Stelle kennen zu lernen. Ausser dem fraglichen Mergel wurden auch die in den Euganeen mächtig entwickelten, der oberen Kreide angehörigen Kalke gesammelt. Vortragender teilte die Resultate der Untersuchung dieses sowie des vom Professor Szabó gesammelten Materials mit. Die Mergel sind sehr reich an Foraminiferen, die mit denen des Ofner Mergels übereinstimmen. Die spärlich vorkommenden Mollusken und Ceinoidenreste sprechen für die vollständige Richtigkeit der Zuweisung der fraglichen Mergel in die gleiche Altersstufe mit dem Ofner Mergel. Sehr interessant sind die Resultate der mikroskopischen Untersuchung der oberen Kreidekalke. Sie erweisen sich vornehmlich als Resultat der Anhäufung sehr winziger Foraminiferen-Schalen, die vornehmlich aus Rotalideen bestehen. — Gelegentlich seines Aufenthaltes in Turin wurden Vortragendem gelegentlich

* Wir kommen auf das Herényer Observatorium im nächsten Hefte zurück. D. Red.

der Besichtigung der dortigen paläontologischen Sammlungen Schlemmproben von Mergeln aus der Grafschaft Nizza vorgezeigt, in welchen ihm beim ersten Anblick sogleich einige charakteristische Foraminiferen des Kleinzeller Tegels auffielen.

Zur Illustration zeigte Vortragender auch die systematisch geordnete Sammlung der in besprochenem Mergel gefundenen Foraminiferen, sowie auch gut gelungene Photographien der Dünnschliffe der oberkretasischem Kalk und in demselben vorkommenden Hornsteine, aus welchen sehr deutlich die zoogene Entstehung dieser Gesteine zu entnehmen ist.

VINCENZ BORBÁS, als Gast, bespricht das System und die geographische Verbreitung der *Aquilegien*, welche Pflanzengattung in Ost-Asien und Nordamerika am schönsten gedeiht. Was unser Vaterland anbelangt, so wetteifern die in den Siebenbürger Alpen vorkommenden Arten an Varietät und Formenreichtum mit der Flora der übrigen europäischen Alpen. Bezüglich des Systems der *Aquilegien* schlägt Vortragender eine neue Einteilung vor, welche der geographischen Verbreitung und der Verwandtschaft der Arten gewissenhafter Rechnung trägt.

HUGO LOJKA, als Gast, legt ein Werk des Dr. H. REHM, königlichen Landesgerichtsarztes in Regensburg vor, unter dem Titel: «Ascomycetes ab H. Lojka in Hungaria, Transsylvania — et pro parte — in Galicia collecti.» In dieser Arbeit behandelt Dr. Rehm in lateinischer Sprache die Ascomyceten, welche Lojka gelegentlich seiner lichenologischen Reisen gesammelt und Dr. Rehm zur Bearbeitung überlassen hat. Es sind in dieser Abhandlung 92 Arten von Discomyceten und 100 Arten Pyrenomyceten genau beschrieben, darunter ein neues Genus, ein neues Subgenus und im Ganzen 28 neue Arten. Die betreffenden Pilze wurden in den Jahren 1868—1880 in den Comitaten Sáros, Zips, Liptau, Gömör, Pest, Szörény, Somogy, Arad, Krassó und Hunyad, sowie im Stryjer, Samborer, Sandeczer und Sanoker Kreise in Galizien gesammelt.

4. In der Sitzung der ersten Classe am 23. Januar las ALEXIUS JAKAB über die *Geschichte der siebenbürgischen Journalistik bis 1840*. — Vortragender schildert vor Allem nach einem kurzen Excurs in die Geschichte der Zeitungen überhaupt, welche Schwierigkeiten es kostete, in Siebenbürgen in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts je eine ungarische oder rumänische Zeitung zu gründen. Der letzteren stand die geringe Intelligenz der Bevölkerung, der ersteren der Umstand im Wege, dass das Publikum sich mit den in Wien redigirten ungarischen Zeitungen begnügte. So entschlief denn das erste

im April 1790 gegründete ungarische Blatt bereits im Juni desselben Jahres. Die Gründung der ersten ungarischen Zeitung in Ungarn gelang denn auch nur dem wiedererwachten nationalen Geiste. Brassai gründete da das erste ungarische Volksblatt, Samuel Méhes erwarb sich grosse Verdienste um die Förderung der periodischen Presse und in der Periode 1834—1840 wirken wechselseitig die Parteikämpfe und die immer zahlreicher entstehenden ungarischen, deutschen und rumänischen Blätter anfeuernd auf einander ein; in diese Epoche fällt auch die Tätigkeit Franz Szilágyi's. Auch nachdem Baron Sigmund Kemény und Ludwig Kovács in Folge einer geheimen Denunciation flüchten mussten, blühte die Presse trotz der bald unmenschlichen, bald blöden Strenge der Censur fort. Die ungarischen Zeitungen führten den Kampf für die Pressfreiheit und für die Union mit Ungarn, während die Sachsen in ihren Organen der Reaction in die Hände arbeiteten.

JOSEF BUDENZ hielt hierauf einen Vortrag über die Bedeutung und den Ursprung der beiden Worte *Bálvány* (Götze) und *fejfa* (Grabmal von Holz). Vortragender führt mit Zuhilfenahme eines reichen wissenschaftlichen Apparates den Beweis, dass beide Worte aus der Heidenzeit stammen und zwar «bálvány» aus den Syrjensichen, wo das Wort bolban = Klotzbild lautet. Aehnlichen Klang hat das Wort noch heute bei den slavischen und ugrischen Völkern. Es bedeutet einen in den Boden gesteckten, oben in einen Menschenkopf auslaufenden Pfahl. *Fejfa* bedeutet desgleichen «Kopfholz» und stammt aus der Zeit, da der Grabpfahl noch in einen Kopf auslief, ein Brauch, der nicht nur bei uns, sondern auch bei den Türken vorkommt.

— **Ungarische historische Gesellschaft.** In der Jahresversammlung der Gesellschaft am 12. Januar las FRANZ SALAMON eine Abhandlung unter dem Titel: *Noch ein verschwundenes Comitatus*. Dieses «verschwundene Comitatus», das vor dem Erscheinen der Magyaren nach verschiedenen Angaben den deutschen Kaisern, respective den Erzbischöfen von Salzburg untertan war, hiess nach seinem ersten Grafen Privina, nach seinem zweiten Kezsel, nach seinem Hauptort aber Mosaburg. Dieser Hauptort soll an der südöstlichen Spitze des Plattensees, an der Mündung des Flusses Szala gelegen haben. Das Comitatus war von grossem Umfang; es dehnte sich im Westen über Pettau hinaus, während es im Osten bis zur Drave-Mündung reichte; es umfasste demnach die heutigen Comitatus Baranya, Somogy und Zala. Die dreissig Ortsnamen, welche die Quellen mit diesem «verschwundenen Comitatus» in Verbindung bringen, sind deutschen Klangs. Der Salzburger Anonymus erwähnt Quinque Basi-

licæ (Fünfkirchen), Mosaburg (Szalavár), Sala piungin (Szalabér), Sala (Szala) und Unter-Pannonien, wo diese Orte und Flüsse gelegen sein sollen. Vortragender sucht nun zu zeigen, dass obige Angaben auf sehr schwankender Grundlage ruhen und dass das sogenannte Comitatus Privina, beziehungsweise Keczel, beziehungsweise Mosaburg gar nicht in Ungarn existirt haben dürfte. So z. B. ist unter Quinque Basilicæ nicht nur nicht Fünfkirchen, sondern überhaupt kein Ortsname zu verstehen, wie denn auch die übrigen Ortsnamen sich nicht auf ungarische Localitäten beziehen.

KARL SZABÓ hat eine Liste der steuerzahlenden *Bürger Klausenburgs ungarischer Nationalität aus dem Jahre 1453* entdeckt, welche sehr interessante Aufschlüsse über die Namen und die Beschäftigung der ungarischen Bürger Klausenburgs im Jahre 1453 erteilt. Etwa 550 Namen enthaltend, lehrt uns diese Liste, dass unter den ungarischen Bürgern Klausenburgs schon im XV. Jahrhundert alle Gewerbe vertreten waren und dass dieselben zumeist aus den ungarischen Ortschaften der Umgebung stammten. Sehr lehrreich wäre es, könnte man die Liste der *deutschen* steuerzahlenden Bürger Klausenburgs aus derselben Zeit finden. Bekanntlich hielten die Zahlenverhältnisse der beiden Nationalitäten in der Hauptstadt Siebenbürgens einander damals die Waage, und der Bürgermeister musste abwechselnd ein Ungar und ein Deutscher sein und der Hunderter-Rat aus fünfzig Deutschen und aus fünfzig Ungarn bestehen. Schon aus diesem Grunde wäre es sehr interessant zu erfahren, in welcher Nationalität die verschiedenen Gewerbe besser vertreten waren und welche Nationalität höhere «Taxen» zahlte. Aus culturgeschichtlichem Gesichtspunkte ist schliesslich die erwähnte Liste deshalb wichtig, weil derselben auch die städtischen Ausgaben aus demselben Jahre angefügt sind; wir erfahren da denn auch die Preise verschiedener Gebrauchsartikel aus dem XV. Jahrhundert. Ein Bogen Papier kostet 2, ein Kübel Hafer 50, ein Fisch 18 Denar u. s. w.

Zum Schlusse berichtet LUDWIG SZÁDECZKY über *die historischen Editionen der Krakauer Akademie der Wissenschaften*, insofern dieselben sich auf unsere Geschichte beziehen. Sehr viele interessante Daten enthält für uns das «Correspondenzbuch aus dem XV. Jahrhundert», das die Berührungspunkte zwischen Polen und Ungarn mehrfach beleuchtet.

VERMISCHTES.

— **Die Universität Klausenburg** zählte im Studienjahre 1880/81 im Ganzen 63 Lehrkräfte und im ersten Semester 513, im zweiten 484 Hörer. Davon entfielen auf die

	Lehrer	Hörer
philosophische Facultät	14	72 resp. 66
mathematisch-naturwiss. Facultät	11	60 „ 53
juristische Facultät	13	228 „ 217
medizinische Facultät	25	153 „ 148
Zusammen	63	513 resp. 484

Von den 63 Lehrkräften waren 41 ordentliche und 1 ausserordentlicher Professor, 1 Supplent, 6 Privatdocenten, 2 Privatlehrer und 11 Assistenten.

Von den Hörern waren im ersten Semester 407 ordentliche, 35 ausserordentliche, 29 Apotheker und 42 Hebammen; im zweiten Semester 392 ordentliche, 22 ausserordentliche, 28 Apotheker und 42 Hebammen.

Von den Hörern waren ihrer Confession nach (ohne die Hebammen): römisch-katholisch 214 (II. Semester 204), griechisch-katholisch 24 (23), griechisch-orientalisch 10 (7), evangelisch 29 (29), reformirt 143 (131), mosaisch 22 (20).

— **Das Josefs-Polytechnikum in Budapest** zählte im Studienjahre 1880/81 im Ganzen 57 Lehrkräfte; von diesen waren 28 ordentliche Professoren, 1 Adjunkt, 7 Privatdocenten, 2 ausserordentliche Lehrer, 1 Repetitor und 18 Assistenten.

Die Zahl der Hörer betrug im ersten Semester 481, im zweiten Semester 421, und zwar zählte die

	I. Semester	II. Semester
allgemeine und chemische Abteilung	291	248 Hörer
Ingenieur-Abteilung	119	115 „
mechanisch-technische Abteilung... ..	42	38 „
Architekten-Abteilung... ..	10	10 „
Ausserordentliche	19	10 „
Zusammen	481	421 Hörer.

In diesem Studienjahr betrug die Zahl der erstjährigen 119, von diesen hatten 21 das Gymnasium, 98 die Realschule absolvirt (im Vorjahre 10 und 90).

Ihrer Confession nach waren von den 481 Hörern des ersten Semesters: 240 römisch-katholisch, 4 griechisch-katholisch, 8 griechisch-orientalisch, 40 evangelisch, 35 reformirt, 1 unitarisch und 153 (nahezu ein Drittel) Israeliten.

ALBRECHT DÜRER'S SCHMERZENSMANN.

KLEIN HOLZ-PASSION nennt unser Meister im Tagebuche seiner Reise in die Niederlande (Fr. Campe, Reliquien von A. Dürer, Nürnberg, 1828, S. 116), im Gegensatze zu den *drei grossen Büchern* (Apokalypse, Marienleben, grosse Holz-Passion) eine in den Jahren 1509—11 entstandene Folge von dreissig und sieben Blättern (B. 16—32), welche Darstellungen aus der Heilsgeschichte von der Erschaffung des ersten Menschenpaares bis zum allgemeinen Weltgericht enthält, und ohne alle Anmassung die *Dürer-Bibel* heissen könnte, so wie 54 Bilder in den 13 Kuppelchen der vaticanischen Loggien gewöhnlich Rafael's Bibel genannt werden. (Vgl. J. D. Passavant, *Rafael von Urbino*. Leipzig, 1838. II, 203.)

Nach C. H. v. HEINECKEN's Zeugniß (*Neue Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen*, Dresden, 1786, I, 170, — wiederh. Leipzig, 1804, s. W. Heinsius, *Allg. Bücherlex.* ib. 1812. II. 313) wäre dieses so oft wiederholte Holzschnittwerk Dürer's in erster Auflage in 4^o ohne Text erschienen. Es hebt mit dem *Titel* an, «worauf die Figur des leidenden Heylandes, der auf einem Steine sitzt, mit dem Dürer'schen Zeichen. Oben steht: *Figuræ Passionis Domini nostri Jesu Christi.*» Hierauf folgt das Verzeichniß der einzelnen Blätter, in der Anordnung, wie solche BARTSCH (*Le Peintre Graveur n. ed.* Leipzig, 1866. VII, 119—121) herübergenommen hat.

Heinecken schickt seinem Verzeichniß der Albrecht Dürer'schen Holzschnitte (a. a. O. S. 161) die Bemerkung voraus: er habe neben anderen Sammlungen, sonderlich die *Mariettische*, welche ich vorzüglich auserlesen gefunden, zu Rate gezogen. J. HELLER,

noch immer einer der vorzüglichsten Gewährsmänner in den Dürer's Blätter betreffenden Fragen, nennt (Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's, Bamberg, 1827. II, 2, S. 307) dies Verzeichniss «ein sehr vollständiges». «Die Blätter sah er alle selbst, und bey jenen, wo es der Fall nicht war, gab er sorgfältig die Quellen an, woraus er seine Nachrichten entnahm.» J. CH. BRUNET (Manuel du Libraire. V. ed. Par. 1862. III, 82) spendet desgleichen Heinecken's Beschreibungen das Lob: *fort exactes!*

B. HAUSMANN, einer der vorzüglichsten Kenner Dürer'scher Arbeiten, schreibt (Albrecht Dürer's Kupferstiche, Radirungen, Holzschnitte und Zeichnungen, Hannover, 1861, S. 63): Heller erwähnt nach HEINECKEN * einer ersten Ausgabe mit Text, auf deren Titel über dem Holzschnitt die Worte: *Figuræ Passionis Domini nostri Jesu Christi*, und am Ende: *finis impressum Noribergæ 1511*, stehen sollen.» «Ich, fährt Hausmann fort, habe einen solchen Schluss nie zu Gesicht bekommen, er kann aber nicht echt sein, da bei allen Dürer'schen Werken mit lateinischem Text steht *impressum Nurnberge*, niemals *impressum Noribergæ*.»

Schade, dass Hausmann Heller's Anführung mit Heinecken's eigener Aussage nicht verglichen hat, er würde (a. a. O. Nachr. S. 172) gefunden haben: «Diese kleine Passion ist *von neuem* gedruckt worden mit dem Titel: *Passio Christi ab Alberto Durer Norimbergensis effigiata, cum varii generis carminibus fratrum (?) S. Benedicti, Chelidonii, Musophili*, mit Text auf der Rückseite, und am Ende: *finis impressum Noribergæ*.»

Heinecken spricht hier offenbar von einer zweiten Ausgabe dieses Passionsbüchleins mit Text, gibt aber den Titel dieses ungenau, er lautet nämlich wie folgt: *Passio Christi ab Alberto*

* Sonderbar genug schreibt nicht nur HAUSMANN, sondern auch A. BARTSCH a. a. O. S. 28 n. 12, und HELLER jedesmal den Namen dieses Kunstforschers Heineke, während BRUNET Heineken braucht. In der vom 3. Mai 1789 datirten Vorrede zu den neuen Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen zeichnete er sich: *Carl Heinrich von Heinecken*. In dem Avertissement zum II. Band des Dictionaire des Artistes, Leipzig, 1788, liest man: *C. H. de Heineken*.

Durer Nu || *renbergensi effigiata cū varij generis carmi* || *nibus Fratris Benedicti Chelidonij* || *Musophilii*. In der Mitte der dieser Abhandlung beigegebene facsimilirte Holzschnitt des Schmerzensmannes, darunter die Distychen :

O mihi tantorum . iusto mihi causa dolorum
 O crucis O mortis causa cruenta mihi.
 O homo sat fuerit . tibi me semel ista tulisse.
 O cessa culpīs me cruciare nouis.
 Cum priuilegio.

Die Vorderseite des letzten, d. i. 38. Blattes, enthält den *καλογράφον* : *Impressum Nurnberge per Albertū Durer Pictorē* || *Anno christi Millesimo quingentesimo vndecimo*. Ausser dieser Schlussbemerkung, welche Auskunft gibt über Ort, Drucker und Zeit der Ausgabe findet sich nachstehende Androhung: *Heus tu insidiator . ac alieni laboris . et ingenij . surrep || tor . ne manus temerarias his nostris operi || bus inicias . caue. Scias enī a gloriosissi || mo Romanorū imperatore . Maxi || miliano . nobis cōcessum esse || nequis suppositicijs for || mis . has imagines imprimere . || seu impressas per impe || rij limites vendere audeat . q . || si per cōtemptum . seu auaricie cri || men . secus feceris . post bonorum con || fiscacionem . tibi maximum periculum sube || undum esse certissime scias.** «Ob nun schon Kayserliche Freiheit, bemerkte längst H. C. AREND (Das gedechtnisz der ehren eines derer vollkommnesten Künstler seiner und aller nachfolgenden zeiten Albrecht Dürers, Goszlar, 1728, § 9), dahin ging, dasz niemand dieses werk sollte nachmachen, so fand sich doch bald ein Italiänischer Kupferstecher, der dieses latein nicht verstand, oder nicht verstehen wollte, und also alle stücke in Venedig (?) nachmachte, und dessen name hiesz Marcus Antonius.» — Doch hierüber später, kehren wir zu Heinecken zurück.

Von dem ersten Zustande der Platten, vor allem Text gibt es in öffentlichen und privaten Sammlungen ganz vorzügliche Folgen,

* Ein ganz getreues Facsimile davon gibt H. LEMPertz, Bilderhefte zur Geschichte des Bücherhandels. Cöln. 1862. Tafel II.

bei denen aber stets das Titelblatt abgeht. So bewahrt das Amsterdamer Museum dieses Holzschnittwerk in neun unzerschnittenen Bogen, je vier Darstellungen auf einem Blatt. Auch hierin fehlt der Titel. Hausmann meint, dieser sei *ohne Text nie in Handel gekommen*, fügt aber sogleich an: «wird daher nur für die Ausgabe mit Text gearbeitet» sein. Dem sei wie ihm wolle, man wird billig zugestehen müssen, dass der Grund von dem «*impressum Noribergæ*» allein gegen das Zeugniß Heinecken's nicht entscheidet; denn abgesehen davon, dass *Noribergæ* ein Schreibfehler ist, der bei sehr geschätzten Bibliographen* sich wiederholt, spricht ja Heinecken von der Textausgabe des Jahres 1511, und nicht von der ohne Text, von der wir annehmen müssten, es sei auf dem Titel des ersten Zustandes der Name Dürer's ganz verschwiegen geblieben. Freilich hat der Kunsthistoriker für seine Behauptung durch Urkunden einzustehen, und da müssen wir unbedingt zugeben, solche habe Heinecken nicht beigebracht, da er sogar den Ort unerwähnt liess, an welchem er den Titel vor dem Text zu Gesicht bekommen hat.

Sicher ist zwischen der Herstellung der Compositionen, den Zeichnungen auf die Stöcke und deren Schnitt eine geraume Zeit verflossen. Es scheint, der Meister konnte sich selbst nicht leicht zufrieden geben, er besserte noch an den vollendeten Stöcken. So gibt es, wie Hausmann (R. Naumann, Archiv für die zeichnenden Künste, Leipzig, 1855, I, 54 ff.) gezeigt hat, von dem Blatte: der Vertreibung Adam und Eva's aus dem Paradiese** (B. 18) zweierlei Abdrücke, die in der Zeichnung des Rückgrates der Eva abweichen. Der Akademiker A. Firmin DIDOT hatte in seiner

* Z. B. G. W. PANZER, *Annales typographici ab Anno MDI ad annum MDXXXVI continuati*. Norimbergæ: 1799. VII, 450. no 77. — J. G. Th. GRAESSE, *Trésor de livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique*. Dresde. 1861. II, 453.

** Diese Darstellung epigrammirte ein neulateinischer Dichter der Renaissance (Caspar Velius?) also:

Angelus hos cernens, miratus dixit: ab horto
Non ita formosos vos ego depuleram.

berühmten Kunstsammlung (Catalogue des dessins et estampes, Paris, 1877, p. 39, Nr. 282) eine Ausgabe ohne Text, in welcher die Geburt Christi (B. 20) mit den bisher bekannten Abdrücken in einigen, wenn auch geringeren Sachen nicht übereinstimmt. Dass Dürer den Heiland am Oelberge zweimal (B. 26 und 54) für diese Folge componirte, wird allgemein angenommen (M. Thausing, Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig. 1876, S. 345).

Auch Bücher haben ihr Erlebtes! Ihr äusserer Wert ändert sich im Allgemeinen merklich von Zeit zu Zeit, im Ganzen für grosse Meister steigend, für kleinere sinkend. Da ich von der culturgeschichtlichen Wichtigkeit der Nachrichten, zu welchen Preisen Dürer's Blätter und Werke verkauft wurden, überzeugt bin, hoffe ich, es werde Kunstfreunde interessiren, nachfolgende, die Wertschätzung und Concurrenz der Amateurs aufhellende Preisnotizen hier mitgeteilt zu finden. In den Tagen Dürer's geschah der Verkauf von Kunstwerken in sehr primitiver Weise, der Künstler veräusserte sie an Ort und Stelle, und führte dieselben auf seinen Reisen als Waare mit sich, seine eigene Mutter, die gute BARBARA, hielt die Stiche und Holzschnitte an Tagen, wo das Volk zusammenströmte, öffentlich feil. Beweis dafür findet sich in den Venediger Briefen ihres Sohnes, der in seinen heitersten Lebensstunden nicht vergisst, am 2. April 1506 seinem Freund W. Pirkheimer zu schreiben: «Hy mit last mich ewch befohlen sein vnd sagent meiner Muter daz sy awff daz *Heiltum* * feil las

* CAMPE, Reliquien S. 19 liess HERTELLN drucken, was EYE, Leben und Wirken A. Dürer's, II. Aufl., Nördlingen, 1869; richtig S. 204 in *heiltm*, zusammengezogen aus *Heyligtumb*, verbessert hat. Im spätern Mittelalter und zur Zeit der Renaissance wurden die h. Reliquien in kunstvoll gearbeiteten Schangefässen und prachtvollen Schreinen von einer Emporbühne «heyltumbstuel» gezeigt. So z. B. in Wien, am St. Stefansmünster: *alle iar an sontag nach dem Ostertag*. Vergl. M. DENIS, Wiens Buchdruckergeschicht. Wien, 1782, S. 15. Der Wiener Heiltumsstuhl erbaut 1483 wurde 1700 abgebrochen. Eine Abbildung davon in den Mitteilungen des Altertums-Vereins, Wien, XVI, 35, p. 47. V. a. Das Wiener Heilighumbuch. Wien. 1882, p. IX. Nach G. W. C. LOCHNER'S Forschungen: Die Personen-Namen in A. Dürer's

haben.» Einzelne Preise der Dürer'schen Kunstwaare erfahren wir aus dem Tagebuche seiner niederländischen Reise. Fleissig verbucht darin der Meister seine Einnahmen, wir geben daraus nur die Aufzeichnungen, welche die kleine Heilige Passion betreffen. So erzählt Dürer (1520): «Item Sebaldt Fischer hat mir zu Antorff (Antwerpen) abkaufft 16 kleiner Passion pro 4 fl.» (Campe a. a. O. S. 81.) Noch mehr Beachtung verdient das genaue Verzeichniss der ungeheuren Menge von Kunstwerken, die er daselbst dem portugiesischen Handelsagenten BRANDAN (Factor von Portugal) geschenkt hat: «ein kleines geschniedenes Kindlein. Mehr hab ich ihm geschenkt ein Adam und Eva, den Hieronymum in Geheisz, den Herculum, den Eustachium, die Melanckolj, die Nemesin. Darnach auf dem halben Pogen drey neue Marien-Bild, die Veronicam, den Antonium, die Weyhnachten und das Creutz. Darnach die besten aus dem Viertelbogen der sind acht Stücklein. Darnach die drey Bücher unser Frauen Leben, Apocalypsin, und den grossen Passion, darnach den *klein Passion* und den *Passion in Kupffer*, das ist *alles werth 5 fl.*» (Campe, S. 87. 88.) Weiter fanden wir angemerkt: «Ich hab gelöst aus zwey Adam und Eva, ein Mehrwunder, j Hieronymus, j Reuther, j Nemesin, j Eustachium, j ganz Stück Holzwerk, sieben stück des schlechten Holzwerks 2 Bücken und 10 *klein Holz Passion*, alles umb 8 fl.» (Campe, 106.) Und nochmals erwähnt Dürer: «Ich hab 3 fl. aus dem *klein Holz Passion* gelöst.» Das Tagebuch zeigt von der übrigens nie angezweifelten noblen Natur des Künstlers, der bemüht war, Freunden Andenken, Dienstleistenden irgend eine Entlohnung zu hinterlassen. Zu ersteren zählte der Antwerpener Stadtschreiber CORNEL GRAPHEUS, eigentlich SCHRYVER genannt, * dem Dürer am

Briefen aus Venedig. Nürnberg, 1870. S. 9, wurden am Freitag nach *Quasimodogeniti*, d. i. nach dem weissen Sonntag, der im Jahre 1506 auf den 19. April fiel, die Reliquien und der d. Krönungsornat öffentlich ausgestellt.

* GRAPHEUS, ein Polyhistor, verfasste zu dem in neuerer Zeit vielbesprochenen Einzug Kaiser Karl V., 1520, in Antwerpen eine *Gratulatio*. Vergl. J. Fr. Foppen's *Bibliotheca Belgica*. Bruxell. 1739, I, 201, wo auch sein charakteristisches, von N. Larnessin gestochenes Bildniss zu sehen ist.

1. Februar 1521 ein Exemplar der kleinen Holzschnitt-Passion verehrte, welches den Vermerk hatte: Albertvs Dvrer pictor opt. max. C. Grapheo dono dedit, propria ipsius manv. VII. die febr. an. DDD.XXI., und sich später in der Bibliothek des bekannten Biographen der Aldus und Etienne Ant. Aug. Renouard befand.*

Uebergehend zur Geschichte der Preise, mit welchen nach Dürer's Hinscheiden die Blätter dieses Holzschnittwerkes abgingen, wollen wir nicht unsere Studie durch ein mechanisches Aneinanderheften von Zahlen und Namen bis zur langweiligen Armut verzerren. Culturgeschichtliche Daten sind niemals dürr und trocken, denn Namen und Zahlen werden für den Forscher nur wertvolle Wegweiser auf langem Weg. Die Abgrenzung aber und Auswahl des hierher gehörigen Materials bietet mehr als eine Schwierigkeit, was insbesondere uns aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert bekannt geworden ist, war kärglich genug; allen denen, die in dieser Beziehung an die Centren grosser Sammlungen gestellt sind, möge die Ergänzung des bisher Zugänglichen empfohlen sein.

JOACHIM SANDRART versäumt in seiner «Teutschen Academie» nicht, wiederholt auf die Kostbarkeit der Dürer'schen Werke hinzuweisen, allein Anhaltungspunkte für den Handel derselben zu seiner Zeit bietet er nicht. Teuer waren sie nicht. Die aus 836 (?) Dürer'schen Kupferstichen und Holzschnitten bestehende J. G. PAULI'sche Sammlung in Breslau wurde in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts auf 400 fl.geschätzt.** Der französische Amateur JEAN DE JULIENNE (1686 – 1766) besass 300 vorzügliche Dürer'sche Blätter, darunter 101 Kupferstiche, die im Jahre 1767 um den geringen Preis von 201 Livres verkauft werden mussten.*** Ergiebiger werden unsere Quellen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, mit den 1790 anhebenden Verzeichnissen des Nürnberger Kunst-

* Vergl. Catalogue de la Bibliothèque d'un amateur, avec notes bibliographiques, critiques et littéraires. Paris, 1819. I, 20.

** HELLER, das Leben und die Werke Albrecht Dürer's, II, 1. Zeichnungen, Gemälde, plastische Arbeiten. Bamberg. 1821, S. 150.

*** L. CLÉMENT DE RIS, les amateurs d'autrefois. Paris. 1877, p. 311.

händlers JOHANN FRIEDRICH FRAUENHOLZ. Diese wurden (I—IX, 1804) darum veröffentlicht, um Liebhaber von Kupferstich-Werken und Kunstsachen einzuladen, in der Behausung des Genannten zur öffentlichen Versteigerung derselben zu erscheinen. Die *baar* zu leistende Bezahlung geschah in Conventionsgeld, an Provision wurden 12 Procent genommen; da unser Exemplar genau die Preise eingezeichnet hat, so sind wir in der Lage, dieselben zu reproduciren, was vielleicht auch deshalb nicht überflüssig ist, da sie bei Heller, welcher bei andern Blättern Dürer's die Frauenholz'schen Preise anzeigt, nicht aufgenommen sind.

Wir lassen in Nachstehendem den Titel des Frauenholz'schen Auctions-Cataloges, welcher immer der gleiche blieb, folgen: «Verzeichniss einer beträchtlichen Kupferstich-Sammlung alter und neuer, grösstenteils seltener Blätter aus allen Schulen, nebst Kupferstich-Werken und Kunstsachen, welche den 21. März 1791 in der Frauenholzischen Behausung in den gewöhnlichen Vor- und Nachmittags-Stunden öffentlich gegen baare Bezahlung in Conventionsgelde sollen versteigert werden. Nr. I, Nürnberg, 1790, kl. 8, S. 6, Nr. 75. 36 Bl. Die kleine Passion, complet ohne den Titel, verkauft um 4 fl. 30 kr. Am 21. November d. J. (II, 12, Nr. 112) ging ein ähnliches Exemplar gar nur mit 2 fl. 30 kr. ab. Den 30. September 1793 (IV, 13, Nr. 173) sind 37 Ps. *La vie de Jésus, ou la petite passion, pet. 4. suite complete et bonnes epreuves* um 13 fl. veräussert worden. Ein noch schöneres Exemplar, 37 fl., *Figuræ Passionis Domini nostri Jesu Christi, première édition avant le texte*, erzielte im Februar 1797. 16 fl. (VI, 20, 1, Nr. 186.)

Zu den vorzüglichsten Verzeichnissen über die besten und gesuchtesten Blätter der Kupferstecher, Formschneider, Lithographen gehört R. WEIGEL's Kunstkatalog, welcher durch 28 Jahre, 1838—66, in 35 Abteilungen mit dem besonderen Titel: «Catalog von Kunstsachen und Büchern, welche in der Anstalt für Kunst und Literatur (R. Weigel) in Leipzig vorrätig oder durch dieselbe besorgt werden», 8^o, erschienen ist. Bei so einem reichen Vorrat von Holzschnittbüchern, wie er R. Weigel vorlag, ist es höchlichst

auffallend, dass Dürer's kleine Passion in dieser langen Reihe von Jahren vollständig nur *ein einziges Mal* vorliegt (Nr. 2790, II, 106), Folge von 37 Blättern mit dem Titel 1511. Erste Drucke mit lateinischem Text, mit breitem Rande, im Original-Pergamentband, um 15 Thaler offerirt.

In der viel genannten ALEX. POSONYI'schen Dürer-Sammlung, die 1876 von Hulot in Paris erworben, 1877 dem Berliner Kupferstich-Cabinet um 100,000 Frs. verkauft wurde, * befand sich (Catal.-Nr. 133, S. 20) die Ausgabe mit dem Texte, dem Originaltitel und dem Impressum, 38 Blätter, welche Posonyi in der POKORNY'scheu Auction für 226 Gulden in München erstanden hat. Bei BRENTANO in Frankfurt, 1870 (p. 24, Nr. 254), wurde die Ausgabe vor dem Texte, ohne Titelblatt, um 255 fl. dem Londoner Kunsthändler Colnaghi zugeschlagen. Marchese JACOPO DURAZZO besass ein completes Exemplar mit dem Text, in altem gepressten Lederband, welches Gutekunst 1872 (I, 181, Nr. 1858) um 400 fl. an Mann brachte. Derselbe Kunsthändler verkaufte am 24. Nov. 1881 nur 27 Bl. um 280 Mk. Für die vorzüglichen 38 Abdrücke der Textes-Ausgabe vom Jahre 1511 wurden 1876 (Nr. 480, S. 46) bei C. E. LIPHART 201 Mark geboten, während im December des darauf folgenden Jahres der Frankfurter Kunsthändler F. A. C. Prestel für die C. MARSCHALL'schen Drucke vor dem Text (B. 17—52, Nr. 259, S. 17), dabei der Titel mit dem Text, etwas schmutzig, 370 Mark bezahlt hatte. G. J. SCHWABE, Catalogue de livres rares, Nr. VI, Paris, 1879, zeigte p. 276, Nr. 2221 die Venediger Ausgabe von D. Bisuccio mit 250 Francs an.

An der Seite des ersten Schrifttums und der schwierigen Kunstübung geht immer die literarische und artistische Freibeuterei einher, das hat A. Dürer trotz aller kaiserlichen Schutz-Privilegien und drohenden Verboten sattsam erfahren. Sah er doch mit seinen eigenen Augen in Nürnberg unter dem Rathause einen fremden Mann mit Reproductionen seiner Kunstwaare unverschämten Hausirhandel treiben. Er war genötigt, den Schutz der

* Kunst-Chronik, XIII. J. Leipzig, 1878, n. 14.

Obrigkeit dagegen anzurufen. Am 8. Januar 1508 erliess hierauf der Nürnberger Magistrat folgendes Verbot (bei Campe a. a. O. S. 183): «Item einen frembden Mann, so undter dem Rathaus Kunstprif feyl hat, vnnnd vndter denselben etliche so Albrecht Dürer's Handzeichen haben, die Ime betruglich nachgedruckt seyndt, Soll man in Pflicht nehmen, dieselbe Zeichen alle abzuthun und deren keines hir fayl zu haben. Oder wo er sich des widern würd, soll man ihme dieselben Prif alle als ein Falsch auffheben vnnnd eines Raths hannden nemen.» MARC ANTON RAIMONDI scheute sich nicht die kleine Passion mit Hinweglassung des Dürer'schen Monogramms nachzustechen und die Blätter mit einem leeren Täfelchen versehen, in drei verschiedenen Abdrücken in der Welt zu zerstreuen. * Sie sind hart und steif und gegen das Original gehalten leblos. A. Bartsch hat sie XIV, 401—16 genau beschrieben.

Es bedürfte einer ganzen Abhandlung, um alle Copien der kleinen Passion eingehend zu besprechen, leider fehlt hierzu der Raum, und wir beschränken uns darauf, dieselben der Zeitfolge nach aufzuzählen. Schon 1553 erschienen die Copien von VIRGIL SOLIS in der bei V. Geyssler gedruckten: Passio vnsers Herrn Jhesu Christi. ** Die Venediger Drucker J. Osta und P. Valgris liessen dieselben 1557 copiren, von einem Ungenannten, für ihre: Contemplatio vitae et Passionis Domini Nostri Jesu Christi. H. Lufft liess kleinere Copien 1558 herstellen für sein Wittenberger Betbüchlein mit Calender und Passional D. M. Luth. Aehnliche enthält: Novi Testamenti additio postrema per D. Erasmus R. Frankf. 1560. Verig. Han. Den Jahren 1565—9 gehören die vom Monogrammisten *** & signirten Abbilder. Hierauf

* Hierüber hat auch G. VASARI, Marc-Antonio Bolognese, le vite de' piu' eccellenti pittori scultori ed Architettori. Firenze, 1880, V, p. 405 seq., aber märchenhaft berichtet. Milanesi nennt mit Recht diesen Bericht eine novella. C. Th. Murr hat in der Sache das Richtige in seiner description du Cabinet Praun, 1797, bereits gesehen und auseinandergesetzt p. 88.

** Und öfters. Vergl. C. K. Nagler, die Monogrammisten. München, 1819, V, 267 ff.

*** Nagler a. a. O. III, 105, hält diesen Copisten für den Meister der c. 1576 in Holz geschnittenen Baseler und Berner Todtentänze.

folgen die 1671 veröffentlichten Copien von NIC. SOLIS. * Heineken gibt (a. o. a. O. S. 173) Nachricht von einer Wiederholung in Kupfer, 37 Blätter, unter dem Titel: Passio Christi ab Alberto Durero effigiata. I. A. Colon. exc. A. B., desgleichen Wäsbergen etc. Der Augsburger Copist LAMBERT HOPFER hat nach demselben Gewährsmann von dieser Passion 18 Blätter im ersten Drittel des XVI. Jahrhunderts nachgestochen. ** MELCH. KÜSSELL fertigte Copien der Wäsbergen'schen Copien an. *** Im Jahre 1644 erschien bei Jos. Mommart in Brüssel eine Ausgabe in Quart mit der Ueberschrift: Historia Passionis Dni. nri. Jesu Christi ab Alberto Durero delineata. † In unseren Tagen wurden sämtliche Blätter 1862 von A. Burchard in Berlin photolithographirt; 1868 getreu in Holz nachgeschnitten von C. DEIS. ††

Noch haben wir der Original-Holzstöcke zu gedenken, von welchen Heineken (a. a. O. S. 172) richtig berichtet hat, sie wären nach Venedig gebracht und hier neu aufgelegt worden. Weigel besass davon im Jahre 1837 ein Exemplar, welches er Nr. 5603 b., I, 4, 38 eingehend beschreibt und um 15 Thaler anbietet. Das Buch hatte die gesammte Folge von 37 Blättern mit dem Titel: La Passione di N. S. Giesv Christo D'Alberto Durero, auf der Rückseite die Verse M. Moro's. In Venetia, 1612. Appresso Daniel Bisuccio. 4. 42 Bl. nebst Dürer's Portrait, Kupferstich, Medaillon. Brunet, Manuel II, 911, gibt eine einlässliche Beschreibung nach Didot's Exemplar. Nach ihm sind im Jahre 1839. 36 von den sehr abgenützten Originalstöcken nach London in das British Museum gekommen, wo sie sich auch heute noch befinden. Henry Cole nahm 1844 galvanoplastische Abformungen davon und den ergänzten Titel für Abdrücke, die er in dem Buche

* Vergl. J. D. Passavant, le Peintre-Graveur. Leipzig, 1863. IV. 127.

** Bartsch VIII, 526, und nach ihm A. Andresen, Handbuch für Kupferstich-Sammler. Leipzig, 1870, I, 694. zählen nur 15 Blätter.

*** S. Heller, a. a. O. S. 610.

† Diesen Copien können die bei Frobenius, 1604, in Hamburg mit dem falschen Titel: Alberti Dureri Noriberg. Germ. Icones suae nicht ange-reiht werden, es sind 38 von den 40 Blättern ALBERT ALTDORFER'S.

†† Eichstätt und Stuttgart. A. Eye gab 1872 dazu Erläuterungen.

«Events in the life of Jesus Christ» verwendete. Weigel offerirte Nr. 14593, 1845, XVI, 73, die gewöhnliche Ausgabe um 7 Thaler, Tondrucke um 10 $\frac{1}{2}$ Thaler und Pergamentdrucke um 21 Thaler.

Von allen Bilderfolgen Dürer's ist die kleine Passion in Holzschnitt am meisten verbreitet, besonders im zweiten Zustand mit dem Texte; doch sind, wie Hausmann, der competenteste Zeuge in dieser Sache, berichtet (a. a. O. S. 63): «die vollständigen Folgen mit dem echten Titel ausserordentlich selten, wie denn von den reichen Wiener Sammlungen (1861) diejenige des Erzherzogs Albrecht allein eine solche besitzt und keine der Münchener Dürer-Sammlungen einen echten Titel aufweisen kann.»* Dasselbe gilt selbstverständlich in erhöhtem Maasse von Privat-Sammlungen, welche meistens durch eine spätere Copie oder Handzeichnung das Titelblatt ersetzt haben.**

Die Darstellungen Christ des Heilandes als „Schmerzensmann“, sei es mittelst Wort, Stift, Pinsel, Grabstichel, Meissel, sind so zahlreich, dass der Kunstforscher keine geringe Mühe hätte, den gebotenen Stoff auch nur in allgemeinen Schilderungen zu überwältigen. Die unterschiedlichen Darstellungsweisen des leidenden Erlösers als *Schmerzensmann*, *Ecce Homo*, das Antlitz des Herrn auf dem Schweisstuche S. Veronica's, sind aus den Auffassungen des Jesaja'nischen Gesichtes (53, 3), und aus dem Verständnisse der vier Evangelisten (Matth. 27, 26—30, Marc. 15, 15—19, Luc. 23, 25, Joh. 19, 1—6) geflossen. Jesaja

* Die Richtigkeit dieser Behauptung können wir aus eigener Erfahrung bestätigen.

** P. PRAUN (Murr, Cab.-Nr. 138—74) hatte ein completes Exemplar, welches 1801 mit der gesammten Sammlung an Frauenholz überging. Vergl. Deutsches Kunstblatt Nr. 23, S. 204. Das DIDOT'sche «tirage non decrit», Cat. Par. 1877, Nr. 282, p. 39 wurde bei der Auction zurückgezogen. Unvollständige, d. i. Ausgaben ohne Titel besaßen die Amateurs: DERSCHAU (Nürnberg, 1825), G. FUMEE (Wien, 1826), M. HELD (ib. 1826), F. X. STÖCKL (ib. 1838), L. CICOGNARA (ib. 1839), B. PETZOLD (ib. 1845), E. P. OTTO (Leipzig, 1851), A. W. JUNGMEISTER (ib. 1852), W. A. ACKERMAN (ib. 1853), B. SPRINKMANN (ib. 1853), C. MECHER (Leipzig, 1854), J. EISENHART (München, 1861), J. C. ENDRIS (Wien, 1863) und J. D. BÖHM (ib. 1865).

sieht den Geplagten, welchen sich die Schmerzen zu ihrem Manne, mit welchem sie es zu tun haben wollen, erwählt haben. Nach dem neutestamentlichen Bericht wurde Christus vom Landpfleger den römischen Kriegsknechten zur Geißelung übergeben, an diese schloss sich die Verhöhnung seines israelitischen Königtums in der Aufsetzung der Dornenkrone, Anlegung des Purpurkleides und der damit verbundenen rohen Gewalttaten an. Pilatus, um durch den erbarmungswürdigen Anblick das Mitleid der vor dem Riehthause versammelten ungestümen Menge zu erwecken, stellte Jesum, auf ihn zeigend, mit den Worten vor: seht, welch ein Mensch! Nach der lateinischen Uebersetzung sprach er: *Ecce Homo!*

Das künstlerische Motiv des *Schmerzensmannes* entspross also der einfachen heilsgeschichtlichen Erzählung und ist längst vor Dürer verwertet worden. So z. B. finden sich aus der Zeit der Wiegendrucke allein im Catalog frühester Erzeugnisse der Druckerkunst der T. O. Weigel'schen Sammlung (Leipzig, 1872) sechs verschiedene Darstellungen aus den Jahren 1450—1500 (Nr. 108, 50; 163, 73; 365, 184; 456, 228; 472, 233; 486, 241), meistens der stehende Christus in der Grabkiste, zwischen Engeln versinnbildlichend. Der Meister mit den gothischen Buchstaben E. S. von 1466 hat in einem in Dresden befindlichen Kupferstich Christus als Schmerzensmann dargestellt. (Passavant II, 58, Nr. 155). Von demselben ist ein anderes, von 1467 datirtes Blatt: das Antlitz des Heilandes auf dem Schweisstuche, welches von S. Peter und Paul gehalten wird. (Nagler, Monogramm. II, 660.) Ein ungenannter alter Meister hat, nach Heineken (Deutsche Kupferstichgeschichte, neue Nachr. I, 309), den Heiland stehend mit der Dornenkrone, um ihn herum vier Engel mit den Instrumenten der Passion abgebildet. Ein Blatt mit dem Reiber gedruckt. Eben dieselbe Vorstellung, etwas grösser, dann ein Brustbild des Heilandes mit der Dornenkrone und kreuzweise übereinander gelegten Händen auf der Brust kennt unser Gewährsmann. Berühmt ist Martin Schongauer's Schmerzens-

mann,* von grosser Schönheit der Form, Tiefe der Empfindung. Dass Dürer Schongauer's Blätter kannte und studirte ist sicher, eine Vergleichung der Kreuzschleppung dieses Meisters, B. 21, mit der Dürer's grossen Holzschnitt-Passion, B. 10, lässt darüber keinen Zweifel aufkommen.**

Ist aber keinem aufmerksamen Freund älterer Kunst entgangen, wie dieselbe von ihren Anfängen an das Bild des Schmerzensmannes in Darstellungen aller Art verewigt hat, so ward ihm andererseits auch offenbar, dass Dürer eine Reihe von Darstellungen dieses idealen Vorwurfes geschaffen hat, die in ihrer Hoheit wohl oft wiederholt, niemals aber übertroffen worden sind.*** Ewig denkwürdig bleibt es aber, wie Dürer denselben Gegenstand so oft behandeln konnte, ohne Spur einer müssigen Wiederholung, ohne im geringsten den erhabenen Gedanken zu verflachen. Dem Schriftsteller, der heute über Kunst schreiben will, wird kein Material des Beweises erlassen, und so wollen wir innerhalb der uns gezogenen Grenzen Dürer's sämmtliche hieher gehörige Darstellungen, so weit sie bekannt geworden sind, vorführen. Wir beginnen mit den Kupferstichen, Radirungen und Holzschnitten, deren Zeitfolge und Authentie sicher gestellt ist; hieran werden sich die Handzeichnungen und Gemälde anschliessen, letztere bilden einen wichtigen Teil der Dürerkunde, aber es gibt auf diesem Gebiete viel Gestrüpp, Heller's unzuverlässige Aufstellungen sollten berichtigt werden. Die neuere Forschung hat hiezu so manche verdienstvolle Beiträge zu Tage gefördert, im

* B. 69. A. Wurzbach, M. Schongauer, Wien, 1880. S. 94, versetzt ihn in die Zeit 1470—3. In der Didot'schen Auction, Mai 1877, wurde dieser Stich um 1500 Fr. verkauft.

** S. G. Dehio, die Composition von Raffael's Spasimo di Sicilia und ihre Vorläufer, Zeitschr. für bild. Kunst. Leipzig, 1881, XVI, 255.

*** W. GRIMM's Urteil über Dürer's Veronica und Ecce Homo-Bilder: «In den Holzschnitten, die wenige und harte Umrisse verlangen, hat er vorzugsweise den Typus beibehalten, aber den herben und ungefälligen; in den Kupferstichen sucht er mehr gemeine Naturwahrheit, die oft unschön ist.» (Die Sage vom Ursprung der Christusbilder, Abhandl. der Berl. Akad. Phil. Hist. Cl. 1842, S. 167) muss als unbegründet bezeichnet werden.

Ganzen aber mehr mit den Handzeichnungen als mit den Gemälden Dürer's sich befasst. Wir begnügen uns aber im Allgemeinen die beachtenswerten Compositionen einfach an unseren Augen vorbeiziehen zu lassen, nur das Titelblatt zur kleinen Holzschnitt-Passion und eine in unserem Besitze befindliche Handzeichnung



Albrecht Dürer's Ecce Homo. Bartsch 20.

soll nach der künstlerischen und inhaltlichen Seite eingehender gewürdigt werden.

Zuerst tritt uns das Bild Christi, als der Mann der Schmerzen, mit ausgebreiteten Armen in einem (B. 20) Kupferstich entgegen.

Thausing (Dürer, S. 174) tadelt die wulstige Anatomie, den verzeichneten Kopf und Augen, und findet die schwache Stichführung derart auffallend, dass er die Arbeit vor das Jahr 1497 zurückzusetzen versucht ist, während Hausmann (a. a. O. S. 13) die sorgfältige und durchgebildete Behandlung des Vorgrundes hervorhebt und wegen der grossen Uebereinstimmung in Gefühl und Ausdruck mit B. 21 in das Jahr 1512 verweist. Retberg (a. a. O. Nr. 90 p. 40) lässt es mit Recht um 1507 entstanden sein. Zunächst folgt das 1509 datirte Titelblatt der Passion in Kupferstich: der Schmerzensmann steht mit den Wundmalen und der Dornenkrone an der Martersäule mit gekreuzten Armen, in der Linken die Rute, in der Rechten eine Geissel haltend (B. 3). An dieses schliesst sich das herrliche, nur in der Albertina und in Dresden aufzufindende Blättchen: Veronica, sie hält mit beiden Händen das Tuch mit dem Antlitze des Herrn. Der Stich, mit der trockenen Nadel geritzt, trägt die Jahreszahl 1510 (B. 64). Mit 1510 ist auch das Veronicabild (B. 38) der kleinen Holzschnitt-Passion bezeichnet. Mit demselben Datum ist der Holzschnitt (B. 9) in der grossen Holzschnitt-Passion versehen, welcher die Schaustellung des dorngekrönten Herrn im Richthause darstellt. Aus dem darauffolgenden Jahre 1511 stammt: das Titelblatt zu derselben Passion (B. 4): der sitzende Schmerzensmann, seinen spottenden Peinigern gegenüber; das Titelblatt zur kleinen Passion in Holzschnitt (B. 16) und die Schaustellung (B. 35) aus der nämlichen Folge. In das Jahr 1512 fällt der mit gebundenen Händen abgebildete Schmerzensmann, ein mit der kalten Nadel hergestelltes Blatt (B. 21), und der «Ecce Homo» der Kupferstich-Passion (B. 10). Das von zwei Engeln gehaltene Tuch mit dem Antlitze Christi (Kupferstich B. 25) zeigt 1513; der Aetzdruck, sitzender dorngekrönter Heiland (B. 22), 1515, die Radirung des von einem Engel gehaltenen Linnentuches mit dem Antlitze des Herrn (B. 25) 1516 als Entstehungszeit. Schliesslich dürfen wir das sogenannte grosse Christushaupt, das Bartsch (VII, 182, Ap. Nr. 26), Retberg (a. a. O. S. 120, Ap. Nr. 141) unter die zweifelhaften, Heller (a. a. O. S. 613, Nr. 1629), Eye (a. a. O. S. 516)

und Thausing (a. a. O. S. 363) unter die echten Blätter des Künstlers setzen. Schwerlich sind Gestalten, wie der Schmerzensmann Dürer's in den vorher angeführten 14 Darstellungen, wirkungsreicher zu ersinnen; überall zeigt Dürer jene ausgezeichnete Begabung, das, was er im Bilde vorführen will, mit der strengsten haushälterischen Verwendung der Mittel, wie Bildnereien in ewigen Fels gehauen, zu zeichnen, immer das Wesentliche aus der Idee hervor zu holen und den geschichtlichen Vorgang in seiner stillen Grösse an's Licht zu stellen. Unstreitig besteht gerade in dieser Fähigkeit ein Hauptteil des ausserordentlichen Erfolges und verleiht diese Eigenschaft den Dürer'schen Typen einen so wunderbaren Reiz.

Werfen wir nun einen Rückblick auf das *Titelblatt der kleinen Holzschnitt-Passion*. * Wie die auf S. 226 stehende Nachbildung weist, ist diese einfache Darstellung Christus als Schmerzensmann nicht Zeichnung in Linien, sondern natürliches Leben. ** Im Anschauen derselben schöpft nicht nur der Amateur, sondern auch der Kunstforscher aus einem fast unversiegbaren erscheinenden Brunnen. Gründliche Sach- und Fachkenner spenden dieser Composition ungeteiltes Lob. G. H. HOTHO (Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei, Berlin, 1842, I, 118) bekennt als das Tiefste, was sich in Inhalt und Ausdruck der Stimmung erreichen lässt, sei ihm immer Dürer's Titelblatt zu seiner kleinen Passion in Holz erschienen. A. SPRINGER (Bilder aus der neueren Kunstgeschichte, Bonn, 1867, S. 197) bemerkt: «Das *arma virumque cano* Virgil's ist keine bessere Einleitung

* Unser Original mit dem Wasserzeichen der hohen Krone, von grosser Schärfe, Doublette einer d. Staatssammlung, ist leider durch Verschneidung ohne Text. Es gibt von dem Titelblatte ausser den schon oben angeführten Copien in den Gesamtfolgen auch einzelne, die Heller S. 352 ff. aufzählt. Wir selbst besitzen deren drei. Zu den besten rechnet man die Nr. 129 veröffentlichte Copie von R. v. Retberg.

** H. C. AREND a. a. O. schreibt naiv: «Ich wollte noch mehr stuecke von besagten 1511-ten jahre anfuieren, wenn nicht durch anschauung des gebundenen Jesu mein zum zaertigsten mitleiden bewogenes gemüt mit stat jener lauter passionsstuecke vorstellte.»

eines epischen Gesanges, als der in scharf charakteristischen Zügen von Dürer verkörperte Held seiner Erzählung.» Nach

Passio Christi ab Alberto Durer Au-
renbergenſi effigiata cū variis genens carmi-
nibus Fratris Benedicti Chelidonij
Musophili.



O mihi tantorum.iusto mihi causa dolorum
 O crucis O mortis causa cruenta mihi.
 O homo ſat fuerit.tibi me ſemel iſta tuliffe.
 O ceſſa culpis me cruciare nouis.
Cum priuilegio.

Titelblatt zur kleinen Holzschnitt-Passion.

A. EYE (Erläuter. S. 18) gehört das Blatt «zu den Durchdachte-
 sten und tiefst Empfundnenen, was unser Meister geleistet.» Dürer

hat in idealer Auffassung seinen *Schmerzensmann* als bedeutungsvolles, symbolisches Andachtsbild geschaffen; mag immerhin für Viele die Zeit der Allegorien vorbei sein, die Symbole verblasst, ihre Erklärungen verstäubt, wer diese Vorstellung verstehen will, muss sich auf Dürer's Standpunkt stellen. Könnten wir die



Albrecht Dürer's 'Ecce Homo'. Bartsch 22.

Schranken der Geduld unserer verehrten Leser erweitern, so wollten wir durch theologische Exegese den wunderbaren Sinn dessen, was wir mit Augen sehen, deuten. In Schonung dessen lassen wir alles liegen, was nicht unbedingt zum Verständnisse unseres Vorwurfes vonnöten ist. Dürer zeigt uns den dornen-

gekrönten Christus, im dreistrahligem Nimbus, sitzend das heilige Haupt mit der rechten Hand unterstützend, voll Schmerz über die Sünde und Schuld des Menschengeschlechts und doch voll Barmherzigkeit für dieses, um dessen Erlösung willen er Mensch geworden. Nach den paulinischen Worten, Gal. 3, 1, soll Jesus Christus so anschaulich vor Augen gestellt werden, als wäre er unter uns gekreuziget; auf seinem sinnenden Angesicht schwebt die tiefenste Mahnung (Hebr. 6, 6), nicht auf ein Neues den Sohn Gottes zu kreuzigen und zu verspotten. Naturumgebung, Bau- und Beiwerk, * überhaupt Alles, was für den äusseren Sinn den inneren Seelenvorgang zur Anschauung bringen kann, hat er mit Vorbedacht hinweggelassen. Er, der nicht müde geworden ist, in figurenreichen Compositionen jenes wunderbare unbegreifliche Ereigniss des gottmenschlichen Leidens zu zeichnen und auszumalen, verschmäht es hier, die Tat des Gottmenschen durch Ausbreitung des Herganges zu entwickeln, sondern erzählt in einer und derselben Figur dem aufmerksamen Betrachter das Epos von Gotteskraft und Menschenleiden. ** Dürer's *Schmerzensmann* lebt fort, er ist eine populäre heilige Figur geworden, das Volk hatte seine Gestalt verstanden. Bei uns und draussen in den Gebirgsländern finden wir an Strassen, Feldwegen, Thälern und Bergen den unvergleichlichen Vorwurf Dürer's nachgebildet, oft mit der Klage Jeremia (Thren. 1, 12) bezeichnet: O ihr Alle, die ihr vorübergeht am Wege, gebet Acht und schauet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze. An diesen Schmerz Jesu, der alle Welt durchzittert, hat offenbar B. CHELIDONIUS gedacht, als er für das Titelblatt die oben abgedruckten Verse als Unterschrift machte. ***

* Marc Anton stellte B. 584, 1 die Figur in ein Renaissance-Thor, von welchem eine leere Inschrift-Tafel auf drei Schnüren herabhängt.

** J. A. Messmer, über A. Dürer's Titelblatt zur kleinen Passion, Mitth. der Centr.-Comm., Wien. 1861, XI, 218, bleibt bei dem äusserlichen Motiv des Sitzens, Rastens stehen, und deutet gekünstelt durch Herbeziehung fernliegender geschichtlicher Notizen die künstlerische Seite der Composition.

*** Ben. Chelidonius war Benedictiner zum h. Egid in Nürnberg und wurde 1515 Abt U. L. F. zu den Schotten in Wien. Genaue Nachrichten

Auf die *Handzeichnungen* übergehend, müssen wir die allgemeine Bemerkung vorausschicken, dass dieses Gebiet, indem wir den Entwicklungsgang des Meisters kennen lernen, bei der geschichtlichen und ästhetischen Würdigung der Vorstellungskreise desselben unserer vollen Beachtung wert ist. Nur müssen wir eingestehen, dass wir nach dem heute vorliegenden Material noch nicht in der Lage sind, eine sichere Einsicht in den Bildungsgang unseres Lieblingskünstlers zu gewinnen. Wir können uns der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass die ergänzende und besernde hieher bezügliche Forschung seit HELLER's Zeiten in dieser Hinsicht einen langsamen Gang genommen hat; insbesondere für die kritisch-historische Beurteilung der von Dürer gemalten, ihm zutreffend oder irrtümlich zugeeigneten *Bilder* fehlt uns ein verlässlicher Führer, gleichwohl HAUSMANN und THAUSING vieles richtig gestellt, erläutert und erforscht haben.

Von den unseren Gegenstand darstellenden Dürer'schen Handzeichnungen sind bisher bekannt geworden: Die IMHOF'sche Sammlung hatte 1588 zwei *Ecce Homo* „gar guet“ (Heller, II, 1, Dürer's Zeichnungen, Gemälde, plastische Arbeiten, Bamberg, 1827, S. 79). JOACHIM SANDRART erzählt uns 1679 (Akad. II. H., Th. II, 89), in seiner Kunstkammer wäre unter den Handrissen des weltberühmten Albrecht Dürer's: «Ein *Ecce Homo* mit schmerzhaften Angesicht, fleissig mit schwarzer Kreide gezeichnet» gewesen. In der HELLER'schen Sammlung in Bamberg (Nr. 75, 76, a. a. O. S. 33) befand sich neben einem zweifelhaften «*Ecce Homo* mit zusammengebundenen Händen, eine Studie von einem *Ecce Homo*, mit vieler Einsicht und grossem Geist» behandelte Federzeichnung. In dem königlichen Kupferstich-Cabinet zu Berlin befindet sich ein «Schmerzensmann», mit dem Monogramm

über diesen Versificator gibt M. Denis, die Merkwürdigkeiten der garellischen Bibliothek, Wien, 1780. Nr. 567—8. — Wiens Buchdruckergeschichte, ib. 1782, S. 201—2. — J. Aschbach, die Wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter Kaiser Max I., Wien, 1877. erwähnt seiner S. 82, 250, 369, ohne die biographischen Nachrichten des fleissigen Denis genauer zu beachten.

versehener Federentwurf: Christus sitzt von Maria und Johannes umgeben unter einem Tronhimmel, getragen von 15 Männern. Ferner ist dort ein dornengekröntes Christushaupt, auf grünem Grund mit Gold gehöhlet, monogrammiert und datirt 1510. (B. Hausmann, A. Dürer's Kupferstiche, Radirungen, Holzschnitte, Zeichnungen S. 116—17.)

Das Kupferstich-Cabinet in *Dresden* bewahrt einen von Gruner in Photographie veröffentlichten, 1510 gezeichneten Schmerzensmann. (Eye, Leben Dürer's S. 327.) Bei J. C. Fr. Dauthe in *Leipzig* kam 1817 unter den Federzeichnungen der gezeisselte Heiland von Dürer vor. (Heller, II, 1, S. 47.) Neuestens hat das *Berliner* Kupferstich-Cabinet eine flüchtige Skizze von Dürer's Hand, Christus als Schmerzensmann (nach Jes. 63, 2) in der Kelter stehend, erworben. (S. Catalog einer Ausstellung von Zeichnungen alter Meister im Kupferstich-Cabinet. Berlin, 1881, S. 5, Nr. 2.) Unter den Dürer-Zeichnungen der Universitäts-Bibliothek in *Erlangen* ist eine Aquarelle: der sitzende Ecce Homo, von Th. Krüger 1614 in Nürnberg gestochen. (Hausmann a. a. O. S. 127. Heller II, 2, Nr. 2260, S. 843.) Das Printroom des *British Museums* besitzt von Dürer einen aufblickenden dornengekrönten Christuskopf mit der Jahreszahl 1503 und der Beischrift »während Krankheit gezeichnet.« (Hausmann, R. Nauman's Archiv für die zeichnenden Künste. Leipzig, 1858, IV. 36.) J. G. Silberrad, ein eifriger Kunstfreund, hatte eine grau in grau ausgeführte »Ecce Homo«-Zeichnung, die später in die Nagler'sche Sammlung in Berlin kam. (Heller a. a. O. S. 91.) Im September 1793 wurde von J. Fr. Frauenholz aus der Welser'schen Sammlung in Nürnberg ein »Ecce Homo« Nr. 5247 (Cat. IV, 396) um 166 Gulden versteigert; die folgende Nummer 5248, der Heiland mit der Dornenkrone, um 275 fl. 30 kr. für die Albertina gekauft. Im Cabinet Caylus, später du Roy, war auch: der gebundene Christus. (R. Weigel, die Werke der Maler in ihren Handzeichnungen. Leipzig, 1865, S. 192.) Zwei mit sehr vielem Fleisse gearbeitete Ecce Homo-Zeichnungen soll die Bildergalerie in *Weimar* besitzen. (Heller, a. a. O. S. 95.) Zu den unvergleich-



Albrecht Dürer's Studien zu Ecce Homo. (B. 20.)
In Josef Dankó's Sammlung.

lichen Schätzen der Albertina in *Wien* zählt die Schausstellung Christi in der sogenannten grünen Passion. (Braun, Phot. Nr. 553.) Der Handzeichnungsbestand des Wiener Kunstsammlers JOSEF GRÜNLING wies 1827 einen monogrammierten, mit 1522 bezeichneten *Ecce Homo* auf. (Heller, a. a. O, S. 122.) Gleichzeitig wird eine Zeichnung in der Sammlung der Amateurs J. M. Birkenstock und F. Lefevre, Inspector der Albertina, bezeugt. (Heller, a. a. O. S. 120, 132.) Unter den Handzeichnungen der Budapester Landes-Gallerie fand Custos Dr. KARL PULSZKY eine Studie, die er im Anhang zu unserer gleichnamigen Abhandlung in «*Archaeologiai Értésítő*», Budapest, 1881, I, 1, 127, veröffentlicht hat. Wie der Augenschein, nach den Facsimilen, zeigt, haben wir es mit einem Entwürfe zum: Mann der Schmerzen mit gebundenen Händen, B. 21, zu tun.

Ich besitze eine Zeichnung von Dürer mit der Feder und teilweise mit dem Pinsel ausgeführt, 17 $\frac{c}{m}$ hoch, 10 $\frac{c}{m}$ 4 $\frac{m}{m}$ breit, den *Schmerzensmann* vorstellend. Statt einer eingehenden Beschreibung dieser auf einem starken Papier, mit Entfernung der Drahtstriche von 3 $\frac{c}{m}$, dem ungewöhnlichen Wasserzeichnen einer Schlange mit breitem ovalen Rahmen, gezeichneten Abbildung gelte der S. 231 stehende Holzschnitt nach derselben, welchem wir auch den Kupferstich B. 20 (oben S. 223) in zinkographischer Illustration beigelegt haben; denn Dürer hat diese Composition, wie wir schon oben erwähnt haben, in Kupfer gestochen, allein der Vorzug unserer Zeichnung wird jedem vorurteilsfreien Richter auffallen.

Die Entdeckung einer bisher unbekannt gebliebenen Dürer-Zeichnung begegnet heutzutage billig einem Zweifel und der Zweifel hat so gut sein Recht als die Behauptung. Die Lösung in einem solchen Falle, wo nicht unwiderlegliche Beweise für die Provenienz beigebracht werden können, liegt in einer gewissenhaften Vergleichung mit authentischen, ausser aller Frage stehenden Handzeichnungen desselben Meisters, bei welcher man nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Schwächen des Künstlers ins Auge zu fassen hat. Wir hatten oft Gelegenheit, in den bedeutendsten

öffentlichen Sammlungen die Handzeichnungen Dürer's zu studiren, gestehen aber gerne zu, weder Sicherheit noch eine andere Giltigkeit unserer Prüfung in Anspruch zu nehmen, ausser jener, die in der sachlichen Entwicklung unserer Gründe liegt. Haben sich doch die besten Kenner von Handzeichnungen alter Meister nicht einmal getäuscht.

Der Totaleindruck spricht für die Echtheit, es tritt uns in dieser Composition Dürer's eigenartige Handschrift neben den Monogrammen in der gesammten des Meisters würdigen Behandlung entgegen. Die Gestalt des Schmerzensmannes ist von der ungezwungensten Natürlichkeit, in dem Beiwerk herrscht eine wohlberechnete, höchst vorteilhafte Harmonie. Vergleichen wir diese mit der des Stiches, so finden wir Christus in der Zeichnung viel feiner empfunden und sorgfältiger gearbeitet. Der Stich zeigt Abweichungen von auffallender Verschlechterung. Die Figur ist mehr bewegt und weniger massvoll, im Einzelnen ist der linke nach unten gehaltene Arm steif, auch das rechte Bein ist hart, das Knie tritt nicht gehörig hervor, das Standbein ist weniger markig und wirkungsvoll. Bedeutend schöner ist in der Zeichnung das Gewand und mehreres andere im Beiwerke. Schliesslich kann nicht angenommen werden, ein Copist hätte die Abbildung grösser gemacht (der Stich ist $10 \frac{c}{m}$ $4 \frac{m}{m}$ hoch, $7 \frac{c}{m}$ breit) als das Original. Selbstverständlich sehen wir mit Spannung dem Urteile der Sachverständigen hierüber entgegen.

Kürzer können wir uns über die Tafelbilder Dürer's mit Compositionen wie der «Schmerzensmann» aussprechen. Es sind folgende, meistens zweifelhafte Stücke bekannt geworden. Das *Augsburger* Rathaus hatte 1822 ein sogenanntes Dürer'sches *Ecce Homo*-Bild (Heller, II, 1, S. 138). In der Hopfeld'schen Sammlung zu *Breslau* befand sich 1741 ein «*Ecce Homo*» mit der Jahreszahl 1512 (Heller, a. a. O. S. 150). Die Kunsthalle zu *Bremen* hat das Glück, einen mit 1514 bezeichneten echten und gut erhaltenen Dürer'schen *Ecce Homo* unter seinen Gemälden aufzuweisen. Bei Burtin in *Brüssel* zeigte man 1514 einen *Ecce Homo* unseres Meisters. Die einst in *Dresden* und *Florenz* nach

Dürer benannten Ecce Homo-Bilder sind schon vor geraumer Zeit verschwunden. An einem Schmerzensmann in der Wendelstadt'schen Sammlung zu *Frankfurt* und an einem anderen in der *Göttlinger* Universitäts-galerie lobte Heller (1805, 1822, S. 170): die ebenso zarte als sorgfältige Behandlung. Josch in *Linz* hat einen monogrammirten, von 1512 datirten Ecce Homo besessen, welcher der bekannten Aebtissin Charitas Pirkheimer gewidmet war (Heller, S. 186). Nach Thausing wären die Ecce Homo-Bilder im Dogenpalast, nicht minder wie in der Casa Trivulzi zu *Mailand* aus der Reihe der Dürer'schen Werke zu streichen. (Dürer, S. 271, Nr. 1.) In *Nürnberg*, wo einst H. Imhof der Aeltere ein kleines echtes Ecce-Homo-Bildchen verwahrte, hatte Praun (Catal. Nr. 90, p. 11) den Schmerzensmann der kleinen Passion in Oel auf Leinwand gemalt. Der in der Moriz-Capelle Dürer'sche «leidende Christus» ist eine Fälschung (Eye, a. a. O. S. 405). Nicht besser wird es mit dem von M. L. Zappi 1821 in *Rom* entdeckten «Ecce Homo» bestellt gewesen sein, für den man die ganz anständige Summe von 1500 Gulden verlangte. (Heller, a. a. O. S. 241.) In diesen Tagen tauchte bei einem Mainzer Antiquitätenhändler aus der Nachlassenschaft des Malers Ph. Veit (+ 1877) ein Schmerzensantlitz des Erlösers mit der Dornenkrone auf, mit dem Monogramm Dürer's und der Jahreszahl 1505. Das Bild soll sich vormals im Besitze des Deutsch-Herrenhauses in Sachsenhausen bei *Frankfurt a. M.* befunden haben. (Allg. Zeit. 1881, Nr. 69. S. 1008.) Schliesslich wollen wir noch an eine Gedenktafel mit der Pietà und dem betenden Donator erinnern. ZAHN (Jahrbücher für Kunstwissenschaft, Leipzig, 1868, S. 21) fand in den Dürer'schen Handschriften (III, 73 b) des Britischen Museums eine Bild-Bestellung, flüchtig niedergeschrieben, folgenden Inhalts: «Xp̄s soll in der kaltr sten, maria soll zw der rechten seiten stan, dij engell zw der linken seiten, der korher for maria kniett, petrus unden.» LIPPMANN hält dafür, die oben erwähnte Handzeichnung des Berliner Kupferstich-Cabinet's sei der Entwurf dieses bei Dürer von einem Chorherrn bestellten Gemäldes; doch bleibe unbestimmt, ob der Meister je diese Arbeit ausgeführt hat.

Bei allen Erfolgen ist es Dürer nicht vergönnt gewesen, in der Monumentalmalerei etwas dem Schaffen der gleichzeitigen Meister des Cinquecento Ebenbürtiges an die Seite zu stellen; in seinen Conceptionen aber für den Stich und Schnitt ist er den Italienern weit überlegen. Hier hat seine Kunst der Phantasie und dem Gemüte unvergängliche Werke zugeführt. Was ist durch alle Zeiten hindurch, in Palästen und Hütten, in Schule und Haus die erhabene Gestalt seines Schmerzensmannes für eine stille, gewaltige Predigt geworden, wahrhaft volkstümlich und herzerquickend! *

JOSEF DANKÓ.

UNGARNS STEUERSYSTEM IM JAHRE 1780. ✓

Die ungeheure Masse des historischen Stoffes scheint dem Forscher die Aufgabe zu erleichtern, ein treues Bild von Ungarn, wie es vor hundert Jahren war, zu liefern, aber es fehlt auch nicht an Factoren, welche die objective Anschauung erschweren. Kaum gibt es auch nur ein Moment des öffentlichen Lebens von damals, das rein nur historisches Interesse böte; die meisten Ideen und Interessen, für welche die ungarische Nation vor einem Jahrhundert kämpfte, leben noch heute, wenn auch umgestaltet. Auf Schritt und Tritt fühlen wir, dass wenn wir auch nicht von der Stufe berichten, auf der unser Volk heute, nach der Arbeit eines Jahrhunderts, steht, wir doch die Factoren behandeln, welche den heutigen Zustand und das jetzige Leben hervorbrachten.

Es ist bekannt, dass das moderne Ungarn in Folge der Initiative des Grafen STEFAN SZÉCHENYI zuerst in wirtschaftlicher Beziehung reformirt wurde. Und wenn wir auch nicht der Ansicht huldigen, welche alle geistige Bildung und Regsamkeit nur als

* Wie man Dürer's kleine Passion schätzte geht auch daraus hervor, dass dieselbe oft nachgeahmt wurde. So hat der als Bildner vorteilhaft bekannte Hans Brüggemann, 1514—21, ein Altarwerk nach den Motiven der kleinen Passion geschnitzt, welches jetzt im Schlesniger Dome sich befindet. Vergl. L. Kaufmann, A. Dürer. Köln, 1881, S. 98.

Ergebniss der materiellen Güter eines Staates betrachtet, ist es doch gewiss, dass der wirtschaftliche Zustand eines Volkes dessen ganzes Leben und Entwicklung am treuesten widerspiegelt und erläutert.

Die Umgestaltung auf dem wirtschaftlichen Gebiete geht immer am regelmässigsten von Statten und ist dem Auftreten einzelner grosser Männer oder den Zufällen der äusseren Politik weniger ausgesetzt, als die constitutionellen, militärischen, ja sogar die literarischen Verhältnisse. Die Darstellung ist dabei leicht, Alles lässt sich auf Zahlen zurückführen, und es ist ein alter Satz, dass Zahlen nicht nur die Welt regieren, sondern auch zeigen, wie sie regiert wird.

Unser Zweck aber ist ein geschichtlicher, nicht ein statistischer. Bei der Darstellung wirtschaftlicher Zustände ergibt sich leicht der Missgriff, dass wir etwas als nationale Eigentümlichkeit betrachten, was ein allgemeiner Charakterzug einer gewissen öconomischen Stufe ist. Jedermann weiss, dass man insbesondere bei uns viele solche allgemeine Züge für specifisch ungarische angesehen hat. — Wir streben nicht nur das zu beschreiben, was war, sondern auch, wie es sich entwickelte. Unser Endziel aber kann nur sein, nach der Schilderung der einzelnen Momente der Entwicklung, sowohl im wirtschaftlichen wie im politischen und auch dem vorzugsweise sogenannten geistigen Leben, den organischen Zusammenhang Aller nachzuweisen. Vor dem Volkswirt, dem Gesetzgeber oder dem Schriftsteller kann auch das einzelne Datum von Wichtigkeit sein. In den Augen des Historikers kömmt es nur insofern in Betracht, als es einen Teil des frisch pulsirenden nationalen Lebens bildet. So will unsere Arbeit ein bescheidener Beitrag sein zur Begründung der Ueberzeugung, wie notwendig die Verbindung zwischen der sogenannten Culturgeschichte, an deren Namen man so viele falsche Vorstellungen geheftet, und der streng genommen politischen Geschichte sein muss.

Wenn auch das Land, als Ganzes, sich verhältnissmässig nur wenig geändert hat, ist doch das Verhältniss der einzelnen Landes-
theile zu einander ein gründlich anderes geworden.

Der Ausgangspunkt unserer Darstellung ist, was im Mechanismus des alten Ungarn das einfachste war: die in Geld zahlbare Last, welche der Staat seinen Einwohnern aufbürdet: die Steuer. Die Verfassung ist eine ständische, der geistliche sowie der weltliche Adel sind von der directen Geldsteuer befreit, da sie dem Staate ihre Schuld durch die Wehrpflicht, den bewaffneten Aufstand, hier zu Lande «*Insurrectio*» genannt, abtragen. Der Adel zahlt gar keine directe Auflage, von den indirecten geht ihn auch nur der Preis des Salzes an, welchen die Regierung und der Landtag zusammen festsetzen. Die königliche Regierung war unter dem Einflusse der allgemein-europäischen Strömung wohl bestrebt, dieses Vorrecht zu verkürzen, aber die Stände boten für dessen Behauptung Alles auf. Im Landtage von 1728—9 erfochten sie nach harten Kämpfen die Anerkennung des Principes: «*ne onus inhæreat fundo*». Diesem Satze verlieh der 8. Artikel 1741 Gesetzeskraft und machte ihn für alle Zeiten verpflichtend. Es war dies sozusagen der Lohn für die mächtig für Maria Theresia ins Gewicht fallende Insurrection dieses Jahres. Als der Adel dem Vaterlande den letzten grossen militärischen Dienst erwies, wollte er zugleich seine Privilegien für immer sichern. Ein Jahrhundert lang war die Steuerfreiheit des Adels für Ungarn, was einst das Theorikon im alten Athen gewesen ist. Dort bildete es den Schlussstein der zur Herrschaft gelangten Demokratie, bei uns den der Aristokratie. — Nur ein Demosthenes konnte das eine, nur ein Kossuth das andere stürzen.

Der Landtag von 1715 bewilligte zuerst die ständige Contribution zur Erhaltung des kaiserlich-königlichen Heeres. Diese Contribution drückte ausschliesslich auf die königlichen Freistädte und auf die Schultern der «*misera contribuens plebs*». Im Jahre 1724 ward die Kriegssteuer auf 2.138,000 fl. festgesetzt. Vier Jahre später kamen 118,652 fl. dazu zur Ablösung des Fleischkreuzers.* Der Landtag von 1728—9 erhob die Summe auf

* Die in Ungarn garnisonirende Mannschaft hatte das Recht, für einen Kreuzer von dem Quartiergeber Fleischkost zu fordern. Da dies natürlich zu vielen Beschwerden Anlass gab, wurde die Ablösung bewilligt.

2.500,000 fl. Unter der Regierung Maria Theresia's vereinigten sich die Stände zuerst auf 3.200,000 fl. (1751), dann nach den grossen Ausgaben des siebenjährigen Krieges auf 3.900,000 fl. (1765), wobei aber die Kosten zur Erhaltung der königlich ungarischen adeligen Leibgarde (120,000 fl.) mitgerechnet waren. Als das Land immer mehr von seinen alten Territorien zurückgewann, wurden auch diese reincorporirten Gebiete besteuert. Das im Jahre 1751 reincorporirte Nieder-Slavonien zahlte 89,287 fl., die im Jahre 1772 von der Krone Polen zurückerlangten 13 Zipser Städte nach 25 Porten 17,220 fl. 50 Denar, ausserdem noch die 1776 einverleibten Städte Lubló, Podolin und Gnezda 1377 fl. 40 Denar nach 2 Porten.* Das im Jahre 1780 unter die ungarische Finanzdirection kommende Croatien und Ober-Slavonien vermehrten die Steuer um 109,707 fl., die im Jahre 1782 ganz vereinigten drei Comitate des Banats mit runden 372,000 fl. So hätte die ganze Contribution 4.404,079 fl. 46³/₄ kr. ausgemacht, hätte man nicht im Jahre 1767 von Syrmien und 1783 vom Krassóer Comitath mehrere Dörfer zur Militärgrenze geschlagen und also der Landessteuer enthoben, so dass dadurch die Hauptsumme auf 4.392,911 fl. 53⁹/₁₆ kr. herabsank.

Mit heutigem Maasse gemessen erscheint diese Summe als verschwindend klein. Auch damals betrachteten sie die Staatsmänner in Wien als solche, und wenn sie in Zoll und Handel die Interessen unseres Vaterlandes unerbittlich denen der deutschen Erbländer unterordneten, konnten sie ihr Verfahren damit begründen, dass die Last Ungarns eine leichtere sei als die der anderen Länder. Auch Josef II. gab dieser Ueberzeugung oft Ausdruck; sie war einer der wirksamsten Motive seiner Politik. Aber für die belasteten Classen selbst war sie keinesfalls gering zu nennen. Die Landtage von 1751 und 1765 übertrieben nicht, als sie darstellten, das Land könne keine grössere Auflage ertragen.

* Porta palatinalis hiess in Ungarn schon seit dem XIV. Jahrhunderte die Steuereinheit. Früher bedeutete das Wort einen ganzen Hof. Später war es die bestimmte Summe von 688 fl. 50 kr. Die Auflagen der einzelnen Comitath und Städte werden immer nach Porten bezeichnet.

Nicht der Wert an und für sich war so überwältigend gross, sondern der Umstand, dass der Bauer seine Zahlung in Baargeld zu leisten hatte. Baares Geld aber war im Lande so selten, dass das Comitatus Sáros 1783 die Befürchtung ausspricht, es könne wieder zu einer Aera des Tauschhandels kommen. Und im selben Jahre geben mehrere Comitatus das Gutachten ab, das Militär solle Producte an Zahlungsstatt annehmen.

Der Landtag setzte nur die Hauptsumme der Contribution fest, welche dann bis zum nächsten Landtag eingehoben wurde; dann bestimmten besondere Commissionen, wie die Last unter die einzelnen Municipien verteilt werden solle. Der alte Name der «porta palatinalis» verblieb als ideale Einheit, 688 fl. 50 Denar. Die neue Aufteilung zwischen den Comitatus hiess «rectificatio portarum». Es ging sehr schwer, einen Ausgleich herbeizuführen, jedes Comitatus war bestrebt, seine Armut vorschützend, die Last auf seine Nachbarn abzuleiten. Schon im Jahre 1737 führt Graf Alexander Károlyi Klage, wie viel Mühe ihm die Porten verursachen. Besonders erschwerend war der Mangel eines bestimmten Steuerobjectes, so dass man zu künstlichen Steuereinheiten, den sogenannten «Dika» greifen musste, um die Last auf die einzelnen Comitatus, dann die Gemeinden und die Einzelnen zu verteilen. Man muss aber bemerken, dass der Steuerschlüssel bei aller Künstlichkeit ein ziemlich rationeller war, und auch der englische Reisende Townson ihn als solchen anerkennt.* Der Bauer, seine Familie, allerlei Vieh, die Herbst- und die Frühlingssaat, das Heu u. s. w. bildeten alle solche Einheiten oder deren Teile.

Da aber der Geldwert der Arbeit oder der Ernte in den verschiedenen Teilen des Reiches sehr ungleich war, ist es natürlich, dass die Belastung einer «Dika» beinahe in jedem Comitatus eine andere war. Der Hauptgesichtspunkt ist, die Leichtigkeit Geld zu erwerben, die Verwertung der Producte. Daher ist die Steuer jener Municipien und Ortschaften verhältnissmässig die grösste, die

* Townson bereiste Ungarn im Jahre 1793. Sein Werk *Travels in Hungary* erschien 1797 in London. 4^o.

nahe und sichere Consumenten haben. In den Städten aber entscheidet die Ausbreitung und der Ertrag des Handels und der Gewerbe. Hier gibt es auch eine ständige bestimmte Grundlage: die Haussteuer. Alles in Allem zahlten die königlichen Freistädte als Handels- und Industrieorte $548\frac{7}{8}$ Porten, also nur etwas mehr als den zwölften Teil der ganzen, $6344\frac{3}{4}$ ausmachenden Hauptsumme. Und dabei muss man noch in Betracht ziehen, dass für mehrere Städte die Landwirtschaft, insbesondere der Weinbau, eine grössere Bedeutung besass als die wirklich städtischen Gewerbe. Andererseits ist es auch wahr, dass grosse industrielle Ortschaften, wie Keckskemét, Miskolcz, Veszprim u. s. w., das Stadtrecht *nicht* hatten.

Croatien genoss schon seit der Zeit Uladislaus II., also vom XV. Jahrhundert her, ein sehr bedeutendes Vorrecht, das es bis zum Jahre 1847 behauptete: dass es nämlich zu der Contribution verhältnissmässig nur die Hälfte von dem beitrug, was die Last der andern Landesteile war. Das Vorrecht dauerte also viel länger als der Grund, durch den es erworben ward: nämlich die fortwährende Türkengefahr.

In der Zeit, in welcher die Ansprüche des Staates früher fühlbar sind als die Dienste, die er seinen Bürgern erweist, in der Zeit, da das sich mehrende Heer, die Aemter und die stets steigenden Bedürfnisse des Hofes zwar Bedeckung fordern, aber die Lasten der Hierarchie und des Lehenswesens noch nicht aufgehoben haben, kam die Steuer keinem Volke leicht an. Schon Macchiavelli erzählt über den Steuerdruck in Frankreich und die Correspondenz des grossen Colbert ist voll mit Klagen über die schlechten Steuerzahler. Er verordnet zwar, dass der Steuer-Executor die nötigsten Werkzeuge und das Arbeitsvieh des Landmannes nicht in Beschlag nehmen dürfe, schreibt aber zugleich vor, dass dies im Geheimen bleiben müsse, da sonst die Leute zum Zahlen nicht zu bewegen wären. Auch dies ist einer jener Züge, die mit einem gewissen Entwicklungsgrade der Volkswirtschaft verknüpft sind und nicht als für Ungarn charakteristisch angesehen werden können. Auch in Ungarn ist die Klage der

Regierung über die Restantien eine so alte, wie die des Volkes über den Steuerdruck. Und dann war bei uns dem Steuernichtzahlen eine gewisse nationale Färbung eigen: die Steuer diente dazu, ein fremdes, knechtendes Kriegsvolk zu unterhalten, sie diente zur Erhöhung der Pracht in einer fremden, nicht ungarischen Hauptstadt. In den Jahren, da adelige Dichter das Loos des Landmannes, des Natursohnes verherrlichen, klagt der Bauer, dass Kraut, Schlehen, Holzbirnen seine Speise sind, dass er vor Schulden keinen Wein trinken könne. Die Contribution (Porzió) und der Vorspann (forspont), den er mit seinem Vieh dem Militär schuldet, wurden zu lebenden Personen in der ungarischen Volksdichtung als «Forspont Péter» und «Porzió Pál». Die Möglichkeit eines Bauernaufstandes bricht immer hervor: das Blatt kann sich noch wenden. Wie Volkslieder klagen, hat der Bauer nicht einmal die Seele frei, alles ist er schuldig. «Er erwartet einen Tag nach dem andern mit Zagen, denn jeder Tag bringt dem Unschuldigen neues Unglück; die Execution ist über ihm wie der Tartar. Oft ist das ganze Dorf nur mit einem Groschen im Rückstand, der Richter wird mit dem Stock und dem Eisen bedroht, man führt sie in Wagenladungen ins Gefängniss und doch können sie nicht zahlen, und wenn du sie umbringst.» Der Grund davon ist, dass «Viele das Geld nicht einmal der Form nach kennen». Und nicht von einem oder zwei Fällen singt das Lied: «Kaum gibt es einen Ort oder ein Dorf im ganzen Vaterland, wo dies nicht gang und gäbe wäre.»

Wir können aber schon hier bemerken, dass im Allgemeinen, einzelne Missjahre und die unfruchtbarsten Gegenden abgerechnet, die Execution und die grossen Restanzen in einem grossen Teile des Landes gar nicht vorkamen. Um das Jahr 1780 litten fast nur die nordwestlichen Comitате unter ihnen. In den anderen war die Last nie so drückend. Einzelne Territorien mussten stets unter dem Wechsel des Verkehrs und der Handelsverhältnisse leiden. Man konnte nämlich nur schwer die Auflagen verändern. Die Sätze des Landtages von 1765 blieben im Grossen und Ganzen bis ans Ende der Regierung Josefs II. in Giltigkeit, und wenn

auch die Last einzelner Ortschaften erleichtert wurde, blieb doch auf dem Comitats die ganze Steuer haften. Die wirtschaftlichen Verhältnisse aber, die zur Basis des Steuersystems dienten, waren mit nichten unwandelbar.

Wenn wir die Verteilung der Porten von 1724—1780 im Allgemeinen betrachten, erscheinen uns die Hauptgegenden Ungarns in folgenden Umrissen. Verhältnissmässig sehr viel Porten haben die Oesterreich benachbarten Comitats: Pressburg (Pozsony), Nyitra, Oedenburg (Sopron), Wieselburg (Mosony) und Eisenburg (Vas). Nicht nur weil sie bis heute den am besten bevölkerten Teil des Reiches bilden, und es damals noch weit mehr waren, auch nicht nur ihrer Fruchtbarkeit halber. Es war von Gewicht, wie leicht man von dort Getreide, Vieh, Wein und Heu nach Oesterreich ausführen konnte und wie gross der Vorteil war den anderen Comitats gegenüber, wo man, wie z. B. in Somogy, die Schweine mit Weizen fütterte, da man ihn doch nicht wegführen konnte. In jenem Gebiete lag Pressburg, der Hauptsitz der Landesämter und Wohnort vieler Magnaten, Tyrnau mit der Landes-Universität, die weinberühmten Städte Oedenburg, Rust und Sct. Georgen und viele kleinere gewerbetreibende Flecken. Die Umgegend von Miava im Nyitraer Comitats braucht den Vergleich mit den Manufacturbezirken des Continents nicht zu scheuen. Die im Lande verbrauchten gewöhnlichen Stoffe wurden da verarbeitet.

Mit der heutigen Lage verglichen erscheint die Last noch grösser in den Comitats Trencsén, Liptau, Turócz und Árva, im unwirtlichen gebirgigen Norden. Aber das Volk ist fleissig, seine Arbeit findet Absatz; auch Herren tragen in Puchó (im Trencsener Comitats) gewebte Kleider. Die Urwälder, die Arzneikräuter, Lein- und Flachsbaum tragen alle dazu bei, Gelderwerb möglich, Arbeit nutzbar zu machen. Noch viel später ist in dieser Gegend bei den Bauern das meiste Gold und Silber im Umlaufe. Einer Angabe nach gingen im Jahre 1786 nur an 3000 slovakische Oelhändler in aller Herren Länder hausiren.

In den Landschaften um das Erzgebirge tragen die Bergwerke und die zahlreiche Beamtenschaft zur Nahrung bei. Schemnitz

wird noch im Jahre 1787 von dem königlichen Commissär Baron Ladislaus Prónay als sehr blühend bezeichnet. Den Ertrag der Gruben schätzte man von 1740—1773 auf 70 Millionen, also betrug der Durchschnittsertrag beinahe $2\frac{1}{2}$ Millionen Gulden jährlich. Neusohl ist zwar arm, hat aber dennoch eine entwickelte Industrie, man verfertigt dort ausgezeichnete Klingen und die Zahl der Färher ist sehr gross. Und da nun die Bergstädte einen nahen und sichern Markt darbieten, ist auch die Contribution der Comitete Zólyom, Hont und Bars eine hohe.

Die Zips und das Comitatus Sáros sind auch stark besteuert. Hier steht die Leinwandspinnerei in der Blüte. Die Städte Kés-márk und Eperjes haben den grössten Teil an dem gewinnbringenden Weinhandel nach Polen. Einzelne Familien schwingen sich zu ungeheurem Reichtume auf. Das ganze Comitatus Sáros ist mit herrschaftlichen Schlössern und Lustgärten besäet. Mit einem Worte: teils durch die Naturgaben, teils weil die Industrie die Wirkung auswärtiger Concurrrenz noch nicht empfindet, nehmen diese Gegenden im öconomischen Systeme Ungarns eine sehr hervorragende active Stelle ein.

Unbedeutender ist die Berggegend von Marmaros und Szatmár, aber auch sie übt ihre Wirkung. Auch dort ist die Zahl der Porten eine hohe.

Im Allgemeinen ist die Hauptgeldquelle des Landes damals in der kleinen Ebene* und in den Bergen und Tälern der Landschaften, welche seine Nordgrenze bilden. Die hier liegenden Comitatus und Städte sind nicht nur als Producenten, sondern auch als Abnehmer von grosser Wichtigkeit. Die Steuerbezirke von Pressburg, Neusohl und Kaschau mit dem zu dieser Gegend gehörenden Teil des Steuerbezirkes von Oedenburg zahlen gerade *die Hälfte* der ganzen Landessteuer.

Interessant ist es, dem die Steuerverhältnisse der grossen Ebene und des südlichen Teiles des jenseits der Donau gelegenen Kreises entgegenzustellen. Jetzt liegt der wirtschaftliche Schwer-

* Von Pressburg bis Komorn.

punkt Ungarns in dieser Gegend, damals aber war sie unbewohnt, grossenteils von Wäldern oder Sümpfen starrend. Der Haupt-Erwerbszweig, die Viehzucht, konnte naturgemäss nur sehr wenig Bewohner ernähren. Die grossen Grundbesitzer auf ihren Prädien (Puszten) betreiben ihn viel mehr als die Bauern. Aber die Besiedelung schreitet vor, die Verkehrswege werden gangbarer. Nach 1740 hört die Alles lähmende Türkenfurcht auf. Eine rasche, an Amerika erinnernde Entwicklung macht sich bemerkbar.

Die Steuer des Comitates Pest macht im Jahre 1723 noch nicht das Drittel der vom Comitats Pressburg bezahlten Summe aus, im Jahre 1780 ist es schon mehr als die Hälfte, im Jahre 1847 hat das leitende Municipium der grossen Ebene das des kleineren Donaubeckens auch an Steuer schon überflügelt. Das Comitats Neutra zahlt im Jahre 1733 sechsmal mehr als Bács-Bodrog, im Jahre 1780 nicht einmal mehr dreimal so viel, und 1847 hat schon Bács-Bodrog um 66 mehr Porten. Liptau zahlt im Jahre 1724 doppelt so viel Steuer als das schon stark gesteigerte Comitats Tolna. Im Jahre 1780 zahlt schon letzteres mehr, und im Jahre 1847 schon viermal so viel als ersteres. Und so kann man die Vergleichung weiter führen.

Das Landvolk zahlt ausser der Kriegssteuer auch noch die Domesticalsteuer, trotzdem alte, aber nicht befolgte Gesetze auch den Adel zum Mittragen dieser Last verhielten. Die Domestical-Steuer diente zur Erhaltung der Comitats-Selbstverwaltung und zur Deckung der Municipalausgaben, und betrug gewöhnlich ein Fünftel oder ein Viertel der Kriegssteuer. Grosse Comitats trugen sie leichter als kleine und arme, denn der Beamtenstand war ja in allen beinahe gleich an Zahl und gleich besoldet. Im Comitats Oedenburg zahlte jede Dika (es gab zusammen 127,371 und $\frac{3}{8}$ solcher Steuereinheiten im Comitats) 1 fl. 63 kr. Kriegssteuer und 37 kr. in die Domestical-Casse.

Die Fruchtbarkeit des Jahres, oder der Missernte, die Eröffnung neuer Wege, oder die Sperrung der zu den consumirenden Gegenden führenden, Elementarunfälle u. s. w. waren auch damals von Einfluss darauf, ob einzelne Landschaften ihren Pflichten

nachkommen konnten oder nicht. Wie wir schon hervorgehoben, waren die Steuerrückstände im Allgemeinen unbedeutend. In dem Militärjahre 1778—1779 blieb man zwar mit 132,619 fl. im Rückstande, man konnte aber anderwärts 239,483 fl. noch über die Auflage einheben, so dass noch ein Ueberschuss von 106,864 fl. verblieb.* Doch nimmt die Summe der Rückstände in den nächsten Jahren immer zu, beträgt am Ende des Jahres 1784 schon eine halbe Million und sinkt erst 1787 wieder herab.

Darin, welche Comitate ihre Steuer regelmässig abliefern und welche nicht, gibt sich eine gewisse Beständigkeit kund. Die Comitate Pressburg, Nyitra und Trencsén bleiben stets im Rückstande und mehr oder minder alle Comitate der Steuerbezirke Pressburg, Kaschau und Neusohl. Die Städte aber sind auch dort bessere Zahler als die Comitate. Von der Ende 1782 im Ganzen 472,034 fl. ausmachenden Rückstandssumme fallen auf diese drei Bezirke 395,000 fl. also 84 $\frac{1}{2}$ %. Die Bezirke von Oedenburg, Fünfkirchen, Ofen, Debreczin und Syrmien, die eben so viel Steuer bezahlen, haben nur 60,000 fl. Restanzen. Von den neuincorporirten Landesteilen haben die drei Comitate des Banats auch nicht einen Kreuzer Rückstand, auch die syrmischen Comitate sehr wenig. Croatien dagegen gehörte immer zu den schlechten Steuerzahlern. Die restirenden Comitate mussten dann die Executionen erleiden, deren Zahl im steten Zunehmen begriffen war und über 700 jährlich betrug.

Wir sehen also, dass jene Comitate die meisten Rückstände haben, deren wirtschaftliche Bedeutung seitdem stillstand oder geradezu sank. Auf dem Alföld und in den Comitaten der Plattenseegegend kommen Rückstände oder Executionen nicht einmal vereinzelt vor. Im Steuerbezirke Ofen, der ausser dem Comitate Pest noch die Comitate Nógrád, Gran, Stuhlweissenburg, Csongrád, Csanád, Békés, Arad, die Gebiete der Jazygen und Kumanier und die in deren Grenzen eingeschlossenen Städte in

* Das Militärjahr begann mit dem 1. November und währte bis zum 31. October des nächsten Jahres.

sich begriff, betrug der Rückstand nur 8475 fl., wovon 6900 auf Nógrád, 1574 auf Gran entfielen. * Zala, Somogy, Tolna, Baranya, Oedenburg sind ganz rein, und auch die Comitate Eisenburg und Veszprém sind nur 10,489 fl. schuldig geblieben. Dagegen hat Gömör 51,000 fl., Pressburg 49,900, Nyitra 43,000, Wieselburg 46,000 fl. Rückstände.

Nicht nur die Naturverhältnisse gestatteten das rasche Gedeihen der neubesiedelten Landesteile, auch bei der Einhebung der Steuer ward ihnen grosse Erleichterung gewährt. An den Südgrenzen des Landes lagert noch immer zahlreiches Kriegsvolk, besonders Cavallerie, und die von ihm besetzten Comitate können also zum grossen Teil ihre Steuer in Naturalien einliefern, die den Bedürfnissen des Heeres dienen. Die gelieferten Nahrungsmittel und das Futter wurden nämlich nach dem noch giltigen Militär-Regulament vom Jahre 1757 in die Steuer eingerechnet. Es ist gewiss, dass das Regulament für Getreide, Hafer und Heu einen sehr geringen Preis ansetzte. Selbst Ausländer mussten über die Geduld der Ungarn staunen, die ein so zahlreiches fremdes Heer unterhielten.** Wo es aber keinen anderen Verkehr gab, war das Militär der einzige Consument. Viele Comitate baten sogar, man möge Militär, besonders Reiterei, in ihr Gebiet senden. Die Entrichtung der Steuer in Producten war noch ein Erbe der alten Naturalienwirtschaft und war also in den am wenigsten entwickelten Territorien am meisten im Schwange. Die Comitate Nieder-Slavoniens entrichteten von 120,000 fl. Steuer nur 20,000 in Baargeld; das Comitatus Somogy von 70,261 blos 15,660 fl. In den Berg- und Industriebezirken dagegen macht die Naturallieferung kaum 1—2 % des ganzen Quantums aus. Dort wäre es auch gar nicht rationell gewesen, zahlreichere Mannschaft zu garnisoniren, da die Lebensmittelpreise viel höher waren, auch erforderten es die politischen Verhältnisse nicht.

* Diese Comitate gehören ihrer Bodenbeschaffenheit und Bevölkerung nach zum Teil noch zum nordwestlichen Gebiete.

** Gespräche im Reiche der Todten zwischen Ihren Majestäten Franz I. und Maria Theresia. Wien, 1781, Seite 82.

Auch jene Einrichtung hatte das Wohl der producirenden Classe im Auge, welche vorschrieb, man solle drei Viertel der Jahressteuer schon im Winterhalbjahr einheben. Der Leibeigene kam durch Ernte und Vieh damals zu Gelde.

Das alte Steuersystem hatte jedenfalls das Verdienst: die Bevölkerung und das Gedeihen des Alföld durch übertriebene Lasten nicht zu hemmen. Auch der österreichische Zoll drückte mehr auf den Wein als auf Getreide und Schlachtvieh. Die Strasse von Karlstadt nach Fiume wird eröffnet. Die Schiffbarmachung der Save, dieser Verkehrsstrasse ersten Ranges, beschäftigte die Regierung seit 1735 ununterbrochen. In Folge des nordamerikanischen Freiheitskampfes kam ein neues Product der Ebene, der Tabak, auf dem Weltmarkte zu voller Geltung. Unter Maria Theresia und noch mehr unter Josef II. selbst kamen die fleissigen Colonisten zu Tausenden und wurden mit allen möglichen Vortheilen bedacht. Kurz: wenn Ungarn auch noch nicht alle Spuren der zweihundert Jahre dauernden Verwüstung verwischt hatte, wirkten doch schon damals alle Elemente des späteren Aufblühens zusammen.

Aber zugleich zeigen sich die ersten Symptome des Verfalles der nordwestlichen Gegenden.

Zum Theile wirkte dabei auch die Regierung mit. Von einem anderen Gesichtspunkte aus ist die Institution Josefs II., dass er alle Hauptämter des Landes in Budapest vereinigte, Epoche machend. Hier kömmt sie nur so weit in Betracht, als sie auf die Contribution zurückwirkte. In Folge der Umsiedelung der Aemter ward die Contribution der um Pressburg liegenden Comitats und Städte um 48 $\frac{1}{2}$ Porten erleichtert, die der um Ofen liegenden um ebensoviel erhöht.

Aber die Ursachen des Verfalles wurzelten tiefer. Als Josef 1785 das Königreich in zehn Kreise zerteilte, gab er Josef Ürményi, einem der hervorragendsten Staatsmänner jener Zeit, dem Commissär des Nyitraer Kreises den Auftrag, die Ursachen der Verarmung dieses Landesteiles zu ergründen. Ürményi kam diesem Auftrage in einem gründlichen und schön ausgearbeiteten Vor-

trage nach. Später, in seinem Berichte vom Jahre 1787 kömmt er wieder auf diese Frage zurück.

Er bezeichnet als Gründe des Verfalles :

1. Die ungarische Weinausfuhr nach Schlesien hat aufgehört. Im Gegenteil, man führt sogar nach Pressburg und Oedenburg wohlfeile Weine aus Oesterreich ein.

2. Früher hat das Comitats Nyitra die gebirgigen Bezirke mit Getreide versehen. Seit der Occupation Galiziens beziehen sie von dort ihr Brod.

3. Die zahlreiche Judenschaft richtet in den Wirtshäusern das Volk durch Trunk zu Grunde.

4. Das Comitats Trencsén ist sehr verschuldet. Die einzelnen Gemeinden haben zusammen über 70,000 fl. Schulden.

5. Bei der Lebensweise des Volkes, der gemäss es nur im Sommer Geld erwirbt, ist die Einhebung von $\frac{3}{4}$ Theilen der Steuer im Winter hier von Nachteil und leistet dem Wucher Vorschub.

Aus anderen Quellen erfahren wir, dass auch die Bergstädte an grossen Gebrechen kranken. Der Segen des Bergbaues fängt an abzunehmen. Die Elementarschläge, unter deren Wirkung besonders Kremnitz leidet, Feuer und Ueberschwemmung, sind sehr häufig und verwüstend. Die Stadt Karpfen lebt zumeist nur mehr vom Wein- und Obstbau.

Seit Polen zerstückelt ist und Preussen sich mit schweren Zöllen abgeschlossen hat, hört die grosse Ausfuhr oberungarischer Weine (Hegyalja) nach Nord-Europa auf. Nicht nur das produciende Comitats Zemplén muss dies empfinden, auch die vermittelnden Handelsplätze Eperies, Bartfeld, Käsmark und Leutschau.

Das Leinwandgewerbe in der Zips und in Sáros besteht zwar noch, hat aber aufgehört einträglich zu sein. Fremde, besonders griechische und raizische Handelsleute, kaufen die bittere Arbeit der armen Leute zu Spottpreisen zusammen und bereichern sich damit ausserordentlich.

Es gibt aber einen noch wichtigeren, allgemeineren Grund dieses Niederganges, in dessen Besprechung sich weder Ürményi noch die anderen Staatsmänner und Schriftsteller einlassen.

In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts waren diese industriellen Landschaften wie an Sprache so auch, was die Erwerbsverhältnisse anbelangt, nur wenig von dem benachbarten Mähren und Böhmen verschieden. Noch Maria Theresia lässt anfangs beiden gleiche Gunst zu Theil werden. Ihr Gemal, Kaiser Franz I., gründet in Holic (Nyitra) eine blühende Porcellan- und Majolika-Fabrik. In Pressburg, Sassin (Schossberg), Ungarisch-Altenburg und Neusohl erheben sich, grossenteils mit der Unterstützung einzelner Mitglieder des Herrscherhauses, grosse Webereien und Lederfabriken. Die im Jahre 1766 in Cseklész gegründete Kattunfabrik begann ihre Tätigkeit mit einem Capital von 60,000 fl. Es waren hier alle Vorbedingungen einer nicht nur beginnenden, sondern auch einer nach den Ideen des XVIII. Jahrhunderts sich entwickelnden Industrie vorhanden. Die Dampfmaschine hatte das Werk der Centralisation und der Nivellirung noch nicht vollbracht.

Schon in den letzten Jahren der grossen Königin ist es augenscheinlich, dass sie die Industrie der österreichischen Erbländer mehr begünstigt, besonders seit dem Landtage von 1765, da sie einsehen musste, dass der Adel sich keine Steuer aufbürden will. Unter Josef II. tritt schon ein vollständiger Umschwung ein. Er spricht es klar und unverholen aus, dass, so lange in der Contribution keine gründliche Reform zu Stande komme, das heisst, so lange der Adel steuerfrei ist, man an die Begünstigung der ungarischen Industrie, insbesondere wo von Concurrenz mit den Erbländern die Rede sein kann, auch nicht denken dürfe. Gerade seine Einrichtungen, als er durch Schutzzölle die österreichische Industrie in den Stand setzte, selbst gegen die englische und französische zu bestehen, stärkten die österreichischen Manufacturen in einem solchen Maasse, dass die ungarischen ihnen nicht mehr gewachsen waren. Der Verkehr hob sich. Immer grösser ward die Zahl derer, die in fremden, feinen Stoffen einbergingen und die inländischen Manufacte verschmähten. Der ganze Adel Ungarns und Siebenbürgens und die wohlhabenderen Bürger kauften ihre Kleider in Wien. Die gewerbefleissige Bevölkerung der Comitate

Pressburg, Nyitra und Trencsén sah ihren Markt von Tag zu Tag schwinden. Von Wichtigkeit war auch, dass in der grossen Ebene, wo sie bis dahin einen sichern Absatz fand, seit der Zeit Josefs II. immer mehr fremde Handwerker sich niederlassen, so dass auch das Volk in der Lage ist, sich an Ort und Stelle mit dem Notwendigen zu versehen. Die Herren aber gehen ohnedies in ausländischen Stoffen.

Alle diese Gründe wirkten zusammen, und das unfruchtbare Land konnte seine sich rasch vermehrende Bevölkerung nicht ernähren. Die Auswanderung nach den südlichen fruchtbareren Gegenden nimmt grosse Dimensionen an. Die von 1787 bis 1847 stattfindenden Volkszählungen zeigen demgemäss ein Sinken oder ein Stehen der Bevölkerung sowie der Porten. Die der Ebene und im Allgemeinen die der vormals türkischen Gebiete heben sich, oft in ungewöhnlich starkem Maasse. Besonders ins Auge fallend ist die Veränderung, wenn man die Städte beider Territorien betrachtet. Zur Vergleichung setzen wir die Volkszahl und die Zahl der Porten in den Jahren 1787 und 1847 her.

Grosse Ebene und Hügelland.

Comitat	Bevölkerung		Porten		
	1787	1847	1723	1780	1847
Jazygien und Kumanien	95,458	195,233	67 ¹ / ₂	83	125
Heves	180,856	296,816	95 ¹ / ₂	123 ¹ / ₂	148
Csongrád	69,139	137,883	39	58 ³ / ₄	107
Szabolcs	108,625	220,729	92 ¹ / ₂	73 ³ / ₄	70
Haiduken-Städte	28,476	66,521	35 ¹ / ₄	37 ³ / ₄	31 ¹ / ₂
Somogy	165,932	231,359	90	102	123
Tolna	133,734	197,381	27 ¹ / ₄	63	128
Fehér	110,317	184,393	56	87	111
Csanád	25,792	75,372	15	21	39
Békés	71,638	155,056	20	39	84
Pest	319,794	590,900	137 ¹ / ₈	249	362
Bács-Bodrog	228,208	493,186	66	159	386
Summe	1,537,969	2,844,829	741 ¹ / ₄	1096 ³ / ₄	1714 ¹ / ₂

Nordwestliches Bergland und die kleine Ebene.

Comitat	Bevölkerung		Porten		
	1787	1847	1723	1780	1847
Árva	74,515	84,156	71 $\frac{1}{2}$	63	54
Zólyom	69,693	88,130	106 $\frac{3}{4}$	103 $\frac{1}{2}$	73
Trencsén	223,310	280,324	224 $\frac{1}{4}$	203	132
Liptó	67,922	76,548	64 $\frac{3}{4}$	51	34
Turóc	37,606	44,210	46 $\frac{1}{2}$	46	24
Nyitra	294,685	364,351	350 $\frac{1}{2}$	313 $\frac{3}{4}$	229
Sáros	143,280	197,818	156 $\frac{1}{4}$	116	89
Bars	107,671	130,248	160 $\frac{1}{4}$	149 $\frac{1}{4}$	98
Hont	125,576	110,218	175 $\frac{1}{2}$	173	86 $\frac{3}{4}$
Pozsony (Pressburg)	231,216	295,048	441 $\frac{3}{4}$	392 $\frac{3}{4}$	269 $\frac{1}{2}$
Mosony (Wieselburg)	53,600	61,862	153 $\frac{1}{4}$	162	120
Sopron (Oedenburg)	159,989	210,016	387 $\frac{3}{4}$	349 $\frac{1}{2}$	225
Summe	1.589,063	1.942,920	2349	2192 $\frac{3}{4}$	1434 $\frac{1}{4}$

Die Bevölkerung der hier angeführten zwölf Comitate beider Gegenden war im Jahre 1787 gleich, ja die der nordwestlichen war noch um etwas höher. Im Jahre 1847 sind schon die südlichen den nördlichen um 900,000 voraus. Die Bevölkerung der Comitate im Alföld und jenseits der Donau hat sich während dieser 60 Jahre beinahe verdoppelt, die des Berglandes und der kleinen Ebene aber sich kaum um ein Viertel erhöht. Und selbst von dieser Vermehrung von 353,000 Seelen fallen auf die Comitate Pressburg, Nyitra und Oedenburg, also die flachere Gegend, 185,000, also mehr als die Hälfte.

Diese Vergleichung weist auch in einer anderen Beziehung: in Hinsicht auf die Nationalitäten, ein sehr wichtiges Ergebniss auf. Die von uns in den südlichen Landesteilen oben angeführten Comitate sind am reinsten ungarisch. Die im Nordwesten dagegen sind, gerade mit Ausnahme von Oedenburg, Pressburg und Nyitra, beinahe rein von Slaven und Deutschen bewohnt. So haben die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse selbst die Hegemonie des ungarischen Elementes vorbereitet.

In unseren Tagen, da die Politik bei der Beurteilung aller Fragen den Ausschlag gibt, kann die Frage auftauchen, ob die Belastung der eine fremde Sprache sprechenden Bevölkerungen nicht eine bewusste und berechnete war, zu Gunsten der rein

ungarischen Gegenden. Diese zu erwartende Frage wollen wir beantworten.

Wir dürfen getrost behaupten, dass Ungarn im XVIII. Jahrhundert die Nationalitätenfrage, im heutigen Sinne genommen nicht kannte. Die herrschende Classe, der Adel und der Clerus, bildeten eine solidarische Einheit, ohne Rücksicht auf die Sprache, wie dies ja in allen feudalen Ländern Europa's der Fall war. Sie waren alle Mitglieder der «*Sacra corona*», der croatische Edelman ebenso wie der slovakische oder ungarische, nur dass natürlich die Zahl und Bedeutung des ungarischen Theiles sehr überwiegend war.

Der Adel und die Städte beschlossen, als Glieder der heiligen Krone, auch im Namen derjenigen und über die, welche als unterworfenene Classe die «*misera contribuens plebs*» bildeten. Und da gab die Nationalität wieder nicht den Ausschlag. Der ungarische Bauer in Somogy oder Heves stand ebenso ausserhalb der Verfassung wie der deutsche in Wieselburg oder der slovakische in Turócz. Andererseits gab es ganze walachische und slovakische adelige Dörfer ebenso wie ungarische. Der Grundbesitzer aber hat nicht nur das Recht über seine Leibeigenen zu beschliessen: sein Interesse fordert es, dass sein Bauer möglichst gedeihe und den Lasten nicht unterliege. Da das Vermögen des Bauers eigentlich zum Besitze des Edelmanns gehört, ist die Besteuerung des Volkes sozusagen eine indirecte Steuer auf die Herren. Dies wurde immer so angesehen, und besonders fasste der Landtag von 1765 die ganze Steuerangelegenheit in diesem Sinne auf. Die Comitate sind zwar bestrebt, die Last auf die Schultern ihrer Nachbarn zu wälzen, aber nicht weil sie nicht ungarisch sprechen, sondern um ihre Bauern, d. h. ihr Gut zu verschonen. Die nordwestlichen Comitate waren aber damals in Wirklichkeit reicher, als das beinahe unbewohnte Niederungarn. Dort vermehrte eine zahlreiche Bauernschaft und ein blühendes Gewerbe die Zahl der Dika; hier ruhte die Wirtschaft noch grösstenteils auf Viehzucht, die Rinder- und Pferdeheerden aber gehören den Herren, die nicht zahlen.

Und gerade im Nordwesten und in der kleinen Ebene liegen

die Besitzungen derjenigen, die ihr Interesse und das ihrer Bauern am besten geltend zu machen im Stande waren. Die alten grossen Magnaten-Familien, die Esterházy, Batthyányi, Pálffy, Illésházy, Koháry, die das Steuer des Landes in starker Hand halten, haben sich dort erhoben, dort erstrecken sich ihre Besitzungen. Ebenso sind dort die zahlreichsten Güter der hohen Geistlichkeit, in erster Linie die des Primas. In der Ebene und jenseits der Donau ist der Grundbesitz meistens in der Hand der Gentry und der neuen Familien. Die drei Comitate des Banates und der nordöstliche, von Ruthenen und Rumänen bewohnte Teil des Landes sind beinahe ganz im Besitze der königlichen Kammer und einiger Fremden.

Die folgenden Zahlen mögen einigermaßen die Besitzverhältnisse erläutern. Es wird vielleicht mit ihrer Hilfe gelingen, diese so sehr vernachlässigte Seite unserer Geschichte aufzuhellen, — obwohl wir nur die Zahl der einzelnen Güter vergleichen können, nicht ihre Ausdehnung.

Die Geistlichkeit und der hohe Adel besitzen 58 % der Güter in der kleinen Ebene, der kleine Adel nur 9 %, 24 % gehören Compossessoren, 6 % der Kammer und der königlichen Familie. In der slovakischen Gegend sind 41 % im Besitze der Geistlichkeit und der Magnaten, der kleine Adel besitzt 29 %, die Compossessoren 9 %.

Dagegen sind in dem nördlichen Teile der grossen Ebene nur 34 % in den Händen des hohen weltlichen und geistlichen Adels, der kleine Adel besitzt 31 %, die meisten zu ihm gehörigen Compossessorate 28 %. Der südliche Teil ist, wie schon gesagt, noch grösstenteils Domäne.

Es ist also sichtbar, dass der am meisten besteuerte Landes- teil Diejenigen zu Grundbesitzern hatte, deren Wort zu seinen Gunsten ins Gewicht fallen konnte. Denn das XVIII. Jahrhundert ist in Ungarn die Zeit der Herrschaft der hohen Geistlichkeit und des hohen Adels, der Ritterstand konnte sich, was politisches Gewicht und Verdienste anbelangt, ihnen nicht vergleichen. Wenn also die nordwestlichen Comitate zur Zeit der Rectificatio Portarum über-

lastet erscheinen, haben sie an gewichtigen Fürsprechern keinen Mangel. Und wenn das Verhältniss im Laufe des Jahrhunderts sich nur wenig verändert, so ist das nur ein Beweis dafür, dass auch die wirtschaftliche Grundlage gleich blieb. Die Zeit war noch nicht fern, wo 32 Comitate die Last des ganzen Landes tragen mussten.

Und damit sind wir auf einen allgemeinen Standpunkt gelangt. Die ganze Weltgeschichte ist ein Beweis des Satzes, dass nur Der herrschen wird, der den Anderen dient. Im XVIII. Jahrhundert führt bei uns der hohe Adel die Reichsangelegenheiten nicht nur mit Wort und Tat, sondern seine Güter, seine Leib-eigenen haben auch die materielle Last des Staates zu tragen.

Es ist gewiss, dass im vorigen Jahrhunderte die Sicherung und Besiedelung der grossen Ebene das grösste Ereigniss unserer Geschichte war. Der notwendige Erfolg dieser neuen Anpflanzung aber war, dass wie die Last auch der Lohn, wie der Dienst auch die Herrschaft in die Hände des rein ungarischen mittleren Adels gelangte. Denn mit Ausnahme des Banates ward und wird das ganze neu colonisirte Gebiet ungarisch. Die deutschen und slavischen Colonien, welche das ethnographische Bild Ungarns noch am Ende des XVIII. Jahrhunderts so bunt gestalteten, verschmolzen immer inniger mit dem herrschenden Stamme.

Unter diesen Colonien nahmen an Zahl und Wichtigkeit jene eine hervorragende Stelle ein, die wegen des Verfalles der wirtschaftlichen Verhältnisse aus den nordwestlichen Comitaten auswandern mussten. Denn nicht die mangelnde Vermehrung verursachte dort die Stagnation der Bevölkerung. Ungarn war noch in der glücklichen Lage, nicht nur Fremden, sondern auch seinen eigenen Kindern als Amerika zu dienen. Die arbeitsamen und lebensfrischen Schaaren aus dem slavisch-deutschen Berglande, wie sie nur ungarische Sprache und Sitte annahmen, wurden zu einem wichtigen und wirksamen Element der modernen Entwicklung des Landes.

HEINRICH MARCZALI.*

* Aus des Verfassers im Auftrage der ungarischen Akademie gearbeiteten «Geschichte Ungarns im Zeitalter Josefs II.»

DENKREDE AUF DR. ADOLF DUX.*

Entsteige dem Grabe, du guter alter Freund, entsteige dem Grabe, in das wir dich zur letzten Ruhestätte an einem düstern, nebligen Herbstmorgen gebettet. Entsteige dem Grabe und nimm wieder deinen Platz ein in diesem Saale, in welchem du ein gut Teil deines Erdenwallens verbracht, in diesem Kreise, in welchem du mit dem besten Teil deines geistigen Schaffens wurzelst. Entsteige deinem Sarge, in dem du den ewigen Schlaf an der Seite der Trefflichsten deiner Glaubensgenossen schläfst. Du kannst getrost erscheinen, denn ich will dich nicht verherrlichen; nur sprechen will ich von dir und erzählen möchte ich blos, was das Werk deines Lebens in diesem Saale, in diesem Hause, unter der Aegide dieser Gesellschaft gewesen. Doch fürchte ich, dass, wenn ich erzählt, was und wie du gewirkt, wenn ich dein Streben, deine Kämpfe, deine Erfolge und auch Misserfolge geschildert, dass ich dich dann doch verherrlicht haben werde und dass du durch mich jenes Schicksals teilhaftig wirst, dessen du die Besten unserer Literatur ein Menschenalter und darüber teilhaftig werden liessest. Und ich fürchte, dass du deine klugen Augen dann vorwurfsvoll auf mich richtest, dass deine Lippen jenes spöttische Lächeln umspielt, das sich in deine Feder nie verirrt hat, und dass du dein graues Haupt schüttelnd, deinem Unbehagen darüber Ausdruck gibst, dass nun ich im Begriffe bin, die Reihe unserer literarischen Grössen, die du ohnehin genug lang angedehnt, noch weiter fortzuspinnen. Doch verzeihe, gütiger Geist, dieses Beginnen; denn an diese Reihe füg' nicht ich dich an, deine Aufnahme in derselben ist die spätgereifte Frucht deines eigenen segensreichen Schaffens und Wirkens. . . .

Umsonst, unser guter, alter Freund will nicht verweilen; er,

* Gehalten in der Sitzung der Kisfaludy-Gesellschaft vom 22. Februar 1882.

der Andere so gerne, mit so viel Wärme und Begeisterung gepriesen, er hat sich selbst niemals gelobt und er kann es auch jetzt nicht dulden, dass ihn ein Anderer lobt. Er konnte aus dem Leben scheiden, ohne die Anerkennung zu hören, welche das Land dem Erforscher der Originalgedichte Simon Pécsi's, des sabbatharischen siebenbürgischen Kanzlers, gezollt hätte, und die Laufbahn, die er so erfolgreich beschlossen, enthält in jedem ihrer Abschnitte viel, gar viel, was des Lobes, ja des höchsten Preises würdig wäre.

Weit, sehr weit ist der Weg von dem äussersten Ende der Pressburger Judengasse bis zu jenem Ehrensitze, auf den die geistigen Nachfolger Karl Kisfaludy's Adolf Dux erhoben haben. Der Weg ist so weit, dass zur Zurücklegung desselben ein wohl-angewandtes Leben notwendig ist. Und Adolf Dux hat sein Leben wohl angewandt. Was er geworden, dazu machte er sich selbst; dem Schicksal hatte er nur wenig zu danken. Selbst die Waffen im geistigen Daseinskampfe musste er sich selber erwerben. Was dem Ungar der Tiefebene wie Wasser und Luft, wie die selbstverständliche Gabe der Natur erscheint, die Kenntniss der vaterländischen Sprache, er konnte sich dieselbe nur mit Mühe und Not, nur mit Fleiss, Ausdauer und einer gewissen Selbstverleugnung verschaffen. Eines armen Juden Sohn, in dem Pressburg der zwanziger Jahre geboren, wie gabst du dich der ungarischen Idee so zu eigen, was hiess dich, dein Leben dem Berufe widmen: deinem Vaterlande, das dich nicht als seinen Bürger anerkannte, deiner Nation, deren Lieder über deiner Wiege nicht ertönten, Ehre und Ruhm im Auslande zu erringen? Was weihte dich zum Apostel der nationalen Idee, dich, dem es so schwer geworden, selbst zum Bewusstsein dieser Idee zu gelangen?

Als Antwort wirst du auf die glänzenden Gestalten unserer Dichtung hinweisen, die dich Begeisterung in einer Zeit lehrten, wo diese Begeisterung so selten war; die dich in ihren Zauberbann zogen und ihre Ideale zu den deinigen machten; du wirst auf unsere grossen Dichter hinweisen, die innerhalb und ausserhalb des Landes für dasselbe Eroberung machten und als deren

Errungenschaft auch du auf den Blättern der Literaturgeschichte erscheinst.

Denn die grossen Staatsmänner und flammenzüngigen Redner, die wir in jenen Decennien besaßen, in welche die Lehrjahre Adolf Dux' fielen, sie wirkten auf keinen allzugrossen Kreis ein; bei den primitiven Verhältnissen der durch eine brutale Censur geknebelten Presse drang ihr Wort oft nicht weiter als ihre Stimme oder als der Zauber ihrer Persönlichkeit; die einheimischen Institutionen gemahnten noch an den alten Feudalstaat; das versteinerte System privilegirter Stände stand schroff den Menschenrechten gegenüber, welche das Jahr 1789 als Weltgesetz proclamirt hatte; der Wohlstand war nicht allgemein und das Kleinliche der Verhältnisse dämmte das Denken und Fühlen in enge Schranken ein. Es gab damals nichts oder nur sehr wenig, was die nationale Idee den nicht ungarisch sprachigen Bürgern Ungarns hätte sympathisch machen können. Darum schmähst dieses Pressburg nicht, weil es in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts sich dem nationalen Gedanken gegenüber indifferent benahm, weil seine Bürger vielleicht nicht einmal ungarisch verstanden; schmähst es nicht und macht ihm daraus keinen Vorwurf; denn nicht anders sah es in den übrigen Städten Ungarns aus, deren Mauern nicht von der Hochflut der lebenden nationalen Sprache bespült wurden. Schmähst sie nicht, sondern rühmt die Söhne dieser Städte, die sich trotz ihrer kühlen Umgebung, fast gegen den Strom schwimmend, für die nationale Sache begeisterten, und preist vor Allem die Dichter, deren Genie selbst politische, bürgerliche und gesellschaftliche Proletarier für die heilige Idee des Patriotismus zu galvanisiren verstanden.

Und Adolf Dux vereinigte in sich in den vierziger Jahren all' diese drei Arten des Proletariats; er war ein politischer Proletarier, weil er nicht adelig, ein bürgerlicher, weil er ein Jude, ein gesellschaftlicher, weil er arm war. Doch all' dessen vergass der zwanzigjährige Jüngling, als er Eötvös' erste Romane, als er Petöfi's erste Gedichte kennen lernte; es liess ihn daran vergessen die erhabene Gerechtigkeitsliebe und der edle Humanismus des

Dichters des «Karthäusers» und des «Dorfnotärs», und es liess ihn daran vergessen die blendende Offenbarung des nationalen Genius, die er in Petöfi erkannte. Als ob er durch den Zauberspiegel der schwer genug erlernten ungarischen Sprache eine ganz neue Welt erschaut hätte, so beeilte er sich, seine Entdeckung Jenen mitzuteilen, die er ohne diesen Zauberspiegel wusste, und so entstand seine erste Petöfi-Uebersetzung,* die er als 24jähriger Jüngling herausgab und deren sich der 23jährige Petöfi so unbändig freute.

Mit welch' zärtlicher Liebe ist nicht die Skizze der ungarischen Literatur geschrieben, mit der er diese Uebersetzungen einleitete! Wie ergreifend schildert er da das feurige Streben der erwachenden Nation nach grossen und erhabenen Zielen; wie überzeugend entschuldigt er die Schwächen des vorwärtsstürmenden Uebereifers und die Lücken der nationalen Bildung auf einem und dem anderen Gebiete; wie männlich macht er Front gegen einzelne Auswüchse der nationalen Idee, die (wie Ignaz Nagy in seinen «Pester Geheimnissen») seinen Glaubensgenossen die Menschenwürde streitig machen wollten, und mit welch' freudestrahlendem Angesichte erzählt er schliesslich von seinen eigenen Lieblingsdichtern!

Von jenem Tage an ist Adolf Dux über jene inneren Kämpfe des sprachlichen und nationalen Amphibientums hinaus, die er in seiner Erzählungs-Sammlung «Deutsch-Ungarisches» (Wien, 1871) und später in seiner Studie über den Dichter Friedrich Kerényi (Christmann)** so ergreifend schildert; er hatte es als seinen Beruf erkannt, dem Auslande die Anerkennung für die Culturbestrebungen seines stiefmütterlichen Vaterlandes abzurufen, und wahrlich, wenn Jemandem, so ist es ihm zu danken, dass der deutsche Sangesbruder Petöfi's schon im Jahre 1849 singen konnte:

«Wenn ich den Namen Ungar höre,
Wird mir das deutsche Wammis zu enge.»

* Wien, Capeller's Verlag 1846 und 1867.

** Aus Ungarn, literatur- und culturgeschichtliche Studien von Adolf Dux. Leipzig, Hermann Folz, 1880.

Diesen Beruf hat er getreulich, mit unermüdlichem Fleisse und unerschütterlicher Ausdauer erfüllt. Seine eigenen Versuche auf dem Gebiete der Humoreske, der Novelle und des Lustspiels sind Belege dafür, dass er selbst der Originalität, Erfindung und schöpferischen Kraft nicht gänzlich entbehrte und dass der Lorber auch für ihn nicht unerreichbar gewesen wäre; seine literar- und culturhistorischen Studien bezeugen, dass er in hohem Maasse die Gabe der Beobachtung inne hatte, dass er selbständig zu denken und die Erscheinungen bis zu ihren letzten Gründen zu verfolgen verstand; doch er, der auch materielle Entbehrungen so leicht ertrug, er, der sein ganzes Leben lang die Lehre der Stoa befolgend, seine Meisterschaft im Entsagen betätigte, er entsagte auch der Hoffnung, seinen eigenen Ruhm zu begründen und wurde der selbstlose Herold fremder Namen und Taten. Er wurde Uebersetzer « von Profession ».

Seine Uebersetzer-Laufbahn war es, auf der er seine meisten Erfolge erntete, und da muss wohl oder übel bemerkt werden, dass er in der Wiedergabe der ungarischen Prosa viel glücklicher war, als in der wirksamen Verdolmetschung der gebundenen Rede. Er war viel zu gewissenhaft und zu scrupulös, als dass er ein echter Kunstübersetzer hätte sein können. Jeder Ausdruck, jede Wendung, jedes epitheton ornans des Originals waren ihm eben so viele unantastbare Heiligtümer und eher tat er der Sprache, in die er übersetzte, Gewalt an, als dass er die geringste Nuance des Originals aufgegeben hätte. Doch wenn er auch nicht jenes souveräne Gefühl des Künstlers besass, der jeden Dichter für seinesgleichen haltend, sich als Uebersetzer für dessen gleichberechtigten Mitarbeiter ansieht, so ragte er doch riesenhoch über jene wohlgemeinten, aber bald unbeholfenen, bald geradezu komischen Uebersetzungen hinaus, die eine grosse Zeit lang den deutschen Markt überfluteten und dadurch der Unverwüstlichkeit unserer Dichter, welche selbst solche Uebersetzungen nicht zu comprimiren vermochten, ein bleibendes Denkmal errichteten.

Diese grosse Gewissenhaftigkeit im Vereine mit einer bedeutenden Sprach- und Formgewandtheit war es aber, welche seinen

prosaischen Uebersetzungen den Stempel des Mustergiltigen verlieh. Er führte die ersten Romane Eötvös' und Jókai's mit Erfolg in die deutsche Literatur ein, er zwang das Ausland, die Genies zu respectiren, welche die ungarische Nation hervorgebracht, und er zeigte seinen doppelsprachigen Epigonen den Weg, auf dem sie das zweifelhafte Geschenk ihrer vielfachen Muttersprache auf das Verdienstlichste verwerten können. Doch erschöpften seine Uebersetzungsarbeiten keineswegs den Inhalt seines so arbeitsamen Lebens. Keine einzige Gelegenheit liess er vorbeigehen, ohne das Ausland über die vaterländischen Verhältnisse aufzuklären. Er stand fortwährend in Bereitschaft, um von dem schlecht informirten Ausland an das besser zu informirende Ausland zu appelliren und jedes deutsche Lexicon, jede Zeit- und Unterhaltungsschrift im Reiche draussen diene seinen diesbezüglichen patriotischen Bestrebungen als williger Ablagerungsplatz.

Es sei mir jedoch gestattet, das Hauptgewicht seines Wirkens nicht in den Arbeiten, die er für das Ausland schrieb und übersetzte, sondern vielmehr darin zu suchen, was hier im Lande seinen Alltagsberuf ausmachte, in seiner journalistischen, und zwar in seiner deutsch-journalistischen Tätigkeit.

Der Beruf des deutschen Journalisten in Ungarn ist oft verkannt, selten anerkannt worden. Man sah es nicht überall ein, dass eine deutsche Presse für Ungarn ein Lebensbedürfniss sei, so lange es noch im Lande viele Zehntausende lesbegieriger Menschen gibt, die nur der deutschen Sprache mächtig sind. Ueberflüssig wäre sie, wenn ihr Aufhören der nationalsprachigen Presse zum Vorteil gereichen würde. Doch steht die Sache nicht so. Das plötzliche Aufhören der deutsch-ungarischen Presse in Folge von gewaltsamer Unterdrückung oder spontaner sozusagen patriotischer Entschliessung würde nicht zugleich das Bedürfniss nach deutscher Zeitungslektüre verschwinden machen, würde nicht den Leserkreis der nationalsprachigen Blätter vermehren, sondern würde geradezu von gefährlichen und schädlichen Folgen sein, indem hiedurch die Einfuhr ausländischer Zeitungen gefördert würde, so dass unsere Deutschen eine Lectüre erhielten, welche sie in ihren patriotischen

Neigungen nicht bestärken, sondern dieselben im Gegentheil mit Stumpf und Stiel ausrotten würde. Da uns also hierzulande eine deutsche Presse not tut, müssen wir es mit Freuden begrüßen, dass dieselbe eine patriotische Richtung befolgt und ihren Leserkreis mit der ungarischen Staatsidee, mit den vaterländischen Einrichtungen und nationalen Aspirationen zu befreunden sucht; daher übertreibt man auch nicht, wenn man sagt, dass die gute correcte und patriotische Haltung der ungarländischen Deutschen vorzugsweise der Tendenz und dem Geiste ihrer politischen Lectüre zu danken ist.

Diese deutschsprachige Ungarpresse ehrte nun in Adolf Dux einen ihrer berufensten Vertreter. In den drei Jahrzehnten, da er die Literatur- und Kunsttribrik des ältesten und einflussreichsten politischen Tageblattes Ungarns * leitete, wirkte er in einer ganz besonders erspriesslichen Weise; er machte die deutschsprachigen Bürger des Landes vertraut mit den Erscheinungen und Hervorbringungen ungarischer Literatur und Kunst, mit den Fortschritten unserer Wissenschaft, mit allen Momenten unseres geistigen Lebens; seine Buch- und Theaterkritiken, seine Berichte aus der Academie und anderen gelehrten und schönwissenschaftlichen Gesellschaften spiegelten ebenso das Wohlwollen wieder, das ihm die Rücksicht auf sein besonders geartetes Publicum auferlegte, wie auch die wissenschaftliche Geschlossenheit und den Ernst, die ihm in so hohem Maasse zu eigen waren. Er besass nicht den Hochmut der Kritik, die auf ihren Gegenstand von vornherein vornehm herabblickt, noch die Schadenfreude, die jede Bresche und Lücke mit Hohngelächter begrüsst; im Gegentheil, seine Freude machte es aus, wenn er Lobenswertes fand, und wenn ihm ein junges Talent begegnete, das er nach Herzenslust hätscheln konnte. Einen ganzen Stoss machen die Hefte aus, in denen er seine Notizen über die zu kritisirenden Werke und Stücke verzeichnete, und diese fleissigen Notizen, die selbst bei den ersten Versuchen rosiger Anfänger oft mehrere Seiten in Anspruch nehmen, bilden wohl

* Pester Lloyd.

einen eclatanten Contrast zu jener Kritik, die sich nicht einmal die Mühe gibt ein Buch aufzuschneiden, wahrscheinlich aus Furcht, sie würde sich sonst von dessen Inhalt in ihrem Urtheil beeinflussen lassen. Da er zu keiner politischen Partei und zu keiner literarischen Coterie gehörte, konnte er sich auch bezüglich der Personen jene Objectivität bewahren, die wir bei rein-literarischen Fragen oft so schmerzlich vermissen; da er sich nicht für einen Apollo dünkte, brauchte er auch keinen Marsyas, und diese sympathischen Züge seiner Persönlichkeit schützten seine Kritik vor der berechtigten Anklage der Parteilichkeit und verliehen ihr vielmehr jene lehrreiche und befruchtende Richtung, ohne welche jede Kritik ein steriles und überflüssiges Unding ist.

Diesem gewissenhaften, pflichtbewussten und hochgebildeten Journalisten gegenüber entledigte sich nun die Kisfaludy-Gesellschaft eine geraume Weile nach ihrer Neubegründung einer dringenden Schuld, indem sie ihn im Jahre 1867 zu ihrem auswärtigen und drei Jahre darauf zu ihrem internen Mitgliede wählte. Das neue Mitglied beeilte sich denn auch, den Erwartungen zu entsprechen, welche man angesichts eines solchen Mitglieds zu hegen berechtigt war.

«Mit der Raschheit der Eisenbahnen trägt den Journalisten sein Beruf fort, und wenn er im Fluge ein Feld erblickt, dessen Pflege zu einer schönen Ernte berechtigte und das zu pflegen er auch Neigung in sich verspürte: er kann nicht weilen, er kann auf das Feld nur hinweisen und muss weiter und weiter ziehen.» Mit diesen Worten leitet er seine Abhandlung «das Theaterwesen als öffentliche Angelegenheit» ein, welche ihm, dem auswärtigen Mitgliede, zum Antrittsvortrag diente, und in welcher er einerseits die kräftige Unterstützung der Schauspielkunst der Aufmerksamkeit der Municipien empfiehlt, andererseits aber die Reform des Volksstückes in jener Richtung beantragt, welche bereits durch die Bereicherung vorgeschrieben ist, die der Begriff Volk seit dem Jahre 1848 in politischer und socialer Beziehung erfahren. In demselben Jahre gewann er mit seiner Abhandlung «über das Komische» den Preis der Gesellschaft, und nach einer Weile wählte er zum Thema seines

Antrittsvortrages als internes Mitglied den Darwinismus in seiner Anwendbarkeit auf die Aesthetik, in welchem gedankenreichen Essay er den Realismus mit dem Idealismus zu versöhnen bestrebt ist. Bei dieser Gelegenheit war es auch, dass AUGUST GREGUSS das neue interne Mitglied mit einer Rede begrüßte, welche die Verdienste von Adolf Dux und dessen Mission zu eclatant anerkennt, als dass es nicht angezeigt wäre, hier einige Sätze aus derselben zu wiederholen.

•Indem Adolf Dux seinen Platz in unserer Mitte einnimmt — so Greguss — und indem ich ihn aus diesem Anlasse einführe, entsprechen wir nur dem Buchstaben der Statuten; denn braucht man wohl Jemanden einzuführen, der in unserem Kreise besser gekannt ist als so manche unserer älteren Mitglieder? Und braucht wohl Jemand einen Antrittsvortrag zu halten, der schon so viele seiner Abhandlungen hier vortrug und so viel Berichte über ihm gewordene Missionen abstattete?

•Es ist bekannt, dass die Kisfaludy-Gesellschaft Adolf Dux zu ihrem auswärtigen Mitglied gewählt, weil er die Hervorbringungen unserer Cultur durch Publicationen und Uebersetzungen seit zwei Jahrzehnten mit gerechtem Erfolge in der Literatur jener Nation heimisch gemacht hat, die durch ihre Nachbarschaft, durch ihre Grösse und durch ihre Bildung seit Jahrhunderten ihre Wirkung auf uns ausübt. •

Nachdem Redner dann des Kampfes gedacht, den die ungarische Nation für ihre staatliche und geistige Existenz zu führen gezwungen sei, fuhr er fort :

•Wir müssen fortwährend beweisen, nicht nur, dass wir leben, sondern dass wir des Lebens auch wert sind. Und wie können wir das am augenfälligsten beweisen? Doch wohl nur durch die Geltendmachung des wirksamsten Factors, unserer geistigen Souveränität.

•Das aber ist vor allem Ihre Aufgabe, geehrter College; darum bitten wir Sie, bleiben Sie auch ferner das, weshalb Sie die Kisfaludy-Gesellschaft in die Reihe ihrer auswärtigen Mitglieder aufgenommen, der Dolmetsch unserer Literatur bei den Deutschen,

aber bleiben Sie dabei auch fernerhin ein wirkliches internes Mitglied unserer Gesellschaft, der Pfleger unserer eigenen Literatur! »

Oftmals haben wir auch seither unseren guten alten Freund am Vortragstische Platz nehmen sehen; seine ästhetischen Studien, welche sein gesammtes Denken und die ganze Zeit, die er sich vom Broderwerb abkargte, in Anspruch nahmen, vereinten sich mit den naturwissenschaftlichen Arbeiten, denen er sich als Dilettant hingab, um ihm bei Verfassung seiner Abhandlung «Psychologie des Komischen und Physiologie des Lachens» behilflich zu sein. Er hielt in unserer Gesellschaft die Denkrede über unseren halben Landsmann und treuen Förderer unserer Literatur, den evangelischen Pastor zu Büttelstedt, GUSTAV STEINACKER, und vor kaum zwei Jahren erstattete er an dieser Stelle Bericht über ein noch unbekanntes Schreiben des Mannes, dessen Namen unsere Gesellschaft auf ihre Fahne geschrieben. Die letzten Arbeiten seines Lebens bezogen sich auf die Ermittlung dessen, welche Gesänge in dem Lieder- und Gebetbuch der siebenbürgischen Sabbatherier Umarbeitung und Uebersetzung hebräischer Texte und welche Original, namentlich Originaldichtungen Simon Pécsi's, des einstigen Kanzlers von Siebenbürgen *), der als einer der Hauptgründer dieser Secte gilt, angesehen werden können. Nur sein allzufrühes Ableben verhinderte ihn an der Beendigung dieser Arbeit, die er ebenfalls für die Editionen dieser Gesellschaft bestimmt hatte. Braucht es also noch mehr der Worte, um uns ins Bewusstsein zurückzurufen, was uns Adolf Dux gewesen und was wir in ihm verloren haben?

Wenn wir Adolf Dux als Kunstübersetzer von ausgesprochenem Beruf und unermüdllichem Fleiss, wenn wir ihn als patriotischen Publicisten und feingebildeten, unparteiischen Kritiker gewürdigt, wenn wir schliesslich die Tätigkeit, die er als externes und internes Mitglied dieser Gesellschaft entwickelt, uns vor Augen gehalten haben, so bleibt uns noch immer eine erfreuliche Aufgabe

*) Derselbe lebte und wirkte gegen Ende des XVI. und gegen Anfang des XVII. Jahrhunderts.

übrig, und die wäre, den Menschen in ihm in Augenschein zu nehmen. Es ist dies, wie gesagt, eine erfreuliche Aufgabe, denn selten wird uns Gelegenheit, eine glücklichere Harmonie zwischen Beruf, Talent und Charakter wahrzunehmen, als sie die Persönlichkeit Adolf Dux' aufzuweisen vermöchte. Wohl ging sowohl seinem äusseren Menschen wie auch seiner Feder jener glatte Zug ab, der gemeiniglich Liebenswürdigkeit genannt wird; ein manchmal mürrisch und fast sauertöpfisch erscheinendes Aeussere und sein oft schwerfälliger und kerniger Styl entbehrten der Leichtigkeit und der einschmeichelnden Eleganz. Aber er war kein mürrischer und sauertöpfischer Gesell; er nannte vielmehr ein heiteres und fröhliches Gemüt sein eigen, und er war nicht jener bedauernswerte, unglückliche Mensch, den Fernstehende in ihm zu erkennen glaubten. Er führte ein schönes Leben, ein *καλον βιον* im edleren Sinne des Wortes, indem er sich stets glücklich und zufrieden fühlte und des frivolen Lächelns der Allerwelts-Glücksgöttin leicht entraten konnte. Die Kämpfe, an denen sein Leben nicht eben arm war, vermochten ihn weder zu erbittern, noch auch ihn zum Zweifler an den Menschen und an der höheren Ordnung der Dinge hienieden zu machen. Er fühlte sich glücklich, da er ausser seinem täglichen Brode stets soviel erwarb, um armen Verwandten Gutes tun, um den Lebensabend seiner betagten Eltern vor Sorgen bewahren zu können, und er fühlte sich mehr als glücklich, als er, auch von diesen Sorgen befreit, ein gleichgestimmtes Weib an seine Seite fesseln durfte, ein Weib, das ihn verstand und seines Lebens würdige Gefährtin ward. Er hatte nur zwei Leidenschaften: Geistiges in sich aufzunehmen und dasselbe wieder mitzuteilen; er las und schrieb gern, und zur Befriedigung dieser beiden Leidenschaften boten ihm sein Beruf und sein täglicher Wirkungskreis Gelegenheit die Hülle und Fülle. Selbst körperliche Leiden, die ihn in den letzten zwei Jahren seines Lebens mehr als billig heimsuchten, vermochten die Harmonie seines Gemüts nicht zu stören, und er freute sich fast seines Leidens, das ihn dazu zwang, nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, zu reisen; seine Geburtsstadt, das finstere Haus, in dem seine Wiege gestanden, die

Umgebung Pressburgs, sie alle erweckten in ihm stets die allerfreundlichsten Erinnerungen. Ein begeisterter Freund von Naturschönheiten, machte er alljährlich die Wanderversammlungen ungarischer Aerzte und Naturforscher mit, nur um sich an den mannigfachen und abwechslungsreichen landschaftlichen Schönheiten seines Vaterlandes ergötzen zu können. Diese Genussfreudigkeit blieb ihm ebenso wie die Arbeitslust treu bis ans Ende. Mit dem Kopfe und mit der Feder arbeitete er, so lange er eben lebte; als seine Hand schwach geworden und zu versagen drohte, dictirte er seine letzten Feuilletons, die von der alten Frische seines Geistes zeugten. In einem hohen und weiten Gemache eines Zinspalastes der Ofner Donaufront stand der Lehnssessel, in dem er seine letzten Tage verbrachte. Von da konnte er hinabsehen auf den majestätischen Strom, auf die herrliche Kettenbrücke, auf die Akademie am jenseitigen Ufer und auf das ganze junge Pest. Der irdischen Sorgen ledig, die Zukunft seines geliebten Weibes gesichert wissend, so sass er da, schöne und erhabene Gedanken denkend,* und in seiner scherzenden Manier verglich er wohl auch seinen erhabenen Standpunkt und seinen weitreichenden Gesichtskreis mit jenem, den sein Geburtshaus in der Pressburger Judengasse gewährte. So sass er sinnend da und so starb er, vor dem Tode nicht erzitternd, denn, wie er vor einigen Jahren tröstend seiner Gattin geschrieben:

«ins All zurückgekehrt sind die Gewesenen.»

Diese Worte, welche auch auf seinem Grabsteine sichtbar sein werden, mögen sich auch unserem Gedenken einprägen, in welchem sich Adolf Dux eine würdige und bleibende Stätte gesichert hat. Er ist nun in das All zurückgekehrt, das dem Vaterlande noch Viele seines Gleichen bescheeren möge. **

ALBERT STURM.

* Dieselben sind am Tage nach seinem Tode über sein ausdrückliches Ersuchen im «Pester Lloyd» erschienen.

** Ausser den obgenannten Editionen wollen wir von den wichtigeren Werken Dr. Adolf Dux' hier noch nachfolgende verzeichnen: «Ungarische Dichtungen», Pressburg und Leipzig 1854. — «Bánkbán», Drama von Josef Katona, Leipzig 1858. — «Das ungarische Nationalmuseum», Pest 1858. —

FRANZ PULSZKY'S MEMOIREN. *

Rüstig schafft Franz Pulszky an seinem Memoirenwerke fort, von dem uns nun schon der dritte Band in ungarischer Sprache vorliegt und dessen deutsche Ausgabe, wie wir hören, gleichzeitig mit dem Erscheinen dieser Besprechung das Licht der Welt erleben dürfte. »Mein Leben und meine Zeit«, das ist der Titel, den Pulszky seinen Memoiren gegeben, deren erster Band bekanntlich den Schilderungen der ungarländischen Verhältnisse vor der Revolution gewidmet war. Die Ereignisse, welche die Revolution vorbereiteten und die Geschichte des Freiheitskrieges selbst, waren der Inhalt des zweiten Bandes, von dem man mit Recht sagen kann, dass er ebenso hochwichtig war, wie der erste Band interessant gewesen. Der uns nun vorliegende dritte Band, der den Subtitel „Während der Verbannung in Amerika und England“ führt, vereinigt die Charakteristik seiner beiden Vorgänger in sich: er ist interessant und wichtig zugleich. Interessant, weil er uns einen tieferen Einblick in jene kuriose Welt machen lässt, welche man Emigration im Allgemeinen und ungarische Emigration insbesondere nannte, abgesehen davon, dass er uns amüsante Excurse in das englische und amerikanische Leben gestattet, — wichtig, weil er uns nicht zu unterschätzende Aufschlüsse über noch immer nicht genug aufgehellte Partien der Zeitgeschichte gibt. Einige Briefe Ludwlg Kossuth's und Franz Deák's bilden die kostbaren Zugaben dieser Publication, die uns vorläufig nur bedauern lässt, dass wir auf die Fortsetzung derselben, auf den IV. Band nämlich, wieder ein Jahr lang warten müssen.

I.

Der Tag von Világos hatte den Sieg der Reaction in ganz Europa besiegelt. Frankreich war nur dem Namen nach Republik, in Deutschland war das Parlament gesprengt, in Italien hatten sich Sicilien, Rom und Venedig ergeben, die Reaction feierte überall ihre Siegesorgien und nur England bot den flüchtig gewordenen Opfern der Revolution ein sicheres Asyl. Franzosen, Russen, Deutsche, Italiener, Walachen, Polen und Ungarn flüchteten über den Kanal. Nur Kossuth und seine

•Dichtungen von Johann Arany•, Pest 1861. — •Für den Glanz des Hauses•, Roman von Baron Josef Eötvös, bearbeitet und ergänzt von Adolf Dux, Leipzig 1873. — •Vallás és tudomány• (Religion und Wissenschaft), Budapest 1876 u. s. w. u. s. w.

† Siehe »Literarische Berichte« IV. Band, III. Heft (1880) und »Ungarische Revue« Februar- (II.) Heft, 1881.

Getreuen schmachteten in den cilicischen Bergen, bis endlich die nord-amerikanischen Freistaaten Europa von der Gefahr, welche dieselbe in Kossuth's Einfluss erblickte, befreite. Kossuth ging aber nicht direct nach Amerika, sondern bereiste zuerst, überall mit mehr als königlichen Ehren empfangen, England, und erst später begab er sich nach Amerika, wo er, von Franz Pulszky begleitet, Triumphe feierte, wie sie der «Gouverneur» eines unterjochten Volkes wohl noch niemals gefeiert hat. «Nach England zurückgekehrt, mussten wir uns dem bürgerlichen Leben anpassen; wir mussten leben, um conspiriren zu können, bis wir endlich unseren Glauben an die Conspiration selbst verloren.» Das war die erste, zehn Jahre währende Epoche der Emigration, welche mit dem Frieden von Villafranca abgeschlossen erscheint, ein Friedensschluss, der die Hoffnungen der ungarischen Emigration auf die Befreiung Ungarns durch eine neuere Revolution zu Grabe trug.

«Meine Erlebnisse aus jener Zeit will ich in den folgenden Blättern allen Jenen erzählen, die Auteil nehmen an meinem und an der ungarischen Verbannten und Emigranten Schicksal. Die Engländer haben uns viele Gefälligkeiten erwiesen, sie wurden aufrichtige Freunde der ungarischen Sache und der dieselbe vertretenden Persönlichkeiten; viele Freundlichkeit erwiesen uns auch die Italiener, die unsere Tätigkeit öfters in Anspruch nahmen. Unsere Odyssee verschaffte dem ungarischen Namen auch jenseits des Oceans Achtung; wenn wir gelitten haben, so blieben unsere Leiden doch nur individuelle, während die ungarische Nation durch unser Missgeschick auch dort bekannt wurde, wo man bis dahin nicht einmal ihren Namen gekannt hatte.»

Die Schicksale der Emigration selbst schildert Pulszky, ohne etwas beschönigen zu wollen, was nicht beschönigt zu werden braucht. In London war seit Anfang des Jahres 1849 ein «Centralbureau für ungarische Angelegenheiten» errichtet, welchem Franz Pulszky vorstand. Obwohl zahlreiche hervorragende Emigranten, wie EDMUND BEÜTHY, Graf PAUL ESZTERHÁZY, General VETTER, Oberst BAROU WOLFGANG KEMÉNY, Oberstlieutenant JUBÁSZ, General KLAPKA mit den beiden SZABÓ und mit MEDNYÁNSZKY, im Laufe der Zeit nach London kamen, hatte Pulszky nahezu allein für die grosse Menge der aus Ungarn verbannten Revolutionäre zu sorgen. Dies machte ihm viel Aerger und Plage, aber schliesslich gelang es doch, mit Hilfe der Engländer, welche den Emigranten Geld für die Ueberfahrt nach Amerika und zu einmonatlichem Unterhalte daselbst vorstreckten, die Schützlinge unterzubringen. Er schreibt hierüber: «Die Beförderung nach Amerika, mit der sehr Viele einverstanden waren, betrachteten Andere als

Deportation; mit Einem Worte, die Emigranten verursachten mir unzählige Unannehmlichkeiten. Die Juden hielten sich am besten. Sie entwickelten viel mehr Lebensklugheit, und fast alle hatten binnen drei Monaten irgend eine Stellung gefunden, die sie vor Not und Elend sicherte. Die Uneinigkeit unter den Emigranten wuchs mit ihrer Zahl; manche, die ihrer Pflicht dem Vaterlande gegenüber ein Jahr lang Genüge geleistet hatten, glaubten dadurch vollen Anspruch darauf erworben zu haben, dass von nun an Andere für ihre Zukunft und Existenz sorgen. Da man Jene, die genügende Existenzmittel nicht nachweisen konnten, in Paris nicht duldeten, so kamen die Unbeholfensten und Unfähigsten und eben deshalb Anspruchsvollsten und Unverschämtesten sämmtlich nach London, wo sie mir oft sehr lästig fielen. Ein gewisser MIHALÓCZY, dem ich meinen Rock geschenkt hatte, benahm sich dermassen frech, dass ich ihn aus dem Zimmer werfen lassen musste. Hierauf forderte er mich zum Zweikampf heraus, und da ich erwidert hatte, ich könne doch nicht meinen eigenen Rock durchlöchern, drohte er mir fortwährend und fiel mich auch einmal auf der Gasse meuchlerisch an, als ich Nachts mit meiner Frau und mehreren Bekannten von einem ungarischen Meeting nach Hause ging. Ich liess ihn vor das Polizeigericht citiren, und dort musste er Bürgschaft leisten, den Königsfrieden nicht mehr zu stören. Oberst Emerich Szabó aber redete mir unaufhörlich zu, mich mit Mihalóczy zu schlagen, denn wie niederträchtig er auch immer sei, so sei er doch Honvéd-Officier gewesen. Ich erklärte mich endlich einverstanden; aber in London ist es nicht so leicht sich zu schlagen, wie anderswo; nur mit vieler Mühe verschafften wir uns Säbel. Mein Secundant, Graf JULIUS ANDRÁSSY, brachte einen vom Herzog von MANCHESTER, einen zweiten erhielten wir von einem Honvéd-Officier. Andrassy mietete in einer Vorstadt zwei Zimmer; an diesem ziemlich verdächtigen Orte kamen wir zusammen. STEFAN TÜRR war Mihalóczy's Secundant; während wir fochten, bearbeitete der Arzt mit aller Kraft das im Nebenzimmer befindliche Clavier, damit man das Säbelgeklirr weder im Hause noch auf der Gasse vernehme. Mihalóczy erhielt eine starke Hiebwunde am Arme, ich wurde nur schwach geritzt. Sobald mein Gegner wieder hergestellt war, ging er nach Amerika, wo er sich dann anständig benahm. Als ich mit Kossuth in der Union ankam, war er einer der Ersten, der mich um meine Protection ersuchte; im Secessionistenkriege diente er bei den Nordstaaten und fiel, wenn ich mich gut erinnere, bei Vicksburgh.»

Interessant ist eine Stelle in den Memoiren, welche von den ersten literarischen Leistungen des nachmaligen (und ehemaligen)

österreichisch-ungarischen Ministers des Aeussern, Grafen Julius Andrassy, spricht. Die betreffende Stelle lautet: «Julius Andrassy hatte eine Studie über die ungarischen Verhältnisse geschrieben und ersuchte mich, deren Veröffentlichung in der «Edinburgh Review» durchzusetzen; dies gelang mir jedoch nicht, die Studie erschien später in der «Eclectic Review».

Pulszky traf übrigens auch mit den deutschen, spanischen, italienischen und französischen Emigranten zusammen, und er erzählt sehr hübsche Züge von Lédru-Rollin und Mazzini. «Von deutschen Emigranten lebten» — wie Pulszky schreibt — «damals in London: der Dichter FREILIGRATH, als Buchhalter in einem englischen Handlungshause; BLIND wurde später sozusagen Engländer; der geniale Architekt SEMPER lebte im Elend, bis er später zum Zeichenlehrer in Marlborough-House ernannt wurde. KINKEL, den seine Frau und sein Schüler Karl Schurz, später in der nordamerikanischen Union Minister des Innern, aus der Festungshaft mit Geschick und grosser Kühnheit befreit hatten, erregte bei den Deutschen Londons sowohl durch sein romantisches Schicksal als auch durch seine männliche Schönheit und seinen herrlichen Vortrag Aufsehen. RUGE, einem Hauptvertreter der neu-hegelischen Schule, ward es nicht so leicht, für seinen Unterhalt zu sorgen; man kümmerte sich wenig um ihn. Dr. GOLDSTÜCKER war Professor für Sanskrit am University-College und wurde als der gründlichste Sanskritist ganz besonders hochgeachtet. LOTHAR BUCHER, jetzt der treueste Berater des Fürsten Bismarck, lebte damals gleichfalls als Verbannter in England; er war mein Nachbar; wir kamen häufig zusammen, bald bei mir zum Thee, bald bei ihm, um uns an pommerischen Gänsebrüsten gütlich zu tun. Auch der schleswig-holsteinische Fürst NOER und sein Sohn lebten in London, der Letztere war häufig unser Gast; aber es war unmöglich, die deutschen Revolutionäre unter Einen Hut zu bringen; der Particularismus äusserte sich bei ihnen auch in der Verbannung, und zwar viel stärker als bei den Italienern, die, wenn auch verschiedenen Ländern angehörig, die Idee der Einheit Italiens innig verband.»

II.

Das Hauptbestreben der ungarischen Emigration war, KOSSUTH, der in Kiutahia internirt war, befreit zu sehen; aber alle Schritte bei der englischen Regierung waren vergeblich. Kossuth selbst fühlte sich in dem fernen asiatischen Neste sehr unbehaglich und gibt dem in seinen, vom April 1850 datirten, an Ladislaus Teleki und Pulszky gerichteten Briefen lebhaften Ausdruck. Endlich kam von Amerika

aus Hilfe. Im dortigen Senate hatte Foote, der Senator des Staates Mississippi, den Antrag eingebracht, die Regierung der nordamerikanischen Union möge Kossuth als Gast zu sich einladen, seinen Gefährten ein Asyl anbieten und ein eigenes Kriegsschiff nach Asien entsenden, um die Internirten nach Amerika zu bringen. Der Antrag wurde einstimmig, mit lebhafter Begeisterung angenommen. Das Schiff ging auf der Rückfahrt nach Amerika im Hafen von Spezzia vor Anker, aber die piemontesische Regierung erlaubte Kossuth nicht, auszusteigen, denn das Volk hatte schon auf die Nachricht von dessen Ankunft ringsum auf den Bergen Freudenfeuer angezündet und im Hafen brausende Evviva's gerufen. Auch die französische Regierung verbot Kossuth, durch Frankreich nach England zu reisen, ja in Marseille durfte Niemand sich dem amerikanischen Kriegsschiffe nähern. Ein Arbeiter machte die Sache kurz; er sprang ins Meer, schwamm zum Schiffe hin, um Kossuth die Hand schütteln zu können, und als dieser sich über die Kühnheit verwunderte, rief der schlichte Arbeiter: «Nichts ist dem unmöglich, der einen Willen hat!». Dies Wort gefiel Kossuth ungemein und er wählte es fortan zur Devise. Er fuhr nun nach Gibraltar, wo er von der englischen Festungsbesatzung festlich empfangen wurde. Hier erklärte er dem amerikanischen Capitän, er werde mit einem englischen Schiffe nach Southampton reisen, aber sehr bald seinen Gefährten nach Amerika nacheilen.

Der Empfang in *Southampton* war ein grossartiger und die englische Rede, welche Kossuth hielt, versetzte die Engländer geradezu in Ekstase. Als die Nachrichten hierüber nach London gelangten, telegraphirte man von dort, Kossuth möge noch zwei Tage in *Southampton* bleiben, damit man in der Hauptstadt Zeit gewinne, einen würdigen Empfang vorzubereiten. So wurde denn in *Southampton* noch ein grosses Banket veranstaltet, bei welchem RICHARD COBDEN einen Toast auf Kossuth ausbrachte und ihn bat, Aufklärungen über das Verhältniss Ungarns zu Oesterreich zu geben. Kossuth gab diesem Verlangen in einer zweistündigen Rede nach, welche die grösste Wirkung hatte und von der Cobden selbst sagte, sie reihe sich würdig den besten oratorischen Leistungen Peel's an. Der Empfang in London war feierlich und grossartig, wie beim Einzuge des Lordmayor und hier wie in anderen englischen Städten, wohin Kossuth sich auf wiederholte Einladungen begeben musste, fanden seine Reden Bewunderung und Zustimmung.

Gegen Ende October begab sich Kossuth auf den Weg nach Amerika. Auf dem Schiffe befanden sich PULSZKY und seine Frau, IHÁSZ, GREGOR BETHLEN, PAUL HAJNIK, PETER NAGY und einige Honvéd-Officiere, welche den Gouverneur von Kiutahia aus begleiteten. Auf

demselben Dampfer fuhr auch die einst berühmte Tänzerin **Lola Montez** und fiel Kossuth durch ihre Zudringlichkeit zur Last. Pulszky versprach, ihn bald von den Annäherungen der Dame zu befreien und fand auch die günstigste Gelegenheit dazu. Eines Tages sagte nämlich Lola Montez zu Kossuth:

— General, wenn Sie wieder einmal gegen Oesterreich Krieg führen, dann geben Sie mir ein Husarenregiment!

Pulszky replicirte sofort:

— Ich bin überzeugt, mein Fräulein, dass ein geringeres Corps Sie nicht befriedigen kann. Diese starke Lection nützte.

Auf dem Schiffe arbeitete Kossuth jene Rede aus, welche er in New-York halten wollte, wohin die Reise von Southampton aus zwei Wochen dauerte. In Staten Island hielten sie einen Tag Rast und hatten immerfort Deputationen zu empfangen. Selbst die Freimaurer erschienen und zwar im vollen Ornate mit allen ihren Abzeichen. Auch der Mayor von New-York kam dahin und benachrichtigte Kossuth, dass die Bevölkerung eine Rede erwarte. Bei der Ankunft in New-York wurden sie mit hundert Salutschüssen empfangen, die gesammte Bevölkerung war ihnen entgegen gekommen. In Castel Garden bestieg Kossuth eine Tribüne und wollte sprechen, aber er konnte vor den donnernden Hurrahrufen drei Viertelstunden nicht zu Worte kommen und musste endlich die Tribüne verlassen, ohne die Rede gehalten zu haben, welche dann in den Zeitungen erschien. Ueber die Rede, welche Kossuth in Amerika hielt, berichtet der *«Exgouverneur»* selbst im ersten Bande seiner vor zwei Jahren erschienenen Memoiren. Der Gesammttrag der Reden Kossuth's auf seinem Triumphzuge durch Amerika belief sich auf 96,000 Dollars, welche er zum grössten Theile der Unterstützung der Emigration widmete, während er für sich selbst kaum 20 Percent der Summe behielt, obgleich die Amerikaner den Wunsch aussprachen, Kossuth möge mit diesem Gelde seine und seiner Familie Zukunft sichern.

Die Schilderung von Land und Leuten in Amerika gehört nicht nur zu den besten Partien dieses Buches, sondern zu dem besten überhaupt, was über Amerika je geschrieben wurde. Folgen wir dem amüsanten Erzähler bei der Schilderung seiner Ankunft in New-York:

Man empfing Kossuth mit grosser Begeisterung und bat ihn, einen Tag hier zu verweilen, damit man in New-York, wo man erst in diesem Augenblicke seine Ankunft erfahre, die nötigen Vorbereitungen zu einem feierlichen Empfange treffen könne. Hierauf entwickelte sich eine gemüthliche Conversation; der Mayor wendete sich an mich und titulirte mich General; ich erwiderte, dass ich das nicht sei.

— Also Herr Oberst —

— Auch das bin ich nicht, ich war niemals Soldat.

— Also lieber Count Pulszky --

— Auch das nicht; blos Mr. Pulszky, nicht mehr und nicht weniger.

— Das kann nicht sein; ein Mann, dessen Namen wir hier in Amerika schon kennen, kann nicht ein einfacher Master sein. Wie sehr Sie sich auch dagegen sträuben mögen, so lange Sie in Amerika bleiben, sind Sie Count Pulszky, für uns sind Sie es.

Und so war es auch in der That; ich erinnere mich, dass ich einem Dr. Hoffmann, der Rechtslehrer an der pennsylvanischen Universität war und der von mir Aufklärungen über europäische Etiquette und Titulaturen wünschte, eine halbe Stunde lang die Verhältnisse, Rechte, Grade und die sociale Stellung des europäischen Adels erläuterte und dabei hervorhob, dass ich zwar von ungarischem Adel sei, aber dennoch keinen Titel führe; als ich ihm dann noch die ehemaligen Privilegien des ungarischen Adels und die jetzige Stellung unserer Magnaten auseinandergesetzt hatte, sagte er endlich:

— Nun verstehe ich Sie, Herr Count, und kenne Ihre Stellung.

Ich sah, dass alles Protestiren umsonst sei und liess mir nun den Titel Count in dem Lande gefallen, in welchem trotz aller republikanischen Ideen Jedermann seinen Titel führt. In Amerika gibt es mehr Excellenzen als in Europa, jeder Minister, jeder Senator, jeder Gouverneur beansprucht diesen Titel; weil nun diese immer nach drei, vier und sechs Jahren wechseln, so wimmelt es in der Union von Excellenzen. Allen Mitgliedern des Congresses und der zweiten Kammern der einzelnen Staaten gebührt der Titel Honorable, der Governor und Judge gibt es unzählige. Die Reihe der Generale und Obersten ist endlos; in allen Städten befinden sich Milizregimenter, die ihre Officiere selbst wählen, und da werden denn gewöhnlich die hervorragenden Hôtelbesitzer, die vor der Wahl dem ganzen Regiment ein Festmahl geben, zu Obersten gewählt. Ich gewöhnte mich sehr bald daran, in jeder Stadt, bei jedem Hôtel nach dem Obersten zu fragen. Einmal aber kam ich übel an. In Cincinnati fragte ich in dem ersten Hôtel nach dem Obersten, worauf der Kellner verächtlich fragte: was für ein Oberst, Sie suchen wahrscheinlich den General? Ich entschuldigte mich und unterhandelte dann mit dem General — dem Hôtelier — wegen der Anzahl der Zimmer und theilte ihm unsere Wünsche mit.

Höchst amusant ist in der Pulszky'schen Darstellung auch die Geschichte des Generals Houston, von dem er Folgendes erzählt: Sein Vater hatte in Virginia gelebt und war materiell sehr herabgekommen;

nach seinem Tode verkaufte die Witwe die übrigen Ländereien und siedelte sich in Tennessee an, wo der Sohn heranwuchs, sich als Advocat ein Vermögen erwarb und endlich zum Gouverneur des Staates gewählt wurde; aber seine Frau quälte ihn derart, dass er seinen Gouverneurposten im Stiche liess und zu den roten Indianern floh, wo er sich in Tierfelle kleidete und bald zum Häuptling gewählt wurde. Als die Bevölkerung von Texas durch stete Einwanderung aus der Union sehr angewachsen war und nun den Unabhängigkeitskampf gegen Mexiko, unter dessen Botmässigkeit sie stand, begann, brachte sie die mexikanische Armee in nicht geringe Verlegenheit, denn diese eroberte einen Teil des Gebietes von Texas. Die Anständlichen sendeten eine Deputation nach Washington zu dem gewesenen Präsidenten General Jackson, um diesen zu bitten, er möge ihnen einen General anempfehlen, der ihnen zum Sieg verhelfen könnte. Jackson sagte, einen besseren als Houston könnten sie nicht finden.

— Was? der ist ja ein halb Wilder, er trägt nicht einmal Pantalons und kleidet sich in Büffelfelle.

— Ich sehe, dass Euere Lage noch keine sehr gefährliche ist und will Euch daher die Adresse des besten Schneiders in Washington verschaffen, der kann Euch dann Auskunft geben, wer die tadellosesten Pantalons trägt. Wenn Ihr aber einmal in eine Lage kommt, in der Euch der Verstand mehr gilt als Pantalons, dann wendet Euch an Houston.

Die Deputation wendete sich nun doch an Houston, der die Führerschaft annahm und die Texaner so glücklich führte, dass sie bei San Jacinto die ganze mexikanische Armee sammt dem Präsidenten von Mexiko, dem General Santa Anna, gefangen nahmen und dadurch ihre Unabhängigkeit endgiltig sicherten. Sie wollten nun Houston zu ihrem Präsidenten wählen; in der Volksversammlung hielt er eine Rede beiläufig folgenden Inhalts:

•Bürger! Mit Stolz blicke ich auf Euch! Mit solchen Männern hat Romulus Rom gegründet; denn, so scheint es mir, sämmtliche Mörder, Räuber, Falschspieler, bankerotte Verschwender der Union sind hier zusammengekommen, kein einziger ist zurückgeblieben. Ihr seid ein Volk, das im Stande ist, jede Armee civilisirter Völker zu besiegen, zu vernichten, aber zu regieren seid Ihr nur, wenu Ihr den Druck einer eisernen Hand auf Euerem Nacken fühlt. Wenn Ihr mich zu Euerem Präsidenten wählt, so sollt Ihr die eiserne Hand, die Euch Ordnung lehrt, fühlen, das schwöre ich bei Gott.

Dieser Rede folgte beifälliges Vivatrufen und alsbald auch die Wahl Houston's zum Präsidenten. Er selbst erzählte mir, dass er drei

Jahre hindurch so streng und rücksichtslos regiert habe, wie irgend ein europäischer Tyrann. Das Volk duldete dies, aber nach diesen drei Jahren erschien eine Deputation des Senates und des Repräsentantenhauses bei ihm, die mit Pistolen bewaffnet ins Zimmer trat und ihm in energischer Weise erklärte, dass das Volk von nun an eine anständigere Behandlung fordere, sonst würden sie ihn wie einen Hund niederschieten. Der Präsident ging ihnen hierauf entgegen, umarmte den Sprecher und sagte, dass dies der glücklichste Tag seines Lebens sei, da er sehe, dass in den Texanern endlich das Ehrgefühl erwacht sei; er lege hiemit seine Stelle als Präsident nieder, von nun an könne eine mildere Persönlichkeit dieses Amt versehen, da sie bewiesen hätten, dass sie Ehr- und Selbstgefühl besäßen und fähig seien, sich selbst zu regieren. Auch diesmal folgten seinen Worten begeisterte Vivatrufe und bei der nächsten Wahl wurde er wieder zum Präsidenten gewählt. Während seiner zweiten Präsidentschaft setzte er die Aufnahme Texas' in die nordamerikanische Union durch und vertrat seit jener Zeit diesen Staat als Senator in Washington.

III.

Nach der Rückkehr aus Amerika traf Kossuth oft mit Mazzini und Ledru-Rollin in London zusammen; hierauf liess das englische Ministerium des Aeussern eine Hausdurchsuchung bei Kossuth anordnen, aber der damit betraute Polizeimann meldete dies am nächsten Tage in einer localen Volksversammlung, diese sprach Lord Palmerston ihre Missbilligung aus, diese Sache kam auch vor's Parlament, aber der Polizist wurde weder amovirt, noch bestraft. Kossuth schrieb nun einige Zeit die Leitartikel für die «Sunday Times», aber da diese nicht den Erfolg hatten, den er erwarten durfte, gab er es bald auf. Späterhin hielt er in einzelnen Städten Englands und Schottlands Vorträge, welche immer zündend wirkten.

Während Kossuth zurückgezogen lebte und mit der grossen englischen Gesellschaft wenig verkehrte, stand die Familie Pulszky in lebhafter Verbindung mit den vornehmsten Cirkeln der englischen Hauptstadt und war mit den bedeutendsten Schriftstellern eng befreundet. Mit DICKENS und THACKERAY verkehrten sie oft und hatten Gelegenheit, den nie versiegenden Humor des Letzteren zu bewundern. Einmal sprach man von Lord Ellenborough; Hayward, der sich gern mit seinen aristokratischen Bekanntschaften brüstete, erwähnte, er werde am Freitag dort diniren. Schön, sagte Thackeray, das trifft sich vortrefflich, ich bin auch für Freitag geladen, wir können zusammen hingehen. Hayward schwieg einen Moment und sagte dann, als

ob es ihm eben erst einfiel: «Nicht für Freitag bin ich zu Ellenborough's geladen!» worauf Thackeray trocken bemerkte: «Ich auch nicht!»

Volle elf Jahre wohnte die Familie Pulszky in London. Aus jeder Seite des Buches ersieht man es, dass Franz Pulszky die englische Gesellschaft, ihre Sitten und Bräuche, die englischen Institutionen, die wissenschaftlichen und politischen Verhältnisse besser kennt als irgend Jemand auf dem Continent; nach dieser Richtung hin bietet sein Werk eine reiche Fundgrube zum practisch raschen Verständnisse der englischen Verhältnisse. Von London begab sich Pulszky mit seiner Familie nach Italien, wo eben der Krieg ausbrach, der bekanntlich die Hoffnungen der ungarischen Emigration aufs Neue schwellte. Die Briefe, die Kossuth an seinen Freund Pulszky nach dem Friedensschlusse richtete, führen eine erschütternde Sprache; sie zeigen die tiefe Leidenschaftlichkeit, den stolzen Patriotismus und die Politik Kossuth's. An einer Stelle sagt er wörtlich: «Die ungarische Frage steht zu unserem Glücke in inniger Verbindung mit jeder Politik, die sich auf das Wohl der Türkei bezieht. Auf diese letztere müssen wir unsere ganze diplomatische Geschicklichkeit concentriren, von uns selbst müssen wir schweigen. Wenn wir es durchsetzen, dass sich England mit der Türkei verbündet, so brauchen wir nicht mehr, unser Vaterland ist dann gerettet.»

Eine rührendere Sprache führen aber die vom März 1859 datirten zwei Briefe, die FRANZ DEÁK an FRANZ PULSZKY gerichtet hat. Wir können uns nicht enthalten, die Hauptstellen derselben hier zu veröffentlichen:

«Als Prosaiker (Pulszky hatte in scherzhaften Hexametern geschrieben) folge ich Deinem Beispiele nicht und schreibe sowohl von mir als auch von Anderen. Freund, ich werde alt. Die wirklichen und eingebildeten Krankheiten des Alters sind mein Gefolge. Meine Besetzung verkaufte ich für eine Lebensrente an die Gräfin Stefan Széchenyi, lebe von meinen bescheidenen Einkünften, sieben Monate in Pest, den Sommer und die Hälfte des Herbstes verbringe ich in Zala und manchmal in einem oder anderem Badeort — als lediger Mensch. KLAUZÁL ist verheiratet, wie du weisst. Er hat einen Sohn, eine Tochter, in Klein-Tétény einen prächtigen Weingarten und einen Obstgarten, er ist ein grosser Weinzüchter und Gärtner und lebt ganz dieser Wissenschaft und seiner Familie und gibt seinem kleinen Kinde selbst zu trinken (natürlich nicht von seiner eigenen Milch). Sein Gesundheitszustand ist nicht ärger als früher, ja sogar besser als im Jahre 1848, doch leidet er auch jetzt viel an Blutwallungen. Eötvös

erzieht seine Kinder, schreibt und präsidiert in der Akademie. Er wohnt in Pest, klagt viel über sein Leberleiden; seine Kinder — er hat viere — entwickeln sich prächtig. TREFORT hat auch den Winter hier in Pest verbracht, er schreibt wenig, klagt aber viel über ökonomische Misstände. Graf STEFAN SZÉCHENYI'S Gesundheit ist hergestellt, er hat aber die Heilanstalt noch nicht verlassen. KEMÉNY vertieft sich bis über die Ohren ins Zeitungsredigiren und Romanschreiben, dabei ist er so zerstreut wie früher und gemüthlich wie sonst. CSENGERY ist trotz seines schwachen Gesundheitszustandes sehr tätig. Die «Budapesti Szemle», welche er redigirt, wird mit grosser Anerkennung aufgenommen. — Dies sind von unseren alten Freunden Diejenigen, welche wenigstens einen Teil des Jahres hier verbringen, von den Abwesenden erfahren wir selbst wenig. Gott mit Dir, mein lieber Feri, Deiner lieben Gattin richte in meinem Namen sehr herzliche Grüsse aus, Deine Kinder küsse statt meiner. Ich umarme Dich! Dein treuer Freund FRANZ DEÁK.»

Das nächste Mal schreibt FRANZ DEÁK :

«Mit ausserordentlichem Interesse und inniger Teilnahme las ich, was Du über Deine Kinder schriebst; ihr Fleiss und Fortschritt erfreute mich wohl, überraschte mich aber nicht, denn ich erwartete nicht Geringeres von Euren Kindern. Du hast nicht genug Vermögen, schreibst Du, um Deinen Kindern einen Erzieher zu halten, Du und Deine Gattin unterrichtet und erzieht sie selbst. Freund, dieser Mangel, denke ich, ist für Eure Kinder ein wahrer Segen, denn sie könnten keinen besseren Händen anvertraut werden. Ich weiss, dass Ihr selbst unter den glänzendsten Verhältnissen die Erziehung Eurer Kinder geleitet hättet, aber so ist es doch besser, denn die Erziehung ist gleichmässig, keine fremde Hand wird in dieselbe störend oder verändernd eingreifen. Auch freut es mich herzlich, dass die Kinder LUDWIG KOSSUTH'S im Lernen vorzügliche Fortschritte machen; schon in ihrer zarten Jugend verrieten sie die Entwicklung ausgezeichneter Fähigkeiten; damals zeigte sich beim Kleineren, wenn ich nicht irre, ein lebhafterer Geist als beim Grösseren. Du schreibst mir, dass Ludwig grau geworden. Dies, Freund, wundert mich nicht, bei den vielen Schicksalsschlägen und Unglücksfällen, die ihn trafen. Er ist, glaube ich, um einige Jahre älter als ich, und die Zeit ist auch an mir nicht ohne Spur vorübergeeilt und selbst PÉPÍ EÖTVÖS, der doch um zehn Jahre jünger ist als ich, trägt Spuren des herannahenden Alters. . . Ich kann es wohl begreifen und verstehen, dass Kinder ihren Eltern bei vielen Sorgen auch viele Freuden bereiten. aber ich bereue es dennoch nicht, dass ich KLAUZÁL'S Beispiel nicht befolgte und mich im

fünfzigsten Jahre nicht verheiratete. Ueber fünfzig Jahre hinaus kann sich Niemand viel Lebensjahre mehr versprechen und wie drückend dünkt mir die Besorgniss, unmündige kleine Kinder hinterlassen zu müssen, die sozusagen in die Welt gestossen, einem ungewissen Schicksale preisgegeben sind. Ob mir sechs Kinder in den Schoss passen würden, kann ich nicht beurteilen, aber es ist mir recht, dass ich keine habe. Gott mit Dir, mein Freund! Ueberbringe Deiner Gattin meine aufrichtigsten, herzlichsten Grüsse. Grüsse unsere Freunde und liebe Deinen wahren Freund DEÁK.»

Den Schluss dieses Bandes bildet eine mehrere Druckbogen starke Abhandlung Pulszky's: «Die ungarischen Bildungssilben und Suffixe im Lichte des Sprachsystems des Sanskrits». Diese Abhandlung, in deren Interesse sich Pulszky an Deák wandte, hatte er als Directionsmitglied der Londoner Philologischen Gesellschaft in einer Sitzung derselben gehalten und sandte sie nun der ungarischen Akademie, deren Mitglied er war, behufs Publication ein. Aber es kam lange keine Antwort; später erfuhr er, dass die ungarische Akademie in grosse Verlegenheit geraten war, da sie einerseits die Abhandlung nicht unterdrücken durfte, andererseits aber die Connivenz mit einem «Revolutionär» in der damaligen Zeit noch gefährlich war. Endlich liess sie dieselbe aber doch im «Neuen Ungarischen Museum» unter dem Namen Franz P. v. LUBÓCZ (das Adelsprädicat Pulszky's) erscheinen und so waren denn Ziege, Kraut und Wolf unversehrt über das Wasser gekommen.

Der nächste Band der Memoiren dürfte uns über die zweite und letzte Epoche der ungarischen Emigration, die sich bis 1867 hinzieht, interessante und anziehende Aufschlüsse geben.

DER «LIMES DACICUS».

Die von KARL TORMA im Jahre 1858 entdeckte Inschrift auf einer ara votiva in Kapjon (Comitat Szolnok-Doboka) ist die wichtigste Inscription, die seit Jahrzehnten auf dem Gebiete Daciens gefunden wurde. Sie spricht von einem Vallum und dem Vorlande desselben, einer Region Daciens, über welche wir bis jetzt keine einzige Nachricht hatten. Dieselbe ist im Corpus Inscriptionum Latinarum (III, 165, Nr. 827) abgedruckt und bildet den Ausgangspunkt zu den Untersuchungen über den Limes Dacicus. Als der Entdecker die Inschrift Mommsen mittheilte, antwortete dieser unter Anderem: «Das Vallum und sein Vorland wird Ihnen genug zu denken geben.» Der Meister

hatte nur allzu recht. Torma gelang es jedoch schon im Jahre 1862 die Spuren des Vallum zu entdecken. Die Resultate seiner Forschungen hat das gelehrte Ausland im Grossen und Ganzen angenommen; jedoch wurde das Vallum von Theodor Ortway in seiner «Auf dem Gebiete Daciens und Mösians» betitelten Abhandlung (Archæologiai Értésítő 1875) als nicht römisch, sondern als das Werk der Barbaren erklärt, mithin seine Identität mit dem Limes Dacicus bestritten. Derselben Ansicht war auch Römer. Ortway's Beweisführung stützt sich auf die neunte Zeile der Inschrift, wo er statt des verstümmelten *regio transval(lum)*, *transval(lem)* lesen will, mithin jeder Hinweis auf ein Vallum falsch ist. Die von Torma nachgewiesenen Propugnacula und Castra auf und neben dem Vallum beweisen nach Ortway noch nicht, dass diese Befestigung ein römisches Werk war, viel weniger sind es Teile des Limes Dacicus. Torma nahm daher seine Forschungen wieder auf. Im Jahre 1879 durchforschte er aufs Neue und noch viel gründlicher den oberen Teil des Limes und seine Resultate liegen nun in einer acht Bogen starken Abhandlung vor, * welche jedoch nur den ersten Teil seiner Untersuchungen enthält, da die Forschungen über den unteren Teil des Limes ihn noch gegenwärtig beschäftigen.

Die vorliegende Arbeit zerfällt in vier Teile. Der erste behandelt die Gegend des Samus-Flusses (Szamos), respective den Ager Napocensis und dessen Verhältniss zum Limes. Mommsen hat nachgewiesen, dass auf dem Platze des heutigen Klausenburg die römische Colonie Napoca stand. Hier beginnt Torma seinen Excurs. Zuerst bespricht er den Ager Napocensis. Von Napoca führten mehrere Strassen gegen das Vallum, beziehungsweise durch den Ager Napocensis, von denen Torma sechs nachweist: die Strasse von Napoca nach Porolissum (Klausenburg—Torda), diejenige, welche sich von Napoca gegen Szamosfalva wendet und zum Szamos- und Sajó-Flusse führte, nach Porolissum (Mojgrád) und die gegen Resculum (Kis-Sebes); ferner die Heerstrasse von Porolissum nach Vármező, dann jene von Zutor über Nyerze und Nagy-Rajtolez nach Vármező, endlich die von Zutor über Középlak, Nagy-Almás und wahrscheinlich Közép-Föld nach Resculum führende. An diese Strassen schliessen sich jene 29 Ortschaften, welche Spuren der römischen Colonisation tragen. Der Verfasser bespricht jede einzeln und bestrebt sich, eine genaue Topographie des Ager Napocensis zu geben. Eine ausführliche Erklärung der erwähnten Inschrift und die Bestimmung der Regio des Samus, welche nach Torma jener Landstrich war, der sich zwischen Kis-Sebes, Mojgrád,

* A Limes Dacicus felső része. Torma Károlytól. Akademie-Verlag.

Tihó und Alsó-Kosály in der Richtung des Vallums und des natürlichen Limes ausdehnte, schliesst diesen Teil der Abhandlung. Das Verhältniss des Ager von Napoca zum Limes gestaltet sich folgendermassen: Napoca wurde von Trajan gegründet, jedoch hatte die Colonie einen bürgerlichen Charakter, denn die Haupt-Militärstation des nördlichen Daciens war die ebenfalls von Trajan gegründete Stadt Potaissa. Dort lagerte die Legio V Macedonica bis zur Uebergabe Daciens. Die meisten in Torda gefundenen Inschriften beziehen sich auf Soldaten dieser Legion und die gestempelten Ziegel der Legion kommen massenhaft zum Vorschein. Diese Legion versah auch den Limes mit der nötigen Wache und im Notfalle mit Hilfstruppen und bildete die strategische Basis der Grenze. Aus den bisher entdeckten Inschriften kann man mit Bestimmtheit schliessen, dass der Sitz der bürgerlichen Verwaltung des nördlichen Daciens, d. i. der provincia Porolissensis, Napoca war, während die militärische Behörde in Potaissa residirte; deshalb ist diese letztere Stadt und nicht Napoca als Basis der Verteidigung des oberen Teiles des Limes Dacicus zu betrachten.

Der zweite Teil bringt den Kern der Abhandlung, nämlich das Castrum von Sebesváralja und das Vallum Kis-Sebes—Tihó, d. i. den nordwestlichen Teil des Limes. Mit Interesse folgen wir dem Wege, den Torma geht. Die detaillirte Beschreibung des Castrum von Sebesváralja nebst den daselbst gefundenen Inschriften, welche in den «Archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich» und «Revidirte und neue Inschriften zu Corpus Inscriptionum Latinarum III (Dacia)», erschienen sind, liefern den Beweis, dass der Name dieses Castrums Resculum und der unter seinem Schutze stehenden Ortschaft vicus Aficænorum oder Afigænorum war. Dieser Ortsname bereichert die Topographie Daciens mit einem wichtigen Platze, nicht nur weil wir von sehr wenigen römischen Castris Daciens den Namen und die Lage kennen, sondern hauptsächlich darum, weil wir nun den Namen eines wichtigen strategischen Punktes des Vallum am südlichen Ende des Limes wissen. — Nun folgt das Vallum, dessen fünf Teile genau beschrieben werden, woran sich die Befestigungen Porolissums und die römischen Spuren der Umgebung Tihó's anschliessen. Nach dem Vergleiche mit Hadrian's britannischem Walle, dem sogenannten Picts Wall oder Limes Britannicus, mit Antoninus Pius' caledonischem Walle, dem sogenannten Grahams Dyke oder Limes Caledonicus und dem Limes Germanicus, kommt der Verfasser in Betreff des oberen Teiles des Limes Dacicus (Vallum Kis-Sebes—Tihó) zu folgenden Resultaten: Die Construction des Vallums ist verschieden. Von Kis-Sebes bis zum Karpin'schen (Nr. 1)

Propugnaculum führt eine mit Baukalk errichtete Steinmauer; von hier bildeten, wahrscheinlich wegen örtlicher Hindernisse, nicht ein Vallum, sondern Pfahlbauten den Limes bis zum Pusztakerter (Nr. 18) Propugnaculum; die Richtung geben die Wachtürme und besonders die Strasse, welche vom 11. bis zum 18. Wachturm sichtbar ist. an. Von diesem Propugnaculum bis zur Wasserscheide oberhalb Várteleks, gegenüber von Porolissum, zieht sich teils ein mit Graben versehener Damm, teils nur der Damm allein; von der Porta Meszesina bis zum Pogujorer (Nr. 22) Castellum finden wir wieder die Steinmauer. Dieses Castellum wurde mit dem Monastirer Propugnaculum durch Pfahlbauten verbunden, deren Richtung die Strasse neben dem Limes bezeichnet. Vom Monastirer Wachturm bis zum letzten Propugnaculum am Örmezőer Berge gegenüber von Tihó führte ebenfalls ein Damm, endlich oberhalb Tihó's bis Alsó-Kosály bildete der Szamos-Fluss den natürlichen Limes. — Der Agger war nur aus Erde, ohne dazwischen gelegte Steine. Die innere Seitenhöhe des Dammes wechselte zwischen 2·50 und 6, die äussere zwischen 3·50 und 7, die Breite der Basis zwischen 11·50 und 12, die der Oberfläche zwischen 1·40 und 2·30 Meter. Die verschiedene Höhe des Agger rührt wahrscheinlich daher, dass an den exponirten Stellen, d. h. dort, wo häufige Einfälle der Barbaren zu befürchten waren, der Damm höher war, während an den anderen Stellen der niedrigere Agger, oder die einfachen Pfahlbauten genügten. Mit einer Fossa wurde der Damm nur dort versehen, wo der nötige Platz vorhanden war, ja selbst dann nicht immer, weil der Bergrücken des Meszes, an dem das Vallum entlang läuft, so steil ist, dass die Graben überflüszig sind. Wo eine Fossa war, lief parallel mit dem Agger nach aussen eine terrassenartige 3·70 bis 4 Meter breite Stiege, von innen entweder eine ähnliche Terrasse oder ein 4 Meter breiter Laufgraben. Die Breite der Fossa variirt oben zwischen 1·20 und 2, unten zwischen 3 und 5, die Tiefe hingegen zwischen 1 und 3·30 Meter.

Auf der ganzen Linie des Limes, ob Vallum oder Pfahlbauten denselben bildeten, standen meist auf dominirenden Punkten in einer Entfernung von 800—1000 Schritt kleinere und grössere Propugnacula, welche wahrscheinlich kreisförmig waren. Hier campirten kleinere Soldaten-Abteilungen, welche den Limes zu bewachen hatten. Nach dem Umfange der Propugnacula zu schliessen, bestand eine solche Wache etwa aus 20 Mann, die abwechselnd auf dem bestimmten Raume die Wache besorgten. Die meisten waren, wie es scheint, aus Holz erbaut, nur der Grund war aus Stein. Zu den im Durchschnitte 1·30 Meter dicken Mauern lieferte der Bergrücken des Meszes das Gestein; die

unbehauenen Steinmassen hielt der starke Baukalk zusammen. Das hölzerne Dach war wie gewöhnlich mit Ziegeln gedeckt, was die zahlreichten Ziegel-Bruchstücke der Ruinen beweisen; jedoch scheinen mehrere Wachtürme nur mit Brettern oder Schindeln gedeckt gewesen zu sein. Die Propugnacula waren meist in den Damm eingebaut, derart, dass dieselben ein wenig hervorstachen; ob dieselben auch eingegen das Land der barbarischen Völker gerichtete Tor hatten, werden erst Nachgrabungen zeigen. Wahrscheinlich ist dies nicht; da das Vallum einen mehr defensiven als offensiven Charakter gehabt hat.

Die Gesamtzahl der Propugnacula des Kis-Sebes—Tihöer Vallums lässt sich heute noch nicht bestimmen. Wenn man nach der 65 Kilometer oder 81,250 Schritt laugen Ausdehnung des Vallums schliesst und auf je 1000 Schritt ein Propugnaculum annimmt, so müssten auf den oberen Teil des Limes Dacicus 80—81 Propugnacula fallen; da aber an manchen Stellen die Entfernung mehrere tausend Schritte betrug, so können wir im Durchschnitt 40—41 Wachtürme annehmen, von denen Torma 23 nachgewiesen hat; die Lage der übrigen würde sich durch fortgesetzte Untersuchungen gewiss auch bestimmen lassen. Auf jedes der sieben Castra kamen also sechs Propugnacula, welche man mit stehender Besatzung versehen musste; rechnet man für jeden Wachturm 20 Mann, so kamen von den Castra Stativa — die aus einer Cohorte von 500 Mann bestanden — je 120 Mann als Wache für das Vallum, während die übrigen Garnisonsdienste leisteten. — Die Mauer (murus) war, nach den Ueberresten des Kis-Sebeser Castellum zu schliessen, am südlichen Ende des Vallums 0·85 Meter, beim Pogujorer Castellum an der Biegung des Vallums gegen Osten hingegen 1·40 Meter dick und bestand aus *opus incertum*. — Pfahlbauten waren zwischen jenen Propugnacula, welche grosse Abgründe von einander trennten (wie die von Nr. 1—5), oder wo man den Agger nicht aufwerfen konnte. Diese Orte waren den feindlichen Angriffen weniger ausgesetzt. Der die Palissade von innen schneidende, 3—4 Meter breite Weg war mit Schotter bedeckt.

Durchgänge lassen sich am Limes vier unterscheiden und zwar: 1. beim Kis-Sebeser Castellum, 2. bei dem Pogujorer Castellum an der porta Meszesina, die sogenannte Scola; 3. bei dem Doppel-Propugnaculum an der Arsura (Nr. 10) und 4. bei dem Suvärer Wachturm (Nr. 20). Der erste war bei der Krümmung des Limes, d. i. dort, wo derselbe ins Biharer Comitatus auszweigt, ein wichtiger Durchgang zum barbarischen Gebiet und wahrscheinlich auch *statio portorii*; der zweite bildete dasjenige Haupttor, durch welches der nordwestliche Teil der Provinz mit der regio trans vallum, respective mit den

Barbaren verkehrte. Diese Strasse verband Dacien mit dem pannonischen Hochland und wahrscheinlich mit dem Csörszgraben selbst, und war die *scola* die *statio portorii* dieser Verkehrslinie. Der dritte und vierte Durchgang diente zu untergeordneteren Zwecken. Der Engpass des Egregy-Tales bildete bei Borzova ebenfalls einen Limes-Durchgang und spätere Untersuchungen werden die Spuren des dortigen Castellums gewiss zu Tage fördern. Die Mündungen des Almás- und Gorbó-Flusses neben dem Tihóer Castrum sind als grössere und freiere Aditus des Limes zu betrachten.

Innerhalb des Vallums standen in ungleicher Entfernung, jedoch immer in paralleler Linie die *Castra stativa*, deren Kette die strategische Basis der Limes-Verteidigung bildete. Diese *Castra* versorgten die *Propugnacula* des Vallums mit der notwendigen Wache und zwar derart, dass die Besatzung eines jeden Castrums die Wache für die naheliegenden *Propugnacula* stellte. Diese *Castra stativa*, welche eine Heeres-Strasse mit der andern verband, sind folgende: 1. das Sebesváraljaer (*Resculum*), ungefähr 3 Kilometer entfernt vom Vallum, respective vom Kis-Sebeser Castellum; 2. das Vármezőer $5\frac{1}{2}$; 3. das Szent-Péterfalvaer 5; 4. das Magyar-Egregyer (*Largiana*) $7\frac{3}{4}$; 5. das Romlotter (*Certia*) $7\frac{1}{2}$; 6. das Mojgrád-Zsákfalvaer (*Porolissum*) $1\frac{1}{2}$, respective $3\frac{3}{4}$, und endlich 7. das Tihóer am Ende des Vallums $2\frac{1}{2}$ Kilometer entfernt. Die *Castra* mussten wegen topischer Schwierigkeiten ein wenig entfernt vom Vallum erbaut werden, und zwar unter den südöstlichen Abhang des Meszes-Gebirges in das Egregy-Tal, respective am Körös- und Almás-Flusse. In den schmalen Bergkanten war überhaupt kein Platz für diese *Castra*; lagen sie doch ohnedies genug nahe dem Vallum. Der römische Stratege, der die Lage dieser *Castra* bestimmte, dachte kaum daran, dass eine Zeit kommen wird, in der man Zweifel erzeuge gegen den römischen Ursprung seines Vallums, deshalb, weil die *Castra* nicht eng am Vallum liegen. Wenn wir das Meszes-Gebirge genauer betrachten, werden wir sehen, dass er anders gar nicht verfahren konnte. — *Porolissum*s Befestigungen am nordwestlichen Ende des Limes hängen mit diesem aufs Enge zusammen.

Wenn wir nun die Structur des oberen Theiles des Limes Dacicus sowohl im Ganzen als in seinen Theilen mit dem britischen, kaledonischen und hauptsächlich mit dem germanischen Limes vergleichen, so überzeugen wir uns, dass sämmtliche nach denselben strategischen Principien, zu demselben Zwecke und — abgesehen von den durch die verschiedenen Verhältnisse und die Lage der Provinzen gebotenen kleineren Aenderungen — nach derselben Art errichtete Befestigungswerke waren, obwohl sich zwischen dem britannischen Limes und den

übrigen durch die parallel laufenden doppelten Befestigungslinien jenes, der zugleich zu defensiven und offensiven Zwecken gedient haben mochte, eine grössere Divergenz ergibt; jedoch erforderten die strategischen Verhältnisse jener Provinz dieselben. Unser Vallum ist eben ein so römisches Werk als die anderen. Die analoge Structur, die nämliche Disposition der *Castra stativa*, das Vorfinden römischer Altertümer auf der ganzen Linie des Vallums: all dieses beweist zur Evidenz, dass dieses selbst in seinen Ruinen bewunderungswürdige, imposante Vallum das Werk römischen und nicht barbarischen Geistes ist. Gegen wen hätten wohl die Barbaren diese Schutzmauer dorthin gebaut, wo sie steht, und ganz nach römischen strategischen Principien errichtet, von denen sie nichts verstanden?

Der dritte Abschnitt befasst sich mit der *Regio transvallum*. Nach der erwähnten Inschrift war dies jenes Gebiet, welches jenseits des oberen Teiles des *Limes Dacicus* lag. Wenn es auch nicht zur Provinz gehörte, so stand es doch unter römischer Clientel, wie dies die Inschrift bezeugt, nach welcher man im Jahre 239 n. Chr. in der *Regio transvallum* den census zusammenschrieb. Diese Clientel war aber keine beständige, denn das Gebiet entzog sich, wie es scheint, oftmals der Obhut der römischen Gewalt. Anfangs bewohnte ein kriegerisches Volk, nach Torma die *Metanaster Jazygen*, diese *Regio*, gegen welches man die Grenzen der Provinz schützen musste; später entwickelte sich jedoch der Verkehr, und die Handelsverbindungen führten endlich zum Patronat und zum Steuerzahlen. Die Ausdehnung dieser *Regio* können wir nur mutmassen. Torma ist überzeugt, dass der *Limes Dacicus* westlich von *Kis-Sebes* gegen das *Biharer Comitatus* in einem geraden Winkel abbrach, da denselben bis gegen *Grosswardein* der *Körös* bildete, und dass man von hier aus die Fortsetzung des Vallums gegen *Arad* und *Temesvár* suchen muss, einerseits in dem sogenannten *Csörszárka* (*Csörsz-Graben*) im *Biharer Comitatus*, andererseits in dem «römische Schanzen» genannten *Damm*. Unterhalb *Grosswardeins*, um *Püspöki*, musste sich die *Csörszárka* in der Gegend von *Csatár*, *Sitér*, *Nagy-Tótfalu*, *Fegyvernek*, *Szalárd* um den *Berettyó-Fluss*, ferner um *Verzár*, *Baromlak* und *Széplak* gegen *Zálnok* und *Kegyé* ziehen. Demgemäss ist als äussere Grenze der *Regio transvallum* (denn die innere bildete das *Kis-Sebes-Tihóer Vallum*) diese Linie der *Csörszárka* zu betrachten. Torma meint nämlich, dass der ursprüngliche Plan der Römer die Umgrenzung *Daciens* mit einem von der *Donau* auslaufenden bis zum oberen Flusse der *Theiss* sich ziehenden Vallum war. Dieser Plan, der wahrscheinlich von *Trajan* ausging, konnte jedoch nur teilweise realisiert werden; *Daciens* westlicher

Grenzwall konnte nur teilweise erbaut werden und wurde aus unbekanntem Gründen sistirt. Die Römer waren demnach gezwungen, den Limes Dacicus wenigstens oberhalb des Körös weiter einwärts zu ziehen, respective mit einem Vallum zu befestigen. Die Regio transvallum wurde von den Römern nie besetzt, obwohl dieselbe unter ihrer Obrigkeit stand; dies beweist, dass ausser der Linie des Vallums bis jetzt noch keine römischen Altertümer (von der Zeit vor der Völkerwanderung) gefunden wurden. Diese Regio bestand demnach aus dem Gebiete zwischen dem Körös-, Berettyó-, Kraszna- und Szamos-Flusse.

Hierauf bespricht Torma die Altertümer, welche an der Linie des äusseren Vallums auf barbarische und Metanaster Jazygen-Wohnsitze deuten.

Im letzten Abschnitte stellt der Verfasser die Heeresstrassen des nördlichen Daciens, die an ihnen aufgestellten Castra und die garnisierenden Truppen zusammen. Nachdem er die Richtung der beiden Hauptstrassen: der Napoca-Porolissumer und der Szamos-Sajó-Maroser gezeichnet hat, folgen der Reihe nach die Castra und die Truppen. Dieselben sind: Potaissa = Torda seit Septimius Severus mit der legio V Macedonica; Macedonica = Szucság mit der legio XIII gemina; Optatiana = Zutor mit einer unbekanntem Ala miliaria; Largina = Magyar-Egregy abwechselnd mit der Cohors I Batavorum, der Cohors VI Tr(ibocorum) und der Cohors II Hispanorum; Certia = Romlott mit der Cohors I Batavorum und der Cohors II Britannica; Porolissum = Mojgrád-Zsákfalva, anfangs mit der legio XIII gemina, später mit der Cohors I Vangionum Antoniniana; Vármező mit der Cohors II Numidarum; Resculum = Sebesváralja abwechselnd mit der Cohors I Aegyptiorum, Cohors I und II Hispanorum; Tihó mit der Cohors I Cypria; Szamosujvár mit der Ala II Pannoniorum; Alsó-Kosály mit der Cohors I Britannica miliaria, früher waren wahrscheinlich reguläre Truppen der legio XIII gemina und legio V Macedonica hier; Alsó-Ilosva mit der Ala I Tungrorum Frontoniana und der Cohors II Britannica miliaria; Várhely mit der Cohors I Alpinorum equitata; endlich Vécs mit der ala nova Illyricorum. Die Besatzung des Szent-Péterfalvaer Castrums ist unbekannt.

Dies sind in Kurzem die Resultate des unermüdlichen Forschers, dem wir zu seinen weiteren Untersuchungen über den unteren Teil des Limes und über das Alter des ganzen Befestigungswerkes auch weiterhin Glück wünschen.

NEUERE AUSGRABUNGEN IN ALTOFEN.

Seitdem Karl Torma nordwestlich von Altofen mit ebensoviel Glück als Sachverständniss die Ruinen eines bedeutenden Amphitheaters aufgedeckt, bekundet man allseitig reges Interesse für die römische Geschichtsperiode unserer Hauptstadt. Der verdienstvolle Erforscher des Amphitheaters setzt auf der einen Seite seine Ausgrabungen rüstig fort, und hat die Genugthuung das wieder ans Tageslicht gebrachte Denkmal römischer Baukunst auf Landeskosten vor ferneren Zerstörungen der Zeit bewahrt zu sehen, auf der andern Seite wieder legt er die Resultate seiner Forschungen in gelehrten Abhandlungen nieder, welche auch die Aufmerksamkeit der Fachleute im höchsten Grade zu erregen wissen, die nicht blos aus localem Interesse an diesen Trümmern einer längst vergangenen Cultur Gefallen finden. Das Municipium der Hauptstadt Budapest, stets bereit für die Wissenschaft in liberalster Weise zu opfern, beeilte sich schon vor mehr als zwei Jahren für archäologische Zwecke 2000 fl. in sein Jahresbudget aufzunehmen und eine eigene Commission mit der Veranstaltung diesbezüglicher Untersuchungen zu betrauen. Noch im Jahre 1879 untersuchte diese Commission, an ihrer Spitze ihr Präsident, Alexander Havas, die Umgebung von Alt-Ofen, bestimmte diejenigen Stellen, wo richtig geleitete Ausgrabungen von Erfolg sein dürften. Hiebei lenkte sich ihre Aufmerksamkeit besonders auf den «Kirchgrund» (pápfolde, «Pfaffenfeld»), gegenüber den Ruinen des Amphitheaters, ein 22 Joch grosses Feld, welches schon durch seine Bodenformation verrät, dass hier Ruinen von grosser Ausdehnung im Schoosse der Erde verborgen liegen.

Am 1. Juni 1881 begann hier Professor JOSEF HAMPEL im Auftrage der Hauptstadt die systematischen Ausgrabungen, welche er dann zwei Monate hindurch an 49 Wochentagen mit durchschnittlich 28 Arbeitern bei einer Arbeitszeit von täglich elf Stunden rüstig fortsetzte. Dem Vorberichte, welchen Hampel vor Kurzem der erwähnten Commission unterbreitete *), entnehmen wir, dass er erst von Nord nach Süd einen 4 bis 6 Fuss tiefen Laufgraben ziehen liess und dadurch in Erfahrung brachte, dass sich in römischer Zeit am nördlichen Ende des Ausgrabungsterrains Gassen und Plätze mit einigen Privathäusern befanden.

*) *Jelentés az o-budai pápföldi ásításról*, 1881, Budapest. (Bericht über die Ausgrabungen am Kirchgrunde zu Altofen 1881.) Es ist begründete Hoffnung vorhanden, dass Hampel die Resultate seiner vorjährigen Ausgrabungen bald in einem der Hauptstadt würdigen Prachtwerk wird veröffentlichen können.

An manchen Stellen sieht man noch die Spur von Wägen in das aus breiten Steinplatten zusammengesetzte Pflaster eingedrückt und finden sich noch — wie in Pompeji — die Trittsteine für Fussgänger vor. Etwas weiter nach Süden stiess man auf grössere Baureste, welche zur Vermutung berechtigten, dass sie von einem grösseren öffentlichen Gebäude herrühren; auf diesen Punkt also concentrirte Hampel alle ihm zu Gebote stehenden Arbeitskräfte. Und schon in der zweiten Woche der Ausgrabungen war es ihm klar, dass an der Stelle, wo berufene Kenner des alten Aquincum römische Befestigungswerke vermuteten, auf einem freien Platze das architektonisch schön geschmückte Hauptbad Aquincums lag. Die Colonie war überhaupt nicht arm an Bädern, reicher als die meisten übrigen Städte der römischen Provinzen von ähnlicher Grösse. Auf der Werfte-Insel fand man Spuren von zwei Bädern, auf dem Floriani-Platz entdeckte vor einem Jahrhundert Schönwisner ein Hypocaustum, auch südwestlich von der durch die neueren Ausgrabungen wieder bekannt gewordenen Krempl-Mühle und anderswo haben sich Spuren dessen erhalten, dass die alten Römer den Schatz an warmen Quellen, den die Umgebung von Aquincum besitzt, wohl zu würdigen wussten. Doch ist das von Hampel aufgedeckte Bad unstreitig das grösste, welches wir aus dem alten Aquincum kennen, ja, wenn wir von den zwar grösser angelegten aber weniger gut erhaltenen Bischofsweiler Bädern absehen wollen, das grösste, das römische Baukunst in Noricum, Rhätium, Vindelicism und Deutschland jemals errichtet hat. Es ist zwar noch nicht ganz ausgegraben — nach West und Süd hat man die äusseren Umfassungsmauern noch nicht erreicht — doch lässt sich schon jetzt ein guter Ueberblick über einen bedeutenden Tract des Gebäudes gewinnen. Von Norden treten wir über die ursprüngliche Schwelle in den grossen Wartesaal, dessen Mauern sich noch 3—4 Fuss über den mit kleinen Biscuitteziegeln mosaikartig bedeckten Fussboden erheben. Eine enge Türe nach links (Osten) führt in ein kleineres Zimmer, welches gleichfalls der Unterheizung entbehrt, eine andere nach vorne (Süd) in das ursprünglich mit Stucco schön geschmückte, grosse Frigidarium, das kalte Bad. Diesen beiden Zimmern schliessen sich nach Süden vier andere Räumlichkeiten an, welche mit einem durch 1—1½ Fuss hohe Trachytpfeiler gestützten schwebenden Boden versehen sind; es sind dies die Tepidarien und Caldarien, die lauen und warmen Bäder, die aus den mit den eben erwähnten Trachytpfeilern versehenen Hypocausten direct durch den Fussboden und auch durch Vermittlung von Bleiröhren geheizt wurden. Noch weiter nach Süden finden wir ein kleineres Hypocaustum mit einigen Nebenlocalitäten angebaut, doch werden erst die fortgesetzten Ausgra-

bungen dartun, ob wir es hier vielleicht mit der weiblichen Badeabteilung zu tun haben oder mit einem nicht zum ursprünglichen Plane gehörigen Anbau, der mit dem Hauptbau bloß die Centralheizkammer gemeinsam hatte. Auch letztere wurde noch nicht aufgefunden; doch ist sie mit Gewissheit in südlicher Richtung zu suchen, und wird sich bei ihrer Auffindung wohl auch ergeben, auf welche Weise unser Bad mit der kaum einige hundert Schritte entfernten grossen Wasserleitung Aquincums zusammenhing. In der Nähe des sogenannten Pulverturmes entspringen nämlich dem Boden fünf Quellen mit mineralhändigem bläulichem Wasser, deren constante Wärme 18° R. beträgt. Ihr Wasser vereinigt sich noch jetzt in dem grossen Becken, welches vor mehr als 1500 Jahren von römischer Hand gegraben wurde, und fliesst erst in südlicher, dann in östlicher Richtung der Donau zu, wobei es vier Mühlen treibt. Zur Zeit der Römer wurde ihr Wasser durch die grosse Wasserleitung, deren Pfeiler noch jetzt in gewaltigen Ueberresten erhalten sind, nach Aquincum geleitet, und ist es nicht anders denkbar, als dass auch unser grosses Bad aus dieser Leitung mit dem nötigen lauwarmen Wasser versehen wurde, welches dann mit der grössten Leichtigkeit — da das Bad auf dem höchsten Punkte der Ebene von Aquincum gelegen ist — entweder in die Donau oder auf einen tiefer gelegenen Ort der Umgebung abgeleitet werden konnte. Jedenfalls war die Lage des Bades mit dem den Römern eigentümlichen Scharfblicke auf das zweckmässigste ausgesucht.

Leider können wir aber den Zeitpunkt nicht bestimmen, wann dieses Bad erbaut wurde. Als bester Anhaltspunkt dienen noch die auf dem Ausgrabungsfelde gefundenen achtzehn Stück alte Münzen, vom Anfange des zweiten bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts. Sie bestätigen die Annahme, auf die man auch sonst notwendigerweise verfallen müsste, dass unser Bad nicht aus dem ersten Jahrhundert der christlichen Aera herrührt, wo Aquincum noch eine kleine Stadt war. Erst im zweiten Jahrhundert erhielt es die Selbständigkeit eines Municipiums, und erst unter Septimius Severus wurde es zum Range einer Colonie erhoben. Wahrscheinlich müssen wir die Erbauung dieses Communalbades in die ersten Jahrzehnte des zweiten Jahrhunderts setzen; eine *ara votiva*, welche wir tief in die Wand des Tepidariums eingemauert finden, scheint zu bezeugen, dass man sich schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts so wenig um das Andenken des *Aedilis coloniae A. Pompeius* kümmerte, dass man sich nicht scheute, das von ihm errichtete Zeichen der Andacht als schätzbares Material beim Umbau des Bades zu gebrauchen.

Ferner ist noch nicht festgestellt, ob wir dem Bade einen civilen

oder einen militärischen Charakter beilegen dürfen. Wenn die Annahme hervorragender Gelehrter richtig ist, dass sich nämlich das Lager, das *Castrum Stativum* der Garnison von Aquincum in dieser Gegend befand, könnte man eine Inschrift vom Jahre 268, welche besagt, dass die zu Aquincum gelegene *Legio II Adinrix* die Restauration der grösseren Bäder besorgte, auf den Umbau dieses unseres Bades beziehen; doch scheint dieser Annahme der Umstand zu widersprechen, dass sich im ganzen Verlaufe der diesjährigen Ausgrabungen nicht mehr als vier Ziegel mit dem Stempel der genannten Legion und überhaupt kein Merkmal gefunden hat, welches uns berechtigen würde, den Bau oder auch nur den Umbau unseres Bades den Garnisonstruppen zuzuschreiben. Viel sicherer ist die andere Vermutung Hampel's, dass das Bad noch während der Herrschaft der Römer, viel früher als das benachbarte Amphitheater, dem Verfall anheimfiel und auf gewissenlose Weise seiner notwendigsten Einrichtungsstücke beraubt wurde. Auf Schritt und Tritt finden wir Spuren dessen, dass die Bleiröhren, welche die warme Luft aus den Hypocausta in die Badezimmer leiteten, gewaltsam entfernt wurden; an anderen Stellen sind die den Fussboden stützenden kleinen Trachytpfeiler bei Seite geschafft worden, lauter Objecte, für welche nur ein römischer Baumeister Verwendung finden konnte. Doch können wir noch nicht einmal vermuten, was diese auffallende Zerstörung eines so gemeinnützigen Communalbaues veranlasste; wir hoffen, dass die weiteren Ausgrabungen, zu welchen die Hauptstadt gerne die nötigen Kosten beisteuern wird, auch über diesen dunkeln Punkt der Geschichte des alten Aquincum wenn auch nicht völliges Licht, so doch Anhaltspunkte für einigermaßen wahrscheinliche Vermutungen an den Tag fördern werden. E. ABEL.

KURZER SITZUNGSBERICHT.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Gesamtsitzung am 30. Januar hielt STEFAN KÁPOLNAI eine Denkrede auf das am 15. Januar 1881 verstorbene correspondirende Mitglied Johann Korponay, der sich als Verfasser militärwissenschaftlicher Werke Verdienste erworben hat.

Hierauf referirte der Generalsecretär über laufende Angelegenheiten, von denen wir die finanziellen Mittheilungen hervorheben. Das Vermögen der Akademie betrug Ende 1880 1.823,808 fl., Ende 1881 1.848,867 fl., die Zunahme beträgt also 25,059 fl.; die Einnahmen im verflossenen Jahre betragen 136,482 fl., die Ausgaben 111,422 fl.; die

Einnahmen des besonders verwalteten Editionsgeschäftes betragen 15,377 fl., die Ausgaben 19,264 fl. Zu rein wissenschaftlichen Zwecken wurden verausgabt: An Schriftsteller-Honoraren 24,938 fl., an Unterstützung wissenschaftlicher Forschungen 4410 fl., an Unterstützung von Zeitschriften und gelehrten Unternehmungen 11,700 fl., an Preisen 2925 fl., an Druckwerken und Kunstbeilagen 31,676 fl.

Für das Jahr 1882 sind präliminirt: als Einnahmen 116,500 fl., als Ausgaben 115,000 fl., und zwar für das Jahrbuch, den Almanach u. s. w. 2000 fl., I. Classe und Commissionen 14,700 fl., II. Classe und Commissionen 26,500 fl., III. Classe und Commissionen 22,500 fl.; Unterstützung des Verlagsunternehmens und Herausgabe der Széchenyi'schen Schriften 5000 fl., Preise 4000 fl., Bibliothek 5000 fl., «Budapesti Szemle», «Ungarische Revue», «Revue Hongroise» 4300 fl., persönliche Bezüge 25,300 fl., Gebäude, Steuer u. s. w. 15,700 fl., zusammen 115,000 fl.

VERMISCHTES.

— **Ungarische Journalistik im Jahre 1882.** Nach dem jüngsten Ausweise des bekannten Bibliographen Josef Szinyei in der 5. Nummer der *Vasárnapi Ujság* (Illustrierte Sonntags-Zeitung) erscheinen gegenwärtig 412 ungarische Zeitungen und Zeitschriften.

Von diesen sind:

	1881	1882	Differenz
1. Politische Tagesblätter	23	21	— 2
2. Politische Wochenblätter	25	30	+ 5
3. Illustrierte Blätter	5	5	— —
4. Kirchen- und Schulblätter	23	29	+ 6
5. Belletristische Blätter	20	22	+ 2
6. Humoristische	4	8	+ 4
7. Fachzeitschriften	64	77	+ 13
8. Nichtpolitische Provinzblätter	78	93	+ 15
9. Inseraten-Blätter	3	4	+ 1
10. Zeitschriften	97	104	+ 7
11. Vermischte Beilagen	14	19	+ 5
Zusammen	356	412	+ 56.

Von diesen 412 Journalen erscheinen 182 (+ 14) in der Hauptstadt, 229 (+ 41) in 90 (+ 13) verschiedenen Städten in der Provinz (eines in Wien).

Ausser diesen *ungarischen* Journalen erscheinen in Ungarn im Ganzen 174 Zeitungen und Zeitschriften in anderen Sprachen, und zwar:

	1881	1882	Differenz
1. deutsche Journale	120	104	— 16
2. slavische „	56	42	— 14
3. rumänische „	20	22	+ 2
4. italienische „	3	3	— —
5. hebräische „	1	1	— —
6. französische „	2	2	— —
Zusammen	202	174	— 28.

Die Gesamtsumme der in Ungarn erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften beträgt daher 586 (+ 28).

Es entfällt demnach nach den Resultaten der neuesten Volkszählung:

eine Zeitung oder Zeitschrift auf 23,388 Einwohner

ein ungarisches Blatt auf 14,964 Ungarn

„ deutsches „ „ „ 17,292 Deutsche

„ slavisches „ „ „ 66,655 Slaven

„ rumänisches „ „ „ 105,627 Rumänen.

Seit dem Jahre 1780, da die erste ungarische Zeitung, *Magyar Hirmondo* (Ungarischer Courier), in Pressburg ins Leben trat, also im Laufe der letzten Hundert und zwei Jahre, erschienen in Ungarn im Ganzen 1846 Journale in ungarischer Sprache, und zwar 1012 in der Hauptstadt, 834 in der Provinz.

Die zweite ungarische Zeitung erschien im Jahre 1788 in der Hauptstadt. Im Jahre 1830 betrug die Zahl der ungarischen Journale 10, im Jahre 1840: 26, — 1850: 9, — 1861: 52, — 1870: 146, — 1880: 368.

WIEDERSEHEN.

VON PAUL GYULAI.

O täusch mich nicht, o täusch mich nicht,
Lichtblauer Himmel, lauer Strahl,
Du grünes Laub, du Blume rot,
Du Vöglein, einsam hier im Tal! —
Du bist kein Lenz, bist Hoffnung nicht,
Dein Lebensrot ist Farbe nur;
Herbst bist du, die Erinnerung,
Ergrünend auf der Gräber Spur!

Betrüge nicht dich selbst, mein Herz;
Glaub, Teure, nimmer meinem Wort:
Mir in der Seele zittert nur
Des alten Liedes Echo fort.
Ich pflücke ein paar Blumen nur
Auf todter Vorzeit welker An,
Und was in ihrem Kelehe blinkt,
Getauter Reif ist's blos, — nicht Tan

Könnt ich dich lieben noch, wie einst,
 — War gross auch meiner Wunde Pein —
 Und mücht mein Los noch trauriger,
 Dein Herz auch mehr noch sündig sein;
 Ich segnete die grause Qual,
 Dein Stolz selbst schüffe mir Genuss, —
 Und sieh, du stehst erniedrigt hier,
 Dass ich dich tief bedanern muss.

Nicht klag ich dich des Truges an,
 Nur hast du nie mich, nie geliebt,
 Doch dich betrog, den du noch liebst,
 Und fühlst die Pein, die Liebe gibt,
 Da den, dem unser Hass gebührt
 Wir über alle lieben heiss,
 Und da nicht hoffen darf dies Herz,
 Das nimmer zu vergessen weiss.

Auch ich hab Gleiches einst gefühlt, —
 Nun ist mein Herz zur Ruh gebracht.
 Ein traurig Hirtenfeuer nur
 Glimmt dort in tiefer, tiefer Nacht.
 Doch nun ich wieder dich gesehn,
 Doch nun des Lebens Mut dir schwand,
 Loht auf von deiner heissen Pein
 Der Asche Rest zum Höllenbrand.

Komm, ruh an meiner Brust, an der
 Du einst geruht zu süssem Glück;
 Hat keine Liebe auch mein Herz,
 Noch blieb ihm so viel Schmerz zurück,
 Dass es versteh und fühl dein Leid,
 Dich tröstend einen Augenblick! —
 Oh, keine Macht der Erde mehr
 Kann wenden unser Missgeschick!

ADOLF VON DER HAIDE.

MEIN CAPITÄN.

VON PAUL GYULAI.

«Mein Capitän, mein Capitän!»
 «Nun Junge, was ist dir gescheln?»
 «Von Eurem Rock rinnts rot zum Grase . . .»
 «A bah, ich blut wohl aus der Nase.»

•Mein Capitän, mein Capitän!
Ihr wanket ja, könnt kaum mehr stehn . . .»
•«Mir kam ein Stein just in die Quere —
Nur vorwärts — fället die Gewehre!»

Die Maanschafft zieht, der Führer sinkt,
Aus seiner Brust ein Blutstrom dringt.
•Mein Capitän, o Gott, geschwinder! . . .»
•«Nur vorwärts, vor—wärts, meine Kinder!» — —

LADISLAUS NEUGEBAUER.

GLOCKEN-TRAGÖDIE.

Ballade von JOSEF KISS.

Ein Bursche war's, ein brauner, den sie in's Herze schloss,
Ihr Vater doch verwehrte den Bund erbarmungslos,
Gab sie dem andern Freier —
Sie wob ins Haar sich Myrten und warf sich in den Weiher.

Ein armer Fischer lugte drei Tage nach ihr aus,
Am vierten bracht' er traurig die Leich' ins Vaterhaus,
Vom Kirchturm ächzt es bange —
Das war am fünften Tage — zu ihrem letzten Gange.

Man weckt des Dorfes Räte beim ersten Hahnenschrei:
•Wacht auf, wacht auf, Ihr Herren! Ihr soll't, so früh's auch sei,
Zum alten Hans Euch sputen —
Er lässt zu sich Euch bitten — für wenige Minuten.» —

••So schweig doch, schweig, Zigeuner! Siehst Du nicht, wer da naht?
Des Dorfes wohlgeborner und hochgelehrter Rat:
Notär und Schöff und Richter —
Bei Gott! die ganze Bude der würdigen Gesichter!

Zigeuner, lasse Fiedel und Brunnbass mir in Ruh!
Was tangt das Musiciren, der Klingklang mir wozu!
Hör ich doch allzeit immer
Dort jener grossen Glocke wehklagendes Gewimmer;

Sie dröhnt und stöhnt und ächzet und brüllt in wilder Wut,
Sie wühlt in meinem Fleische, sie saugt an meinem Blut,
Sie will mir's Hirn versengen —
Und was da tönt auf Erden, erstirbt vor *ihren* Klängen . . .

Wohlan Ihr Herr'n vernehmet, weshalb ich Euch verlangt:
 Verkauft mir doch die Glocke, die dort in Turne hangt.
 Bin reich an jeder Habe —
 An Aeckern, Schafen, Pferden — und 's Kind liegt mir im Grabe!

Für Eure Glocke geb' ich Euch Heerden ohne Zahl;
 Nicht lang bedacht! Ihr findet ja keine bessre Wahl,
 Doch — hol' das Vieh der Geier!
 Tut's Not, nehmt meine Aecker — kein Preis ist mir zu teuer!

Und Eurer alten Glocke kein Leides tun ich mag,
 Von mir aus kann sie hangen dort bis zum jüngsten Tag,
 Im Sonnenglanze gleissen —
 Nur ihre grause Zunge will ich herans ihr reissen . . .

Nun steht der Kauf, ihr Herren? Schlagt ein — ein Wort, ein Mann!
 Was glotzt den alten Hannes Ihr so verwundert an?
 Mich reut nicht mein Beginnen —
 Es ist ein glatter Handel . . . *ich bin bei vollen Sinnen* . . .

— Da plötzlich es vom Kirchturm zur Morgenmette schallt
 Und diesmal läutets *wirklich!* . . . Das Blut des Alten wallt —
 Hussa! Mit Einem Satze
 Ist er davon. — lässt Bande und Rat verblüht am Platze;

Hinauf den Kirchturm reunt er: *«Stirb Mörderin zur Stell!»*
 Die Glocke schwingt und dröhmet: *«Das Haupt ich Dir zerschell!»*
 Da fleht's — — aus Grabesarmen:
«Für meinen greisen Vater, o Himmel, hab' Erbarmen!!»

LADISLAUS NEUGEBAUER.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Abonyi L., Az özvegy tehenkéje (Die Kuh der Witwe, Erzählung von Ludwig Abonyi). Budapest, 1882, Révai, 144 S.

Alexander B., Kant (Kant's Leben. Entwicklung und Philosophie von Bernh. Alexander. I. Band). Budapest, 1881, Akademie, 459 S. und Kant's Porträt.

Inhalt: I. Die geistigen Bewegungen des XVIII. Jahrhunderts. — II. Kant's Leben. — III. Kant's naturwissenschaftliche Forschungen. —

* Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften. — Die mit einem * bezeichneter Schriften werden wir ausführlicher besprechen.

IV. Kant's philisophische Entwicklung. — V. Die neue Theorie der Sinnlichkeit. — VI. Die neue Theorie der Vernunft. — Ein zweiter Band wird das bedeutendste Werk, das auf den gründlichsten Studien fusst und in ansprechendster Form abgefasst ist, zum Abschlusse bringen.

Ballo M., Budapest főváros ivóvizéi (Die Trinkwasser Budapests aus hygienischen Gesichtspunkten und Analyse einiger Mineralwässer von Math. Balló). Budapest, 1881, Akademie, 53 S.

Csaplar B., Révai Miklós élete (Nicolaus Révai's Leben von Benedict Csaplar. I. Band). Budapest, 1881, Aigner, 357 S. und Révai's Portrait.

Der erste Band einer umfassenden, auf den gründlichsten Quellenstudien fussenden Biographie des grossen ungarischen Sprachforschers (1749—1807), zugleich, in Folge seines weiten Gesichtskreises, ein wertvoller Beitrag zur Literatur- und Bildungsgeschichte Ungarns in der zweiten Hälfte des vorigen und des ersten Jahrzehnts des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Beliczay János, Marsigli élete és munkái (Marsigli's Leben und Werke von Jonas Beliczay). Budapest, 1881, Akademie, 96 S.

Borbás V., Békésvármegye flórája (Die Flora des Békésér Comitates von Vincenz Borbás). Budapest, 1881, Akademie, 105 S.

Fekete Zsigm., Okszeru vizműveltetan (Rationelle Hydraulik von Sigmund Fekete. I. Band). Budapest, 1881, Aigner, 312 S. und 9 Steindruck-Tabellen.

Fraknoi V., A magyar országgyűlések története (Geschichte der ungarischen Reichstage von Wilh. Fraknoi). VI. und VII. Bd., Budapest, 1881, Akademie, 94 und 109 S.

Goldziher Ign., Az iszlám (Der Islam. Studien zur Geschichte der muhammedanischen Religion von Ignaz Goldziher). Budapest, 1881, Akademie, 412 S.

Inhalt: I. Die Religion der Wüste und der Islam. — II. Die Traditionen des Islam. — III. Der Heiligen-Cultus und die Reste der älteren Religion im Islam. — IV. Die Baudenkmäler des Islam im Zusammenhange mit der muhammedanischen Weltanschauung. — V. Muhammedanisches Hochschulleben. — VI. Falsche Ansichten über den Islam.

Greguss Ag. versei (Gedichte von August Greguss). Budapest, 1882, Athenaeum, 220 S.

Hunyady J., A Steinerfele kriteriumrol (Ueber das Steiner'sche Kriterium in der Theorie der Kegelschnitte von Eugen Hunyady). Budapest, 1880, Akademie, 13 S.

Hunyady J., A pontokból vagy érintőkből s a conjugált háromszögből meghatározott kúpszelet (Ueber den Kegelschnitt, der aus Punkten oder Tangenten und dem conjugirten Dreiecke bestimmt ist, von Eugen Hunyady). Budapest, 1881, Akademie, 17 S.

Kapolnai Pauer Istv., A hadtudomány viszonya a többi tudományokhoz (Das Verhältniss der Kriegswissenschaft zu den übrigen Wissenschaften von Stefan Pauer v. Kápolna). Budapest, 1881, Akademie, 17 S.

Kiss Aron, A XVII. századbau tartott reform. zsinatok végzése (Die Beschlüsse der reformirten Synoden des XVI. Jahrhunderts. Gesammelt und erklärt von Aron Kiss). Budapest, 1881, Franklin, 736 S.

König Gy., Hamiltonfele rendszerek (Die Hamilton'schen Systeme und die allgemeine Theorie der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung von Jul. König). Budapest, 1881, Akademie, 72 S.

Körösi Jozs., Budapest fővárosa az 1881. évben (Die Hauptstadt Budapest im Jahre 1881. Die Resultate der Volkszählung. Von Josef Körösi. V. Heft). Budapest, 1881. Statistisches Bureau [M. Ráth], 175 S. und eine Tabelle.

Kvassai J., Mezőgazdasági vizmutat (Landwirtschaftliche Hydraulik, von der ungarischen Akademie der Wissenschaften mit dem Fáy-Preis

[3000 fl.] ausgezeichnete Preisschrift. Technischer Teil mit zahlreichen Illustrationen. I. Heft). Budapest, 1881, M. Ráth, 192 S.

**Lang Laj.*, *A közgazdaság elmélete* (Theorie der Volkswirtschaft von Ludwig Láng). Budapest, 1881, Fr. Kilian, 216 S.

Lengyel B., *A mohai Agnesforrás* (Chemische Analyse der Mohaer Agnesquelle im Weissenburger Comitát von Béla Lengyel). Budapest, 1881, Akademie, 12 S.

Lengyel B., *Egy újabb szerkezetű vizszivattyúval kombinált higany-legszivattyúrol* (Ueber eine mit einer neu construirten Wasserpumpe combinirte Quecksilber-Luftpumpe von Béla Lengyel). Budapest, 1881, Akademie, 8 S. und eine Tabelle.

Moliere's Lustspiele in ungarischer Uebersetzung, herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft, Bd. I—III, 2. Aufl., Budapest, 1881, Athenaeum, XXVII, 168, 240, 224 S.

Inhalt: I. Tartuffe, übers. von Gabriel Kazinczy. — II. Der Geizige und George Dandin, übers. von dems. — III. Der Misanthrop, übers. von Karl Szász. — Die gelehrten Frauen, übers. von Lad. Arany.

Neumann Ede., *A mohammedán Jozsef-monda* (Ursprung und Entwicklung der mohammedanischen Josefssage von Eduard Neumann). Budapest, 1881, Fr. Kilian, 132 S.

Ormós Zsigmond., *Árpádkori művelődésünk története* (Culturgeschichte Ungarns im Zeitalter der Árpáden von Sigmund Ormós). Budapest, 1881, Athenaeum, 560 S.

Palotás F., *Az én edes otthonom* (Mein teures Heim, Bilder und Skizzen aus dem Volksleben von Faustin Palotás). Budapest, 1881, Aigner, 189 S.

K. Papp Miklos., *Itt is ott is. Kiadja a Petöfi-társaság* (Hier und dort. Skizzen von Nicolaus K. Papp. Herausgegeben von der Petöfi-Gesellschaft). Budapest, 1881, Aigner, 360 S.

Paulikovics L., *Balassa Zsuzsanna* (Susanna von Balassa. Historische Erzählung aus dem XVII. Jahrhundert von Ludw. Paulikovics). Kaschau, 1880, Maurer, 207 S.

Pulszky F., *Életem és korom* (Meine Zeit und mein Leben von Franz Pulszky. III. Bd. Die Zeit des Exils in Amerika und England). Budapest, 1881, M. Ráth, 355 S.

S. dieses Heft, oben S. 267—278.

Schuller Alaj., *A viznek képződési megeröl* (Ueber die Bildungswärme des Wassers von Alois Schuller). Budapest, 1881, Akademie, 8 S.

Szabo Fr., *A Carludovica és a Canna gummiárasairol* (Ueber die Gummigänge der Carludovica und der Canna von Franz Szabó). Budapest, 1881, Akademie, 15 S. und eine Tabelle.

Török A., *Magyar nyelvnyarlatok* (Ungarische Sprachforschungen von Árpád Török). Budapest, 1881, Kókai, bisher 3 Hefte zu je 16 S.

Vambéry A., *A legújabb népvándorlasi mczgalmak keletény* (Die neuesten Völkerwanderungen im Osten, Vortrag von Herm. Vambéry). Budapest, 1881, Naturwissenschaftliche Gesellschaft [Fr. Kilian], 11 S.

RAPHAEL SANTI

IN DER UNGARISCHEN REICHS-GALLERIE.

I.

*Madonna mit dem Kinde. Perugia. Ende des XV-ten Jahrhunderts.
Reichsgallerie. Nro. 48.*

DIE UMBRISCHE Kunstrichtung, aus welcher Raphael entwuchs, ist in der ungarischen Reichsgallerie durch ein einziges Bild, einer Madonna mit dem Kinde, vertreten.

Der neue Katalog nennt keinen Meisternamen, er sagt zur Orientirung des Beschauers bloß dass dies Bild gegen das Ende des XV. Jahrh. in Perugia gemalt worden sei.

Erzbischof Pyrker hat mit seiner Gallerie, auch dieses Bild der ungarischen Nation geschenkt. Es hat demnach vom Jahre 1844 an im Nationalmuseum gehangen, von wo es 1875 mit den übrigen alten Gemälden, in die Reichsgallerie überging. Von seinen vorhergegangenen Schicksalen ist keine Kunde auf uns gekommen. Wir können höchstens vermuthen, dass es der ehemalige Patriarch von Venedig in dieser Stadt gekauft habe, da im ältesten — von Gabriel Mátray angefertigten — Katalog ein Werk des früh-venezianischen Malers Luigi Vivarini genannt wird. Im neueren — 1870 von Anton Ligeti verfassten — Katalog trägt es den Namen Pin-toricchio's; was dem Richtigen näher kommt.

Dieser Name stimmt in der That zu den kleinen Bildern in den alten Theilen des Rahmens: dem Englischen Gruss. Die Figuren sind mit Tempera angefertigt; die Wangen und Hände mit Grün untermalt, die frische Hautfarbe aber ist durch rothe Pinselstriche hergestellt, welche der Künstler an den lichten

Theilen, selbst längs der Contouren, anbringt. Das Haar Maria's ist etwas mehr aschblond als der Lockenkopf des Engels Gabriel. Bei



Engel Gabriel (Reichsgallerie).

keinem von beiden entgeht der Künstler einem gewöhnlichen Mangel der Tempera, ja der frühen Oelmalerei: dass das Haar keine leichte, schwebende, weiche Oberfläche zeigt, sondern die beleuchteten Theile desselben sich von den übrigen wie Draht abtrennen. An den Geweben — ob sie nun blau, roth oder gelb — deutet der Maler die Kanten der Falten durchweg mit gelb an.

Maria's Kleid ist sehr einfach. Sie ist in die alten symbolischen Farben — des Glaubens und der Liebe — gekleidet: ihr Mantel ist blau, ihr Leib roth. Der



Heilige Jungfrau (Reichsgallerie).

Abgesandte des Himmels erscheint schon in einem prächtigeren Anzug. Sein weites, faltenreiches, gelbes Gewand lässt an der Stelle, wo der den Oberarm bedeckende, anliegende Ärmel sich auf die Schulter hinüberzieht und einen zweiten äusseren Ärmel bildet, ein rothes Unterfutter sehen. Der Kragen ist braun. Den Unterarm deckt ein dunkel bläulichgrüner enger Ärmel, aus dessen Schlitz das weisse Hemd hervorschim-

mert. Über die rechte Schulter hat er einen rothen Mantel geworfen. In seiner Hand trägt er die herkömmlichen blühenden Lilienstengel.

An beiden Gestalten, erkennen wir Pintoricchio's charakteristische Züge. Der Künstler strebt nach Anmuth in der Haltung und daher überschreitet er beinahe die Grenze des Gekünstelten; im Ausdruck sucht er Innigkeit und Andacht, und erreicht fasst nur Kraftlosigkeit, Süßlichkeit.

Der gegenwärtige Rahmen hat ursprünglich nicht zu dem Bilde gehört, da er um drei Centimeter höher und breiter ist. Daraus also, dass wir den Meister des Englischen Grusses mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bestimmen können, gewinnen wir gar nichts für die Bestimmung des Hauptbildes. Der erste vergleichende Blick, den wir, unsere Augen von der kleinen Annunziata emporhebend, auf die halblebensgrosse Madonna werfen, überzeugt uns, dass sie ihr zwar ähnlich, aber doch das Werk einer anderen Hand sein muss. Die in Umbrien so beliebten, hochgewölbten Augenbrauen, die offene Stirne finden wir bei beiden vor. Die Wangen der Madonna sind aber voller, ihr Kinn stärker; dies macht den Umriss des Antlitzes so manigfaltig. Der Ausdruck ihrer Lippen ist, trotz ihrer Geschweiftheit, weich und sie spitzen sich doch nicht derart zu, wie jene der kleinen Maria; ihre flache Nase ist minder spitzig als diejenige der letzteren.

Der Künstler hat die voll entwickelten, aber noch glatten, schwellenden Formen der Jugend getroffen; welche auch durch den schlanken Hals und die weichen blonden Haarlocken, die längs des Antlitzes herabschlängeln, angedeutet wird. Ein dünner, durchsichtiger, weisser Schleier sieht unter dem, das Haupt umhüllenden grau-lich-violetten Tuch hervor. Ein schwerer, dunkelblauer Mantel bedeckt die Schultern der Jungfrau und verhüllt, da er unter ihren Armen in den Gürtel geschürzt ist, ihre Gestalt; die stumpfen Falten derselben deuten auf Unterfutter, welches hie und da an den Rändern dunkelgrün hervortritt. Das anliegende Kleid, mit engen, bis zum Handgelenk reichenden Ärmeln, ist karmiroth. Breite, mit fein eingeritzten Arabesken gezierte Goldborten bilden die Säume des Mantels und des Kleides.

Das Jesukind, dessen Leib nur in ein feines Linnen gehüllt ist, sitzt auf den beiden Händen der Jungfrau. Seine linke Hand ruht auf seinem Knie; mit der rechten segnet es den Beschauer, auf den es aus dem Bilde herabsieht. Sein volles, rundes selbst-

bewusstes Antlitz, und sein entschiedener Blick bilden zu dem unterwürfigen, jungfräulichen, unbewussten Ausdruck, der sich in jedem Zuge der Mutter entspiegelt, einen scharfen Kontrast; sie schmiegt sich gesenkten Auges, zärtlich an den Heiland.



Madonna. (Reichsgallerie Nr. 48.)

Die göttliche Gruppe steht inmitten strahlenden Glanzes. Die Strahlen, zwischen welchen rothe Flammenzünglein emporschlagen, fasst ein dunkler Streif zur Mandelglorie zusammen. Ihre Aussenränder haben ehemals in Regenbogenfarben geschillert; aber der erbarmungslose Pinsel eines alten Restaurators hat dieselben theilweise, den Goldgrund der Ecken vollständig, mit Schwarz überdeckt.

Acht Seraphien mit je sechs rothen, gelben, blauen und violetten Flügeln verleihen der Mandelglorie ein buntes Aussehen.

Es ist wahr, dass die Komposition unseres Bildes und die Details der Figuren weder in Auffassung, noch in Anordnung wesentlich von den zahlreichen gleichzeitigen Abbildungen der Madonna abweichen; aber die sichere, die Formen so richtig charakterisirende Zeichnung und Plastik, die wahre Empfindung der Gesichtszüge und Bewegungen, legen Zeugniß von der entschiedenen Individualität des Malers ab. Dieser Künstler hat nach alter Art gearbeitet; so, wie es noch zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Cennino Cennini lehrt: „Erfreue, vergnüge dich unermüdlich mit den besten Sachen, die du von Händen grosser Meister finden kannst. . . Dann wird es geschehen, wenn dir die Natur nur ein bisschen Phantasie verliehen hat, dass du eine dir selbst eigene Manier wählst und sie wird nicht anders als gut sein können, da deine Hand und dein Verstand, stets gewohnt, Blumen zu pflücken, schwerlich Disteln nehmen werden.“

Welcher von Perugino's Zeitgenossen mag dieses Bild wohl gemalt haben? — denn, dass es Einer von ihnen gewesen, darüber lässt die Zeichnung und die Komposition keinen Zweifel.

Einigen Fingerzeig giebt die Behandlung der Farben. Der Künstler hat das Bild zum theil mit Tempera, zum theil mit Oelfarbe gemalt; jene hat er zu den Leibern benützt. Den geglätteten Gypsgrund hat er gleichmässig mit graulichem Grün überzogen; dieses dient, wo er es unbedeckt lässt, als Halbschatten; die lichten Theile bringt er mit rosenrothen und blassgelben, die Glanzlichter mit dünnen weissen Strichen hervor. Die wenigen tiefen Schatten und die Umrisse zeichnet er mit Braun. Die ganze Oberfläche ist spiegelglatt. Die übrigen Theile aber stehen sämmtlich höher und bilden keine Fläche, sondern die Lichten liegen tiefer, die Schatten aber sind erhöht. In alledem können wir die Manier der Oelmalerei des fünfzehnten Jahrhunderts erkennen; — dieses gemischte Verfahren war ja bei den älteren Geschäftsgenossen Perugino's üblich.

Andrea Aloysii Ingegno ist der Malername, den ich unserem Bilde hätte beilegen können, wenn ich mir bei der Anfertigung

des Kataloges der Landesbildergallerie mich mit den landläufigen Bezeichnungen begnügt hätte. Ich könnte mich auf hervorragende ausländische Autoritäten berufen — was unsere „ernsten Fachgelehrten“ immer besser überzeugt, als irgend ein auf selbstständiger Forschung ruhendes Ergebniss — auf Passavant, den Biographen Raphaels; auf Wornum, den Custos der Londoner National-Gallerie, der den Katalog mit grosser Sorgfalt angefertigt hat; auf Charles Blanc, der „Membre de l'Institut“ und ganz gewiss einer der namhaftesten französischen Kunsthistoriker ist; auf Crowe und Cavalcaselle, die europabekanntesten Verfasser der Geschichte der italienischen Malerei.

Sie führen insgesamt die in den Bildergallerien vorfindlichen Kopien unserer Madonna unter Ingegno's Namen auf. Sie erwähnen sieben Exemplare: ein Sir Anthony Stirling in London gehöriges; eines in der National-Gallerie (Nro. 702); zwei im Louvre (gegenwärtig ist nur eines davon aufgestellt, Nro 435, das andere war im Musée Napoleon III. Nro 175); das neapolitanische (ehedem Nro 74); das in der Brera zu Milano; das im St. Klarakloster zu Urbino. Das achte ist das Exemplar unserer Reichsgallerie. Wenn wir indessen die Zeilen aufmerksam durchlesen, welche die hochansehnlichen Autoren diesen Bildern und deren angeblichen Schöpfer widmen, so überzeugen wir uns sehr bald, dass sie sich nicht nur — bei dem Mangel einer sicheren Grundlage — keinen bestimmten Begriff von den Eigenthümlichkeiten des Meisters bilden konnten, sondern dass die erwähnten Bilder nicht einmal sorgfältig mit einander verglichen wurden.

Crowe und Cavalcasselle sprechen bestimmt genug: das beste von sämmtlichen genannten und offenbar das Original der übrigen befand sich bis vor kurzem in London bei Sir Anthony Stirling: Madonna, Halbfigur in einer halben Mandelglorie mit acht Cherubköpfen und in den Goldgrund eingegrabenen Stralen; sie trägt das segnende Kind auf dem linken Arm, während dasselbe auf den anderen Bildern rechts steht. Unser Bild hat mehr Weichheit und Zartheit in Bewegung und Ausdruck, die Formen sind genauer gebildet und die Züge sprechender; auch der Faltenwurf ist natürlicher und besser, die Farbe ansprechender, die Zeichnung richtiger, so dass es sich dadurch als Vorbild der vorgenannten ausweist.

die von verschiedenen Händen herkommen und sich im Werth derartig folgen, dass an zweiter Stelle das Bild in Urbino, an dritter das der Nationalgalerie in London steht und nach dieser das in Paris, in Neapel und in Mailand kommen. Das Stirling'sche Bild ist mit vollem Recht dem Pintoricchio zugeschrieben, hat aber dabei alle Merkmale, welche beweisen, dass er seinen Stil von Fiorenzo herleitete. Sämtliche Madonnenbilder, die wir aufgeführt, weisen auf Fiorenzo zurück, aber durch Vermittelung Pintoricchio's... Hat man die Mehrzahl der obigen Bilder wirklich dem Ingegno zuzuschreiben, dann ist wenigstens so viel sicher, dass der Maler ein Schüler des Fiorenzo und Genosse des Pintoricchio war.

Hiernach sage nun Jemand, was die Meinung der ehrenwerten Verfasser sei; ob Fiorenzo, Pintoricchio oder Ingegno die Bilder gemalt habe? Denn die einige Zeilen nachher gegebene Erklärung: „Immerhin dient Ingegno vorläufig als *Gattungsbegriff*, unter dem sich eine grosse Zahl von Bildern in europäischen Galerien befinden,“ kann doch kaum etwas Anderes, als eine Umgehung der zu lösenden Frage genannt werden.

Ingegno hat ganz gewiss existirt. Nicht nur Vasari erwähnt ihn; auch Urkunden sind vorhanden, die er unterschrieben hat. Wir dürfen ihn demnach nicht als *Gattungsbegriff* gebrauchen. Wenn kein nachweisliches Werk von ihm auf uns gekommen ist, sollen wir uns von seiner Individualität keinen verkehrten Begriff aus Bildern bilden die ein und derselbe Mensch kaum geschaffen haben kann. Soviel Wahrheitsinn darf jeder geistige Arbeiter von der Nachwelt fordern.

Aber nicht nur dies ist unverständlich in Crowe's und Cavalcaselle's Auseinandersetzung. Aus ihrem Text wird es einem nicht einmal klar ob diese Bilder in der That — nur in unwesentlichen Kleinigkeiten von einander abweichende — Wiederholungen ein und derselben Komposition seien? Sie scheinen das Bild der National-Galerie (Nro 702) mit dem von ihm völlig verschiedenen Nachbarbilde (Nro 703), einem Werke Pintoricchio's, verwechselt zu haben, auf welchem wir die Madonna inmitten einer Landschaft sehen, hinter einem teppichbedeckten Steingesims, auf welchem das Kind steht.

Der Hintergrund des Urbinoer Bildes ist auch eine Landschaft und die Seraphköpfe mit der Mandelglorie fehlen; im Übrigen aber stimmt die Beschreibung desselben mit der Madonna unserer Reichsbildergalerie.

So ungenau zusammengestelltem Material gegenüber bleibt uns nichts Anderes übrig, als ausschließlich unseren eigenen Augen zu trauen. Die Exemplare der Nationalgalerie (Nro 702) und des



Madonna Louvre.

Louvre (Nro 435) kenne ich. Ihre Composition und Farbengebung stimmt, sogar noch in den Details der Draperie, mit derjenigen der Budapester Madonna. Die Abweichungen sind in der That nur unwesentlich: auf dem Londoner Bilde ist die rechte Schulter der Madonna und die Mandelglorie mit Sternen geschmückt; auf dem Pariser Bilde sind in den beiden oberen Ecken noch zwei Seraphköpfe sichtbar. Auf beiden ist die um die Leibesmitte des Jesukindes gehende Hülle ein viel stärkeres, weniger durchscheinendes

Gewebe, als auf unserem Exemplar. Die Formen sind bei unserer Madonna edler, der Ausdruck inniger, als bei der Londoner und Pariser. Ob die unsrige das Original ist oder alle drei nach einem gemeinsamen Vorbild angefertigt sind? das ist eine Frage, auf welche nur Urkunden oder auf den Bildern befindliche Jahreszahlen bestimmt antworten könnten; eines solchen Beweismittels entbehren wir aber vollständig. Wir müssen uns daher begnügen festzustellen, aus welcher Umgebung' diese Werke hervorgegangen, in welcher Zeit sie gefertigt worden seien. Und wenn wir damit die berechnete Neugierde des Beschauers auch nicht ganz befriedigen können, — muthen wir wenigstens Niemandem, das Werk eines Anderen zu, welches er vielleicht seiner nicht würdig erachtet haben würde; und fälschen wir wenigstens das Bild seiner Individualität nicht durch Züge, die ihm fremd sind und thun wir somit der Pietät Genüge, welche wir den alten Meistern schulden.

II.

Federzeichnung. Passavant 240.

Die wichtigsten unter den Bildern aus Raphaels erster unabhängiger Wirkungszeit 1502—1504 sind die vier Altarbilder: Die Verklärung des heil. Nicolaus von Tolentino, der Gekreuzigte, die Krönung Mariä und Mariä Vermählung mit Joseph. Die Entwicklung des Künstlers lässt sich am besten aus der Krönung Maria's erkennen — welche er laut Vasari, auf Bestellung Maddaleni delli Oddi's für San Francesco in Perugia malte — denn zu diesem Bilde sind dreizehn Hand-Zeichnungen auf uns gekommen.

Im Thale Jehosaphat steht das Steingrab; um dasselbe schaa-ren sich die Apostel: links sechs, Petrus an der Spitze; rechts fünf, mit Paulus, der dem Apostelfürsten gegenüber steht, und mit Johannes am vornehmsten Platze des Vordergrundes. Mitten hinter dem Sarkophag sehen wir den ungläubigen Thomas. Auf sein Drängen haben sie den Deckel des Grabes abgenommen und ge-wahren nun mit Staunen an der Stelle des Leichnams Mariä blü-hende Lilien und weisse Rosen. Zur Beglaubigung des Wunders fällt aus der Höhe in die Hand des Thomas der Gürtel der heiligen

Jungfrau herab und die dadurch aufmerksam gewordenen Aposteln bewundern entzückt die himmlische Erscheinung: oben am Himmelsgewölbe erfüllt Christus sein Versprechen: er krönt „die Braut vom Libanon“. Engel begleiten die feierliche Handlung mit Musikklängen; aus den Wolken, zu Füßen des erhabenen Paares, tauchen anbetende Engelskinder empor; über demselben aber schwebt der Chor der Seraphim.

Zu drei Apostelgestalten finden wir Skizzen unter Raphaels Zeichnungen: zum heil. Thomas auf einem Blatte im Wicar'schen Nachlass in Lille (Nr. 384 in Passavant's Katalog Raphael'scher Zeichnungen); zum Haupt, dem Hals und den den Gürtel haltenden Händen des Apostels. Der heil. Johannes kommt viermal vor: in Lille (Passavant Nr. 385 verso) eine Studie zum Faltenwurf des Gewandes; in Venedig das Haupt, der Hals und, leicht hingeworfen, der nackte Oberleib (Passavant Nr. 57), das Antlitz ist hier von rechts nach links gewendet, während es auf dem Bilde umgekehrt steht; — in Oxford derselbe Kopf und Hals (Passavant Nr. 555); und in John Malcolm's Sammlung wieder derselbe Kopf (Passavant Nr. 307), nur dass der Künstler hier den Kleidsaum, dem Bilde ganz entsprechend, angedeutet hat. Die beiden letztgenannten Zeichnungen behandeln die bisherigen Forscher: Passavant, Robinson und Ruland als Studie zum Kopf des heil. Jakob, der auf dem Bilde dem heil. Johannes gegenüber im Vordergrund steht. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Figuren besteht darin, dass die Haltung des Johannes eine viel leidenschaftlichere ist; er ist soeben vorwärts geschritten — das Gewicht seines Körpers ruht noch ganz auf dem rechten Fuss; er drückt die Linke an seine Brust; die Rechte öffnet er unwillkürlich und hat sie nach hinten, abwärts ausgestreckt. Er hat plötzlich emporgeblickt, indem er sein Haupt nach rückwärts bog, so dass wir den Hals in voller Vorderansicht sehen. Aus allen seinen Bewegungen leuchtet schwärmerische Hingebung hervor. Am heil. Jacobus spiegelt sich vielmehr die Ueberrasehung: er steht ruhig auf beiden Füßen; seine Rechte hat ein Buch; die Linke hebt er verwundert in die Höhe; er hält mehr seinen Blick, als sein Antlitz nach oben gerichtet, dessen Profil demzufolge fast senkrecht steht. Die verkürzte Zeichnung des Kinns stimmt auf den erwähnten drei Studien mit dem Antlitz des heil. Johannes auf dem

Bilde so sehr zusammen, dass es bei einer genauen Vergleichung unverkennbar ist.

Die kleine Kreidezeichnung der Lilleer Sammlung (Wicarkatalog Nr. 720) beschreiben Passavant (Nr. 412) und Ruland (S. 331, II. A. XII) zwar, haben aber nicht erkannt, dass auch sie zur Krönung Mariens gehört. Sie ist eine sehr ins Detail ausgeführte Studie des Kopfes des alten langbärtigen Apostels, der gleich neben dem heil. Jacobus, von Petrus aber an dritter Stelle steht. Dieselbe ist nicht mehr unmittelbar nach der Natur angefertigt, sondern nach genauer Bestimmung der aufeinander bezogenen Stellungen der Figuren, indem das rechte Ohr und der Bartrand des Apostels, durch das Profil des heil. Jacobus verdeckt wird und die Zeichnung leer bleibt.

Zum oberen Theile des Bildes kennen wir sieben Studienblätter. Eines derselben befindet sich in der Sammlung zu Lille (Passavant Nr. 384 verso); es stellt die Mittelgruppe dar: Christus, wie er Maria krönt. Der Künstler hat auf diesem Bilde die Bewegung der Figuren gesucht. Er hat zwei junge Menschen in die entsprechende Stellung hingesezt und sie auch, so wie sie waren, treu auf sein Papier hingeworfen: in ihren anliegenden Kleidern: mit den weiten Aermeln am Oberarm; mit dem breiten Gürtel und seinen runden Schnallen. In Maria's Figur hat er vollständig das getroffen, was seiner Fantasie vorschwebte; Christus dagegen hat er in der Ausführung etwas abgeändert, ihn dem Beschauer etwas mehr gegenüber gestellt; die Figur ist dadurch breiter geworden: sie macht einen würdevolleren Eindruck.

Auf der Zeichnung des British Museum (Passavant Nr. 440) hat Raphael den Kopf und die rechte Hand des äussersten, geigenenden Engels in der Stellung studirt, welche er schliesslich beibehalten hat. Auf der Liller Zeichnung (Passavant Nr. 383) sehen wir die ganze Figur desselben Engels, doch wendet er uns sein Antlitz hier nicht entgegen, sondern blickt grade vor sich hin, so dass wir ihn von der Seite sehen. Daneben hat ihn Raphael in ähnlicher Stellung wiederholt, indem er ihm anstatt der Geige eine Guitarre in die Hand gab; auch hier hat er irgend einen seiner Gehülfen, in seinem engen Kleide, als Modell gebraucht und das waldende weite Gewand des Engels später darüber gezeichnet. Ein

anderes Blatt (Passavant Nr. 385) enthält wieder eine Engelskopfstudie; auf einem dritten (Passavant Nr. 407) erkennen wir in dem Antlitze des jungen Knaben, dessen Kopf eine Kappe bedeckt, den Kopf des Engels mit der Tambura.

In Oxford finden wir sorgfältige Zeichnungen nach der Natur zu zwei Engeln (Passavant Nr. 493). Der eine steht ebenso wie auf dem Bilde der äusserste links und schlägt ebenfalls das Tamburin; die Haltung der Hände hat dem Künstler die meiste Mühe gemacht; er hat sie deshalb nochmals in vergrössertem Massstabe hingezichnet und die glanzlichter besonders mit weiss angedeutet. Der andere Engel spielt eine Mandoline; er ist aber völlig von demjenigen verschieden, der auf dem Bilde dasselbe Instrument spielt, stimmt dagegen in allen Punkten, in der Haltung des Kopfes, der Hände, der Füsse mit demjenigen überein, der auf der Handzeichnung der Reichsbildergallerie die Geige spielt.

Die Zeichnung der Reichsbildergallerie (Passavant Nr. 240) eine 0.157 m. hohe, 0.193 m. breite Sepia-Handzeichnung — stellt den ganzen oberen Theil des Bildes vor; aber nicht die Krönung, sondern die Himmelfahrt Mariä. Die heilige Jungfrau, — in einem auch das Haupt einhüllenden langen Mantel, welchen am Hals eine Schnalle, am Leib ein Gürtel zusammenhält — steht in der Mandelglorie mit zusammengefalteten Händen. Oben an der Spitze der Mandelglorie ist ein Seraph an den Seiten und unten je zwei Seraphim sichtbar; der Madonna zu Füssen aber tauchen zwei Engkinder hervor. Vier Engel mit Tambura, Geige, Harfe und Mandoline bilden auch hier, wie auf dem Bilde, die Begleitung der Maria.

Unter den Skizzen des für Maddalena degli Oddi gemalten Bildes steht die Zeichnung der Reichsbildergallerie vereinzelt da. An den übrigen zwölf Zeichnungen können wir Raphaels damaliges Verfahren bei der Schaffung einer Einzelfigur beobachten. Die Figuren, die Bewegungen, die Hand- und Fussstellungen, welche Perugino und Pintoricchio festgestellt hatten und die umbrischen Maler allenthalben anwandten, erfüllten auch Raphaels Fantasie. Aber während die übrigen, auch die berühmten alten Meister, die einmal gezeichnete Figur wieder und wieder verwendeten, begnügte sich Santi mit der sklavischen Wiederholung nicht,

sondern stellte sein Modell ein; er beobachtet die Vertheilung der Beleuchtung an der Gestalt und zeichnet die einzelnen Formen genau nach der Natur: Alles, was er nur erblickt. Er lässt nicht einmal



die Kappen und Schuhe, ja nicht einmal die zufälligen Gebrechen seiner Gehülften — z. B.: auf der Liller Zeichnung (Passavant Nr. 407) die Wunde am Augensiede des kleinen Knaben — hinweg.

Die Skizze der Reichsbildergalerie dagegen verräth die Geheimnisse der Bildschöpfung. Sie ist das erste Beispiel jenes Gedankenganges, welchen Raphael auch später befolgte, und zwar bei Gelegenheiten, wo er alle seine Kräfte anstrebte: bei der Grablegung Christi für Atalanta Baglioni — wo er sich auf den ersten Skizzen mit der Beweinung Christi befasst, dem Bilde, mit welchem er in Florenz Ruhm zu erringen strebte; und bei seinem letzten Werke: der Verklärung Christi — mit welchem er gegen Michel Angelo und Sebastian del Piombo, welche zusammen die Auferstehung des Lazarus malten, in die Schranken trat; — auch hier war seine erste Absicht eine andere: er wollte die Auferstehung Christi malen.

Die Krönung Maria's erwähnt weder die dem Johannes Theologus, noch die dem Joseph von Arimathia, noch die dem Bischof von Sardes, Melito, zugeschriebene apokryphe Schrift, noch endlich das Buch des Jacobus de Voragine, in Italien die verbreitetste Quelle für das Leben der Heiligen. Alle diese handeln von der Himmelfahrt Mariä. Mit der Verbreitung des Christenthums, als die seine Entstehung begleitenden Begebenheiten immer grösseres Interesse erweckten, geschah es nothwendigerweise, dass der im Volke lebendige epische Drang das Schicksal der handelnden Personen, von welchem die heilige Schrift schweigt, aus ihren bekannten Charakterzügen detaillirt entwickelte. Von Maria's Martyrium ist nirgends eine Spur, von ihrem Tode nirgends eine Erwähnung. Die natürliche Ursache dieses Stillschweigens ist, dass der Heiland seine Mutter vor der Verfolgung und vor dem Tode bewahrte, und ihre langwierigen Leiden damit belohnte, dass er sie geradeswegs an seine Seite in den Himmel nahm. Aber nicht blos ihre Seele fuhr zum Himmel. Denn wie könnte ein denkendes, frommes Gemüth glauben, dass der Leib derjenigen, die einst den Herrn unter ihrem Herzen getragen, dass dieser geheiligte Reliquienschrank ein Frass der Würmer werden, verwesen und in Staub zerfallen soll, wie der Leichnam eines sündigen Menschen! Und Zeugen dieser Verklärung zu sein: das muss unzweifelhaft eine der begeisternden Wonnen gewesen sein, welche den treuen, opferbereiten Jüngern zu Theil wurden. „Gott, der Du in Deiner grossen Güte Deinen eingebornen Sohn vom Himmel herabgesandt hast, dass er in meiner niedrigen

Person weile, und so gnädig gewesen bist, ihn durch mich, deine niedrige Magd, geboren werden zu lassen: sei barmherzig gegen die Welt und gegen jede Seele, die deinen Namen bekennt! Unser Herr! König des Himmels! Sohn des lebendigen Gottes! nimm jeden an, der deinen Namen bekennt, auf dass deine Geburt gepriesen werde. Unser Herr Jesus Christus, der du allmächtig bist auf Erden und im Himmel, ich berufe mich mit dieser Bitte auf deinen heiligen Namen: heilige jede Zeit und jede Oertlichkeit, in welcher mein Name genannt wird, und verherrliche diejenigen, die mit meinem Namen dich verherrlichen, und nimm von Solchen ein jedes Gelübde, ein jedes Gebet, eine jede Bitte gnädig auf*, also betet, auf die Bitte der Jünger, Maria in ihrer Todesstunde. Und der Herr antwortet: „Dein Herz frohlocke und freue sich, denn dir ist gewähret worden jegliche Gnade und jegliche Gabe durch meinen Vater, der da ist im Himmel, und durch mich, und durch den heiligen Geist: die Seele, welche sich auf dich beruft, bleibt nicht in Schanden, sondern findet Barmherzigkeit, Trost, Beistand und Aufmunterung vor dem Angesicht meines Vaters, der da ist im Himmel, sowohl in der Welt, die jetzt ist, als auch in derjenigen, die da sein wird . . . komm Braut vom Libanon, komm und du sollst gekrönt werden.“ Wer könnte daran zweifeln, dass der Herr seine Verheissung erfüllt hat? Das fromme Volk zweifelte an dieser Erfüllung nicht; die Maler malten sie; die Kirche erkannte sie an, indem sie auf zahllose Altäre die Krönung der heiligen Jungfrau hinstellte.

Maddalena degli Oddi hatte Maria's Verklärung bestellt. Die Skizze unserer Landesgalerie beweist, dass der Meister bei der Lösung der Aufgabe zuerst an die Himmelfahrt dachte. Er beschäftigte sich mit dieser Scene so eingehend, dass er bereits die dazu gehörigen Engel nach der Natur zu zeichnen begann (Oxforder Zeichnung, Passavant Nr. 493); dann aber lässt er sie fallen und malt die Krönung.

Wenn wir die beiden Scenen mit einander vergleichen, so entdecken wir die wahrscheinliche Ursache dieses Entschlusses Raphaels. Bei der Himmelfahrt vertheilten sich die handelnden Personen in drei übereinander stehende Reihen: unten die das Grab umstehenden Jünger; über ihnen Maria von musizirenden Engeln

umgeben; oben endlich, inmitten der Seraphimschaar, der Herr, der die Verklärte segnend empfängt. Bei der Krönung kommen die Hauptfiguren und ihre Begleiter oben, nebeneinander zu stehen; nur diese *eine* Gruppe fesselt die Aufmerksamkeit der auf der Erde Zurückgebliebenen: *sie* bedingt jegliche ihrer Bewegungen.

Raphael manifestirt sein starkes, dramatisches Gefühl, indem er die Himmelfahrt Maria's fallen lässt und dafür ihre Krönung zur Darstellung wählt; indem er anerkennt, dass die Handlung je einfacher, desto wirkungsvoller sei; dass er den Beschauer desto mehr interessirt, je mehr er die Handlung concentrirt, je begreiflicher er den Zusammenhang zwischen ihr und den Bewegungen der Personen macht. In diesem Werke beweist Santi, dass er bei seinem Austritt aus Perugino's Werkstatt nicht allein bereits gut zu malen, sondern seine Vorwürfe auch gehörig zu gestalten versteht.

III.

Bilbniss eines Kardinals (?) Nr. 53. Madonna Eszterhazy Nr. 51.

Als Raphael sich in Firenze niederliess, wurde sein empfängliches Gemüth durch den geheimnissvollen Zauber der Werke Lionardo's unwiderstehlich angezogen. Seine nach Harmonie strebende Natur duldete nur die stufenweise Entwicklung. Michelangelo, der damals die Mittel der Kunst als Zweck ansah, hatte daher auf ihn vorläufig keinen Einfluss. Als er sich von Perugino trennte, bemühte er sich, den angelernten Formen Leben einzuhauchen, indem er das Detail der Natur ablauschte, und dies machte ihn reif für die Offenbarung, die aus Lionardo's Werken leuchtet: dass mit den menschlichen Formen nicht allein Handlung und Leidenschaft, sondern auch empfindendes Gemüth ausgedrückt werden soll. Dass er den tiefwirkenden Werth der Offenbarung erfasst habe, bezeugen seine Zeichnungen, insbesondere die Studie zum Porträt der Maddalena Doni, die uns gegenwärtig unter den Schätzen des Louvre entzückt.

Das Interessante und die gewaltige Ausdrucksfähigkeit der individuellen Züge im Gegesatze zu den von den Vorgängern übernommenen Kopfmodellen, in die jeder Künstler höchstens sein eigenes Schönheitsideal hineinlegte, erfasste Raphael eben zu derselben Zeit

und von demselben Einfluss angeregt. Er hat während seiner zwanzigjährigen Thätigkeit — so viel wir wissen — neunundzwanzig Porträts gemalt und von diesen sind zehn in der Zeit von 1504 bis 1507 in Florenz entstanden. Passavant und Ruland zählen zu diesen mit Recht das Porträt des jungen Mannes in unserer Reichsbilder-



Handzeichnung im Louvre.

galerie. Sie wännen darin die Züge des Francesco Maria della Rovere, Thronerben von Urbino, zu erblicken. Doch wir müssen diesen Namen sofort fallen lassen, wenn wir erwägen, dass der junge Prinz 1491 geboren wurde, demnach selbst 1508 erst sein siebenzehntes Lebensjahr vollendet hatte. Auf unserem Porträt sehen wir dagegen einen vollendeten jungen Mann, mit vollentwickelten Schul-



Raphael. Portrait Reichsbildergallerie Nr. 53.

tern, festausgebildeten Zügen und nüchternem, überlegtem Gesichtsausdruck. Auch auf seinen Lippen thront das angehende Lächeln — nicht der Vorläufer des infolge bestimmten Einfalls hervorbrechenden Lachens, sondern vielmehr das Zeichen zufriedenen, liebenswürdigen Gemüthes. Die Situation der Figur auf der Bildfläche ähnelt so auffallend dem Porträt Agnolo Doni's, dass dies allein genug Beweis für die gleichzeitige Entstehung der beiden Bilder ist. Der Jüngling lässt seinen Arm auf dem am Rande des Bildes angebrachten Steinsims ruhen; im Hintergrund blicken wir in eine Landschaft: auf in der Ferne blauende Berge, auf einen Hügel, dessen Gipfel ein Sommersitz krönt und zu dessen Füßen sich einschlingender Fluss in einen See ergiesst, — eine Gegend, die, wengleich sanfter, den von Lionardo beliebten ähnelt. Der junge Mann trägt ein braunes ärmelloses Gewand und darunter ein rothes Kleid, welches der Saum eines Krausenhemdes vom Halse trennt. Sein Haar hängt beinahe bis auf die Schulter herab und bildet einen dunkeln Rahmen zu dem langen Antlitz. Auf seinem Haupt hat er ein rothes Biretum; ganz von der Art, wie es die Kardinäle tragen. Dasselbe unterscheidet sich von der damals üblichen, gewöhnlichen Berretta dadurch, dass es keine Krempe hat und dass vier Kanten seinen viereckigen Grundriss bezeichnen. Auf den dieser Zeit angehörigen Porträts, welche ich behufs Feststellung der damaligen Mode durchmusterte, fand ich diese Kappenform nur bei kirchlichen Würdenträgern, — um ein nahe liegendes Beispiel zu erwähnen, bei Bernardo Dovizio da Bibiena, den Raphael in Rom malte.

Wenn wir in diesem Jüngling in der That einen Geistlichen erkennen müssen, so würde dies als Ausgangspunkt für die sichere Bestimmung der abgebildeten Person dienen und möglicherweise Licht verbreiten können über den dunkelsten Punkt in Raphaels Künstlerlaufbahn: über seine Verbindung mit dem päpstlichen Hofe, welche den Grund zu seiner Berufung nach Rom und seinem raschen Fortschreiten in der Gunst Julius des II. abgeben konnte. Wir dürfen indessen nicht ausser Acht lassen, dass das Biretum erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein integrierender Bestandtheil der Cardinalstracht wurde; es ist möglich, dass es vorher auch von Weltlichen getragen wurde. Eben weil wir auf diese Bestimmung wichtige Muthmassungen bauen könnten, ist es unsere

Pflicht, mit doppelter Vorsicht vorzugehen und den Jüngling erst dann zu benennen, wenn uns ein günstiger Zufall ein mit Inschrift versehenes Porträt desselben in die Hand spielt, welches jeden Zweifel an seiner Identität ausschliesst.

Unter den Madonnenbildern Raphaels aus seiner Florentiner Zeit sind diejenigen die bedeutendsten, in welchen er gleichzeitig bemüht ist, sein dichterisches Sinnen zu entwickeln und eine schwierige malerische Aufgabe zu lösen. Diese vollendetsten Früchte seiner Florentiner Thätigkeit sind: „Madonna nel verde“ in Wien, die „Madonna del Cardellino“ in Florenz, die „Belle Jardiniere“ in Paris und die Madonna in Budapest. Auf allen viereu sitzt Maria mit dem Kinde im Freien und Johannes der Täufer, der kleine Gefährte Jesu, ist ihnen beigeesellt, bald zur Begrüssung des Jesukindes das Knie beugend, bald zu dessen Unterhaltung ein Spielzeug bringend: ein Vögelchen oder ein Rohrkrenz. Eine ganze Serie von Zeichnungen beweist auch hier, wie Raphael die verschiedenen Situationen aus einander entwickelt, mit einander verbunden und wie er sie wieder zu einer neuen Komposition arrangirt hat; wie er das bereits verarbeitete, aber noch nicht erschöpfte Sujet wieder aufgenommen und mit unbedeutender Änderung zu einem neuen Meisterwerk gestaltet hat.

Auf dem Wiener Bilde sitzt Maria und unterstützt mit ihren Händen das Jesukind, welches das vom knienden Johannes ihm dargereichte Kreuz ergreift. Auf dem Florentiner stehen beide Kinder; Jesus, an die Knie seiner Mutter gelehnt, streichelt das Vöglein, welches ihm sein Spielgenosse überreicht. Auf dem Pariser schmiegt sich Jesus ebenfalls an Maria und blickt schmeichelnd zu ihr empor, nicht auf den, knieend zu ihm aufschauenden Johannes. Auf dem Budapestener kniet Maria und hält das auf einem Hügel sitzende Jesukind, das seine Hände gegen den ebenfalls knienden Johannes ausstreckt.

Zwei Skizzen bilden das Bindeglied zwischen der „Belle Jardinière“ und unserer Budapestener Madonna. Auf dem einen (Passavant, im Katalog der Zeichnungen des Königs Wilhelm von Holland dd. Ruland: S. 61. XXII. 10. Philpot Photographien 1124. Dieselbe Compositiou, nur mehr ins Detail ausgearbeitet, war 1879 in Paris unter dem Namen Timeteo delle Vite ausgestellt. Braun's

Photografien Nr. 126.) sitzt Maria, so wie die „belle Jardinière,“ nur wendet sich ihr Oberkörper mehr von uns ab: wir sehen auf ihre linke Schulter; ihr Kopf aber wendet sich gegen uns zurück, indem sie, auf den ihr zu Füßen knieenden Johannes blickt, so dass wir sie en face sehen. Und dieselbe komplizierte Haltung, — wo die Axe jedes einzelnen Körpertheiles in anderer Richtung steht, wodurch auch die ruhige Bewegung eine das Auge beleidigende Mannigfaltigkeit gewinnt, — finden wir noch besser ausgebeutet bei der Maria unserer Reichsbildergalerie. Johannes erinnert auf der Zeichnung wieder theils an das Pariser, theils an das Budapester Bild; die Beine und den uns näher liegenden Arm desselben hat Raphael darauf ebenso angeordnet, wie auf dem letzteren; sein Blick aber ist Jesus zugewandt, wie auf dem Pariser Bild, wo wir ebenfalls sein Profil sehen. Das Jesukind der Zeichnung und der „Belle Jardinière“ stimmen darin überein, dass sie auf der Erde stehen; aber die neckische Bewegung desselben auf der Skizze, mit der es sich halb hinter das Knie der Mutter verkriecht und dass seine Aufmerksamkeit auf seinen Kameraden gerichtet ist, bringt es wieder um einen Schritt der Madonna unser Landesbildergalerie näher. Wie auf dieser, hat Johannes auch auf einer Florenzer Zeichnung (Passavant 117) einen Hund mitgebracht; die Stellung Marias und Johannes weicht hier zwar von derjenigen ab, die wir auf den erwähnten Bildern sehen, diejenige des Jesukindes dagegen, nähert sich derjenigen des Budapester Bildes; Maria hat das Kind auf ihren Arm genommen und es streichelt mit beiden Händen den Hund, den Johannes mit Anstrengung zu ihm emporhebt. Ganz die Komposition der Budapester Madonna finden wir auf einer andern Florenzer Zeichnung (Passavant 114.); die einzige wesentliche Abweichung zeigt sich in der Anordnung der Landschaft, welche auf der Zeichnung höher hinauf reicht, so dass die Hügel dem Haupte Maria's als Hintergrund dienen, während wir auf dem Bilde hinter demselben den heiter blauen Himmel sehen.

Noch zwei, ebenfalls in Florenz befindliche Zeichnungen, auf beiden Seiten desselben Papierblattes, beziehen sich auf das Budapester Bild. Passavant (116.) und Ruland (S. 95. XXX. s. 1., 2.) halten dieselben für Engelkopfstudien; sie wurden sicherlich durch das wallende Haar irreführt, welches der Art aufgelöst, bei Engeln

häufig vorkommt. Die charakteristische Haltung des Kopfes und der Schultern indessen, ja selbst der Rumpfausschnitt, der mit demjenigen des Gewandes der Maria auf dem Bilde übereinstimmt, lassen keinen Zweifel darüber, dass wir es hier in der That mit



Handzeichnung in Florenz.

einer sorgfältigen Studie des Kopfes der Maria nach einem lebenden Modell zu thun haben.

Die Madonna der Reichsbildergalerie ist unvollendet geblieben; sie ist bloß untermalt: die Formen- und die Farbengebung ist halb fertig. Dieser Umstand hat bisher als Fingerzeig für die

Bestimmung ihrer Entstehungszeit gedient. Vasari bemerkt, dass Raphael bei seiner Abreise nach Rom — Ende 1508 — seine Arbeiten in Florenz unvollendet zurückgelassen habe : z. B. die nach Siena bestimmte Madonna — wahrscheinlich die „Belle Jardinière“ — und das für Baldassare da Pescia begonnene grosse Altarbild. Diesen wird mit grosser Wahrscheinlichkeit auch unser Bild beigezählt.

IV.

Handzeichnungen zur Disputa.

Der Geist der Renaissance gelangte mit Tommaso da Sarzana, Nicolaus V., auf den päpstlichen Thron. Seine unmittelbaren Vorgänger, Eugen IV. und Martin V., erfreuten sich zwar bereits des Friedens der Kirche; sie mussten aber all ihr Streben darauf richten, Rom wieder wohnlich, zur sicheren Residenz des Papstes zu machen. Dass es wieder die Hauptstadt der gebildeten Welt werde, machte erst Nicolaus zur Aufgabe und Pflicht der Kirchenoberhäupter. So lange er regierte, strebte er ohne Unterlass diesem Ziele zu : er versammelte um sich die hervorragendsten Gelehrten, Schriftsteller und Künstler; er gründete eine Bibliothek; er begann den Bau eines der päpstlichen Würde entsprechenden Palastes — des Vaticans — und eines der Macht der römischen Kirche entsprechenden Tempels — der Peterkirche; und liess, was von alledem fertig wurde, durch die anerkanntesten Meister seiner Zeit ausschmücken. Die kurzen acht Jahre, die er auf dem Stuhle des Apostelfürsten sass, reichten zur Ausführung seiner Riesenpläne nicht aus. Es war daher eine Hauptsorge seiner Sterbestunde, den Ueberlebenden die Fortführung seiner Unternehmungen auf die Seele zu binden; sie zu überzeugen, dass dieselben nicht Erzeugnisse einer individuellen Passion, sondern einer durchdachten Politik seien; „Höret, höret, ich sage Euch, ehrwürdige Brüder, erwäget die Ursachen und Absichten, die uns zum Bauen und Schaffen bewogen und unsere Aufmerksamkeit in so hohem Masse darauf gerichtet haben“; — also spricht er in seinem Testamente zu den Kardinälen — „wir wünschen, dass Eure Ehrwürden dies wissen und verstehen. Unsere Bauten hatten zwei Hauptursachen : die ganze Höhe und Grösse des Ansehens der römischen Kirche be-

greifen nur diejenigen, die ihren Ursprung und ihr Wachsthum aus dem Studium der Geschichte kennen gelernt haben; die übrige Menschheit aber insgesamt, der ganze grosse Haufe, ist unbewandert in der Wissenschaft, ja er ermangelt derselben vollständig. Sie hören zwar oft von weisen und gelehrten Männern, auf welche Weise die römische Kirche entstanden, zu welcher Grösse sie emporgewachsen sei; sie nehmen eine solche Meinung auch als wahr und gewiss an; dessenungeachtet steht ihr Glaube auf einem schwachen, hinfalligen Fundamente, und schwindet im Laufe der Zeit dermassen, dass er gewisslich allmählig vollständig zunichte wird, woferne nicht augenfällige Schauspiele auf sie einwirken. Eine erstaunliche Anhänglichkeit entwickelt und wurzelt sich fest, wenn die auf den Aussprüchen gelehrter Männer beruhende öffentliche Meinung tagtäglich ohne Unterlass durch grossartige Bauten, bleibende Denkmäler, gleichsam gotterschaffene, ewigwährende Zeugen bestätigt und bekräftigt wird. So kann sie sich vererben von Generation zu Generation, welche gleichermassen Augenzeugen der wunderbaren Schöpfungen sind; so kann sie ungeschmälert bleiben, so kann sie grösser werden. Je hervorragender und ehrwürdiger unter allen übrigen die ewige Stadt ist, je mehr sämtliche Christenvölker dieselbe mit höchster Hingebung verherrlichen und bewundern, desto nothwendiger hat uns ihre Sicherung und Ausschmückung geschienen; vor allem Andern, weil wir nicht ausser Acht lassen durften, dass der allmächtige Gott sie zur bleibenden Residenz des Fürsten der Kirche, zum ewigen Schauplatze der Heiligkeit des Papstes auserwählt hat . . . In Folge solcher Ursachen sind in unserem Geiste und unserem Herzen die Pläne zu so grossen und so prächtigen Bauten erwachsen: nicht aus Ambition, nicht aus Prachtliebe, nicht aus eitler Prahlerei, nicht aus Ruhmbegier, nicht um das Andenken unseres eigenen Namens zu erhalten; sondern damit das Ansehen der römischen Kirche zunehme, damit die Würde der Apostelresidenz in den Augen sämtlicher Christenvölker wachse . . .“

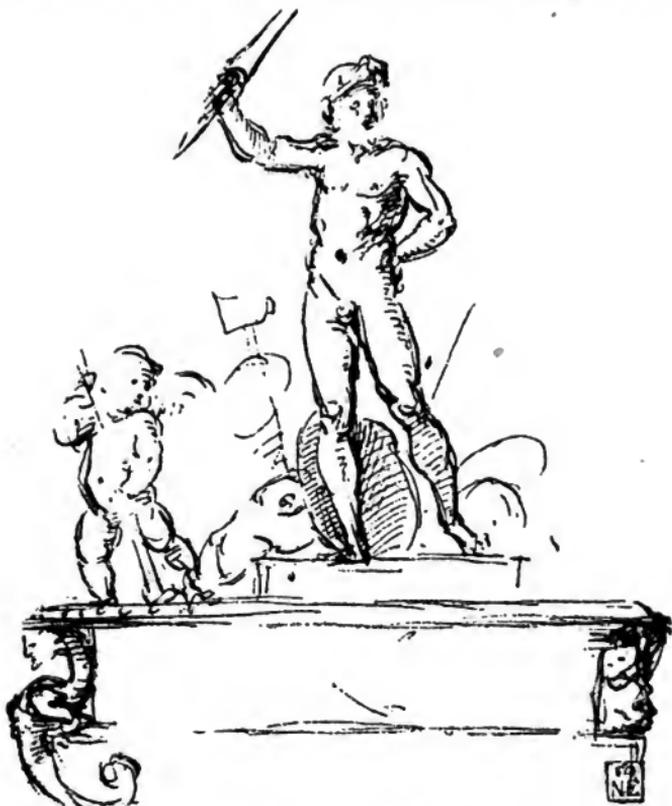
Oben im Saale des zweiten Stockwerkes des Vaticans, wo wir jetzt Raphaels berühmte Wandgemälde bewundern, schmückt den Schlussstein der Wölbung das Wappen des bescheidenen Papstes Nicolaus, — der in sein Wappen kein Familienemblem, sondern

die Schlüssel des heil. Petrus setzte -- verkündend, dass bei den stolzesten Schöpfungen der Renaissance der Löwenantheil der Initiative ihm gebühre. Die Wände standen nicht insgesamt leer da, als Raphael 1508 nach Rom kam. Dort arbeitete für Nicolaus bereits Benedetto Buonfigli, der Nestor der peruginer Meister; Andrea di Castagno, einer der kühnsten unter den gelehrten Florenzer Malern; Bartolomeo di Tommaso aus Foligno; Piero della Francesca, der geniale Begründer der Perspektive. Ein reges Künstlerleben bewegte sich in den Sälen des Vaticans Julius II., der seinen Wohnsitz hierher verlegte, um nicht einmal zwischen den Mauern leben zu müssen, welche das Andenken Roderigo Borgia's besudelte. Perugino, Antonio Bazzi, Luca Signorelli, Bramantino Suardi, Lorenzo Lotto und Jan Ruysch arbeiteten hier von 1507 angefangen.

In der fürstlich Eszterházy'schen Sammlung führte das auf Seite 322—323 mitgetheilte Blatt den Namen Raphaels. Auf beiden Seiten desselben befinden sich Figuren. Passavant erwähnt es in seinem Katalog Raphael'scher Zeichnungen nicht; wahrscheinlich hielt er es nicht für ein Werk dieses Meisters. Derselben Ansicht scheinen auch Jene gewesen zu sein, die 1878 die Skizzen der berühmtesten Meister aus unserer Reichsbildergalerie auslasen, um auf der Wiener Weltausstellung das fachkundige Publikum von der Beachtungswürdigkeit unserer Sammlung zu überzeugen: sie nahmen dieses Blatt in ihre Auswahl nicht auf. Die mehr in die Augen fallende der beiden Zeichnungen desselben lässt uns, ihrem Vorwurf zufolge, in der That nur schwer an Raphael denken. Sie scheint eine Studie zu einem Skulpturwerk zu sein. Sie stellt einen härtigen Mann dar; die erhobene Rechte desselben hält ein Lanzende (? oder einen Blitz); seine Linke stemmt sich auf die Hüfte; sein Blick ist seitwärts gewandt; sein Schritt resolut; die Bewegung seines schlanken Körpers reich an Abwechslung; seine Haltung kühn, herausfordernd. Zu seinen Füßen liegen Waffen: ein Panzer, ein Schild. Er steht auf einer Stiegenstufe, die auf breitem Untergestell ruht. Am Rande des letzteren sehen wir einen geflügelten Knaben, der irgend einen Schaft in der Hand hält. Das obere und untere Gesims des Untergestells springt stark hervor. Die Eckenverzierung hat der Zeichner in zwei Varianten versucht;

links nistet ein menschenköpfiger Drache; rechts aber liegt ein Schädel.

Wir vermögen diese Darstellung mit keinem Werke Raphaels in Verbindung zu bringen; Skulptur-Studien sind bei ihm aussergewöhnlich — kaum auf zwanzig von seinen nahezu sechshundert Skizzen finden wir derlei; — unsere Federzeichnung ist aber so



Handzeichnung zu Budapest.

leicht mit Sepia hingeworfen, dass wir, bei dem Mangel eines Beleges, blos aus dem Zuge der Hand urtheilend, es kaum wagen würden, für sie den Namen des grossen Meisters in Anspruch zu nehmen. Der nothwendige Beleg ist glücklicherweise vorhanden: in den anspruchslosen Figuren der anderen Blattseite, deren Bedeutung die bisherigen Forscher nicht bemerkt haben.



Handzeichnung zu Budapest.

In der oberen Ecke links — oberhalb einer schräg aufwärts gehenden, unterbrochenen Scheidelinie — drängen sich neun Engelkinder zusammen. Weiter unten sehen wir den Oberleib eines ausgewachsenen Jünglings nur kaum mit einigen Strichen angedeutet;



Handzeichnung zu Oxford.

aber das wallende Haar und die charakteristische Haltung des Nackens reicht doch zum Ausdrucke einer ungestümen Bewegung hin. Wer Raphaels Handzeichnungen genau kennt, erinnert sich bei dem Anblicke desselben sofort einer Studie Raphaels zu den Engeln

seiner Disputa in der Oxforder Sammlung (Passavant 503, Ruland S. 182, 91), auf welcher wir dieselbe Figur etwas mehr ausgeführt finden. Damit schwindet jeder Zweifel darüber, wohin unser Blatt gehöre, und wenn wir das Wandgemälde genau untersuchen, überzeugen wir uns alsbald, das die in der oberen Ecke der Zeichnung skizzirten Kinder Studien zu den auf dem Fresko sich zwischen den Lichtstrahlen um den Gottvater schaarenden Englein seien; dasjenige, welches vorne, mit dem Rücken gegen den Beschauer sitzt und den Kopf zurückwendet, ist auch auf dem Bilde unverändert geblieben.

In der Handzeichnungen-Sammlung unserer Reichsbildergalerie befindet sich noch eine zweite, auf die Disputa bezügliche Studie. Diese ist schon lange als solche erkannt worden. Passavant führt sie unter Nr. 21 seines Kataloges an. Ruland beschreibt sie unter Nr. 111 auf S. 183 seines Werkes mit folgender Bemerkung: „wahrscheinlich eine alte Kopie einer der vorhin erwähnten Zeichnungen“ — nämlich der in der Sammlung des Herrn Gasc in Paris oder der in der Sammlung des Herzogs von Devonshire in Chasworth befindlichen. Damit lenkt er unsere Aufmerksamkeit auf eine Thatsache, welche auch A. Springern in seinem Werke über Raphael und Michel Angelo eben bei der Behandlung der Disputa aufgefallen ist. Er sucht dieselbe mit folgenden Worten zu erklären: „Als bald werden Raphaels römische Skizzen als praktische Zeichenschule benützt; die jüngeren Künstler kopiren dieselben mit grosser Sorgfalt und Genauigkeit. Die zur Disputa gehörigen Studien scheinen sie mit Vorliebe wiederholt zu haben, sowohl die auf einzelne Figuren, als auch die auf den linken unteren Theil des Bildes bezüglichen.“ Die Erklärung ist in der That die allein wahrscheinliche, wenn wir einer und derselben Studie wiederholt begegnen, und die einzelnen Exemplare Zug für Zug übereinstimmen, ohne dass der Zeichner den Zug seiner eigenen Hand zu verbergen bestrebt wäre; dies schliesst die Annahme aus, dass wir Falsifikate vor uns haben. Man würde zu interessanten Ergebnissen gelangen, wenn man die aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf uns gekommenen Handzeichnungen prüfen und einzeln die jungen Meister zu bestimmen suchen würde, die Raphaels und Michel Angelo's Zeichnungen Studiums halber wiederholt haben; wenn man



die Compositionen zusammenstellen würde, für welche sie sich am meisten interessirten. Daraus würden wir uns klare Rechenschaft geben können über die Einzelheiten des Zustandekommens jener grossen Veränderung, welche die Kunst erlitt, als sie aus den Händen Raphaels und Michel Angelo's in diejenigen Benvenuto Cellini's und Giorgio Vasari's überging. Betreffs der Handzeichnung in unserer Landesbildergallerie glaube ich nicht irre zu gehen, wenn ich Rulands Bemerkung dahin ergänze, dass ihr Autor Giovan Battista Franco sei. Ich habe indessen hier nicht die Aufgabe, diese Zeichnung aus dem eben angedeuteten Gesichtspunkte zu würdigen, sondern ihre — oder vielmehr ihres Originales — Stelle und Bedeutung in der Reihe der vorbereitenden Studien zur Disputa zu bestimmen.

Wir kennen die Entstehung keines einzigen Raphael'schen Werkes so genau, wie diejenige der Disputa. Ruland erwähnt 40 Studienblätter; zu diesen dürfen wir aus dem in Photographien publicirten Zeichnungen-Vorrath noch mindestens vier hinzufügen. Die erste Idee lernen wir auf drei Blättern kennen: auf dem Windsorser (Passavant 429, Ruland S. 180, Nr. 69) sehen wir die linke Seite der Composition; auf dem Oxforder (Passavant 501, Ruland S. 182, Nr. 73) den oberen Theil derselben; auf demjenigen des Herzogs Aumale (Passavant 356, Ruland S. 182, Nr. 98) den unteren Theil. Aus der Vergleichung derselben ersehen wir, dass Raphael anfänglich die im Himmel befindlichen Figuren in drei Reihen über einander — nicht in zweien, wie auf dem Wandgemälde selbst — placiren wollte: oben den Gottvater; in der Mitte Christus, in voller Glorie, zur Rechten Maria und zwei Heilige, zur Linken Johaunes den Täufer und wieder zwei Heilige; unten, unterhalb Christus, den heiligen Petrus und Paulus mit je zwei Evangelisten zur Rechten und zur Linken. Unten, auf dem Hofe einer im Bau begriffenen Säulenhalle, welchen hinten eine niedrige Schranke umschliesst — so dass wir darüber hinweg auf eine hügelige Landschaft hinaus blicken — sitzen die vier Doctoren der Kirche; hinter ihnen gruppiren sich die stehenden Figuren. Die Kirchenväter blicken in ihre Bücher oder empor zum Himmel; ihre Begleiter beobachten entweder ihre Bewegungen oder stehen in Gedanken versunken da. In der Mitte der Halle steht ein Jüng-

ling; er deutet ein auf das Kapital einer Säule befestigtes Wappen; er ist vom Bilde weg, dem Beschauer zugewandt und kümmert sich um die auf dem Hofe Befindlichen ebensowenig, wie diese sich um ihn. Die Figuren der Scene hängen miteinander nicht zusammen; ihre Bewegungen sind in keiner Weise motivirt; der Sinn derselben ist zwar begreiflich, aber eigentlich nicht ausgedrückt. Die ewige Kirche thront oben im Himmel; unten sind diejenigen versammelt, die auf der vergänglichen Welt für ihren Sieg gekämpft haben; der Papst aber errichtet zur Verkündigung des Ruhmes der römischen Kirche einen Prachtbau.

Raphael begnügte sich nicht mit dieser Form der Darstellung; dessenungeachtet studierte er bereits einzelne Köpfe, Bewegungen und Faltenwürfe nach der Natur. Dies beweist — wenn ich nicht irre — das ehemals in der Sammlung von His de la Salle, gegenwärtig im Louvre befindliche Blatt (Passavant 361, Ruland S. 333, XXVII), auf welchem wir den Alten mit dem rasirten Gesichte erkennen, der auf der Anmale'schen Zeichnung, nach vorne geneigt, in das Buch des heil. Ambrosius blickt.

Im Staedel'schen Institut zu Frankfurt finden wir eine Studie (Passavant 280, Ruland S. 182, Nr. 101), auf welcher die Anordnung der schliesslich zur Ausführung gelangten schon weit näher kommt, als auf den ebenerwähnten. Der Meister beschäftigte sich mit der linken Seite des unteren Theiles der Scene; die Komposition ist noch sehr verschieden von derjenigen des Wandgemäldes: siebzehn Figuren bilden hier die Gruppen, in welchen später dreiundzwanzig figuriren; dennoch sind die wesentlichsten Abänderungen hier bereits vollzogen. Das den Raum hinten begrenzende Gebäude, nebst der darin stehenden weiblichen Figur, ist weggeblieben. Auf der Windsorer Handzeichnung, wo wir ebenfalls blos die linke Seite des Bildes sehen, ist die irdische Kirche blos durch elf Männer repräsentirt. Raphael aber hat nicht blos ihre Zahl vermehrt, sondern auch ihre Anordnung gründlich verändert: Auf seinen ersten Skizzen gruppirt er sie auf eine Ebene; die Stelle der Hauptfiguren, der Kirchenväter, fällt in die Linie des Halbkreisbogens: auf beiden Seiten sitzt der eine, dem Beschauer den Rücken zuehend, im Vordergrunde; der andere, ihm entgegengewendet, im Mittelgrunde; vor ihnen bleibt ein leerer Raum, die übrigen

stehenden Figuren drängen sich hinter ihnen. Mehr Raum für die Anordnung der Figuren zu gewinnen, dem Gemälde eine grössere Tiefe zu geben, damit die Grundlinie der Komposition, der Halbkreisbogen, länger sei, und so wirke, selbst wenn er ihn, behufs Belebung, durch Veränderung zahlreicher Figuren wieder und wieder durchbricht : das war es, was der Künstler, nach dem Zeugnisse des Frankfurter Blattes anstrebte. Hieronymus und Gregorius haben jetzt nebeneinander auf der erhobenen Ebene Platz genommen, zu welcher von allen Seiten eine freie Treppe führt. Hinter ihrem Stuhle stehen drei Figuren, vor ihm knieen ihrer drei auf der folgenden Stufe, und auf derselben, im Hintergrunde, stehen wieder drei; unmittelbar vor den Kirchenvätern, in der Mitte des Bildes kommen zwei Männer im Zwiegespräch von hinten die Treppe herauf. Die linke Ecke des Vordergrundes, welche jetzt frei geblieben ist, nehmen vier Männer ein; sie sind im Zwiegespräch miteinander; mit der Hauptgruppe sind sie blos dadurch, dass sie die Treppe hinaufstiegen, und durch ihre auf sie hinweisenden Handbewegungen verbunden. Da sie uns am nächsten stehen, zeigen sie die grössten Masse; sie überwiegen aber trotzdem, auch formell nicht, die intellektuellen Hauptfiguren, indem diese, obgleich sie im Mittelgrunde sitzen, durch die Stufenhöhe über jene gehoben werden. Die Figuren sind hier sämmtlich nackt abgebildet: der Künstler berechnet gewissenhaft die wirkliche Lage jedes einzelnen Gliedes, damit er nicht nachher, wenn dasselbe vom Gewande verdeckt ist, Köpfe und Extremitäten dorthin male, wo der entsprechende Leib in Wirklichkeit nicht Raum hat.

Der schliesslichen Lösung kommt Raphael wieder um einen Schritt näher auf jener Studie, von welcher wir vier Exemplare kennen: das des Herzogs von Devonshire (Ruland S. 183, Nr. 108); das des Herrn Gasc (Ruland S. 183, Nr. 109); das des Louvre (Ruland S. 183, Nr. 111), und das unserer Reichsbildergalerie (Passavant 241, Ruland S. 183, Nr. 110). Er deutet die Schranke, auf welche sich später die Hauptfigur der in der linken Ecke stehenden Gruppe stützt, bereits an; die Gruppe selbst hat er unabhängiger gemacht — sie ist abgerundeter: die uns am nächsten stehende Figur weist mit ihrer Linken, nicht mit ihrer Rechten, nach dem Mittelpunkt, und so ist die grosse Geste, zufolge welcher ihr

Arm zwischen die mittelsten Gruppen hineinreichte, hinweggelieben; im Hintergrunde führen jetzt vier Figuren ein Gespräch, wodurch die bisher zwischen dem Vorder- und Mittelgrunde klaffende Lücke ausgefüllt ist. Hinter dem Stuhle des Gregorius knien und stehen auch hier je drei, wie auf der Frankfurter Zeichnung; auch ihre Bewegungen sind nur kaum verschieden. Die beiden Kirchenväter sitzen jetzt ein wenig entfernter von einander und zwischen ihnen ist hinten ein Kopf sichtbar; hinter dem Hieronymus aber, wie auf der Frankfurter Zeichnung, ebenfalls zwei, jedoch andere — mehr in die Augen fallende.

Der wichtigste Fortschritt, den wir auf dieser Zeichnung wahrnehmen, ist der, dass Raphael den Mittelpunkt des unteren Theiles des Gemäldes — ebenso formell wie intellektuell — jetzt zum erstenmal bestimmt: vor den Kirchenvätern steht der Altar mit dem Kelch und der Hostie.

Der Meister ist auch damit nicht zufrieden; die Gruppierung hat noch nicht genug Abwechslung: vorne sehen wir lauter stehende Figuren, in der Mitte die drei knieenden, hierauf die sitzenden; — das Gekünstelte ist allzu augenfällig. Er sucht die glücklichen Einfälle der älteren Skizzen von Neuem hervor: von den vor dem Throne des Gregorius Knieenden richtet sich der Hinterste empor und beugt sich über seine Gefährten, wie auf den allerersten Studien. Den schönen Jüngling, der hier zwischen den Säulen auf das Wappen des Papstes hingewiesen hat, bringt Raphael jetzt weiter hervor, an den Rand der im Vordergrund stehenden Gruppe, — an die Stelle desjenigen, der dem Beschauer den Rücken wandte; diesen aber stellt er zwischen die Knieenden auf die dritte Treppenstufe. Von den hinter dem Throne konversirenden drei Männern, nimmt er den Mittleren, der mit einer gewaltigen Geste seiner Hand auf den Altar weist, heraus und stellt ihn neben Hieronymus; dadurch macht er die Gruppe voller und lenkt die Aufmerksamkeit des Beschauers entschiedener auf den Mittelpunkt. Dieses Stadium der Anordnung finden wir auf der Wiener (Passavant 199., Ruland S. 183 Nr. 113), Mailänder (Ruland S. 183 Nr. 112), Turiner (Ruland S. 184 Nr. 115) und Florenzer Zeichnung (Ruland S. 184 Nr. 110).

Auf dem Wandgemälde endlich erscheint die Gruppe des Vordergrundes wieder vermehrt. Raphael verwendet neuerdings Fi-

guren, welche er im Verlaufe der Anordnung fallen gelassen hatte. Auf der Frankfurter Zeichnung hatten wir hinter Hieronymus zwei Männer gesehen, von denen der eine aufwärts und auf seinen Gefährten zurückblickt, der gegen ihn gebeugt zu ihm redet. Diesen lehnt der Künstler jetzt ganz vorne an die Schranke und giebt ihm ein Buch in die Hand, in welches, über seine Schulter hinweg, der andere hinein blickt. Hinter ihnen tauchen noch drei andere Köpfe auf, so dass die anfänglich aus vier Figuren bestehende Gruppe jetzt deren neun zählt. Der Künstler ist demnach fortwährend bemüht die Gruppen lebendiger zu machen, während er dagegen die leblosen Gegenstände immer mehr vereinfacht, alles augenfälligen Schmuckes entkleidet. Die Schranke steht in den Zeichnungen auf zierlich gegliederten Stützen: auf dem Bilde sind diese zu glatten, viereckigen Pfeilern vereinfacht. Die Treppe hatte auf den Zeichnungen vier Stufen; die letzte, höchste, auf welcher die Thronsessel stehen, theilt sich in der Mitte, vor dem Altar, um bequemer zu sein, in drei kleinere: auf dem Bilde ist auch dies einfacher; die Treppe hat bloss drei Stufen und die oberste theilt sich in der Mitte blos in zwei. Der Altar ist auf der Budapester und Wiener Zeichnung wirklich reich: wir sehen auf gesimstem Untersatz an der Ecke einen Engel, auf dessen Kopf die Tischplatte ruht; auf dem ersten Felde desselben sehen wir eine Tafel mit Inschrift vor einem mit ein-zwei Nägeln befestigten Gewebe, über welchem ein Seraphkopf geschnitten ist; auf dem Bilde ist der Altar ein einfacher Würfel, bedeckt von einem glatten Tuche mit eingewobenem Zierat.

Auch die Bedeutung der Darstellung wird auf dem Bilde bestimmter: auf dem Altar stehen nicht Kelch und Hostie, wie auf den Zeichnungen, sondern die Monstranz, in welcher vor unseren Augen die Transsubstantiation vor sich geht. Raphael ist consequent bestrebt, seinen Gestalten eine je lebendigere Bewegung, eine je natürlichere Gruppierung zu geben. Er möchte den Grundriss, auf welchem er seine Komposition anbringt, in möglichst abwechslungsreicher Weise ausbeuten; gleichzeitig bestrebt er sich aber auch den Gedanken deutlicher zu entfalten und durch genauen Ausdruck auziehender zu gestalten. Er scheint sich in diesem Bilde die Aufgabe gestellt zu haben, den Bau der Set. Peterskirche, der monumentalen Verkörperung der römischen Kirche, zu verherrlichen. Das

grosse Unternehmen zu feiern erscheint am Himmelsgewölbe die triumphirende, und es versammelt sich auf Erden die streitbare Kirche. Dies sahen wir auf den ersten Skizzen. Die verschiedenen Studien beweisen, dass Raphael das Unkünstlerische dieses Gegenstandes empfunden hat. Die Unsterblichen mit einem vorübergehenden Vorgange, wie das Bauen, in Verbindung zu bringen, ihr Erscheinen dadurch zu motiviren, ist für ein monumentales Gemälde unpassend. Dagegen begreifen alle diejenigen, denen die Thatsache bekannt ist, die Beziehung auf dieselbe auch aus einer kleinen Andeutung. Der Künstler verwarf denn auch seinen ersten Gedanken : die sich erhebenden Hallen augenfällig darzustellen. Wir sehen auf dem Freskobilde nur fern im Hintergrunde die im Bau begriffenen Mauern, und dies genügt, uns an das grossartige Unternehmen des Pabstes Julius II. zu eriunern. Das höchste Ziel, welches der Künstler sich vorsteckte, war : seine Gestalten wirklich verständlich zu machen. Seit Jahrhunderten war es gebräuchlich gewesen, derartige Versammlungen dadurch darzustellen, dass die von der Tradition geheiligten Hauptfiguren nebeneinander geschaart, die Erkennungszeichen ihnen in die Hände gegeben oder an die Seite gestellt — in Ermangelung solcher ihre Namen ihnen beigeschrieben wurden : so konnte der Beschauer begreifen, was sie zusammen genommen bedeuten. Der in der Symbolik bewanderte Katholik wusste, dass jener Kardinal mit dem Löwen der heil. Hieronymus, jener Bischof mit der Peitsche in der Hand der grosse Ketzerverfolger Skt. Ambrosius, jener andere Bischof mit dem flammenden Herzen in der Hand der heil. Augustinus, jener Papst mit dem Vogel auf der Schulter der heil. Gregorius sei; und er wusste, dass diese nun zusammen die streitbare Kirche vorstellen. Raphael war mit einer derartigen Darsellung nicht zufrieden; er stellte das sichtbare Motiv der Versammlung hin : den Kelch und die Hostie, als die Werkzeuge des heiligen Abendmahles, der obersten Ceremonie des christlichen Gottesdienstes. Über ihre Bedeutung sinnen, mit ihrer Deutung bemühen sich die sämmtlichen Versammelten.

Schliesslich drückt sich der Künstler noch bestimmter aus : auf dem Altare prangt die Monstranz und darin verwandelt sich die Hostie in das Blut, in den Leib des Herrn. So wird das Schreiben mit Gestalten, welches der mit den Einzeln-

heiten der Überlieferung unvertraute Beschauer nur sehr schwer entziffern mag, in seinen Händen zur unmittelbar verständlichen, lebensvollen Scene; so vernichtet er die angeblichen Schranken, welche die sogenannte symbolische und die sogenannte realistische Kunst von einander scheiden; so wirft er mit seinem schöpferischen Genie die aus Buchstaben und Wörtern zusammengeflochtenen Lehren der modernen Ästhetiker über den Haufen.

V.

Handzeichnung zur Roxane.

Ein talentvoller Maler des sechszehnten Jahrhunderts, Giovanni Paolo Lomazzo, der sein Augenlicht schon im dreissigsten Lebensjahre verlor, suchte der Kunst, der er bis dahin sein Leben geweiht, dadurch auch weiter zu dienen, dass er die Ergebnisse seiner Erfahrung niederschrieb. Seine Bücher interessiren, abgesehen von den zahlreich darin vorkommenden, auf grosse Meister bezüglichen Angaben, insbesondere dadurch, dass sie die Kunsttheorien seiner Zeit treu widerspiegeln. In der *Idea del Tempio della Pittura*, welche er 1590 in Milano schrieb, kleidet er seine Betrachtung in ein fantastisches Gewand: er stellt sich die Malerei als einen Tempel vor und erklärt sie, indem er die Theile desselben schildert: „Gleichwie sieben Planeten die Welt regieren, — als sieben Säulen, deren jede vom Urlichte, von Gott, ihren Glanz erhält und hienieden, zum Wohle der geschaffenen Dinge, allenthalben verbreitet: — also regieren und stützen auch diesen meinen Tempel sieben Regenten, gleich sieben Säulen. — Ich stelle ihre Standbilder im Kreise auf . . . ich stelle sie lebenstreu dar; ich gebe ihnen die zur Hervorbringung ihrer Werke gebrauchten Werkzeuge in die Hände; ich verwende zu ihrer Anfertigung das Material von derjenigen Natur und Eigenschaft, welche dem von ihrer Natur und Eigenschaft beherrschten Planeten entsprechen . . . Raphael, der fünfte Regent, ist Kupfer; was auf sein anmuthiges reizendes, liebenswürdiges, holdseliges Wesen hindeutet . . . Raphael hat die Verhältnisse des Venussternes angenommen, die richtigsten und entsprechendsten unter allen. Die uralten babylonischen Mathematiker, die jedem Planeten ein seiner Natur entsprechendes Thier zutheil-

ten, weisen ebendeshalb der Venus den Menschen zu.“ Unser Autor nennt Raphael, im Vergleich mit den übrigen Meistern, mit Recht einen Menschen — einen Menschen nach der Auffassung der Humanisten. Im Gegensatze zu allen übrigen Wesen, die je eine Eigenschaft repräsentiren, ist der Mensch universal. In Raphael erkannte schon seine Zeit diese Universalität, diese Empfänglichkeit für jede Idee und Richtung, diese Fähigkeit, die Ergebnisse der Vergangenheit objektiv zu erfassen — so müssen wir Lomazzo's scholastisches Gleichniß verstehen; — die Nachwelt aber, findet in dieser seiner neugestaltenden Fähigkeit den Grund dazu, dass allezeit er als der vollkommenste Personifikator der Renaissance erscheint.

Als Raphael in Rom anlangte, hatte er sich in Perugia unter den religiösen Malern Umbriens den ersten Rang errungen; in Florenz hatte er sich die von Jahrhunderten gereifte Frucht der monumentalen Malerei gepflückt; er musste sich noch die Traditionen der klassischen Kunst erobern, damit ihn seine Zeit als den Verwirklichter des Ideals der Kunst betrachte. Das Vorbild der Renaissance war das Alterthum; ihr Streben aber nicht, es zu kopiren — dies erlaubte schon ihr Selbstgefühl nicht — sondern, seine von der Barbarei unterbrochene Entwicklung fortzusetzen; den Wettstreit mit ihm aufnehmend es sogar zu übertreffen. Raphael selbst spricht es in seinem, an den Pabst Leo X. gerichteten, die Erhaltung der alterthümlichen Kunstdenkmäler Roms betreffenden Berichte aus: „In der Reihe der Aufgaben Eurer Heiligkeit, ist mit Recht nicht die letzte die Bewahrung jenes Wenigen, was von der Urmutter des italienischen Namens und Ruhmes auf uns gekommen ist. Es ist ja ein Zeugniß der Hoheit jener Männer, die auch heute, mit ihrem blossen Andenken, die unter uns lebenden Talente erwecken und zur Kraftentfaltung anspornen. Es muss gerettet werden, damit die Bösen und Unwissenden es nicht spurlos vertilgen und zerstören. Bis jetzt hat man schon allzusehr die Männer gekränkt, die der Welt, unserem Vaterlande und uns mit ihrem Blute soviel Ruhm gebracht haben. Eure Heiligkeit lasse die aus dem Alterthume übriggebliebenen Vorbilder stehen; strebe rasch sie zu erreichen und zu übertreffen. Dies thut Eure Heiligkeit ohnehin mit den grossartigen Bauten, mit der Ermunterung und Unterstützung der Bestrebungen, mit der Erweckung der Talente und mit der Ausstreuung

des heiligen Samens unter den christlichen Fürsten. Das Unheil des Krieges gebiert Verderben, den Untergang jeder Wissenschaft und Kunst; aus Frieden und Eintracht erwächst und gedeiht zu seiner Sonnenhöhe das Glück der Nationen. Von Eurer Heiligkeit gottgegebener Weisheit und Macht erwarten wir Alle, dass dies in unserem Jahrhundert geschehen wird.“

Wir müssen uns allemal an diese selbständige Auffassung erinnern, wenn wir die italienische Renaissance verstehen wollen. Wir suchen hier vergebens knechtisches Kopiren antiker Formen. Wer sie nicht aus Büchern, sondern aus den Denkmälern jener Zeit kennen lernt, überzeugt sich mit Überraschung von der geringen Ähnlichkeit zwischen der Kunst von Florenz und Venedig und derjenigen von Athen und Klein-Asien. Die Renaissance hat die Statuen und Gemälde des Alterthums nicht vervielfältigt, sondern — weil sie mit einer neuen Weltanschauung bekannt wurde, als sie die antike Kultur von Neuem entdeckte — ihrer Kunst ein von den bisherigen verschiedenes Ziel vorgesteckt. Die christliche Welt hatte das Leben als Leiden betrachtet, die Renaissance lernte es von den Heiden als Genuss betrachten; sie sah als höchste Tugend nicht die Entsagung, sondern den Erwerb durch geistige Arbeit an; ihre Gedanken waren nicht auf die Deutung überweltlicher Mysterien, sondern auf das Verständniß irdischer Erscheinungen gerichtet. Die Aufgabe der Kunst war also nicht mehr die Verherrlichung Gottes, sondern die Befriedigung des Formensinnes der Menschen; nicht mehr die Popularisirung kirchlicher Lehren und Wunder, sondern die Offenbarung der Schönheit des menschlichen Körpers und der Natur.

„Die Vollendung, jenes gewissen Etwas, welches noch fehlte, — sagt Vasari — fanden die Künstler, als die schon von Plinius verherrlichten Statuen des Alterthums aus der Erde zu Tage kamen: der Laokoon, der Herkules, der grosse belvederische Torso, die Venus, die Kleopatra, der Apoll.“ Die Funde wurden gerade zur Zeit der Ankunft Raphaels in Rom gemacht; ja auch von der Malerei und Dekorationsmanier des Alterthums gab eben damals die Auffindung der Thermen des Titus einen klaren Begriff. Wir würden jedoch irren, wenn wir das Zustandekommen der den Geist der Renaissance am charakteristischsten verkörpernden Kunstwerke

diesem glücklichen Ungefähr zuschreiben wollten. Ereignisse verändern den Lauf der Kultur nicht, wenn ihnen eine gewaltige Individualität nicht das wirksame Gewicht verleiht. Die Wunder der antiken Kunst hätten viele von Raphaels Vorgängern und Zeitgenossen mit Augen sehen können. Sie sahen aber nicht über die von Überlieferung, Voreingenommenheit, Gewohnheit geschaffene Grenze hinaus; sie gewahrten nicht die fruchtbaren Landschaften in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, auf welchen eben jene Blumen blühten, jene Früchte reiften, welche sie auf dem von Alters her gewandelten, im Kreis laufenden Pfade vergebens gesucht hatten. Nur sehr Wenige ahnten, wo das sehulich erharnte Wort verborgen liege, wenige entzifferten es und kaum Einige widmeten sich nebst dem Meister von Urbino der vollkommensten Aufgabe des Zeitalters: der Verkündigung des Evangeliums der schönen Formen.

Wie Saturnus seine ihm Gefahr drohenden Kinder, so verschlingen die aus der Menschen Mitte hoch emporragenden Gestalten das Andenken ihrer Nebenbuhler. Der Anthropomorphismus, der die Völker veranlasste, die Naturphänomene in ihrer Religion durch Eigenschaften und Handlungen menschenähnlicher Wesen zu erklären, macht sich auch in der herkömmlichen Auffassung der Geschichte geltend: wenn wir von Epochen, Entwicklungsphasen reden, schwebt uns allemal das Bild bestimmter Individuen vor Augen. Dieses Bild zeigt aber in der Regel mehr, als den in Wirklichkeit vorhanden gewesenen Persönlichkeiten eigen war; denn wir dichten ihnen alle charakteristischen Züge, alle grossen Ergebnisse, Vorzüge und Fehler ihres Zeitalters an. Die Saat war längst aufgewachsen, in Ähren geschossen, gereift; nicht sie haben sie gesäet; sie haben sie nur geerntet. Wenn von der Kunst der Renaissance die Rede ist, pflegen wir nur an drei Gestalten zu denken: an Lionardo, Raphael, Michelangelo. Der Begriff, der so Ausdruck gewinnt, ist richtig: sie repräsentiren in der That die höchsten Kunstbestrebungen ihrer Zeit. Doch entspricht ihre von uns gedachte Gestalt nicht der Wirklichkeit: sie sind zugleich kleiner und grösser gewesen, als wir sie uns vorzustellen pflegen, weil sie menschlicher, individueller gewesen sind. Je eingehender wir ihre Geschichte studiren, desto interessanter erscheinen sie uns: wir

gewinnen die Überzeugung, dass die Bedingungen ihres Wirkens durch das vorhergegangene Wirken vieler Künstlergenerationen geschaffen worden sind; dass sie den Vorrang nicht leicht errungen haben; dass sie mit würdigen Nebenbuhlern zu ringen hatten, die ihren Sieg lange zweifelhaft machten, welcher eben dadurch noch glänzender wird. Wir können sie nur dann gründlich würdigen, wenn wir nicht nur die Schlussergebnisse, sondern auch die Nebenumstände ihrer Künstlerlaufbahn in Betracht ziehen.

Giovanni Antonio Bazzi — il Sodoma hat in seiner Entwicklung und Kunst mit Raphael Ähnlichkeit und ist, einen Weg mit ihm wandelnd, auch nur um ein Weniges hinter ihm zurückgeblieben. Er wurde, wahrscheinlich 1477, in dem von den Mittelpunkten der Kunst abgelegenen Vercelli in Savoyen geboren, wo er von dem kaum lokale Bedeutung beanspruchenden Handwerksmaler Martino Spanzotti bloß die Anfangsgründe der Kunst lernen konnte. Die ältesten seiner uns bekannten Arbeiten bezeugen Lionardo da Vinci's Einfluss; es ist wahrscheinlich, dass er während der Jahre 1497 bis 1500, aus welcher Zeit uns alle Angaben über ihn fehlen, in Milano gelebt hat. 1501 gelangt er schon nach Siena und kommt hier in unmittelbare Berührung mit zwei Hauptmeistern der umbrischen Kunst: Pintoricchio, der die Bibliothek Piccolomini mit seinem grossen Wandbildercyclus ausschmückt, und Luca Signorelli, mit welchem vereint er im Monte Oliveto Maggiore bei Chiusuri arbeitet. 1507 oder 1508 nimmt ihn der steinreiche Banquier Agostino Chigi nach Rom und gibt ihm Beschäftigung, als er im Vatikan mitsammt seinen übrigen Kunstgenossen vor Raphael das Feld räumen muss.

Die Wände der heute unter dem Namen der Farnesina bekannten Villa Chigi schmückt die Hochzeit Alexanders des Grossen mit Roxane; ein Bild, dessen Schöpfer, selbst wenn er nichts anderes schuf, sich schon damit seinen Platz unter den Vorzüglichsten der Künstler gesichert hat. Die Wahl und Ausführung des Vorwurfes bietet gleicherweise ein charakteristisches Beispiel für das Verhältniss der Renaissance zur Antike. Aus Lukianos Schilderung (*ΑΕΤΙΩΝ Η ΗΠΟΔΟΤΟΣ*) kennen wir Aetions berühmtes Bild: „Wir sehen darauf ein prächtiges Gemach, darin ein Brautbett; auf demselben sitzt die reizendste Jungfrau, Roxane:

ihre Augen sind vor dem eintretenden Alexander schamhaft zu Boden gesenkt. Das Paar ist von lächelnden Liebesgöttern umgeben: einer derselben steht hinter ihr, zieht ihr den Brautschleier vom Haupt und zeigt sie dem Bräutigam; ein zweiter eilt ihr dienstfertig die Sandalen von den Füßen zu nehmen, damit sie sich niederlegen könne; ein dritter hat Alexander am Mantel gefasst und zieht ihn aus allen Kräften zu Roxane hin. Der König selbst reicht der Jungfrau eine Krone dar. Als Bräutigamsführer steht Hephaestion neben ihm, eine brennende Fackel in der Hand, auf einen liebreizenden Jüngling gelehnt — den Hymanaios, wie ich vermüthe. Auf einer anderen Partie des Bildes spielen die übrigen Eroten mit Alexanders Waffen; zwei derselben tragen seine Lanze, sich wie Zimmerleute geberdend, die mühsam einen schweren Balken auf den Schultern schleppten; ein anderes Paar zieht einen dritten, der den König selbst vorstellt, auf dem an den Handhaben gefassten Schilde, wie auf einem Wagen, heran. Noch ein anderer ist in den rückwärts liegenden Panzer gekrochen, wo er zu lauern scheint, um das letztere Paar, wenn es in seine Nähe käme, zu erschrecken.*

Auf Sodomas Gemälde finden wir alle wesentlichen Züge der antiken Beschreibung wieder; er schmückt die Scene nur noch mehr aus, wie der Violinvirtuose die einfache Melodie. Wir sehen durch die offenen Saalthüren auf Säulenhallen hinaus und in eine ferne Hügellandschaft, die ein von Frühlingsgewässern angeschwollener Bach durchschneidet. Die geschnitzten Simse des Prachtbettes zeigen Reliefs von Nymphen, Seepferden und Kentauren; die Draperie des Betthimmels halten Versteckspielende Eroten; ihre Genossen aber durchschwärmen die Luft und zielen mit ihren süßverwundenden Pfeilen auf das Liebespaar. Roxane sitzt mit gesenkten Blicken auf dem Bett; sie ist nur noch in ein dünnes Schleiergewand gehüllt; auch dieses gleitet bereits von ihrer Schulter herab und nur ein neben ihr stehender kleiner Eros hält es noch einen Augenblick. In ihrer jungfräulichen Befangenheit gewahrt sie es gar nicht, dass der Eros, der ihr den Schuh vom rechten Fusse zieht, seine Arbeit nicht ernst nimmt, sondern mit komischer Anstrengung nur verzögert; auch das nicht, wie der andere, der ihren linken Fuss streichelt, schelmisch

rückwärts blickt auf die fortgehenden Zofen, von denen die eine, eine Negerin, zurückgewandt und erregt, bewundernde Blicke auf den Bräutigam wirft, der ebenfalls befangen stehen geblieben ist. Alexander überreicht seiner Braut huldigend die Krone; ein Eros zieht ihn, den Zipfel seines weiten Mantels erfassend, vorwärts. Seine Rüstung hat er abgelegt; auch ihrer bemächtigen sich Erotten; einer hebt keuchend hinter dem König ein Stück derselben; ein zweiter schleppt die Lanze; zwei tragen den Schild, von dem ein dritter herunterpurzelt, weil sich die Träger plötzlich nach ihrem Kameraden umgewandt haben, der sie, im schweren Harnisch steckend, eben erst eingeholt hat. Zwischen ihnen stehen Alexanders Begleiter Hephaestion und Hymenaios.

Sodoma erklärt mit dem Ausdrucke der Begleitung die Ursachen der Alexander und Roxane berauschten Erregung, welche sich auf den Gesichtern der Zofen und Begleiter, im Spiele der Erotten widerspiegelt. Er betont nicht, wie Lukianos, den komischen Kontrast derselben zum Ernste der Hauptfiguren. Der Auffassung des alten Autors begegnen wir auf einem anderen Werke der Renaissance, welches in einem Freskogemälde, einem Stich und drei Exemplaren einer Handzeichnung auf uns gekommen ist. Das Gemälde befand sich einst in der sogenannten Villa Rafaele; gegenwärtig ist es Eigenthum des Herzogs Borghese. Es leidet keinen Zweifel, dass es ein Schüler Raphaels gemalt hat. Den Stich hat Jacopo Caraglio, ein Schüler Marcantonio's, verfertigt. Unter den Handzeichnungen wurde das in der Albertina in Wien aufbewahrte Exemplar immer als Raphaels Werk anerkannt. Erst neuerlich hat Morelli Widerspruch erhoben und die Zeichnung Sodoma zugeschrieben: er hält sie für eine Studie zum Frescobilde in der Villa Chigi. Morelli's Geschick in der Bestimmung von Handzeichnungen ist so bekannt, dass wir seiner Autorität mit einfachem Leugnen nicht entgegenreten können, wie Lübke und Förster thaten, indem sie in ihren seither erschienenen Werken an der alten Auffassung festhalten. Ein Berliner Gelehrter (wahrscheinlich Lippmann) theilt diese Ansicht; er sucht sie darauf zu stützen, dass die Raphael zugeschriebene Anordnung auf einer alten Composition (Millin 541) fusst, und dass eine derartige Benützung eines alten Kunstdenkmal's bei Raphael häufig vorkommt,

bei Sodoma dagegen in keinem einzigen Falle erwiesen ist. Die Ähnlichkeit zwischen dem Werke des Alterthums und der Renaissance ist indessen eine so geringe — wie uns eine sorgfältige Vergleichung sofort überzeugt — dass sie kaum das Recht gibt, auf einen Zusammenhang zwischen beiden zu schliessen.

Ich glaube indessen ein entscheidendes Zeugniß in den Worten des zeitgenössischen Schriftstellers Lodovico Dolce zu finden. In seinem Aretino betitelten Dialog sprechen Pietro Aretino und Francesco Fabrini folgenderweise miteinander :

Aretino : „Habt ihr bei unserem Freunde Dolce die Zeichnung der Roxane, ein Werk von Raphael's Hand, welches auch schon in Kupfer gestochen worden ist, gesehen?“

Fabrini : „Ich kann mich dessen nicht erinnern.“

Darauf folgt eine lange Beschreibung der Handzeichnung, und dieselbe läßt keinen Zweifel übrig, dass dem Autor in der That eines der auf uns gekommenen Exemplare — vielleicht das jetzt im Louvre befindliche — vorgelegen hat.

Das Buch Lodovico Dolce's ist 1557, im Todesjahre Pietro Aretino's, erschienen, der zu dem Werke — dessen Spitze sich gegen Michelangelo richtet — die Inspiration gegeben und die Handschrift desselben sicher gekannt hat. Aretino war ein guter Freund Sodomas, kannte auch Raphael; er lebte mit ihnen in Rom, im Hause seines Gönners, Agostino Chigi. Wäre die Handzeichnung Sodoma's Werk gewesen, er würde den venezianischen Autor sicherlich berichtigt haben.

Wen ich nun auf Grund dessen die Wiener Handzeichnung mit Beruhigung Raphael zuschreiben kann, so kann dies zugleich als Beleg dienen, dass wir in der Handzeichnung unserer Reichsbildergalerie — der reizenden kleinen weiblichen Figur, welche eine Studie zur Roxane nach einem lebenden Modell ist — ebenfalls ein Werk Raphael's besitzen. Ruland erwähnt die Handzeichnung in seinem Katalog (S. 317, Nro XXXI), aber er hat nicht erkannt, was sie vorstellt. Der Kopf, der Oberleib, die Haltung des linken Armes stimmt vollständig mit der Wiener Roxane überein; die vollen Formen ähneln einander Zug für Zug, die abweichende Haltung des rechten Armes und der Beine aber ist dadurch motivirt, dass Roxane auf der Budapester Zeichnung steht, auf der Wiener

dagegen sitzt, weil auf dieser die Komposition vollendet ist, auch die übrigen Figuren schon gezeichnet sind.

In Agostino Chigi's Sälen konnten die grossen Meister der Renaissance unbeschränkt schaffen. Hier konnten sie ihre individuellen Gefühle unmittelbar offenbaren. Hier legten ihnen keine Rücksichten auf einen Herrscher, auf ein Amt, auf die Auffassung eines Bestellers Zwang an. Agostino ist in seiner Villa nicht einmal Banquier, — daheim ist er ausschliesslich *Humanist*: kein einziges Bild hat bei ihm Bezug auf den Handel; Poseidon, Hermes figuriren nur mit den übrigen Göttern zusammen. Er wollte den prächtigen Luxus des Alterthums zu frischem Leben erwecken; nicht allein durch Sammlung alter Kunstwerke, sondern auch durch Schaffung ihnen ähnlicher. In seinem Hause versammelte sich die Elite der römischen Gesellschaft, und wenn



Handzeichnung zu Budapest.



Handzeichnung in der Albertina.

er das Talent seiner Gäste in Anspruch nahm, spielte er nicht die Rolle des steinreichen Mäcens, sondern diejenige des Freundes, der die Schafflust des Künstlers mit seinem verwandten Geschmack erhöht, ihn mit verständigem Rathe unterstützt, ihm mit seinem Urtheil beim Schaffen Richtung gibt. Dies berechtigt uns, in den hier dargestellten Gegenständen die freie Wahl der Künstler zu beobachten; und aus ihnen auf ihre dichterische Begabung zu schliessen.

Michel Angelo's erste bedeutungsvolle Schöpfung ist der Kampf der Lapithen, — seine letzte das Jüngste Gericht. — Raphael's erste die Madonna, eine seiner letzten die Geschichte der Psyche. Der Florentiner Meister beginnt mit der Darstellung des Kampfes — der Urbinese mit derjenigen der Andacht; jener schliesst mit dem Gericht, dieser mit der Liebe. Aber Raphael verherrlicht nicht jene Liebe, welche die Künstler Venedigs zu so vielen und so bezaubernden Werken entzückte: er malt nicht die verhängnissvolle, verborgene Liebe der Venus und des Paris, welche Zwietracht und Hader der Menschen und Götter entfacht; sondern die Vereinigung Cupidos, der welterobernden Macht des Mannes mit dem opferbereiten, zarten Gemüthe des Weibes — mit Psyche. Eben darin liegt das Geheimniss des bestrickenden Zaubers, welchen dieses Werk Raphael's auch jetzt noch, verblichen, von Stämperhänden entstellt, auf den Beschauer übt: dass hier nicht malerische Darstellung die Hauptsache ist, sondern dichterisches Schaffen; dass hier nicht Pinselgewandtheit ergötzt, sondern wahre Empfindung im Beschauer verwandte Regungen wachruft.

Und der Maler krönt sein Werk würdig mit der Darstellung eines von der Befangenheit eines Zeitalters, von der Geschichte einer Nation, von der Auffassung einer Sekte, von dem Geschmack eines Individuums unabhängigen Vorwurfes, in der reizendsten Form diejenigen Empfindungen verherrlichend, die den innersten Kern jedes Menschengemüthes bilden.

KARL V. PULSZKY.*

* Im Auszug aus dem I. Bande der neuen Folge des *Archaeologiai Értésítő*. 1881.

WOHER DER HASS GEGEN UNGARN.

I.

Es ist gewiss eine sonderbare Erscheinung, der weitverbreitete Hass gegen Ungarn. Als wäre unser Land der einzige Störenfried in Europa, so wird es von allen Seiten mit Misstrauen betrachtet, und Fäuste ballen sich, offen und verdeckt, um auf den Störenfried loszuschlagen. Was hat denn diesen Hass erregt? darf man wohl fragen; und um eine zutreffende Antwort geben zu können, muss man den Quellen des Hasses nachgraben.

Franz Palacky stellte 1836 im I. Bande seiner „Geschichte von Böhmen“ eine allgemeine Betrachtung über die slavische Welt gegen den Ausgang des IX. Jahrhunderts an, und fand, dass sich in Mitte des weitverbreiteten Slaventums unter den Fürsten Ratislav und Svatopluk ein höchst fruchtbarer Kern einer eigentümlichen nationalen Cultur gebildet hatte, der die grossartigste Entwicklung versprach; und dass sich an diesen Kern mit der Zeit alle slavischen Stämme hätten anschliessen müssen. Wie im Westen unter dem römischen Einfluss sich das fränkische (und darauf das deutsche) Reich entwickelt hat: so hätte sich im Osten unter byzantinischem Einfluss ein slavisches Reich entwickelt, und dieser Theil Europa's wäre um ein Jahrtausend früher zu einer vorzüglicheren Stellung gelangt, als die gegenwärtige ist. Allein diese Hoffnung wurde durch das Vordringen der Ungarn in diesen Kern auf ewige Zeiten vernichtet. Die Niederlassung der Ungarn in der Mitte Europa's ist demnach das allergrösste Unglück, welches die slavische Welt im Laufe der Zeiten betroffen hat.

Ähnliche Betrachtungen und Folgerungen erlauben sich auch andere Geschichtsschreiber; es ist allgemein bekannt, dass deutsche Historiker auch die Reformation für ein grosses Unglück des Deutschtum's halten. Wenn nämlich statt der geschichtlichen Ereignisse das geschehen wäre, was wir uns vorstellen, so wäre notwendiger Weise vieles anders geworden: allein wenn sich denn doch nicht unsere Vorstellung verwirklicht hätte, was wäre dann geschehen? Wir sehen, dass dergleichen historisches Philosophiren an und für sich eitel Geschwätz ist: es kann sich aber zu einer

Ansicht verdichten, welche die Masse der Gläubigen zum Dogma erhebt. Die Hunderttausende unter den 80—90 Millionen Slaven, welche lesen und schreiben, haben sich die Schlussfolgerung der Palacky'schen Betrachtung angeeignet, und sie sehen in den Ungarn die Fortdauer jenes allergrössten slavischen Unglückes, und das Hinderniss einer slavischen Zukunft, die sich in der Phantasie wunderschön abspiegelt. Was ist natürlicher für jeden Slaven, als der Wunsch, dieses Hinderniss weggeräumt zu wissen? und weiter, was ist natürlicher, als der aus diesem Wunsche entspringende Hass gegen die Ungarn, die noch immer da sind, wo sie sind? Also eine scheinbar ganz unverfängliche Betrachtung wurde zur Quelle eines ungerechten Hasses, der an Stärke zu wachsen scheint.

Und dieser slavische Hass beschränkt sich nicht mehr auf die Ungarn, er umfasst schon die ganze österreichisch-ungarische Monarchie. Nicht selten erschallen Stimmen aus Russland, dass der Weg nach Konstantinopel über Wien und Budapest führe. Unlängst soll der russische Generalkonsul in Sophia, Hitrowo, in einer Rede sich den Ausspruch erlauben haben, die Tage Österreich-Ungarn's seien gezählt! Umsonst werden dergleichen Ausbrüche widerrufen oder missbilligt: sie stecken im slavischen Gewissen, das Franz Palacky wachgerufen hat.

Die Anthropologie und Sprachwissenschaft in dem Sinne, den sie heute haben, sind Wissenschaften der neuern Zeit, und haben auch noch nicht die wünschenswerte Bestimmtheit und Vollständigkeit erreicht, die vielleicht auch gar nicht erreicht werden kann. Was namentlich die Anthropologie anbelangt, so ist es durchaus noch nicht ausgemacht, ob sie auch Ethnologie, d. h. Lehre von dem Entstehen und dem Wesen der Völker sein könne, oder ob sie sich auf die physischen Merkmale der Menschen beschränken müsse, also bloss Zoologie des Menschengeschlechtes sein dürfe. Als solche mag sie kühn das ganze Geschlecht in Rassen einteilen. Die Rassen haben aber für die Völkerkunde gar keine Bedeutung, da auch der verhärtetste Materialist und Monogenist zugeben muss, dass der eigentliche Mensch mit der *Sprache* beginnt, und dass die Sprache — wir meinen nicht das *Sprechvermögen*, sondern wirkliche Sprachen, wie das Sanskrit, das Griechische, das Hebräische

u. s. w. — mit dem Knochengerüste und den *Sprechorganen* in keiner metaphysischen Verbindung steht. Denn fände eine solche Verbindung statt : dann würde jede Menschenrasse eine und dieselbe Sprache reden, die besondere Sprache wäre dem Menschen angeboren ; und er wäre physiologisch 'gar nicht im Stande, sich auch eine andere Sprache anzueignen.

Wie sehr man noch in der Charakteristik der Menschenrassen schwankt und wie willkürlich man in der Aufzählung derselben verfährt, so dass das ganze Geschäft mehr für eine Spielerei mit Worten und Nomenclaturen, als für eine wissenschaftliche Classification genommen werden muss, zeigen die Compendien der Völkerkunde oder der Ethnologie. Im Allgemeinen nimmt man für Europa und Asien — die arktischen Völkerschaften abgerechnet — zwei Rassen an : die *Mittelländische* und die *Mongolische*. Zur Mittelländischen Rasse zählt man die Völker der arischen und semitischen Sprachen, die Basken u. s. w. ; zur Mongolischen Rasse die Japanesen, Chinesen, Mongolen, Türken, die Völker der finnischen und der igrischen Sprachengruppe, also auch die Ungarn. Warum man aber die Westtürken und die Ungarn zu dieser Rasse zählt, das wissen eigentlich die Anthropologen und Ethnologen selbst nicht. „Die westlichen Türken sind so stark mit arischem und semitischem Blute gemischt, dass ihre ursprünglichen Körpermerkmale bis auf die letzten Spuren verloren worden sind und nur die Sprache noch ihre ehemalige Abkunft bezeugt“, lesen wir in Peschel's Völkerkunde.* Da aber die Sprache durchaus nicht zur Charakteristik der Rasse gehört, so frägt man mit Verwunderung, nach welchem Grunde die westlichen Türken dennoch zur mongolischen Rasse gezählt werden müssen?

Und wo steckt das Mongolentum der Ungarn ? In den Körpermerkmalen oder in der Sprache ? „Einer Vermischung des zur mongolischen Rasse gehörenden Stammes der Ungarn mit Slaven und Germanen verdankt das kräftige und ritterliche Volk der Magyaren seinen Ursprung“, behauptet Friedrich Müller.** Aber wir

* Völkerkunde von Oscar Peschel. Zweite Auflage. Leipzig, 1875. Seite 405.

** Allgemeine Ethnographie von Friedrich Müller. Zweite Auflage. Wien, 1879. Seite 62.

müssen fragen: zeigen denn noch wirklich Körpermerkmale, dass die Ungarn mongolischer Rasse seien? Zum leiblichen Typus der mongolischen Rasse gehört nach demselben Ethnographen, Fr. Müller, Folgendes: „Das Haupthaar ist schlicht, grob und schwarz glänzend. Der Bart ist schwach entwickelt, dünn und von schwarzer Farbe; er wächst in der Regel nur um die Lippen und die unteren Teile des Kinnes. *Backenbärte sind innerhalb der mongolischen Rasse etwas Unerhörtes.*“ * Nun was passt von all diesem auf die Ungarn, und zwar nicht nur auf die Kunstmagyaren (ein allerneuester terminus technicus), sondern auf die gemeinen Magyaren? Gar nichts. Wir sehen hier zu Lande kraushaarige und schlichthaarige, braunhaarige und blond-, ja sogar rothhaarige Magyaren; was aber den Bart und Backenbart anbelangt, so ist es ja allbekannt, dass kein Witzblatt in Europa eine *unbürtige* Carricatur des Magyaren geben könnte. Sollte also nicht auch von den Ungarn gelten, dass sie so stark mit slavischem und deutschem Blute gemischt sind, dass ihre etwaigen mongolischen (?) Körpermerkmale „bis auf die letzten Spuren verloren worden sind“, und dass sie demnach zur Mittelländischen Rasse gezählt werden müssen? Zwingen zu diesem Schlusse nicht selbst die Schädelmessungen, die in der Anthropologie von entscheidender Wichtigkeit sein wollen? Nach diesem ist der

	Breitenindex	Höhenindex	Differenz
der Österreicher . .	79	75	4
„ Italiener . . .	79	75	4
„ Franzosen . . .	79	75	4
„ Polen	79	75	4
„ Baiern	80	74	6
„ Magyaren . . .	80	76	4
„ Rumänen . . .	80	76	4
„ Slovaken . . .	81	76	5
„ Kroaten	82	78	4 u. s. w.**

Welcher kranilogische Grund nötigt also die Ungarn zu einer andern Rasse zu zählen, als die Österreicher, Franzosen,

* Ebenda, Seite 412.

** Aus Weltker's Kranilogischen Mittheilungen, in Peschel's Völkerkunde, Seite 559.

Baiern, Polen, Rumänen u. s. w.? Sollte nicht der philosophische Denker sich gezwungen fühlen zu behaupten: die Ungarn sind mit Haut und Haar, und vom Schädel bis zur Fusssohle genommen so gut Europäer, wie alle Andern? Aber die Sprache! wendet man ein. Gut, wir kommen auf die Sprache zurück; hier müssen wir aber das Resultat der anthropologischen Forschungen geltend machen, *dass die Sprache in gar keiner Verbindung mit der Rasse steht und nicht stehen kann.* Jedoch das Vergnügen der deutschen Philosophen von den Ungarn sagen zu dürfen, sie gehörten nicht zur mittelländischen, sondern zur mongolischen Rasse, scheint eben so gross oder noch grösser zu sein, als das der blinden Orthodoxen, von ihren Nachbarn sagen zu dürfen, sie seien Ketzer. Es gibt durchaus gar nichts Sichtbares, wonach man die Ungarn zu den Mongolen zählt, was bei dem weit verbreiteten slavischen Stamme und bei einem grossen Teile der Deutschen nicht auch erscheint. Aber jemand hat einmal den Anspruch getan, dass die Ungarn Mongolen seien, und seit der Zeit klammern sich die deutschen Philosophen wie ächte Kapuziner an diesen Glauben. Es schmeichelt der Eigenliebe der Glaube: ich bin orthodox, aber jener ist ein Ketzer, ich bin Arier, jener aber *ist nur ein Turanier!* Was denn aber an diesem Turanier das eigentliche Mongolische sei? darum kümmert sich der Glaube nicht; auch will er es ja nicht wissen, denn er besteht eben im Nichtwissen.

Der Glaube an das Mongolentum der Ungarn schien anfangs eben so unverfänglich zu sein, wie die Palacky'sche Betrachtung. Aber wie aus dieser der *slavische* Hass gegen die Ungarn, so entpuppte sich aus dem anthropologischen Glauben der *deutsche* Hass gegen dieselben.

II.

Im Jahre 1866 kam der Ausgleich zu Stande, in Folge dessen die heutige „Österreich-Ungarische Monarchie“ ein diplomatisch anerkannter Dualismus ist. In Europa und besonders in Österreich wird dies als eine Neuerung betrachtet, weil man vergisst, dass der Dualismus in Wirklichkeit seit 1527, wo Ferdinand I. zum ungarischen Könige gekrönt wurde, bestand. Ungarn hatte seit dieser Zeit eine eben so unabhängige Gesetzgebung und Administration, wie

vor 1527. Auch das abgetrennte Siebenbürgen betrachtete sich ununterbrochen als einen integrierenden Teil des Königreichs Ungarn, und Leopold I. nahm es 1690 als König von Ungarn in Besitz. Zwischen den selbstständigen Ländern der ungarischen Krone und den sogenannten Erbstaaten, *welche Teile des deutschen Reiches waren*, bestand kein anderer Verband, als die Gemeinschaftlichkeit des regierenden Hauses, was die „Pragmatische Sanction“ ganz genau auch dadurch ausdrückte, dass Ungarn mit seinen Nebenländern, nach dem etwaigen Aussterben der männlichen und weiblichen Linie der Dynastie, frei und ohne Rücksicht auf die „Erbstaaten“ über sich verfügen kann.

Aber trotz der Selbstständigkeit der ungarischen Länder, musste die Gemeinschaftlichkeit der Dynastie, noch mehr aber *die geographische Continuität*, gemeinschaftliche Angelegenheiten erzeugen. Diese waren bis 1848 nicht genau umschrieben, noch weniger war die Form der Behandlung festgestellt. Der regierende König von Ungarn beschloss mit dem ungarischen Reichstag über dieselben, aber als unumschränkter Herrscher konnte er in den Erbstaaten ganz frei entscheiden. Als nun durch die europäische Bewegung von 1848 das constitutionelle Leben auch in den Erbstaaten erwachen wollte: da trat sofort die Notwendigkeit zu Tage, die gemeinschaftlichen Angelegenheiten genau zu umschreiben und ihre Behandlung durch bestimmte Organe fest zu stellen. Es hätte auch sogleich geschehen können, „*si mens non laeva fuisset*“ hüben und drüben. Aber es geschah erst 1866, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung von Seite Ungarn's, dass auch in dem sogenannten „Cisleithanien“ die Constitutionelle Regierungsform eingeführt werde. Diese Bedingung mag ein politischer Fehler gewesen sein: aber sie kann vor dem Richterstuhl der Geschichte den Ungarn nicht als Sünde angerechnet werden.

„*Tu felix Austria nube*“ hiess es im XVI. Jahrhundert. Im XVIII. und XIX. Jahrhundert hatte dieser Spruch in der Meinung der Österreicher eine solche Bedeutung erhalten, als wären sie, die Österreicher, der Bräutigam gewesen, und Ungarn wäre ihr angeheiratetes Gut. Sofort nach dem Ausgleich erhoben sich Stimmen über ihre Vergewaltigung durch die Ungarn, und über die Beraubung ihres Eigentumes. An diese Stimmen schlossen sich die

Klagen der Siebenbürger Sachsen, welche es unerträglich fanden, dass ihre Sonderprivilegien eben so aufgehört hatten, wie alle andern Privilegien der gesammten Provinzen. Sie acceptiren sehr gerne die Gleichheit des Rechtes für die Übrigen, nur sie sollten eine Ausnahme machen dürfen. Die Stimmen und Klagen verbreiteten sich in der gesammten deutschen Presse, und um sich mehr Gewicht vor der öffentlichen Meinung zu verschaffen, nahmen sie gewisse Ausdrücke zu Hilfe, welche die gesammten Germanen erschrecken mussten. Die Vergewaltigung und Beraubung der Österreicher und das „Erwürgen“ der Siebenbürger Sachsen wird durch „Mongolen“ verübt!! Ja wenn die Ungarn Arier wären, wie etwa das Culturvolk der Krivoschjaner oder der Herzegoviner, dann wäre es etwas anderes: aber sie sind Mongolen! Und weil niemand recht wusste, warum die Ungarn Mongolen seien, so fügte man die Erklärung hinzu: sie sind Allophylen. Das verstanden alle, es ward nun dem deutschen Lesepublikum klar, dass die Ungarn eigentlich kein Recht haben in Europa zu wohnen; sie müssen, wie die Türken, hinausgestossen werden. Das slavische Vorurteil und der slavische Hass begegnen hier dem anthropologischen Vorurteil und dem deutschen Hasse; viribus unitis stürmen sie auf die Ungarn los.

Und nun entdeckte man auch das unendlich hohe Alter der Ungarn, welches sie zu jeder politischen Action unfähig mache. Paul de Lagarde verkündete „urbi et orbi“, dass er bereits im November 1853 das physische Alter der ungarischen Nation geltend zu machen suchte, *„welches von vorne herein vermuten heisst, dass dieselbe gegenwärtig verbraucht ist.“* Damals hatte, wie es scheint, das deutsche Publikum hiefür noch kein Verständniss; aber seit 1866 ward es zur Auf- und Annahme solcher sibyllischen Weisheit befähigt. Darum erzählte ihm Paul de Lagarde 1876, dass er „im November und Dezember 1844 mit Max Müller bei Friedrich Rückert persisch hörte, und dass damals dieser Meister auseinandersetzte, dass die Sprachen Südindiens mit den turanischen Idiomen Hochasiens *ideell* verwandt seien, wonach dann die Indogermanen und Semiten als ein Keil zwischen den turanischen Stämmen (Turanier und Südindier), als die älteste Lagerung *der geschichtlichen Völkerbildung* gelten könnten.“ „Ist nun diese Anschauung Rückerts richtig, meint de Lagarde, wie sie es ohne Frage ist, so gehören die

Turanier (also auch die Ungarn) einem Alterthume an, das vor aller semitischen und indogermanischen Entwicklung liegt.“ Die Ungarn gehören also zu den prähistorischen Völkern, die schon verschwunden oder im Verschwinden begriffen sind. „Den Ungarn eine politische Rolle unter den historischen Völkern zu erteilen, kann eben so wenig ernsthaft gemeint sein, als wenn ein Arzt einen Achtziger zum Heiraten und Kindererzeugen anhalten wollte.“ *

Paul de Lagarde stellt sich die Nation der Ungarn wie einen alten Baum vor, dessen Mark längst modert, dessen Zweige abdorren und der von aussen und von innen keine neue Lebenskraft erhält. Er kennt nicht die Noth der Anthropologen, die in den Ungarn, *wegen deren starker Vermischung mit Slaven- und Germanenblut*, das Mongolentum nicht herausfinden können, das sie dem anthropologischen Credo gemäss suchen. Gerade aber diese Blutvermischung beweist, dass die Ungarn die allerjüngste christliche Nation in Europa sind. Das physische Fortbestehen einer Nation hängt durchaus nicht von der Sprache ab, trotz dem, dass diese das psychologische Princip derselben bildet und ihr ethnisches Fortbestehen bedingt. Es ist nicht nur denkbar, sondern historisch erweisbar, dass das Blut der Arpaden und ihrer Schaaren heute den weit geringsten Bestandteil der Nation ausmacht; aber die fremden, slavischen, germanischen etc. Zuschüsse sind Ungarn geworden, und die Nation besteht. Es ist aber auch denkbar, dass das Blut der Arpaden und ihrer Schaaren unvermischt hätte bleiben können, und dennoch wäre die Nation erloschen, wenn die Individuen des unvermischten Blutes nach und nach, etwa zur Zeit, als sie das Christentum annahmten, oder als sich die Reformation unter ihnen verbreitete, die ungarische Sprache verlassen und eine andere sich angeeignet hätten, was mit vielen andern Nationen wirklich geschehen ist. Die Sprachen, oder die Seelen der Nationen sterben nur so ab, dass die redenden Individuen sie verlassen und vergessen. Das Christentum hat aber die ungarische Sprache nicht in die Vergessenheit gestossen, die Reformation hat sie im Gegen-

* Über die gegenwärtige Lage des deutschen Reichs, ein Bericht, erstattet von Paul de Lagarde, Doctor der Theologie u. Philosophie u. s. w. Göttingen, 1876. Seite 11.

teil gewaltig gefördert, so wie ihr die Bildung der neuesten Zeit nicht nur keinen Abbruch verursacht, sondern sie vielmehr kräftigt und ausbreitet.

III.

Es ereignete sich aber etwas Ungeheures. Die Repräsentanz von Budapest beschloss mit *einer* Stimme Mehrheit die Sperrung des deutschen Theaters. Wir, hier in Budapest, betrachteten diesen Beschluss der Repräsentanz als eine bêtise, die früher oder später aus dem Wege geschafft werden muss und werden wird. Aber nicht so Andere. Als wäre ein Pfeiler des Firmaments geborsten und als müsste man augenblicklich fürchten, dass das Himmelsgewölbe einstürzt, „fractus illabatur orbis“ — so erbebten die 50 Millionen Deutsche. Und die Redacteurs der Zeitschriften gaben sich das gegenseitige Versprechen, die Ungarn zu ignoriren, ausser man wollte über sie schimpfen. — Nun, die bêtise ist längst gut gemacht worden; liessen sich doch alle politischen Fehlgriffe und Fehltritte überall so leicht gut machen! — die Vorstellungen im deutschen Theater haben ihren ungestörten Verlauf, mit und ohne „Meininger“; der Achilleszorn der deutschen Redacteurs verkocht auch nach und nach: aber „manet alta mente repostum iudicium,“ *die Schliessung des deutschen Theaters bleibt doch unvergesslich.* — In letzter Zeit wird Ungarn so behandelt, als stände es wirklich unter der Vormundschaft von Deutschland, und als wäre Ungarns König, Franz Josef I., nichts anderes, als ein Kosakenhetman, oder ein indianischer *Kazike*.

„*Ungarn ist ein Stück deutscher und orientalischer Frage.* Mit der Befreiung der Länder, die unter türkischer Herrschaft standen, und die mit Hülfe Europa's frei wurden, ist die Aufgabe, die Europa dort hat, nicht zu Ende geführt.“ „Wie man sich um die Innerverhältnisse von Bosnien, Bulgarien u. s. w. bekümmert, so muss man sich in gleichem Masse um die von Ungarn bekümmern.“ — „In Ungarn gehören die Magyaren zu den ingrimmigsten Feinden Deutschlands.“ — „Es ist keine Frage, dass im Augenblick schwerer äusserer Gefahr der Magyare nicht zu den Freunden Deutschlands sich stellen wird.“ *

Der Verfasser dieses Artikels greift weit zurück in der orient-

* Allg. Augsb. Zeitung. 25. November, 1881.

talischen Frage. Seit die Türken aus Ungarn vertrieben worden sind, hat sich manches ereignet, was die deutschen Gelehrten nicht vergessen sollten. Aber auch zur Befreiung Ungarns von der Türkenherrschaft hat Europa sehr, sehr wenig beigetragen. Die deutschen Fürsten thaten wohl dazu, aus Schuldigkeit gegen den Kaiser, der freilich auch König von Ungarn war : allein sie liessen sich ihre Dienste gar theuer bezahlen. Doch alles dies ist vorüber. — Nun folgte der Krieg um das Erbtheil Maria Theresia's. Alle Mächte Europa's, zumal alle Fürsten Deutschlands, Preussen an der Spitze, hatten die Pragmatische Sanction garantirt, so wie sie auch die ungarischen Stände angenommen hatten. Und siehe da, alle Mächte, Preussen an der Spitze, wurden wortbrüchig : nur die ungarischen „Mongolen“ hielten nicht nur ihr Wort, sondern zogen auch das Schwert für Maria Theresia gegen Preussen, Baiern u. s. w. Wer wollte damals den Orient in Verwirrung bringen und wer rettete damals den österreichisch-ungarischen Orient? — Und als sich der Herzog von Braunschweig die Stiefel und Sporen putzen liess, um nach Paris zu reiten : war es nicht wieder Preussen, das Leopold II. drängte einen nachtheiligen Frieden mit den Türken zu schliessen und diesen das grosse „ungarische“ Bollwerk, Belgrad, zurückzugeben? — Und abermals auf den Schlachtfeldern gegen Napoleon verblutete nicht Oesterreich-Ungarn mehr für Deutschland als für sich selbst? Doch auch das ist vorüber.

Wie stellt sich nun der Verfasser des angezogenen Artikels die Lösung der orientalischen Frage vor? Etwa so, dass in Budapest nicht ungarisch, in Agram nicht kroatisch, in Bukarest nicht rumänisch, in Serbien nicht serbisch, in Bulgarien nicht bulgarisch verhandelt werden soll? Oder soll blos in Budapest das Ungarische gestrichen werden, denn nur hier wohnen Mongolen, in den andern genannten Ländern aber lauter Völker mittelländischer Rasse, lauter pure Culturvölker? Besteht darin die Lösung der Orientalischen Frage? Ja! ja! muss es heissen, denn „in Ungarn gehören die Magyaren zu den ingrimmigsten Feinden Deutschlands.“ Was hat den deutschen Gelehrten diese Überzeugung beigebracht? Möchten sie doch herkommen und unter uns nur einige Monate leben und sie würden eines anderen überzeugt werden. Lasst euch nicht durch Dr. Rudolf Heinze abschrecken, der von „einer ausserordentlichen Spannweite

der ethnographischen Verschiedenheit“ zwischen den Ungarn und den Deutschen aus irgend einen Compendium etwas gelesen hat und nun damit und mit ähnlichem Zeuge seine Klageschrift spickt.* Er findet in dieser Verschiedenheit einen tiefer liegenden Grund auch der Nichtverschmelzung der verschiedenen Volksindividuen in Ungarn: denn als Gelehrter hat er natürlich nirgends, nicht einmal in Deutschland, das Volksleben unmittelbar kennen gelernt. Der Bauernstand ist überall exclusiv, selbst wo die Confession und Sprache keine Scheidewand bilden; der Bürgerstand, der Stand der Industrie, des Handels, der Gelehrtenstand lassen sich durch die erwähnte Scheidewand nirgends absolut trennen. Der Adel vollends kennt keine Schranken; die deutsche Baronin hat von jeher den ungarischen Baron sehr gerne geheiratet und umgekehrt, zumal wenn Grundbesitz oder Kapitalien den procus machen. Kommen Sie also getrost her, Sie Gelehrten Deutschlands, und um sichere Beobachtungen machen zu können, lassen Sie ihre Köpfe durch Virchow in Berlin oder durch v. Hölder in Stuttgart messen, und bringen Sie die Masse mit, um sie an die „abnormen und uneuropäischen“ ** Köpfe der Magyaren anlegen zu können, und selbst die ausserordentliche Spannweite der ethnographischen Verschiedenheit zu constatiren!

„Es ist keine Frage, behauptet der angezogene Artikel der Allg. Augsb. Zeitung, dass im Augenblick äusserer Gefahr der Magyare nicht zu den Freunden Deutschlands sich stellen wird“ — Doch! meine Herren, es ist das eine Frage, auf welche theils die Geschichte, theils auch die Gegenwart eine Antwort zu geben wagt. Ungarn ist ohne die herrschende Dynastie nicht denkbar: Böhmen und Österreich aber sind ohne dieselbe wohl denkbar.

Das slavische Vorurteil und der slavische Hass gegen Ungarn braucht, auch selbst vor deutschen Gelehrten, nicht bewiesen zu werden.

Was ist also in der Zukunft die notwendige Stellung der Ungarn? Es ist die Stellung der herrschenden Dynastie! Und noch mehr wagen wir zu prophezeien. Wenn der Ur-Urenkel des Herrn Franz v. Löhner die Grabstätte der siebenbürger Sachsen, deren „Er-

* Hungarica. Eine Klageschrift. Von Dr. Rudolf Heinze.

** Hungarica. Seite 21.

würdung“ sein Ahn als ein zweiter Jeremias beklagt hatte, besuchen wird, und er in Budapest, mit einem Worte in Ungarn, noch herrschende Mongolen vorfindet: dann werden ihm gewiss in Hermanstadt deutsche Jungen „Sie sollen ihn nicht haben!“ und „Was ist des Deutschen Vaterland?“ entgegen singen; findet er aber hier keine herrschende Mongolen, da wird ihn sicher kein deutscher Gruss in Siebenbürgen empfangen. Denn gewiss, nicht Deutschland würde durch Ungarn und Siebenbürgen vergrößert worden sein!

IV.

Die Sprache der ungarischen Reichstage und des öffentlichen Lebens in der Administration und der Rechtspflege war seit 1527 lateinisch. Das Lateinische war im XVI. XVII. Jahrhundert auch anderwärts die Sprache des Staates, der Kirche, der Wissenschaft. Zuerst verliessen die romanischen Völker und das stark romanisirte England die lateinische Sprache; zuletzt auch Deutschland. Der ungarische Reichstag verhandelte zuerst 1790⁹¹ in ungarischer Sprache, doch die Gesetze wurden bis 1832 lateinisch verfasst; seitdem wurde die ungarische Sprache zur diplomatischen erhoben.

In Siebenbürgen war die Sprache der Landtage und der Gesetze von 1550 bis 1690 ungarisch. Aus Unwissenheit oder Vorsatz schreibt z. B. W. St. Teutschländer, dass in Siebenbürgen unter den besondern Fürsten die Geschäftssprache *lateinisch* war.* Nur die wenigen Landtage von 1690—1840 verfassten ihre Beschlüsse lateinisch; die letzten Landtage waren aber wieder ungarisch. Die heilige Scheu vor dem Ungarischen, welche die Siebenbürger Sachsen in unsern Tagen affectiren, *war vordem nicht sichtbar*, und sie

* Michael der Tapfere. Ein Zeit- und Charakterbild aus der Geschichte Rumäniens von W. St. Teutschländer. Wien 1879. Seite 2. Diese Behauptung Teutschländer's ist um so auffallender, da er sich in der siebenbürgischen Geschichte bewandert zeigt. Oder hätte er wirklich keine Notiz von den unzähligen siebenbürgischen Landtagen von Johann II. bis Apafi? und hätte er auch nie die „Approbata“ und „Compilata“ gesehen? Sein Held selbst correspondirte ungarisch mit den siebenbürgischen Grossen und dem Fürsten. Oder sind dies alles non-entia in den Augen des deutsch-schreibenden Teutschländer's?

hatten sich auch wirklich durch die Kenntniss des Ungarischen nicht degradirt, was sie jetzt zu befürchten scheinen.

„Die lateinische Sprache war ein neutrales Territorium für alle Nationalitäten in Ungarn,“ sagt und schreibt man. Ganz richtig. Aber wer nahm und konnte an diesem neutralen Territorium Anteil nehmen? Doch *nur die Geschulten aller Nationalitäten*, also *die geringste Zahl der Gesamtbevölkerung*. Das eigentliche Volk aller Nationalitäten war ausgeschlossen.

Nun tritt die ungarische Sprache an die Stelle des Lateinischen. Wer kann jetzt von den 13 Millionen — denn Kroatien und was daran hängt steht mit seinen 2 Millionen in dieser Hinsicht für sich da — wer kann jetzt, wiederholen wir, von den 13 Millionen an dem öffentlichen Leben Anteil nehmen? Erstens die Geschulten der 6 Millionen Ungarn, zweitens die Geschulten aller andern Nicht-Ungarn, mit dem grossen Unterschiede jedoch, dass die Sprossenleiter aller dieser Geschulten viel tiefer herabreicht, als diejenige der in der lateinischen Sprache Geschulten. Schon heute gibt es in Ungarn sehr wenige Geschulte — ausser den siebenbürger Sachsen und denjenigen Slaven, deren Blicke anderwärts ihr Mekka suchen, in denen aber nur der blinde Magyarenhass des „Deutschen Schulverein's“ und des gesammten deutschen Gelehrtenstandes „im Augenblick schwerer äusserer Gefahr“ warme Freunde Deutschlands sieht — schon heute gibt es in Ungarn sehr wenige Geschulte, denen die ungarische Sprache fremd ist. *Dadurch also, dass die ungarische Sprache an die Stelle des Lateinischen getreten ist, geschah Niemandem der geringste Abbruch.*

Es ist aber dies nur eine Übersetzung der Germanisation in das Magyarische, die unter Joseph II. und Franz Joseph nicht gelingen wollte, behauptet Dr. Rudolf Heinze, und zwar eine Übersetzung bereichert mit Unbill und Bedrückungen ohne Ende.* Lassen wir die Zeiten Joseph's II. aus dem Vergleiche weg, denn der Widerstand gegen dessen Reformen loderte zuerst in den Niederlanden auf, und auch die siebenbürger Sachsen erhoben ein gar klägliches Gejammer dagegen,** und vergleichen wir bloss die Zeit

* Hungarica, Seite 7.

** Siehe „Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen zur Zeit Joseph's II. und Leopold's II. Von Dr. Ferdinand von Ziegler. Wien,

1850—1860 mit der Zeit nach 1867. In den Jahren 1850—1860 durfte kein Blatt gegen das herrschende System so schreiben wie heute das „Siebenbürgisch-Deutsche Tagblatt“ gegen die „magyarische Tyrannei“ schreibt; damals durfte sich Niemand so frei äussern, wie man sich heute im ungarischen Reichstage äussern kann; wenn es ein ungarischer Zay, Wolf, Steinacker u. s. w., gewagt hätte gegen das System nur in einer Kneipe so zu wispehn, wie sie heute im ungarischen Reichstage laut und mit einer gewissen Ostentation declamiren, wäre er flugs hinter Schloss und Riegel gesetzt worden. Sie sehen, Herr Doctor, die Übersetzung in das Magyarische erreicht bei Weitem nicht das deutsche Original.

Und der Vergleich hinkt auch sonst noch gewaltig. Damals war das Deutsche von 2 Millionen Einwohnern gegen 11 Millionen Nicht-Deutsche zur diplomatischen Sprache gemacht — denn auch hier wollen wir die Kroaten bei Seite stellen —; heute ist das Ungarische von 6 Millionen Staatssprache gegen 7 Millionen, die aber deutsch, slowakisch, walachisch, kroatisch, serbisch, ruthenisch u. s. w. sind. Herr Heinze glaubt sich wohl zu der Annahme berechtigt, dass bei der Volkszählung am 31. Dezember 1880 *„alle Hebel und Künste, vielfach auch Täuschungen und Drohungen in Bewegung gesetzt worden sind, um die magyarischen Rubriken aufzubauschen,“* allein er verabsäumt es Beispiele solcher Hebel und Künste, solcher *Täuschungen und Drohungen* her zu zählen, die ihm doch wenigstens aus „dem Lande der Sachsen“ in grosser Menge mussten mitgeteilt worden sein. Das, was er in der Note (Seite 8) über Budapest anführt, ist durchaus nicht hinreichend, seine Annahme von dem Vorwurfe der Verläumdung zu reinigen. Aber er selbst muss gestehen, dass für die 6 Millionen Ungarn nicht nur das historische Recht plädirt, sondern auch das Besitzthum und die Societät, wie sie nun einmal bei uns, gut oder schlecht, beschaffen ist.

Nichts desto weniger, meint Dr. Heinze, hat Ungarn doch kein Recht, das Ungarische zur Staatssprache zu machen, denn es ist nur ein prähistorisches Fossil, hingegen das Deutsche der 2

1881. Seite 34, 50, 59, u. s. w. „Unsere Leiden sind die schmerzhaftesten und unsere unverdienten Drangsale sind unbeschreiblich niederbeugend.“ so jammerten sie 1789.

Millionen Einwohner Ungarn's hat 50 Millionen andere Deutsche mit einer überreichen Literatur zur Stütze.

„Wie die uralaltaische Sprachengruppe überhaupt, ist das Magyarische auf einer Stufe der sprachlichen Ausbildung und Ausdrucksweise zurückgeblieben, welche verglichen mit der *Entwicklung anderer Landessprachen einen prähistorischen Charakter an sich trägt*“ (Seite 10). So spricht der an Blödsinn reichende arische Hochdünkel, der leider auch der Wissenschaft nicht fern bleibt.

„Als nächste Verwandte der Magyaren gelten die Ostjaken und die Wogulen; ihrer Sprache stehen in Europa am nächsten Finnen, Esthen, Liven, Lappen.“ Dies soll natürlich die Wertschätzung der „Magyaren“ verringern. — In der stolzen Verachtung der Finnen, Esthen u. s. w. begegnet Herr Dr. Heinze einer bedeutenden Zahl von Vollblutmagyaren, die ihre Nichtkenntnis für Wissenschaft halten, wie der Herr Doctor. — Es steht auch durchaus nicht, was er nachher behauptet, dass das Lateinische seit Ferdinand I. deswegen als Staatssprache gegolten hat, weil keine der lebenden Landessprachen für den allgemeinen Gebrauch geeignet und ausreichend schien. Der ungarische Stil des XVI. Jahrhunderts war gewiss dem Stile Martin Luther's vergleichbar; der ungarische Stil des XVII. Jahrhunderts aber übertraf den deutschen Curialstil desselben Jahrhunderts; die Sprache der damaligen ungarischen und deutschen Wissenschaft könnte sich kühn die Stange halten. Nur hat der Herr Doctor auch hier das Vorrecht mir nicht zu glauben, denn er kann seine Unkenntnis für Wissenschaft halten.

Er stellt der ungarischen Sprache auch damit ein „testimonium paupertatis“ aus, dass sie keine Dialecte erzeugt hat. Nun die Volksdialecte neben der Schriftsprache sind wie die Feldblumen. Diese haben für die Botanik grossen Werth, die Oekonomie betrachtet sie aber als Unkraut und jätet sie aus. Auch die Dialecte haben für die Sprachwissenschaft einen hohen Werth: der Cultur des Volkes sind sie aber nicht förderlich, sondern hinderlich, darum jätet sie die Schule überall aus. Dass die Sprache der 6 Millionen Ungarn auch Schriftsprache ist, hat einen nicht genug zu schätzenden Vorteil für ihre Cultur. Das Uebel der Dialectzersplitterung fühlen bei uns die zahlreichen Slaven; hat man doch Mühe herauszufinden, welcher Dialect wohl den Meisten verständlich ist.

„Die Dürftigkeit des magyarischen Idioms hat nicht, wie die westeuropäischen Sprachen, zwei verschiedene Worte für „ungarisch“ und „magyarisch“.

Es lastet wie ein Verhängniss auf dem vielsprachigen Reiche und dessen Bürgern, dass die „ungefüge“ Sprache des herrschenden Stammes die Vorstellung von einem Unterschied zwischen diesem seinem Stamm und der Gesamtheit gar nicht aufkommen lässt. Die magyarische Sprache hat für „ungarisch“ kein Wort.“ *

Kaiser Sigmund soll sich einmal das Recht angemasst haben, das grammatische Genus der lateinischen Substantiva zu bestimmen, sei er doch genug Kaiser dazu. Die deutschen Gelehrten, vermuthlich von den Siebenbürger Sachsen ermuntert, wollen nun den Sprachgebrauch der verflossenen zehn Jahrhunderte reformiren; sie dürfen doch dazu genug Gelehrsamkeit haben! — Die occidentalischen und byzantinischen Schriftsteller des IX. und X. Jahrhunderts benannten das neue Volk Ungern (fälschlich „Ungarn“, wie es jetzt gebräuchlich ist), ungerii, οὔγγροι, und das von ihnen occupirte Land Ungern, Ungarn. Unter diesem Namen verstand und versteht man niemand andern, als die „Magyaren.“ Dass das Land und das Königreich Ungern, Ungaria, Hungaria benannt wurde, hat seine historische Wichtigkeit, die sich nicht weglängnen lässt; dass man aber unter dem Namen Ungern, Ungarn, nur die Magyaren verstanden hat und versteht, das kann auch niemand längnen. Nun wollen die deutschen Gelehrten, dass die Siebenbürger Sachsen, die ungarischen Deutschen, Slaven u. s. w. „Ungarn“ genannt werden sollen. Dagegen haben wir keine Einwendung.

Es ist ferner nicht zu längnen, dass die ungarischen Reichstage mit ihren Königen die Gesetze nicht für Deutschland, sondern für Ungarn geschaffen haben, und auch künftig nur für dasselbe schaffen werden. Aber die deutsche Wissenschaft dient uns eben so wie die französische, die englische u. s. w. und wir trachten uns die Gedanken und Ideen derselben anzueignen. Die europäische Wissenschaft, ob sie in deutschem, französischem oder englischem oder italienischem u. s. w. Gewande erscheint, leuchtet allen, wie

* Hungarica. Eine Anklageschrift. Seite 15, 16.

die Sonne, an deren Strahlen wir uns wärmen. Trotz dieser gemeinschaftlichen Erwärmung müssen wir doch in Ungarn manchmal Pelze tragen, wenn solche anderswo unausstehlich heiss machen. Die Kleidung muss sich dem localen Klima anpassen, sowie die ungarische Gesetzgebung den particularen Verhältnissen zu entsprechen versucht. Dazu benützt sie wohl die grossen Literaturen Europa's, aber sie darf nie für die Länder dieser Literaturen arbeiten.

„Die deutsche Sprache wird der andern Hälfte der Monarchie, dem Heer und der Dynastie zum Trotz mit Fussstritten behandelt.“* — Die andere Hälfte der Monarchie hat ihre eigenen Sorgen, wir wollen ihr die unserigen nicht aufbürden. — Das Heer ist kein deutsches, sondern ein österreichisch-ungarisches Heer, in dem nicht nur von Rechtswegen, sondern auch aus Rücksicht für das Wohl der Armee kein deutscher Offizier eine Stelle finden sollte, der mit seiner Mannschaft nicht in deren Sprache reden kann. — Die Hohe Dynastie gar nicht zu erwähnen, wäre das Allerschicklichste, wenigstens solange Franz Joseph I. lebt. Die Hohe Dynastie lässt seit einem halben Jahrhundert die Prinzen in der ungarischen Sprache unterrichten. Kaiser und König Franz Joseph — möge er doch noch recht lange leben! — ist den Deutschen sehr wenig Dank schuldig. Denn wo waren denn alle deutschen Gelehrten, als man die Hohe Dynastie, trotz ihrer ur-uralten Rechte, aus Deutschland verdrängte? Und jetzt drohen sie „mit dem Drucke einer mächtigern Hand!“ Ja, im Artikel der „Allgem. Augsb. Zeitung“ vom 20. Febr. 1882 spricht es Dr. Heinze ganz deutlich aus: „Asiaten wollen als Asiaten betrachtet und behandelt werden, auch wenn sie in Europa wohnen!“ — Ungarn, oder wenn Sie wollen, Magyarien, kann ohne die Hohe Dynastie nicht gedacht werden. Wem gehört denn die mächtigere Hand, deren Druck auch Ungarns König empfinden müsste? Und wer soll die Asiaten, d. h. König und Ungarn, asiatisch behandeln? Hat wohl der Herr Doctor aller Rechte bedacht, was seine Drohung bedeutet? Ist der König von Ungarn auch deutschen Gelehrten nur ein Kosakenhetman, ein indianischer Kazike? Nun so werden wir ihn als unsern König gegen Euch ver-

* Hungarica, Seite 22.

theidigen, und in diesem Kampfe werden sich gewiss alle Deutsche Ungarns an die Magyaren anschliessen und mit ihnen wetteifern! Sehen Sie, Herr Doctor, was Sie da so leichthin geschrieben haben, überwiegt bei Weitem alles Geschwätz politisch unzurechnungsfähiger Narren, das Sie so fleissig in ihrem Buche gesammelt haben.

Und dennoch sind Sie noch zu entschuldigen, man hat sie mit lügenerischen Nachrichten getäuscht. In einer Stelle Ihres Buches behaupten Sie, die ungarische Regierung hätte auch die *Sperrung des hermanstädter Theaters versucht!* Das kann ich nicht glauben, es scheint mir einfach unmöglich zu sein. Doch ich kann das Gegentheil nicht behaupten, weil ich mich darüber in Hermanstadt nicht erkundigen kann. Sie schreiben aber in Ihrem Artikel vom 20. Febr. 1882, „*dass der lutherische Generalconvent des eigentlichen Ungarns jüngst wirklich das Deutsche aus dem Lehrplan seiner Mittelschulen gestrichen habe.*“ Damit hat Sie jemand abscheulich angelogen. Ich bin Mitglied des lutherischen Generalconventes, noch mehr, ich führe den Vorsitz in dem Centralausschuss der vier Superintendentenzen über das Gymnasialwesen derselben. Ein solcher Antrag wäre nothwendiger Weise zur Begutachtung dem Centralausschuss vorgelegt worden. Ich weiss nichts von einem solchen Antrag, und der Generalconvent hat gar keine Ahnung davon, was Sie über ihn berichten. Es ist einfach eine grobe Lüge.

In unserm öffentlichen- und Privatleben giebt es gar Vieles, das Tadel verdient, und wir selbst sind gar nicht in die eigenen Fehler verliebt. Aber einen Hass gegen das Deutschtum, gegen deutsche Wissenschaft, deutsche Tüchtigkeit dürfte doch Niemand als *Charakterzug* weder dem öffentlichen noch dem Privatleben in Ungarn vorwerfen. Wohl haben wir der politischen Narren und gedankenlosen Schreier genug, vielleicht sogar mehr als es anderswo giebt, weil wir eher zu viel als zu wenig Freiheit besitzen. Anderseits aber wagen wir zu behaupten, *dass sich unter uns kein ernster Mann finden dürfte*, der in solcher Weise Hass gegen das deutsche Wesen verkünden und verbreiten wollte, in welcher Weise angesehenene deutsche Gelehrte, die man doch für ernste Männer halten muss, gegen Ungarn Hass predigen.

PAUL HUNFALVY.

DIE ERDMAGNETISCHEN VERHÄLTNISSE UNGARNS.

Wohl Niemandem dürfte es heute in den Sinn kommen, die Frage zu stellen, wozu denn eigentlich die Beobachtungen des Erdmagnetismus dienen, und ob sie überhaupt auch praktische Bedeutung haben.

Stehen doch Erdmagnetismus und andere kosmische Erscheinungen der Erde erfahrungsgemäss in unverkennbarem Zusammenhange und muss es doch als eine der wichtigsten wissenschaftlichen Aufgaben betrachtet werden, die Vertheilung und Änderung sowie die Gesetzmässigkeit des Erdmagnetismus auf dem ganzen Erdball festzustellen.

Ja, der Feldmesser, der Forstmann, der Bergingenieur, der oft nur mit der Boussole arbeiten kann, woher entnimmt er denn die Angaben, mittels welcher er seine Messungen auf den Meridian reduzieren kann, wenn nicht aus den Resultaten erdmagnetischer Beobachtungen? —

Sehen wir nun zu, wie es mit der Kenntniss der erdmagnetischen Verhältnisse Ungarn's in früherer Zeit bestellt war, und wie wir gegenwärtig damit stehen.

Über die erdmagnetischen Verhältnisse Ungarn's sind aus älterer Zeit nur sehr wenige Daten bekannt. Hansteen gibt in seinem ausgedehnten Werke * die magnetische Deklination von vier Punkten Ungarn's aus dem Jahre 1696, und zwar :

„Baja	10°	19'
Erlau (Agria)	9°	30'
Ofen (Buda)	10°	0'
Segedin	10°	0'."

Leider ist die Quelle, aus welcher Hansteen diese Daten entnahm, nicht angegeben, ebenso wenig der Beobachter; es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass sie Reisebeobachtungen waren.

In demselben Werke befinden sich die Werte der magnetische Deklination von Ofen für den Zeitraum 1781—1788. Auch hier ist der Beobachter und der Beobachtungsort nicht genannt, doch lässt sich leicht nachweisen, dass die Daten aus dem Observatorium der Universität zu Ofen herkommen.

Als nämlich diese Universität von Tyrnau (Nagy-Szombat) im Jahre 1777 nach Ofen verlegt wurde, erhielt sie in der königlichen

* Untersuchungen über den Magnetismus der Erde, Christiania 1819.

Burg am Festungsberge ein astronomisches und meteorologisches Observatorium.

Der damalige Astronom und Vorstand war Pater *Weisz*, S. J.; nach dessen im Jahre 1785 erfolgtem Tode übernahmen die Exjesuiten Pater *Franz Taucher* und Pater *Franz Bruno* die Leitung des Observatorium's.

Die Original-Beobachtungen gingen indess verloren, wahrscheinlich während der Zerstörung von Seite des Pöbels, dem nach Einnahme der Festung Ofen am 23. Mai 1849 auch die Sternwarte am Gerhards-(Blocks-) berge bei Ofen zum Opfer fiel.

Als im Jahre 1780 in Mannheim die „Societas meteorologica Palatina“ entstand, war Pater Weisz einer der ersten die beitraten. Die Instrumente wurden von der churfürstlichen Akademie aus Mannheim angeschafft, und die meteorologischen Beobachtungen zu Ofen begannen am 8. November, die magnetischen am 14. Dezember 1781, also vor fast genau hundert Jahren.

Diese Aufzeichnungen blieben glücklicherweise in den „Ephemerides Societatis meteorologicae Palatinae, Mannheimii“ erhalten; und in dieser Zeitschrift finden wir auch Näheres über den Stand und die Einrichtung der Instrumente.

Zur Beobachtung der Deklination diente eine Boussole mit einer 8 pariser Zoll langen Nadel, die auf einem Gnomon postirt war. Die Able-ung geschah mittels eines Noniusses bis zu 3 Bogenminuten genau und zwar Vormittags 7 Uhr, Nachmittags zwischen 2 und 9 Uhr.

Die Boussole war in einem sieben Klafter breiten Saale, im vierten Stockwerke des Observatoriums aufgestellt. Es lässt sich voraussetzen, dass die Mittagslinie mit derjenigen Genauigkeit bestimmt worden war, welche das Instrument gestattete, indess konnten die in der Sternwarte vorhandenen Eisenmassen (es befand sich dort ein sechsfüssiger Mauerquadrant aus Eisen) nicht ohne störenden Einfluss auf die Angaben der Nadel wirken. Leider wissen wir nicht ob dieser Einfluss erforscht und die Beobachtungen davon befreit wurden.

Die Mittelwerthe der Deklination, die wir aus dem grossen Werke des Direktor's der k. ung. meteorologischen und erdmagnetischen Centralanstalt, Dr. Guido Schenzl's entnehmen * waren wie folgt :

* Beiträge zur Kenntniss der erdmagnetischen Verhältnisse in den Ländern der ungarischen Krone; Budapest, Verlag der k. ung. Naturwiss. Gesellschaft. 1881.

Jahre	Deklination gegen West
1782	15° 31'
1783	15 36
1784	15 39
1785	15 48
1786	15 53
1787	15 55
1788	16 4
1789	16 2
1790	16 3
1791	16 4
1792	16° 6'

Die meteorologischen und magnetischen Beobachtungen am Observatorium zu Ofen wurden auch nach Auflösung der mannheimer Gesellschaft fortgesetzt, und nur aus dem Grunde nicht publizirt, weil hiezu kein geeignetes Organ vorhanden war.

Aus den Bruchstücken der meteorologischen Schriften, die der Zerstörung im Jahre 1849 entronnen, ist ersichtlich, dass am 22. Januar 1800 eine neue Beobachtungsreihe begann, die sich auf 7 Uhr Vormittags und 3 und 8 Uhr Nachmittags bezog. Wie lange die Aufzeichnungen fortgesetzt wurden, ist ungewiss; jedoch kann mit Sicherheit behauptet werden, dass sie schon im Jahre 1810 unterbrochen wurden.

Da von keinem dieser Jahre eine vollständige Beobachtungsreihe vorhanden ist, theilen wir hier nur zwei Monat-mittel der Deklination aus 1800 und 1802 mit:

1800 Juni	15° 53'
1802 „	15° 47.5'

Aus diesen Daten schliesst Dr. Schenzl, dass die westliche Deklination zu Ofen ihren grössten Wert um das Jahr 1795 erreichte, während zu Paris das Maximum der westlichen Abweichung im Jahre 1814 beobachtet wurde.

Kön. Bergrath Julius *Rónay* verglich ältere Grubenpläne mit neueren Messungen, und stellte daraus für *Nagy-Bánua* (Bergstadt an Ungarn's östlicher Grenze) folgende Reihe zusammen:

Jahre	Deklination gegen West
1785	15° 30'
1788	15 24

Jahre	Deklination gegen West
1796	14° 51'5"
1806	14 22'5"
1812	12 55'5"
1816	12 49'5"
1835	11 10'0"
1844	9° 13'5"

Demnach fiel das Maximum der westlichen Abweichung in Nagy-Bánya, das um 4° 34' östlicher als Budapest liegt, in das Jahr 1785 oder noch früher.

Dies ist Alles, was wir an Daten über die erdmagnetischen Verhältnisse Ungarn's aus den früheren Jahrhunderten und der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts besitzen.

Dr. Karl Kreil, Direktor der Sternwarte zu Prag, später der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus zu Wien, der in nicht weniger als 229 Stationen die erdmagnetischen Konstanten bestimmte, bereiste in der Zeit 1847—1857 Ungarn siebenmal und stellte an fünfzig ungarischen Stationen genaue Beobachtungen an.* Diese Stationen, von West gegen Ost gezählt, sind die folgenden :

Fiume, Karlstadt, Agram, Steinamanger, Petrinje, Warasdin, Ödenburg, Bellovár, Preszburg, Neu-Gradiska, Trencsin, Kenese, Neu-Szöny, Fünfkirchen, Esseg, Tolna, Schemnitz, Ofen, Liptó-Szt.-Miklós, Losonc, Karlovicz, Szegedin, Szolnok, Erlau, Semlin, Kásmark, Leutschau, Temesvár, Kaschau, Arad, Weisskirchen, Tokaj, Debresin, Grosswardein, Karansebes, Ungvár, Orsova, Mehadia, Dobra, Munkács, Szatmár, Vereczke, Nagy-Bánya, Gyula-Fehérvár (Alba Julia), Klausenburg, Hermannstadt, Bistritz, Maros-Vásárhely, Schässburg, Fogaras.

Kreil gab die auf den 1. Januar 1850 reducirten drei erdmagnetischen Elemente in Tabellenform und machte diese Verhältnisse auf drei Karten ersichtlich, deren erste die Isogonen, die zweite die Isoklinen, die dritte die Isodynamen darstellen. Die Isogonen haben im Allgemeinen einen zum geographischen Meridian nahezu parallelen Verlauf; nur in Siebenbürgen ist eine interessante Anomalie zu bemerken, wo die Isogone um die Orte Maros-Vásárhely, Schässburg und Sächsisch-Regen

* Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate, im südöstlichen Europa und einigen Küstenpunkten Asiens.

eine förmliche Schlinge bildet. Der Verlauf der Isoklinen und Isodynamen ist im Grossen parallel den geographischen Parallelkreisen.

Von den Kreil'schen Daten heben wir nur eine hervor. Die auf den 1. Januar 1850 reduzierte Deklination für Ofen beträgt $12^{\circ} 26' 6''$, während dieselbe zu Anfang des Jahrhundert's $15^{\circ} 50'$ war; die Abnahme der Deklination betrug also während fünfzig Jahre etwa $3^{\circ} 24'$.

Nach Kreil's Reisen trat in der Erforschung der erdmagnetischen Verhältnisse abermals eine Pause ein, die aber glücklicherweise keine so lange war, wie die vorige.

Die Ung. Akademie beschaffte nämlich im Jahre 1863 für das in der Realschule zu Ofen aufgestellte meteorologische Observatorium mehrere Apparate für Erdmagnetismus, und es begannen auch dann thatsächlich, unter Leitung des damaligen Direktor's der Realschule, Dr. Guido Schenzl, erdmagnetische Beobachtungen, die seitdem [von 1870 angefangen schon in der besonderen staatlichen Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus] in ununterbrochener Folge angestellt werden.

Die Unterstützungen der ung. Akademie, später die Massnahmen des Staates und das Eingreifen der k. ung. Nat. Gesellschaft brachten schliesslich diese Angelegenheit in ein Stadium, das sowohl der Wichtigkeit dieser Wissenschaft als auch der Würde des Staates in gleicher Weise gerecht wurde.

Dr. Schenzl schied nun bald von der Direktion der Realschule, um als Direktor der Landes-Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus seine ganze Kraft und Zeit derartigen Untersuchungen zu widmen. Schon in der Mitte 1864, als Schenzl im Verein mit Prof. St. Krusper zur Versammlung der ung. Ärzte und Naturforscher nach Marosvásárhely reiste, machten sie unterwegs mehrere geographische und erdmagnetische Ortsbestimmungen. Die Anerkennung, welcher dieser erste Versuch in Fachkreisen begegnete, veranlasste Dr. Schenzl in den folgenden Jahren 1865, 1866, 1867, 1869 und 1871 in Gemeinschaft mit Prof. St. Krusper, später Prof. Kondor, ferner Prof. G. Parsagh in Kecske-mét, A. Roller in Budapest, I. Kurländer, Observator der Anstalt, Dr. K. Schrader, Astronom der Sternwarte zu Ó-Gyalla, — die besonders interessant scheinenden Gebiete, nämlich im Norden die hohe Tatra, im Süden die Kohlenlager längs der untern Donau in den Kreis seiner Untersuchungen zu ziehen.

Alle diese späteren Reisen geschahen mit materieller Unterstütz-

zung der ung. Akademie und erschienen die vorläufigen Resultate der Beobachtungen von Zeit zu Zeit in den Mittheilungen der Akademie und ein Bruchtheil in den geeigneten ausländischen Fachjournalen. Es bestand damals noch nicht die Absicht, diese Untersuchungen auf das ganze Gebiet der Ungarischen Krone auszudehnen, man begnügte sich mit der Aufzeichnung einzelner, zusammenhangloser Daten und deren sporadischer Mittheilung.

Eine entschiedenere Wendung erhielt diese Angelegenheit im Jahre 1872, als die k. ung. Naturwissenschaftliche Gesellschaft aus der vom Reichstage bewilligten Landesunterstützung Dr. Guido Schenzl mit der Untersuchung und der Beschreibung der erdmagnetischen Verhältnisse des ungarischen Reiches betraute, und ihm damit Gelegenheit gab, die zahlreich vorhandenen Lücken der bisherigen Stationen systematisch zu ergänzen, die interessanteren Gebiete wieder zu bereisen und zu erforschen, alle Beobachtungen für dasselbe Jahr zu berechnen und das gesammte Material planmässig in Form einer zusammenhängenden grossen Monographie zu verarbeiten.

Jedoch wurde die Erwartung, dass die Arbeit innerhalb dreier Jahre vollendet werde, nicht erfüllt. Im Jahre 1872—1873 war es die Cholera, die mehrere Gegenden des Landes verheerte, später die an der Südgrenze entstandene Insurrektion und deren Folgen, die die Arbeiten verzögerten und unterbrachen, so dass dieselben erst im Jahre 1879 zum Abschluss gelangten.

Endlich konnte das grosse Werk im Sommer 1881 erscheinen. Sein bescheidener Titel lautet: „*Adalékok a magyar koronához tartozó orszákok földmágnességi viszonyainak ismeretéhez*“, „*Beiträge zur Kenntniss der erdmagnetischen Verhältnisse in den Ländern der ungarischen Krone*“, mit zwei Tabellen und sechs Karten, im Auftrage der k. ung. Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, von Dr. G. Schenzl. Dieser bescheidene Titel lässt die Ausdehnung und Vollständigkeit des Werkes kaum vermuthen. Dasselbe hat, wie alle auf die ungarischen Naturverhältnisse bezüglichen Publikationen der k. ung. Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, kolumnenweise ungarischen und deutschen Text und beträgt 69 Bogen in Gross-Quart. Die erste Tafel enthält *Kreil's* Aufnahmen, die zweite diejenigen Schenzl's; ebenso enthalten die drei ersten der sechs Karten, *Kreil's* magnetische Kurven, die letzteren drei, die aus Schenzl's Messungen folgenden Linien.

In der ausgedehnten Einleitung gibt Schenzl eine historische Übersicht der bisherigen erdmagnetischen Messungen in Ungarn; hierauf folgt die Beschreibung der bei seinen Messungen benützten Apparate, der befolgten Methoden; die Mittheilung der Formeln, die der Berechnung zu Grunde gelegt wurden. Auf Seite 25—521 ist das riesige Beobachtungsmaterial gegeben, und zwar mit einer Ausführlichkeit, die jede Zahlenangabe des Verfassers zu verfolgen und zu kontrolliren gestattet. Nicht weniger als 126 vollständige Aufnahmen, die sich auf 113 Stationen beziehen, sind detaillirt mitgetheilt; die Differenz von 13 ergibt sich durch zwei- oder mehrfache Aufnahmen derselben Station. Unter diesen 113 Stationen finden sich die obigen fünfzig Stationen Kreil's fast ausnahmslos wieder, die übrigen sind neue Stationen, in welchen bis dahin noch keine erdmagnetischen Messungen angestellt waren. Es sind dies, wieder von West nach Ost gezählt, folgende Orte:

Sissek, Günz, Herény, Gross-Kanizsa, Klein-Zell, Keszthely, Alt-Gradiska, Tyrnau, Bakonybél, Herend, Pannonhalma, Kaposvár, Pöstyén, Tihany, Vespriem, Brood, Neutra, Komorn, Ó-Gyalla, Nedanócz, Öreg-Tagyos, Stuhlweissenburg, Gran, Zsolna, Duna-Szekesó, Vinkovce, Kremnitz, Baja, Kalocsa, Zombor, Waitzen, Balassa-Gyarmat, Szada, Árva-Ujhely, Breznóbánya, Maria-Theresiopel, Hatvan, Kecskemét, Salgó-Tarján, Neusatz, Rima-Szombat, Schmeks, Gross-Kikinda, Rosenau, Miskolcz, Békés-Csaba, Eperies, Werschetz, Radna, Oravicza, Csiklova, Gurahonecz, Maros-Illye, Csucs, Huszt, Petrozsény, Felvincz, Máramaros-Szigeth, Deés, Medgyes, Abafája, Székely-Udvarhely, Kronstadt, Csikszereda, Kézdi-Vásárhely.

Im folgenden Kapitel erläutert der Verfasser die Methode, welche er zur Umrechnung der Beobachtungen auf eine bestimmte Periode, und zwar den 1. Januar 1875 benützte. Schenzl wählte diesen Zeitpunkt, weil er von der Kreil'schen Periode gerade ein viertel Jahrhundert entfernt ist. Wenn nun nach Ablauf eines viertel Jahrhunderts, etwa um das Jahr 1900 wieder eine erdmagnetische Landesvermessung veranstaltet werden sollte, kann vielleicht das Gesetz der säcularen Änderungen der magnetischen Elemente erforscht werden; jetzt sind wir jedoch nur in der Lage, das jährliche Mittel dieser Änderungen aus den einen grösseren Zeitraum umspannenden Daten zu berechnen. Von 1850 bis 1875 beträgt die jährliche Abnahme der Declination in Ungarn etwa $7\frac{1}{3}$ Bogenminuten, die ganze Abnahme etwa

drei Grad; die jährliche Abnahme der Inklination ist viel geringer, für Budapest etwa 1'4 Bogenminuten.

Wir wollen hier die absoluten Werthe der Deklination und Inklination für Budapest mittheilen. Wie schon erwähnt, erreichte die Deklination um's Jahr 1795 das Maximum $16^{\circ} 10'$; von da ab sank sie 1800 auf $15^{\circ} 53'$, 1848 auf $12^{\circ} 26'$, 1857 auf $11^{\circ} 28'$ 1875 auf $9^{\circ} 23'$, gegenwärtig, 1881, beträgt sie nur $8^{\circ} 40'$. Die Inklination war 1848 $63^{\circ} 20'$, 1875 $62^{\circ} 39'$ und gegenwärtig $62^{\circ} 31'$.

Im letzten Kapitel sind die Anomalien der magnetischen Kurven (Erlau, Schemnitz, Tokaj, Peterwardein, Oravicza, Nagybánya, und jenseits des Königssteiges in der Umgebung Schässburg's) detaillirt behandelt und deren lokale Ursachen analysirt. Zahlreichere künftige Beobachtungen, mit vollkommeneren Apparaten angestellt, werden sicherlich zur Lösung solcher Fragen führen, die in diesem Kapitel gerade nur angedeutet sind. Die späteren Beobachter werden wenigstens orientirt sein, auf welche Punkte sie ihre Aufmerksamkeit besonders zu richten haben. —

Aber nicht bloss die *räumliche* Vertheilung des Erdmagnetismus innerhalb Ungarn's Grenzen untersuchte Schenzl, sondern er verfolgte und beobachtete seit 1861 konsequent die zeitlichen Änderungen für Budapest, wodurch im Anschlusse an andere Observatorien die Lösung der Frage über die Periodicität der erdmagnetischen Kraft und ihr Zusammenhang mit anderen periodischen Erscheinungen der Natur angebahnt wird.

In diesem stattlichen Bande, mit dem Guido Schenzl Ungarn's Literatur bereicherte, liegt die ununterbrochene Arbeit von sechszehn Jahren vor uns. Wenn wir bedenken, welch' grosse geistige Arbeit, wie viel Reisemühen aus diesen Zeilen zu uns sprechen, und wenn wir diejenige Arbeit, die in Italien ein Denza mit vier Assistenten und einer Staatssubvention von 16,000 Frs vollführte vergleichen, mit der, welche bei uns ein einfacher Ordensgeistlicher * mit einem oder dem anderen guten Freunde, und einer vom Staate, von der Akademie und der Naturwissenschaftlichen Gezellschaft einzeln erbetenen Subvention von zusammen 2000 fl. und einer Summe von etwa 1500 fl. aus eigenen Mitteln, an doppelt so vielen Stationen in zweifach grösserer Ausdeh-

* Dr. Guido Schenzl ist Capitular der Skt. Benedikts-Abtei zu Admont in Steiermark.

nung zu Stande brachte, ergreift uns ein tiefes Gefühl der Achtung für diesen Mann, der seine Pflichten gegen sein Adoptivvaterland in so edler Weise und reichlichstem Masse erfüllte.

PROF. KOLOMAN V. SZILY.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

Volkswirthschaftliche und statistische Commission der Akademie.
Sitzung vom 19. Januar 1882. — Gegenstand : Reichstags-abgeordneter ALEXANDER HEGEDÜS referirt über die *internationale Münzkonferenz*.

Vorsitzender Graf MELCHIOR LÓNVAY. — Anwesend waren : LEO BÉOTHY, Graf AUREL DESSEWFFY, Dr. JULIUS GERLÓCZY, JOHANN HUNFALVY, Dr. JULIUS KAUTZ, KARL KELETI. — Schriftführer : Dr. BÉLA FÖLDES (WEISZ).

Der Vortragende erläutert jenes Referat, welches er als Vertreter der ungarischen Regierung auf der internationalen Münzkonferenz zu Paris an den ungarischen Finanzminister richtete. Er findet eine der Hauptursachen des Mislingens der Conferenz in dem Umstande, dass die Conferenz nicht mit einem bestimmten Zweck und mit einem bestimmten Programm einberufen wurde ; Mitglieder der Conferenz waren theils Gelehrte, theils Diplomaten, theils von den betreffenden Regierungen aufgeforderte, zufällig in Paris anwesende Personen. Die Conferenz war überhaupt nicht entsprechend vorbereitet. Referent hielt sich streng an die Weisung des Finanzministers, welche eine reservirte, beobachtende Stellung gebot, wie dies auch von Seite der österreichischen Regierung geschah. Referent hält vom wissenschaftlichen Standpunkte bloß den Monometallismus für gerechtfertigt, da beständiges Werthmaass nur ein Metall sein kann ; der Bimetallismus besitzt keine wissenschaftliche Basis ; seine bedeutendsten Vertreter, Arendt in Deutschland und Cernuschi in Frankreich, vermögen nicht dessen innere Berechtigung zu beweisen ; der Eine weist nur nach, dass bei der deutschen Münzreform Fehler begangen wurden ; der Andere beweist, dass die Depreciation des Silbers ein grosses Uebel ist ; aber keiner von Beiden beweist, dass die Doppelwährung und namentlich das Verhältniss von 1 : 15½ zwischen Silber und Gold, die herrschenden Uebel zu beseitigen, resp. die zukünftigen zu verhindern vermöchten. Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, dass die Depreciation des Silbers eine Calamität ist, und

dass es wünschenswerth wäre, diese Calamität wenigstens nicht weiter greifen zu lassen; dass es aber möglich wäre, das Werthverhältniss beider Edelmetalle auf die frühere Relation zurückzuführen, glaubt der Vortragende nicht. Dass auch bei monometallistischem System mehr Silber in den Verkehr eindringe, das hält er auch durch andere Massregeln für erreichbar. Der eine Weg wäre der durch die deutsche Regierung vorgeschlagene Weg, die goldenen Fünfmärkstücke und die kleineren Papierzeichen einzuziehen und durch Silberstücke zu ersetzen. Ferner die Annahme eines andern Prägungsverhältnisses. Ein gleiches Expediens wäre, wenn die englische Bank gemäss der Peelakte wirklich ein Fünftel ihrer Noten mit Silber decken würde. Auch in den andern Staaten sollte das Silbergeld vermehrt werden und zwar gleichfalls durch Einziehung der kleineren Geldmünzen und Papiergeldzeichen. Diese Verfügungen würden den Preis des Silbers heben und da hiedurch ein bedeutendes Quantum Gold frei würde, wäre die Durchführung der Goldwährung erleichtert. Referent hält es für unwahrscheinlich, dass auch ein alle civilisirte Staaten umfassender Münzbund ein festes Verhältniss zwischen Silber und Gold zu diktiren vermöchte; denn das in Händen der Speculation und der Industriellen befindliche Edelmetall ist bei weitem grösser, als das von Seiten des Staates für die Münzprägung benöthigte Quantum, und so können diese Faktoren das Werthverhältniss jedesmal alteriren, sobald die Produktions- und Verkehrsverhältnisse der Edelmetalle hiezu Gelegenheit bieten. Redner erblickt einen Grund des Misslingens der Conferenz in dem Umstande, dass die fanatischsten Bimetallisten, wie Arendt und Cernuschi, ihre Regierungen vor einer unvorsichtigen Ausprägung von Silbermünzen warnen. Auch gleiche Bestimmungen der Legirungsverhältnisse und eine Verbreitung des Chequesystems wären wünschenswerth. Er hofft, dass bei einer Vermehrung des Metallgeldes auch latentes Gold und Silbergeld zum Vorschein käme. Jedenfalls kann eine endgiltige Regelung nur auf Basis des Monometallismus erfolgen.

Prof. Dr. KAUTZ findet es erfreulich, dass der Monometallismus auf der Pariser Conferenz energisch betont wurde. Er bedauert, dass die ungarische Regierung eine so einschränkende Direktive ihrem Vertreter gegeben, was mit dem bewussten Vorgehen der ungarischen und österreichischen Regierung im Jahre 1867 im Widerspruch steht. Das Scheitern der Conferenz erklärt er aus den heterogenen Interessen der

theilnehmenden Staaten, namentlich daraus, dass die Vereinigten Staaten und Frankreich die Conferenz benützen wollten, um aus ihren Silberkalamitäten herauszukommen. Die Ergebnisse der Conferenz bestätigen die von so bedeutenden Fachmännern wie Göschen, Fawcett, Giffen, Knies, Nasse, Roscher, Soebber, Leroy-Beaulieu und A. vertretene Theorie des Monometallismus und beweisen, dass der Bimetallismus der Wolowski, Arendt, Cernuschi, Dana Horton auch in internationaler Form undurchführbar ist. Er unterschätzt nicht die Schwierigkeiten des reinen Monometallismus, und bedauert gleichfalls die Depreciation des Silbers. Doch wäre dem letztern durch die von dem dänischen Staatsrath Lévy vorgeschlagenen Mittel, sowie durch jene Verfügungen abzuhelpen, welche er in seiner Arbeit „a fémépénz valutáról“ (über die Metallmünzfrage) vorschlug. Zum Schluss drückt er den Wunsch aus, es möchten die beiden Regierungen Oesterreichs und Ungarns vorbereitende Berathungen einleiten, dass uns eine etwaige Lösung der Frage nicht unvorbereitet treffe.

KARL KELETI theilt nicht die Ansicht Hegedüs's, dass nur der Monometallismus wissenschaftliche Berechtigung habe; eine Theorie, die so unüberwindliche Schwierigkeiten in der Praxis verursacht, hat keine Berechtigung. Auch ist die Behauptung unrichtig, dass das Geld nur Werthmesser sei; es ist auch Verkehrsmittel und als solches hat auch das Silber seine Berechtigung. Der Fehler des Bimetallismus liegt nur darin, dass er das den Umständen nicht entsprechende Verhältniss von 1 : 15 $\frac{1}{2}$ aufrecht erhalten will. Es muss ein anderes Verhältniss acceptirt werden und auch dieses muss wieder geändert werden, wenn es die Umstände erfordern.

Dr. BÉLA FÖLDES hätte ein energischeres Auftreten der österreichischen und ungarischen Vertreter auf der Conferenz gewünscht, da diese als unparteiische Theilnehmer einen Einfluss auf die Versammlung hätten gewinnen können. In dem Vortrage vermisst er die Beantwortung dessen, welcher Valuta sich jene Staaten bedienen sollen, welche bei dem begränzten Quantum an Geld diese Währung nicht einführen können. Die Gefahr des Bimetallismus liegt darin, dass er ein vorübergehendes Uebel durch ein bleibendes heilen will. Denn die Ursachen der Depreciation des Silbers sind vorübergehende; die Werthschwankungen bei Doppelwährung würden dagegen fortwährend drohen. Der Bimetallismus kann nur dann sein Ziel erreichen, wenn er mit den Ver-

hältnissen im Einklang ist, - und dann ist er nicht nothwendig. Die Lösung der Valutafrage kann nicht gelingen, insolange in den Productions- und Consumtions-Verhältnissen der Edelmetalle keine grössere Stabilität eintritt.

Graf MELCHIOR LÓNYAY weist namentlich auf den Vorgang zur Zeit der Münzconferenz vom Jahre 1867 hin, wo er als ungarischer Finanzminister die Direktive der Vertreter festsetzte. Gegenwärtig spricht er sich zu Gunsten der Doppelwährung aus. Das Gold allein genügt nicht, um dem Bedürfniss des Verkehrs zu genügen. Die Einführung der Goldwährung bedeutete für Ungarn die Erhöhung aller öffentlichen und Privatschulden. Von dem Hervortreten des von Hegedüs erwähnten latenten Goldes erwartet er in Ungarn nicht viel: auch nicht vom Cheque- und Clearing-System, welches nur in den grossen Verkehrscentren zu einiger Bedeutung gelangen kann. Er wünscht, dass die Regierung sich eingehend mit der Valutafrage beschäftige.

— Sitzung vom 23. Februar 1882. — Gegenstand: Dr. Földes' (Weisz) Vortrag über *das Staatsbahnsystem mit besonderer Berücksichtigung des Votums der italienischen Eisenbahnenenquete*.

Vorsitzender: Graf MELCHIOR LÓNYAY. — Anwesend waren: LEO BEŤTHY, WOLFGANG DEÁK, Graf AUREL DESEWFY, Dr. JULIUS GERLÓCZY, Dr. JULIUS KAUTZ, JOSEF KÖRÖSI. — Schriftführer Dr. BÉLA FÖLDES.

Referent beginnt mit dem Hinweiss darauf, dass, als seinerzeit die ersten Concessionen zum Bau von Eisenbahnen ertheilt wurden, man über die Bedeutung dieses Vehikels, sowie über dessen volkswirtschaftliche Natur nicht im Reinen war. Bald aber zeigte die Erfahrung, wie tief dieses Mittel ins wirtschaftliche, ja ins geistige, politische Leben der Völker eingreift. Als man dem gegenüber wahrnahm, dass dieses Institut in erster Reihe engherzigen Privatinteressen dient und diese Interessen durch die Concurrenz nicht kontrollirt werden, da die Bahnen zumeist ein wirtschaftliches Monopol besitzen, so drang immer mehr der Gedanke durch, dass die Bahnen unter strenger Controlle des Staates oder direkt durch das Eigenthumsrecht den allgemeinen Interessen dienstbar gemacht werden. Dieser Gedanke fand namentlich in neuester Zeit Wiederhall. Inmitten dieser Strömung geschah es, dass die italienische Regierung eine Enquete im Jahre 1878 zu dem Zwecke einberief, um die verschiedenen Bahn-

systeme zu prüfen. Die Enquête hat ihre Arbeiten vollendet und in 7 starken Bänden dem Parlament vorgelegt. Trotzdem, dass die Enquête zugeben muss, dass das Staatsbahnsystem in Italien — der grösste Theil der Bahnen ist daselbst im Staatsbesitz — durchaus keine ungünstigen Resultate aufweist, gelangt sie zu der Conclusion, dass das Privatbahnsystem das vorzüglichere ist. Die Enquête — deren Aeusserungen der Vortragende eingehend wiedergiebt — befürchtet namentlich die mit diesem System verbundenen politischen Gefahren: die Uebermacht der Regierung, die Beeinflussung und Abhängigkeit der Bevölkerung, das Hineintragen von Privatinteressen ins Parlament, die Schwierigkeit der parlamentarischen Controle, die Schwierigkeit der Festsetzung eines halbwegs sicheren Budgetvoranschlags. Auch hebt sie manche Unzukömmlichkeiten hervor, welche daraus entstehen, dass der Staat so grosse Unternehmungen in seinen Händen concentrirt. Der Vortragende würdigt die von der Enquête hervorgehobenen Gefahren des Staatsbahnsystems, aber auch die dieses System befürwortenden Gründe und skizzirt die neuesten Erfolge des Staatsbahnsystems. Seiner Ansicht nach kann von einer Wahl zwischen beiden Systemen nur dort die Rede sein, wo sich reines Privatbahnsystem und reines Staatsbahnsystem gegenüberstehen. Bei uns ist dies nicht der Fall. Unser Bahnsystem erfordert ausserordentliche Opfer, ohne uns die Wahrung unserer volkswirtschaftlichen Interessen zu gewährleisten. Dabei ist auch jetzt schon der Regierung eine weitgehende Intervention gesichert und ist das Budget auch von den Bilanzen der Bahnen beeinflusst. Unsere wirtschaftliche und finanzielle Lage nöthigt uns aber, wenigstens für die Hauptlinien das Staatsbahnsystem zu adoptiren. Ueberdies erinnert der Vortragende daran, dass ja in den meisten kontinentalen Staaten das Staatsbahnsystem mit Ablauf der Concessionen gewissermassen von selbst eintreten wird. Auch daran darf nicht vergessen werden, dass die Bahnfrage heute schon zu den internationalen Fragen gehört, namentlich für die kontinentalen Staaten. Wenn z. B. Deutschland mittelst der Verstaatlichung der Bahnen den Kampf gegen unsere Getreideproducenten, gegen unsere Weinproducenten, gegen unser Mehl, unser Holz etc. fahren will, dann können wir nicht darauf verzichten, gleiches zu thun. Aber an zwei Dinge — sagt der Vortragende — sollen wir ganz besonders erinnert werden. Es genügt nicht, das Staatsbahnsystem auszusprechen, sondern es muss auch organisirt werden. Das Beispiel hiefür zeigt

Preussen. Es müssen locale Instanzen geschaffen werden, um das Interesse der einzelnen Gegenden zu sichern; es muss auch möglichst häufig für die Berührung der Bahndirektionen mit den Vertretern der einzelnen Interessengruppen gesorgt werden. Die Staatsbahnfrage lösen, heisst nicht, die Bahnen zusammenzukaufen, sondern alle Garantien zu schaffen, dass dieses Institut wirklich seine grossen Dienste für das wirtschaftliche Leben des Volkes erfülle. Dann erinnert der Vortragende daran, dass das Bahnsystem auch eine grosse Consequenz fordere. *Acceptiren wir das Staatssystem, dann dürfen wir so wichtige Linien, wie die am rechten Donauufer gegen Wien zu bauende nicht, oder zum Mindesten nicht ohne feste Garantien dem Privatbetrieb überlassen.* Das wäre ein grosser, unverzeihlicher Fehler. Der Vortragende hebt noch einen höchst bemerkenswerthen Vorschlag der italienischen Enquete Kommission hervor, den nämlich, *dass der Staat auch beim Privatbahnsystem sich das Recht sichern solle, die Tarife herabzusetzen, wenn es sich um ein grosses wirtschaftliches Interesse handelt, sofern der Staat den eventuellen Verlust übernimmt.*

Graf LÓNYAY spricht dem Vortragenden seinen Dank für den Vortrag aus, in welchem er einen theoretischen und praktischen Theil unterscheidet. Er hält die Frage des Bahnsystems für eine relative. Die Thätigkeit der staatlichen Organe ist mangelhaft und entspricht der Natur dieses Betriebes wenig. Unter unsern Verhältnissen ist er entschieden für das Staatsbahnsystem u. z. in dem Sinne, dass die Hauptlinien unbedingt dem Staate gehören sollen. Auch nöthigen uns schon die von den Bahnen in Anspruch genommenen Zinsengarantien, das Staatsbahnsystem zu propagiren, da ja unsere Privatbahnen eben deshalb eigentlich Staatbahnen sind, weil sie ja nicht bald die Zinsengarantie entbehren werden können.

Graf AUREL DESEWFFY: Die Theorie mag vielleicht viel Gründe für das Privatbahnsystem kennen, für Ungarn ist das Staatsbahnsystem das allein gebotene. Schon aus dem einen Grunde, weil bei der Zollgemeinschaft mit Oesterreich, die Bahnen zu jenen wenigen Mitteln gehören, mit welchen wir Manches im Interesse unserer Volkswirtschaft thun können. Bezüglich der gegen Westen zu bauenden Bahn hält er es namentlich mit Rücksicht darauf, dass wir sowohl der österr. Bahn als der Donaugesellschaft nicht gut zu Leibe können, für wünschenswerth, dass dieselbe als Staatsbahn zu Stande komme. Sollte dies jedoch aus

finanziellen Gründen nicht möglich sein, so möge der Staat sie einer Privatbahn übergeben, aber für nachdrückliche Einflussnahme Sorge tragen.

F. B. WEISZ spricht sich für das Staatsbahnsystem aus und legt namentlich auch aus Rücksichten der Vertheidigung und Kriegführung hierauf Gewicht,

Prof. KAUTZ: Von allen wirthschaftlichen Fragen gehört gewiss die Eisenbahnfrage zu jenen, welche eine absolute Lösung nicht zulassen. Er freut sich sehr, dass der seit Jahren propagirten Idee der Ausdehnung der Staatsthätigkeit auf den verschiedensten Gebieten in dem Votum der italienischen Enquetekommission entgegengetreten wird. Mit Rücksicht auf Ungarns geographische Lage, staatliche und nationale Verhältnisse, und aus Gründen des internationalen Verkehrs ist in Ungarn das Staatsbahnsystem vorzuziehen. DR. BÉLA FÖLDES (WEISZ).

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.

***Badics Ferencz, Gaal József élete és munkái.** (Josef Gaal's Leben und Werke von Dr. Franz Badics). Budapest, 1881, Aigner, 192 S.

Deák F. beszédei 1829—1847 (Franz Deák's Reden 1829—1847, gesammelt von Emanuel Kónyi) Budapest, 1882, Franklin, 628 S.

Duka Tiv., Emlékbeszéd William Stephen Atkinson felett (Denkrede über das auswärtige Mitglied William Stephen Atkinson von Theodor Duka). Budapest, 1881, Akademie, 17 S.

Klamarik J., A magyarországi középiskolák szervezése (Die Organisation und Praxis der ungarischen Mittelschulen. Sammlung sämtlicher auf die Gymnasien und Realschulen bezüglicher Gesetze, Verordnungen, Reskripte, Instruktionen u. s. w., von Dr. Johann Klamarik). Budapest, 1881, Eggenberger, 544 S.

***Mikszáth K., A tót atyáinak** (Unsere slowakischen Landsleute. Erzählungen und Skizzen von Koloman Mikszáth). Budapest, 1881, Grimm, 189 S.

Persius és Sulpicia satirái (Die Satiren des Aulus Persius Flaccus und der Sulpicia, übersetzt von Dr. Ignatz Barna). Budapest, 1881, Tettey, 91 S.

Tibullus Elegiái (Die Elegien des Albius Tibullus, übersetzt und erklärt von Michael Latkóczy). Budapest, 1882, Aigner, 148 S.

***Vajda János összes költeményei** (Sämmtliche Dichtungen von Johann Vajda, 2 Bde, I. Kleinere Gedichte, II. Erzählende Dichtungen). Budapest, 1882, Aigner, 293 und 369 S.

DIE BILDENDE KUNST IN UNGARN. *)

WÄHREND sich die nationale Poesie in Ungarn in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts auf die Höhe der politischen Entwicklung emporschwang, hat die Nation in neuerer Zeit auf dem Gebiete der bildenden Kunst einen Aufschwung genommen, wie er nur in den glänzendsten Epochen der nationalen Selbstständigkeit beobachtet werden konnte, und wie er seit den Königen aus dem Hause Árpád's und Anjou's nicht erreicht wurde, da Dome und Basiliken gebaut, da in den Kunstschulen und Bauhütten der Münster und Cathedrale vaterländische Künstler gebildet wurden, und da — unter dem Ungarkönig Mathias — die italienische Renaissance auch bei uns in voller Blüthe stand.

Wenn sich nun auch die Erinnerung an diese glänzende Kunstvergangenheit in dem Bewusstsein der Nation nicht erhalten hat, wenn selbst die Wissenschaft über dieselbe bisher nur wenig Aufschluss gibt, so ist es doch nachweisbar, dass sich die Fäden der nationalen Kunst durch unsere ganze Vergangenheit durchziehen und dass wir auch in dieser Beziehung bereits ein Gestern haben. Ohne das Bewusstsein dieser Vergangenheit ist aber eine wahre nationale Kunstentwicklung nicht denkbar. Und unsere Kunst hat bereits die Stufe der Grossjährigkeit erreicht, auf welcher ihr das nationale Erbe nicht länger vorenthalten werden kann; dieses Erbe ist der Genius der selbstbewussten nationalen Kunst, welcher ihr den Boden gewährt, in dem sie Wurzel fassen, die Quelle, aus

* Nach der Eröffnungsrede, welche Bischof Arnold *Ipolyi* als Präsident des Landesvereins für bildende Künste in der letzten Jahresversammlung dieses Vereins gehalten hat.

welcher der Künstler Leben und Erquickung schöpfen und der Nation mittheilen kann.

Doch während in der Vergangenheit, in der glänzenden Epoche nationaler Kunst, in dem Zeitalter der grossen mittelalterlichen Kunststyle, Kunst, Geschmack und Künstler zumeist importirt waren und unser Vaterland den französischen und deutschen Mönchen, den Italienern Masolino und Lippe kaum einen Michael Hungarus, kaum einen Aquila von Regede, einen Nikolaus von Leutschau und eine kaschauer Schule zur Seite stellen kann, gehört es zu dem Characterzuge der gegenwärtigen Epoche, das sie bereits exportiren kann. Und wir exportiren heute, wenn auch nicht ung. Kunst, so doch ung. Kunsttalente, von denen manches so ausserordentlicher Art ist, dass der Export uns fast schon zum Nachtheile gereicht. An 150 beträgt zur Stunde die Zahl unserer Maler, Bildhauer und Architekten, die auf den Künstlernamen gerechten Anspruch haben. Es ist dies jedenfalls mehr, als unser im Übrigen unkünstlerisches, öffentliches Leben verträgt und mehr als unser Kunstbedürfniss beschäftigen kann.

Was Wunder daher, wenn die Hälfte unserer Künstler auswärts Beschäftigung und Ruhm sucht, während die andere Hälfte zum grossen Theil unbeschäftigt, oft wider Willen feiern oder sich anderen Bahnen zuwenden muss, die ihrem Talente und ihrer Neigung weniger entsprechen, ohne sich den nicht weniger ehrenvollen Gebieten der dekorativen Kunst und dem Kunstgewerbe zuwenden zu wollen, auf welchem wir noch immer zu importiren gezwungen sind.

Wird aber das ung. Kunstgewerbe von den einheimischen Talenten noch allzuwenig gepflegt, so kann sich doch die ung. Kunst zur Stunde mit Namen und Erscheinungen brüsten, die keineswegs zu den Alltäglichkeiten gehören. Das epochale Bild eines der grössten Meister der Gegenwart zieht gegenwärtig im Triumphe durch die Welt; einer unserer Künstler hat die höchste Auszeichnung der französischen Kunst errungen, ein anderer hat soeben Schiller's Glocke und Goethe's Faust mit einer seltenen künstlerischen Vollendung illustriert. Unsere Landsleute sind Direktoren und Lehrer an Kunstschulen von europäischem Ruf; sie sind Künstler an Höfen fremder Fürsten und fremde Nationen sehen mit Stolz ihren Schöpfungen entgegen; unsere Künstler erscheinen auf

allen Ausstellungen, sie arbeiten in den Ateliers und Kunstschulen von Paris und Rom, von München und Wien, und in Rom ist es desgleichen einer der Unserigen, der als einer der ersten in der alten korrekten Heiligenmalerei gilt. Ausserdem aber haben wir auch zuhause ausgezeichnete Meister, die berufen sind zum Baue und zur künstlerischen Ausschmückung unserer Kirchen und Paläste, zur Schaffung von Monumenten für unsere grossen Männer. Mit einem Worte, die ung. Kunst zeigt sich heute der grössten Aufgaben gewachsen. Aber das Land, die Gesellschaft bieten ihr nicht Gelegenheit, sich in ihrer vollen Entfaltung zu zeigen.

Der Hauptfaktor der Kunstentwicklung in Ungarn ist noch immer der Landesverein für bildende Künste, der auch in materieller Weise erfreuliche Fortschritte macht. So betragen seine ord. Einnahmen im v. J. (bei einem Präliminare von 56,093 fl.) 65,974 fl., seine ausserordentlichen Einnahmen (bei einem Präliminare von 22,000 fl.) 32,581 fl., die ord. Ausgaben präliminirt 47,341 fl., in Wirklichkeit 65,748 fl., die ausserordentlichen Ausgaben präliminirt 11,346 fl., in Wirklichkeit 6,313 fl. Dieser Verein ist seit Jahr und Tag bemüht, Regierung und Gesellschaft zur Errichtung einer Akademie der bildenden Künste zu bewegen, und es ist gegründete Hoffnung vorhanden, dass die Errichtung einer solchen Anstalt nicht lange wird auf sich warten lassen, welche *sans phrase* einem dringenden Bedürfnisse entspricht. Denn die Musterzeichenschule und die Zeichenlehrer-Präparandie, die einstigen ung. Bildungsstätten dieser Art, haben bereits eine Überproduktion an Schülern zuwege gebracht, die mit sich nichts anzufangen wissen, wenn ihnen ihre Mittel den Besuch auswärtiger Akademien behufs Beendigung ihrer Studien nicht erlauben. Es thut daher eine Anstalt noth, welche als Krönung des Kunstunterrichts zu betrachten wäre und auch unseren Meistern Gelegenheit gäbe, ihr Wissen und Können dem hoffnungsvollen Nachwuch mitzutheilen. Dann wäre auch viel von der Wechselwirkung zu erwarten, welche Schule und Leben auf einander üben. Kunstbedürfniss und Kunstgeschmack würde von der Akademie auf das Publikum ausgehen und andererseits würde auch der wachsende Geschmack des Publikums die Künstler zur Erreichung des Höchsten anspornen.

Bis aber die Akademie der bildenden Künste errichtet wer-

den kann, ist es nothwendig, die vorhandenen wirklichen Künstler zu beschäftigen und in dieser Beziehung wetteifern bereits die Regierung, die Hauptstadt und andere Munizipien, die Akademie der Wissenschaften, wie auch einzelne wenige Private — rariantes — mit einander, um Architekten, Malern und Bildhauern Arbeit zu geben; es ist all' dies nicht viel, aber es ist doch Etwas und jedenfalls hundertmal mehr, als seit einem Jahrhundert in dieser Beziehung in Ungarn geschehen ist. Den wohlthätigsten Einfluss auf Förderung von Geschmack und Kunstsinn übt jedoch der oft erwähnte Landesverein durch seine periodischen Ausstellungen, welche, wie bekannt, von vielen bedeutenden Künstlern des Auslandes schon regelmässig beschiedt werden. Auch das materielle Erträgniss dieser Ausstellung ist keineswegs zu ignoriren. Im v. J. wurden daselbst Bilder ung. Künstler im Werthe von 18,172 fl., Bilder auswärtiger Künstler im Werthe von 15,233 fl., zusammen also für 33,315 fl. verkauft. Auch die Preisausschreibungen des Vereins erfreuen sich günstiger Resultate, indem die drei ersten Preise im verflossenen Jahre wirklich trefflichen Bildern zuerkannt werden konnten. Auch erhält der Verein regelmässig Einladungen zur Beschiekung der grösseren auswärtigen Kunstausstellungen, auf denen die ung. Bilder stets gute Plätze und gute Preise erhalten, kurz, es ist ein Fortschritt sowohl extensiver wie intensiver Natur auf allen diesen Gebieten der Kunst zu konstatiren.

Als das glänzendste Ereigniss unserer Ausstellungen muss wohl das Erscheinen von Munkácsy's „Christus vor Pilatus“ aufgefasst werden, welches Gemälde von der Kunstkritik so überaus hochgeschätzt wird; das Verdikt derselben lautet dahin, dass die Kunst des XIX. Jahrhunderts nichts Bedeutenderes geschaffen hat; dass seit Rembrandt kein grösseres Meisterwerk zu Stande gekommen und dass der Name Munkácsy's neben Michel Angelo und Rafael genannt werden darf. Es ist nicht unser Urtheil, welches da nur leicht in die Waagschale fiele, sondern das Urtheil Solcher, die sich für uns sonst nicht sonderlich begeistern. Und es ist dies das Lob Jener, die die Werke unseres grossen Landsmannes auf ihrem Triumphzug dies- und jenseits des Ozeans mit Enthusiasmus aufnehmen und mit riesigen Summen bezahlen, und es ist dies das Urtheil jener ernsten und bedachten Fachmänner, eifersüchtiger Künstler

und strenger Kunstkritiker, die ihrer Nation und deren Kunst gern den höchsten Preis in dem geistigen Wettkampf zuerkennen. Mit patriotischem Stolze erwähnen wir diese fremden Urtheile, damit wir nicht der superfötativen patriotischen Begeisterung oder der beschränkten Befangenheit des Chauvinismus geziehen werden, indem wir selbst unseren Stolz über Munkácsy's Leistungen zum Ausdruck bringen.

In der Metropole der Kunst, dort wo man in olympischen Spielen gegenwärtig um die höchsten Preise ringt, hat unser Künstler diesen höchsten Preis schon vor Jahren errungen; doch durch sein neuestes Werk hat er sich selbst über seine bisherigen Schöpfungen erhoben. Paris hat das Erreigniss anerkannt und gefeiert. Man verkündete seinen Ruhm in Prosa und in Versen, in Leitartikeln, Feuilletons und in Gedichten. Doch wäre uns all' sein Ruhm ein kalter Strahl, ein hohler Glanz, verbände sich in Munkácsy nicht der Genius der Kunst mit dem Genius der Nation, und wäre er nicht ein treuer Sohn seines Vaterlandes. Und deshalb musste auch der französische Dichter von ihm singen :

„Stolzer Meister, der du Christus
Voller Andacht hast gemalt,
Klio schrieb schon deinen Namen
In das Buch der Ewigkeit.
Ungarn sind es und Franzosen,
Deren Stolz du, Meister, bist
— — — — —
— — — — —.“

Und ein anderer Dichter singt :

„Nicht wahr ist's, dass Altäre gesunken all' in Staub,
Dass, was gross und erhaben, bereits der Zeiten Raub.
Noch lebt in unserem Herzen des Gottes Herrlichkeit,
Noch opfert man auf seinen Altären weit und breit.
Der Genius der Künste, er lebet ewiglich
Und Ungarn und Franzosen sind beide stolz auf dich.
Und wieder auferstanden seh'n wir die Ahnen gross,
Es öffnet sich die Kette, die sich mit Rembrandt schloss.
Tizian, Michel Angelo, sie öffnen ihre Reih'n,
Sie heissen dich willkommen, sie sagen dir : „Tritt ein!“

Solche Dithyramben preisen in Munkácsy nicht nur den Künstler, sondern auch den Patrioten; doch verlassen wir den Sa-

genkreis, der sich um den Künstler zu bilden beginnt und beschäftigen wir uns mit seinem Gemälde, in welches Viele die Tendenzen der Zeit hinein verlegen zu dürfen glaubten. Wir, die wir das Bild gesehen, die wir die Geschichte seiner Entstehung und Wandlungen kennen und die wir es nicht durch das Glas flüchtiger Tagesfragen und Ideen betrachten, sondern es mit dem Apparate tiefer und gründlicher Kunstkenntnisse und auf Grund der ikonologisch-typologischen Studien, welche wir an religiösen Bildern gemacht beurtheilen, wir können auch bezüglich dieser angeblichen Tendenz des Bildes bald ins Klare kommen. Aber ohne diese Studien kann nur der individuelle Geschmack oder die beschränkte Auffassung, kann nur das geistreichelnde Aperçu angesichts dieser Schöpfung zum Ausdruck gelangen, und immer wird es dann der Geist des Beschauers sein, der sich in dem Bilde widerspiegeln zu können glaubt, der Geist des Bildes wird von diesen aber gewiss nicht erkannt werden.

In der Christus-Ikonologie des Gottmenschen, angefangen von den byzantinischen, romanischen und gothischen primitiven und erhabenen Typen, von den Bildern Giotto's und Angelico's, Michel Angelo's und Rafael's, Leonardo da Vinci's und Guido Reni's bis zur neuesten Zeit, gibt es keine erhabene und gibt es keine Zerrgestalt, welche Meister und Stümper bei der unerreichbaren Darstellung dieser allerhehrsten Gestalt nicht angewendet hätten. Doch bleibt es zweifellos, dass auch die beste Darstellung fern blieb von dem würdigen Ausdruck des unerreichbaren Ideals, und konnte demselben stets nur ein individuell mehr minder meisterhafte oder menschlich gefällige Gestalt verliehen werden, denn das Göttliche konnte nur durch mehr minder gelungene menschliche Gestaltung wiedergegeben werden. Die Gestaltung Munkácsy's nähert sich nun in der Familie dieser Bilder, ikonologisch genommen, am Ehesten jenem Typus, welcher seit dem Mittelalter den im Garten zu Gethsemane leidenden Erlöser mit dem Ausdruck des Schmerzes und mit dem Selbstgefühl göttlicher Kraft und Gerechtigkeit darzustellen pflegt. Diese Auffassung wäre nur insofern motivirt, als Jesus aus dem Garten zu Gethsemane zu seinem Richter geführt wird, wo sich der Schmerz des Dulders mit seiner göttlichen Kraft und mit dem Ausdruck seines Gerechtig-

keitsgefühls vereinigt. Diese Wirkung übt die Gestalt auf jenen aus, der sie vom Gesichtspunkte kunstgeschichtlicher Studien und der religiösen ikonographischen Typen betrachtet.*

Wesentlicher ist es, wie uns in diesem Werke die grossen Fragen des künstlerischen Idealismus und Realismus entgegentreten. Die geschichtliche und kirchliche Malerei, die wirkliche *grand art* kämpft stark gegen diese Tendenzen an. Die realistische Auffassung, die naturgetreue Reproduktion, die lebensvolle Copie des Modells, sie hat als Errungenschaft und Tendenz der heiligen Kunst die Richtung jener Meister verdrängt, die nach der alten, klassischen Idealisierung und nach dem Erhabenen strebte. Doch ist der erhabene Geist und die ideale Auffassung durch diese reale und materielle, wenn auch meisterhafte Darstellung, ebensowenig wie durch die vollständige Vernachlässigung des Realen und Naturgetreuen zufriedenzustellen, und dies umsoweniger, je stärker in ihm das Gefühl des Idealen ist und je stärker sein Wunsch ist, sich in die Höhe und zu dem Ideale zu erheben.

Dabei bleibt aber die Berechtigung der Naturtreue und des Modellstudiums ausser allem Zweifel. Doch ist dies bloss ein Theil des Ganzen, welches durch den geistigen Ausdruck des naturgetreuen Körpers und durch die ideale Erhebung gebildet wird; bloss diese höhere Synthese und Vereinigung des Idealen mit dem Naturgetreuen ist im Stande, der idealistischen, geistigen und materiellen Natur des Menschen, seinem geistigen Ideale und seinen realen Erfahrungen und Kenntnissen zu entsprechen. Es ist dies eines der grossen Probleme der Menschheit, zu deren Lösung auch die Kunst berufen ist. So oft wir daher den Genius der Kunst in diesem Streben begriffen finden, können wir ihn stets getrost begrüßen.

Und das ist es was wir auch in dem Meisterwerke unseres grossen ung. Meisters begrüßen können, der die Kunst auf jene

* Von anderen Gesichtspunkten der kirchlichen und religiösen Malerei betrachtet das Bild Laversant in seiner geistvollen Schrift: „Le Christ devant Pilate, de Michel de Munkácsy.“ Laversant hielt nämlich in der Pariser Gesellschaft zum h. Johannes eine Reihe von Vorträgen, welche die religiöse Bedeutung des Bildes erklärt und nachweist. Wie sehr dieses Werk nun auch gelungen sein mag, halten wir den oben skizirten Ausgangspunkt dennoch für motivirter.

Höhe gehoben hat, auf welcher sich das reale Leben mit dem geistigen verbindet und die allerhehrsten Ideale und Probleme der Religion und des historischen Lebens sich umschlingen. Dem Genius der nationalen Kunst bleibt nur noch Eines zu wünschen übrig, dass nämlich der Künstler das verwirkliche, was der Kunst seines Vaterlandes noch abgeht, und was wir als patriotisches Opfer von ihm noch erwarten, dass er nämlich mit seiner Kunst einzelne ruhmwürdige Szenen aus der vaterländischen Geschichte verewige. Michael Munkácsy hat seine Laufbahn mit der gefühlvollen Darstellung des ung. Volkslebens, das er sich aufgenommen, begonnen und damit sich einen Namen gemacht. Wir glauben daher mit Recht, dass er seinen Ruhm durch die erhabenen Bilder seiner vaterländischen Geschichte krönen wird. Damit wird er die wunderbare Vergangenheit seiner Nation illustriren, die im Stande war, durch heroische Entschlossenheit und durch ihre staatenbildende Kraft mit einer Handvoll Menschen inmitten der grössten und gebildetsten Völker eines der schönsten Länder zu erobern, darin einen Staat zu gründen und denselben inmitten so vieler Gefahren, tausend Jahre hindurch zu behaupten, die im Stande war, sich auf jene Stufe der Bildung emporzuschwingen, welche von den sie umgebenden Völkern nur noch eines eingenommen hat und auf welcher sie der Welt solch' einen Künstler schenken konnte. Vielleicht wird uns aus seinen Bildern die Welt besser verstehen als aus unserer 1000 jährigen Geschichte und aus den Bestrebungen unserer Literatur und unserer Staatsmänner. Und vielleicht wird es schliesslich unserer Kunst gelingen, eine Schule der ung. Historienmalerei zu begründen und so ein neues und glückliches Gebiet der Gestaltungen zu betreten.*

Vielleicht wird es unserer Kunst gelingen, der Welt zu erklären, was unsere nicht überall verstandene Literatur und was unsere nationale Selbstständigkeit und unser Staatsleben ihr nicht begreiflich machen konnten, wie dies auch Italien gelang, als es ein eigenes staatliches Leben entbehrte und unter der Fremdherrschaft seufzte, und wie dies den Niederlanden gelang, da ihre Kunst die

* Michael Munkácsy hat sich seither bereit erklärt, für den Prunksaal der ung. Akademie der Wissenschaften ein Bild: „König Mathias unter seinen Dichtern und Gelehrten“ malen zu wollen.

Welt beherrschte. Möglich dass auch unsere künstlerischen Talente mit der Änderung der Culturrichtung nach einigen Jahrzehnten schon eine Abnahme erfahren werden, wie wir dies bei unseren politischen und dichterischen grossen Talenten nach einigen Jahrzehnten kurzer Blüthe erfahren haben. Ergreifen wir daher die Gelegenheit, jetzt, da sie in solchem Glanze auftauchen, ihnen Arbeit und Beschäftigung zu geben. Errichten wir für die grossen Meister und für ihre zahlreichen zu so grossen Hoffnungen berechtigenden Schüler eine Akademie, damit sie die ung. Kunst begründen und der Nation monumentale Werke schaffen. Schrecken wir von den Schwierigkeiten des Anfangs nicht zurück, sondern kämpfe ein Jeder hoffnungsvoll für die bessere Zukunft auf der Stelle, welche ihm die Vorsehung als Wirkungskreis angewiesen!

ANTIKE BLEIGEGENSTÄNDE IM UNGARISCHEN NATIONALMUSEUM.

Herr Redakteur!

Das Interesse des Chemiker's an der Geschichte der Metalle, die zugleich ein nicht unwichtiges Stück der Geschichte menschlicher Entwicklung bildet, führte mich diese Ostern in Ihr reichhaltiges Nationalmuseum. Mit gütiger Verstattung des Direktor's der Antikenabtheilung musterte ich unter lebenswürdigster Beihilfe Seitens des Custos, Herrn Dr. Hampel, die dortigen Schätze nach Bleiobjekten durch, da gerade die Bleifunde (diesseits der Alpen überhaupt selten) bisher mit Ausnahme der „Piombi“ nur geringere Beachtung scheinen gefunden zu haben. Als ich später in einer Gesellschaft mich mit Ihnen über diesen Gegenstand unterhielt und das Gespräch abgebrochen werden musste, hatten Sie die Freundlichkeit mich aufzufordern, ich möchte über das fallen gelassene Thema — den Gebrauch des Bleies bei den Alten, namentlich den Römern — einige Notizen aufsetzen. Dieser Aufforderung komme ich hiermit nach, obgleich, wie ich gestehe, mit einigem Zögern im Hinblick auf die Lückenhaftigkeit meiner bisherigen Kenntniss dieses Gegenstandes.

Die Leichtigkeit, mit der sich das Blei gewinnen und bearbeiten lässt, seine Weichheit, sein hohes spezifisches Gewicht einerseits, seine Unansehnlichkeit anderseits bestimmten schon bei den alten Völkern seinen Gebrauch zu Zwecken, denen es zum Theil noch heute dient. Man verwendete es sogar ausgiebiger, als heute, wo zum Theil das Eisen und manche andere Stoffe dessen Stelle vertreten.

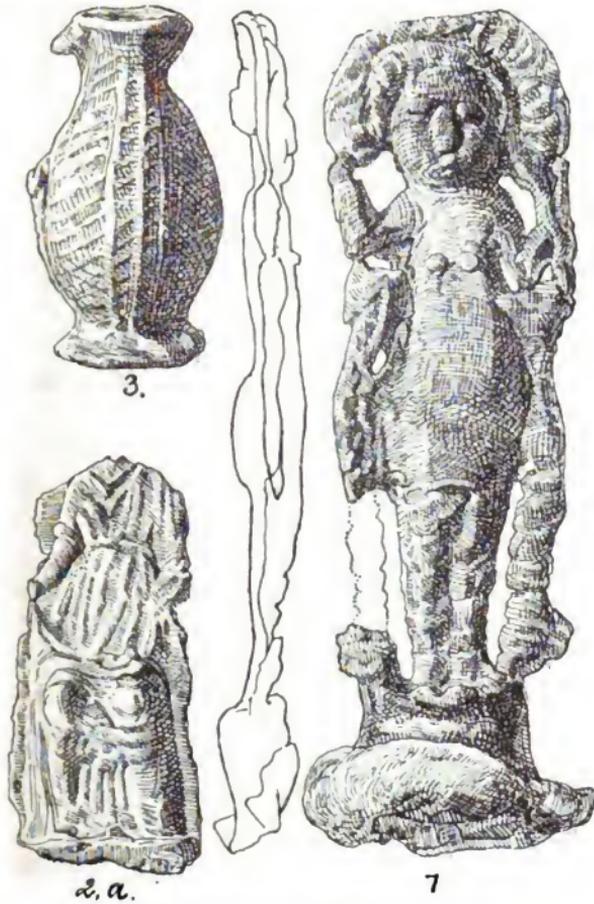
Durch die oberwähnten Eigenschaften taugte das Blei für viele *technische* Zwecke sehr wohl, als Material für *artistische* Arbeiten dagegen sehr wenig. In der letztern Richtung findet man darum auch kaum mehr als blosse Produkte des Kunsthandwerks mittelmässigster Sorte. Ich will mit der Besprechung dieser Klasse von Gegenständen beginnen. Sie umfasst, soviel ich bisher davon gesehen habe: 1. ganz flach gearbeitete Darstellungen von menschlichen Gestalten nach Art der Bleisoldaten unserer Knaben; 2. Platten mit figuralen Darstellungen; 3. Gefässe.

Im Budapester Museum finden sich zwei weibliche Figürchen ersterer Gattung. Die eine (Seite 387 Fig. 7) 10 $\frac{1}{2}$ Cm. hoch, bräunlich weiss oxydirt, ist zu Steinamanger gefunden. Die Gestalt ist ganz unbekleidet, was besonders deutlich an der besser gearbeiteten und erhaltenen Rückseite ersichtlich ist. Ungeachtet das Figürchen ganz flach ist, zeigen sich Schultern, Gesäss und Waden etwa wie im Flachrelief gearbeitet, ganz wohl erkennbar. Den Haarknoten am Hinterhaupte bildet eine regelrechte achtstrahlige Rosette. Um die ganze Gestalt geht ein Streifen, in welchem dieselbe, wie in einer Nische steht. Es ist unzweifelhaft ein Venusbild in einem Kapellchen.

De Meester de Ravenstein führt in dem Verzeichniss des Musée de Ravenstein, Bruxelles, 1880 zwei ähnliche Venusbildchen an (Nr. 1490 und 1491). Vielleicht hatten diese Figuren eine ähnliche Bedeutung, wie die Heiligenbilder, welche heutigen Tages von Wallfahrern zum Andenken von einem Gnadenorte heimgebracht werden, oder sie dienten als Motivbilder. Dass der Handel mit solchen „Tempelchen“ ein nicht minder schwunghafter war, erfahren wir aus der Apostelgeschichte c. XIX. v. 23 u. ff. — Mit vieler Lebendigkeit wird uns erzählt, wie sich die Goldschmiede zu Ephesus, welche „silberne Tempel der Diana“ machten, gegen Paulus wegen Gewerbstörung zusammenrotten, weil er lehre, es gebe

keine Götter, welche von Händen gemacht sind; ihr Handel müsse dahin geraten, dass er nichts gelte.

Ich erinnere mich eines herculanischen Bildes, das eine Szene aus Iphigenie auf Tauris darstellt. Darauf sieht man ausser den bei-

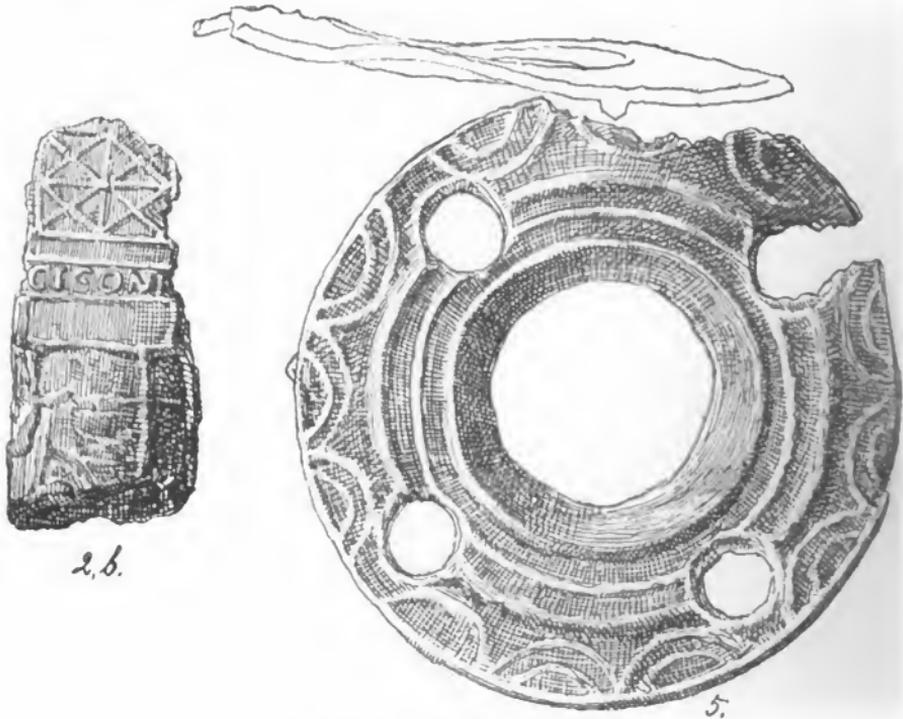


Antike Bleigegenstände des Nationalmuseums.

den gefesselten Freunden auch das Corpus delicti: ein Dianenbild, um das gleichfalls so ein Tempelchen angebracht — ein runder Bogen.

Dass nicht zahlreichere Funde dieser Art bekannt sind, mag zum Theil von der leichten Zerstörbarkeit des Materiales herrüh-

ren. Manches mag übrigens noch in den Sammlungen aufbewahrt und unbekannt geblieben sein, weil bisher das Augenmerk darauf nicht gerichtet worden ist. Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dass das Material von Seite der Archäologen bisweilen gar keine Beachtung findet, oder dass man bei der Beurtheilung desselben sich bisher fast allein vom Augenschein hat leiten lassen, wo nur chemische Analyse entscheidende Aufschlüsse geben kann.



Antike Bleigegegenstände im Nationalmuseum.

Blei, Zinn und deren Legirungen werden noch mit einander verwechselt.

Zu solchen Votiv- oder Gedenkbildern dürfte auch ein kleiner Neptun zu rechnen sein, der sich nach gefälliger Mittheilung des Herrn Direktor Lipp in der Sammlung zu Steinamanger befindet.

Die zweite, ebenfalls flach gearbeitete Figur, die im ungarischen Nationalmuseum aufbewahrt wird, ist eine 5 Cm. hohe,

kopflöse, mit einem faltenreichen Gewand angethane Gestalt. Auf der Rückseite, entsprechend der Höhe des Gürtels sind an der Lehne des Tronsessels sehr deutlich die Buchstaben CISON in erhöhter Schrift zu lesen. (S. 387 Fig. 2 a, S. 388 Fig. 2 b.) Gestalt und Inschrift zu deuten muss ich dem Scharfsinn der Archäologen überlassen.

Auch von der zweiten Art figuraler Darstellungen — Flachrelief auf Platten — finden sich zwei Exemplare im Nationalmuseum. Die eine Platte misst $7\frac{1}{2}$ Cm. im Geviert, die andere ist $7\frac{1}{2}$ Cm. lang und $9-9\frac{1}{2}$ Cm. hoch. Die Darstellungen auf beiden haben Bezug auf den Mithras-Cultus, und sehen sich bis auf einzelne Kleinigkeiten ganz gleich. Die eine Platte ist mit einer ganz besonders schönen gleichmässigen, grauweissen Oxydschicht überzogen. Beschrieben und im Kupferstich abgebildet sind die Gegenstände in Tudományos Gyűjtemény. An. 1818. III. p. 64. (Aus der Bittnicz'schen Sammlung von Steinamanger).

In ähnlicher Art gearbeitet fand man im Amphitheater zu Metz eine Bleiplatte mit der Darstellung einer Viktoria, welche eine Büste der Roma bekränzt. (Grivaud de la Vincelle, Recueil. p. 30.)

Von ornamentirten Bleigefässen ist wenig bekannt geworden: eine Vase mit Bacchus, Silen und den vier Jahreszeiten führt Gerhard an (Antike Bildwerke, I. 87), einen Bleibecher mit auf-



6.



4.

geprägten Bildern in Medaillonform findet man in Overbeck, Pompeji, 3. Aufl. S. 548, Fig. 312 abgebildet.

Ausser den Objekten der drei oben angeführten artistisch-technischen Richtungen wären ganz kunstlose Figürchen von Soldaten, Reitern (De Meester, l. c. Nr. 1492 und 1493), Gauklern (Caylus, VI. p. 277) u. s. w. zu erwähnen, die wohl als Kinderspielsachen aufzufassen sind.



In künstlerischer Beziehung werden die von mir bisher aufgezählten Gegenstände weit übertroffen durch einen kleinen Widderkopf, den ich in der reichen, mit der lebenswürdigsten Bereitwilligkeit mir zugänglich gemachten Privatsammlung des Rathes vom obersten Gerichtshofe, Herrn v. Rath zu sehen Gelegenheit hatte. Die stark gebogene Nase, die gracilen nur einmal nach vorn gekrümmten Hörner erinnern an den Typus mancher Widderköpfe



auf griechischen Arbeiten. An den vorsprängenden Theilen ist der matte Glanz des Metalls gut sichtbar; die tieferen Partien sind mit weisslichem Oxyd überzogen.

Weit wichtiger ist die Rolle, welche das Blei auf technischem Gebiete spielte.

4. Das Blei diente zunächst wegen seiner Zähigkeit als Bindemittel. Bei Steinbauten goss man dasselbe entweder in die Fugen zwischen die Steine, oder man trieb in Quadern, welche durch Eisenklammern zusammengehalten werden sollten, Löcher, die man mit Blei ausfüllte, um dadurch den Klammern mehr Halt zu geben. (Vergl. Vitruv. II. cap. 8. §. 4: *his ansis ferreis et plumbo frontes vinctae*). Diese letztere Art war offenbar sehr alt, denn schon Herodot spielt auf dieselbe an. Er erzählt (I. 186), Königin Nitokris hätte die beiden Theile Babylon's durch Überbrückung des Euphrat vereinigt; die Brücke hätte sie aus Quadern errichtet, wobei sie die letztern mit Eisen und Blei verband (*δέουσα τοὺς λίθους σιδήρω τε καὶ μολύβδῳ*). Beide Arten kann man noch heut an verschiedenen Bauten des alten Rom sehn; die erst besprochene (Ausfüllung von Fugen) kam gewiss, wenigstens stellenweise am Amphitheater zu Aquincum in Anwendung. Die Besucher des Museum's werden unter den dortselbst gefundenen Gegenständen auch ein solches Stück zerflossenen Bleies bemerken

Auf einem ähnlichen Principe beruhte die Anwendung dieses

Metalles bei Marmor- und Bronzewerken. Bei ersteren wurden die zusammengehörigen Marmorstücke durch Nägel zusammengehalten, welche in Löcher derselben mit Blei eingelassen waren (Archaeol. Zeitg. N. F. I. 65); bei grösseren Bronzewerken waren die Lücken, die bei dem Zusammenpassen der Gussstücke übriggeblieben sind, mit Blei vergossen (interque omnes sinus commissuratumque juncturas plumbum ire suffusum, sagt Arnobius in den Disputationes adversus gentes 6, 16.)* Auch wendete man das geschmolzene Blei zum Festlöten von Gegenständen an. Ob die in Dodona gefundenen Bleistücke (in den Tempeln und im Temenos) dazu dienten, die Steine zusammen zu halten oder Weihegeschenke auf ihrer Unterlage zu befestigen, lässt Carapanos (Dodone et ses Ruines, Textes. p. 106) unentschieden.

Endlich wandte man die bindende Kraft des Bleies sogar bei hölzernen und eisernen Bestandstücken landwirthschaftlicher Geräte an z. B. bei der Öhlpresse (Cato, De re rustica, 18). Auch die Säule der Öhlmühle (Trapetum) empfiehlt Cato zuerst mit Weidenholz zu verkeilen und dann noch Blei einzugiessen, damit sie nicht wackle (eo plumbum effundere caveas, ni labet columella); ebenso wird die Nabe mit Bleireifen umgeben (modiolos circumplumbato). Das ganze hiezu nötige Blei kostete zu Cato's Zeit 4 HS.

5. Um Colossalstatuen eine grössere Stabilität zu geben, goss man die Füsse derselben mit Blei aus. Ein interessantes Beispiel dieser Art hat der Custos des kaiserlichen Antikenkabinettes zu Wien Herr Dr. Kener die Güte gehabt mir zu zeigen.

6. Wie man noch heute aus edlem Metall angefertigten, leichter gearbeiteten Gegenständen bisweilen durch Unterlage von geringerem Material mehr Halt gibt und sie vor Verbiegen schützt, so füllte man auch manchmal getriebene Verzierungen (emblemata) mit Blei aus. Dergleichen sieht man z. B. an einem Stück des Hildesheimer Fundes — der Schale mit dem Relief der Kybele (R. Schöne, Zum Hildesheimer Funde. Hermes. III. 477).

Grosse Gefässe, vor allem die irdenen Fässer (dolia) wurden

* Siehe Göppert's interessante Habilitationsschrift: Über die Bedeutung von ferruminare und adplumbare in den Pandecten. Breslau 1869. (Seite 34.)

mit Bleireifen umgeben, um sie haltbarer zu machen (*dolia plumbeo vincito, vel materie querneae . . . alligato*. Cato. ed. Gesner. 40).

Cavedoni beschreibt (Bull. dell' Instituto archaeologico 1846, S. 34) ein Fragment eines solchen grösseren Gefässes, an welchem diese Bindearbeit zu sehn ist. Es ist an mehreren Stellen durchbohrt, in die Löcher sind Bleinägeln eingetrieben, welche dann an der Innen- und Aussenseite mit halbcylindrischen Bleistreifen verbunden sind, indem sie so ein Netz bilden. Auf Thera fand man auch eine wertlose Amphora mit Blei genietet (Ross. Inselreisen I. 67). In den Sammlungen finden sich solche Gefässe selten, nicht weil sie überhaupt nur selten aufgefunden werden, sondern weil die Landleute, wenn sie auf solche stossen, sie zerstören, um das Blei zu gewinnen. Auf diese Art, die Fässer zu festigen, bezieht Cavedoni auch die Worte des Plinius (XVIII. 64. 2) „*dolia quassa sarcire ipsorumque laminas scabendo purgare aut novas facere*.“ Er versteht unter *sarcire* das Anlegen der Bleistreifen, und bezieht auf sie, dass sie durch Schaben zu reinigen seien. Mir scheint aber doch wahrscheinlicher, dass das *sarcire* auf das Anlegen von Reifen (*materie querneae*) geht und dem „*alligare*“ des Cato entspricht, die *laminae* aber Fassdauben sind, die entweder zu reinigen oder durch neu eingezogene zu ersetzen wären. Es lag nahe, auch *zerbrochene* Tongeschirre mit solchem Bleigeflecht zu umgeben (wie man es bei uns mit Eisendraht thut), ja man fügte bisweilen in die Lücken Scherben von andern Gefässen ein und hielt sie dann durch Bleiklammern fest. Ein sehr interessantes Beispiel ist die von Gerhard abgebildete Vase (Auserlesene Vasenbilder. II. Nr. 145. Beschreibung S. 180). Das Ausbessern mit Blei scheint ganz gewöhnlich gewesen zu sein. In Ter. Varro's *Saturarum Menippearum reliquiae* (ed. Riese S. 227) fand ich die Stelle: *Sed quae necessitas te jubet aquam effundere domi tuae? si uasa habes pertusa, plumbum non habes?*

Mit Blei befestigte man auch Deckel von Gefässen, die besonders dicht schliessen sollten, z. B. an Medikamentenbüchsen mit einem Bleiring oder einer Bleikappe (Göppert. I. c. 36).

7. Wenn die Römer auch schon das „Verzinnen“ der Innenfläche von Gegenständen in der Weise, wie es bei uns üblich ist, gekannt haben, so überzogen sie doch oft die erstern mit Blei, da

dieses, wenigstens zu Plinius Zeiten (XXXIV. 48. 2.) um mehr als das elffache billiger war, als Zinn. Man kleidete mit Bleiplatten ganze Särge aus.

8. Eine sehr wichtige Verwendung hatte das Blei zur Herstellung von Wasserleitungsröhren, die Vitruv (VIII. 7) *fistulae* im Gegensatz zu den Tonröhren (*tubuli*) nennt. Man stellte sie aus Platten her, die um einen Kern gebogen wurden. Die Ränder wurden auf einander gehämmert und dann äusserlich verlötet. Die Platten sollten nicht kürzer, als 10 pedes (2·96 Meter) gegossen werden. Seit Agrippa's und Vitruv's Zeiten bestand, nach Beseitigung älterer Masseinheiten, die „*quinaria*“ als „*modulus*.“ Nach Vitruv's Angabe (VIII. 7) meinten die *plumbarii* damit ein Rohr, das aus einer 5 *digiti* breiten Platte gebogen war. (*Ex latitudine autem lamnarum quot digitos habuerint antequam in rotunditionem flectantur, magnitudinum ita nomina concipiunt fistulae.*) Es hätte also eine Quinar-Röhre, da 1 *digitus* = 18·5 Millm. (Hultsch. *Metrologie*) mass, einen Perimeter von 92·5 Millm. besessen. Frontinus (*De aquis* I. 25) bemerkt aber ganz richtig, dass eine solche Bestimmung des Modulus etwas sehr unsicheres habe (*sed hoc incertum est quoniam cum circumagitur [lamina], sicut interiore parte adtrahitur, ita per illum, quae foras spectat, extenditur*). Der Gesamtdurchmesser des dünnsten Rohres hätte nach Vitruv etwas über 29 Millm. betragen. Frontinus (unter Nerva lebend) hält es dagegen für das warscheinlichste, dass die *quinaria* ihren Namen daher führe, weil ihr Diameter 5 Quadranten eines *Digitus* d. h. $18\cdot5 \div 4\cdot6 = 23\cdot1$ Millm. mass. Während die Namen der Röhren bei Vitruv sich nach der Breite der Platte, in Zollen ausgedrückt richten, werden sie nach Frontinus bis zur *vicenaria* durch die Zahl der Quadranten des Durchmessers bestimmt; also z. B. *senaria* bei einem Durchmesser von $\frac{6}{4}$ *digiti*. Von der *nicenaria* an wächst der Diameter viel langsamer. Die *Octogenaria* müsste nach dem bis zur *nicenaria* befolgten Prinzip 80 Quadranten = 20 *digiti* im Diameter messen, tatsächlich aber mass sie nur 10 *digiti* und 26 *scripuli* (Frontin. I. 58.), die *centenaria* hätte 25 *digiti* Durchmesser haben müssen, hatte aber bloss 11 *digiti* und 80 *scripuli* (Front. I. 62). Das dickste Rohr soll nach Vitruv einen Umfang von 100 *digiti* gehabt haben d. h. 1·85 Meter, was einem Durchmesser von

588 Millm. entspricht! Nach Frontinus war von den seiner Zeit gebräuchlichen 25 modulis der weiteste, dem die fistula centenum vicenum (I. 63) entsprach. Sie hatte einen Diameter von 228·3 Millm. Die Dimensionen des Vitruv sind kaum glaublich. Dass sie Plinius (XXXI, 31) auch anführt, kann kaum als Bestätigung gelten. Ich glaube, er hat das ganze 31. Kapitel von Vitruv abgeschrieben. Selbst bei den von Frontinus angegebenen Massen müssen Röhrenbrüche nicht gerade eine Seltenheit gewesen sein, namentlich da man die Bleiröhren mit Vorliebe dort anwendete, wo der Wasserdruck besonders stark war (Plin. XXXI, 31. 1).

Das Nationalmuseum bewahrt eine Röhre von etwa 52 Cm. Länge (also fast nur von $\frac{1}{6}$ der ursprünglichen); sie hat einen Durchmesser von 68 Millm. bei einer Wandstärke von 5—7 Millm. Sie ist also nach der Terminologie des Frontinus eine „fistula quinnum denum,“ deren Durchmesser 69·3 Millm. betragen sollte. Die Commissur der Plattenränder klappt ein wenig. Die Röhre ist rauh, mässig angenagt.

Die Tafeln, welche für diese Röhren bestimmt waren, goss man in Formen, in denen die Inschriften vertieft waren, so dass sie auf der Röhre selbst erhaben erscheinen. Sie tragen meist Angaben über die Consuln, wie die zu Lyon befindlichen, (von Boissieu: *Insc. ant. de Lyon*. 1854 beschrieben) der Kaiser oder Stadtmagistrate in deren Auftrag, der Privatpersonen (Leitung des Pop-paeus Hermes zu Bajae) oder Gesellschaften z. B. der Puellarum municipii Cumanorum zu Cumae (*Opere dell' Instit. archeol.* 1838. p. 77—79), auf deren Kosten sie errichtet worden sind. In andern Fällen ist der Fabrikant (plumbarius) genannt z. B. ex officina Martini plumbarii (Lanciani, *Ricerche topografiche sulla città di Porto*. *Annali dell' Instit. archeol.* 1868. p. 192); die Röhre im Pester Museum trägt keine Aufschrift. Vielleicht stand diese auf dem abgebrochenen Stücke, das sich nicht erhalten hat. Bei dem so hoch entwickelten Leitungssystem der Römer, mussten nicht bloss in dem ausgedehnten Rom, das unter Nerva von neun Wasserleitungen versorgt wurde, sondern selbst in Provinzialstädten ausgebreitete „Röhrennetze“ bestehn. Der aufmerksame Besucher Pompeji's findet solche dort noch zum Theile sehr wohl erhalten.

Vitruv führt in sehr eindringlicher Weise den Tonröhren das

Wort gegenüber den bleiernen. VIII. 7: multo salubrior est ex tubulis (irdenen) aqua quam per fistulas (bleierne Röhren); quod per plumbum videtur esse ideo vitiosa, quod ex eo cerussa nascitur, haec autem dicitur esse nocens corporibus humanis. Gleichwol wendete man sie an, und liess sich nicht abhalten, es selbst dort zu thun, wo die chemische Wirkung des Mineralwassers sie bald zerstören musste. Pausanias macht (IV. 35. 12) die interessante Angabe, dass zu Dikaiarchia (in der Nähe von Puteoli) sich seiner Zeit ein heisses Wasser (*ἕδωρ σφίσι θερμοτόν*) finde, welches die Bleiröhre, durch die es läuft, (*διεζήει γὰρ διὰ μολύβδου ἕτον*) in wenigen Jahren zernagt.

Bei so ausgebreiteter Verwendung der Bleiröhren wird es uns nicht Wunder nehmen, dass die Herstellung derselben einen mächtigen Geschäftszweig gebildet hat, in welchem besonders zur Zeit der Kaiser zum Theil bedeutende Vermögen investirt waren.

9. Sehr auffällig ist es, dass man bei der zum Theil ganz richtig erkannten Gefährlichkeit des Materials doch Kessel zum Einkochen des Mostes (*sapa*) und Schüsseln zum Abmachen des Brodteiges anfertigte. Einen solchen Kessel fand man in einer Pompejanischen Kneipe, wo er vielleicht zur Herstellung der *Calda* dienen mochte, von letztern mehrere Exemplare in einer Bäckerei (*Presuhn*). Proben von beiden hatte ich Gelegenheit zu analysiren und habe darüber an einer andern Stelle berichtet. Es gab sogar *dolia plumbea*.

Bleigefässe benützte man auch, um darin Pflaster zu kochen (Plin. XIII. 3.) und andere pharmaceutische Praeparate darzustellen (Plin. XXXIII. 35. 4.) Bleimörser (*μολυβδίνη θύια*) zur Bereitung verschiedener Medikamente. (Dioscorid. V. 95 und Plin. XXXIV. 50, 2.) Viereckige Kästen aus Blei oder doch mit Blei gefüttert dienten oft zum Auffangen des aus der Presse abfliessenden Olivenöls (Columella. XII. 50). Zuweilen findet man auch Bleigefässe, deren Bestimmung sich nicht mehr ermitteln lässt. Das Musée de Ravenstein bewahrt (Nr. 1494) ein cylindrisches Gefäss, das bei Frascati gefunden ward und von de Meester für eine Aschenurne gehalten wird. Im Nationalmuseum befindet sich ebenfalls ein cylindrisches ganz schmuckloses Gefäss, dessen Durchmesser 3 Cm. beträgt; der obere Rand ist ungleich ausgebrochen. Es ist 6—7 1/2

Cm. hoch und besteht nach meiner Analyse aus reinem Blei. Vielleicht diente es zur Aufbewahrung einer Salbe. Fundort?

10. Eine wichtige Rolle spielte ferner das Blei im Kriege. Man goss aus demselben die *Glandes*. Mommsen (*Corp. Inscr. lat.* I. p. 188—194) macht darauf aufmerksam, dass sie vor allem bei Belagerungen in Anwendung kamen. Sie sollen darum auch am häufigsten um solche Städte gefunden werden, welche erwiesenermassen harte Belagerungen zu erleiden hatten. Die römischen sind überhaupt seltener als die griechischen und gehören vor allem dem 7. und dem Anfange des 8. Jahrhunderts der Stadt an. Sie waren wahrscheinlich in Tonformen gegossen (*glandes fundere*, *Bell. Afric. cap. 20*) und hatten bisweilen Inschriften in erhöhter Schrift. Eine hübsche *Glans* mit schlanken *aculeis* (*Liv. 38. 21*) und der Aufschrift *L. XV.* fand ich in der bereits erwähnten Sammlung des Herrn v. Rath. Obgleich der Besitzer über die Provenienz keine bestimmten Daten hat, so darf man doch annehmen, dass der Fund Panonien (im weitesten Sinne) angehört, da wie mir Dr. Hampel mittheilte, die *XV. Legion* eine Zeit in Panonien stationirt war.

Man schleuderte, wie es scheint, ganz gewöhnlich, *Glandes*, auf denen Nachrichten geschrieben waren; besonders verrätherische Mittheilungen aus belagerten Orten konnte man so den Belagerern zukommen lassen (*indicium glande scriptum misit* und *mittere glandem inscriptam solebat*. *Bell. Hispan. c. 13* und *18*).

Dass die *Glandes* im Fluge geschmolzen (*liquefacto plumbo*. *Virg. Aen. IX. 588* und *Lucan. VII. 513*) oder gar rothglühend geworden sind (*Lucret. VI. 305 uff. ignem concipit in auris*) ist natürlich nur poetische Übertreibung. Liegt doch der Schmelzpunkt des Bleies erst bei 334° , einer Temperatur, die ein abgeschossenes Blei nicht annimmt, noch weniger ein aus der Hand geschleudertes. Ich kann von dem Gegenstande nicht scheidern, ohne der schwungvollen und durch Wollaut ausgezeichneten Stelle in Ovid's *Metamorphosen* (*II. 727*) zu gedenken. Indem er das leidenschaftliche Erglüh'n der Liebessehnsucht schildern will, macht er den Vergleich:

Non secus exarsit, quam cum Balearica plumbum,
Funda jacit. Volat illud et incandescit eundo.
Et quos non habuit, sub nubibus invenit ignes.

Ausser den Glandes scheinen auch einfache Kugeln (plumbeae sc. pilae) geschleudert worden zu sein. Als Severus in der Schlacht bei Trimurtium (in der Gegend von Lyon sur Saone) mit seinem Pferde stürzte, glaubte man ihn von einer Bleikugel tödtlich getroffen (mortuus ictu plumbeae credebatur. A. Spartiani Severus. c. 11. 2).

Zu Kriegszwecken fand ich das Blei noch zweimal erwähnt. Einmal drücken Belagerte den an ihren Mauern arbeitenden Sturmbock (aries) durch schwere Bleigewichte zur Erde (Liv. 42. cap. 63. ff. 4). Ein andermal rüth man dem Scipio Aemilianus bei der Belagerung einer Stadt die Furten des Flusses mit bleibesetzten Brettern, die Nägel trugen, (nach Art von Fussangeln, murices) zu belegen (tabulis plumbatis consternere), damit die Belagerten nicht hinüberkommen und das Lager überrumpeln könnten. (Valer Maxim. III. cap. 7. n. 2).

11. Bleikugeln fanden noch mancherlei andre Verwendung ebenso wenig harmloser Art.

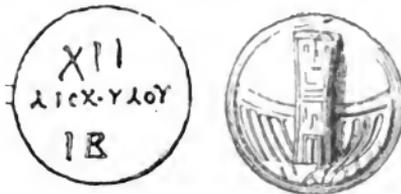
Die Pankratiasten flochten sie in ihre Caestus, um die Schläge wuchtiger zu machen (Virgil. Aen. V. 405). Die Plumbatae waren wohl mehrschwänzige Geisseln mit Bleikugeln. Wenigstens fand man in dem Grabe eines Märtyrers zu Rom eine Peitsche, die aus mehreren Kettchen besteht, an deren Enden Kugeln hängen, freilich aus Erz, doch ist das vermutlich ein verbessertes Exemplar dieses Folterwerkzeugs. Aber auch die regelmässige Rechtspflege späterer Zeit schien dieses Justizapparates schwer entbehren zu können. (Vergl. Codex Theodosian. 9, 35. 2—11, 7, 3—12, 1, 80.)

Endlich werden Bleikugeln zum Beschweren von Schnüren (am Senkblei, an Angelschnüren) schon in ältester Zeit erwähnt (Homer).

12. In ausgedentester Weise bediente man sich des Bleies für Marken (Tesserae) verschiedener Art, die man heute zum Theil aus Weissblech oder Messing, Papier u. s. w. anfertigt. Die Zahl der uns erhaltenen Gegenstände dieser Art, besonders römischen Ursprungs ist sehr gross, augenblicklich nicht einmal zu übersehen. Schon in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat Baron Alex. Recupero zu Rom eine Sammlung von mehr als 2200 Stück zusammengebracht. Ihre Bedeutung ist zum Theil noch gar nicht er-

kannt; bei manchen kann man ihren Gebrauch leichter sich erklären.

Manche dienten als Eintrittsmarken in Cirkus, Amphitheater und Theater (zwei solche sind durch Abbildungen in Overbeck's Pompeji auch dem grössern Publikum bekannt geworden) und zu andern Festvorstellungen. Die mit Götterbildern versehenen wurden vielleicht als Denkmedaillen bei religiösen Aufzügen und andern grossen Festen unter das Publikum vertheilt. — Wieder andere (*Tesserae frumentariae*) waren Anweisungen für die Getreideaustheilung, einen *Modius* zeigend mit herausragenden Kornähren, das Symbol der *Annona*. Noch andre wurden als Etiketten an Gegenstände z. B. Amphoren befestigt. Manche sind durchbohrt, hingen also offenbar an Schnüren und trugen den Siegelabdruck. Einige dienten als Amulette, andre waren Familienmedaillen. Auch



Numero 3.

mögen manche als Spielmarken gedient haben (Stieglitz. Archäolog. Unterhaltungen. II. S. 133). Solche, die Münzen ähnlich sehn, hielt Stieglitz (l. c. 159) für Probe-Prägungen neuer Münzstempel. J. Friedländer vermuthet, dass bei alt-italienischen Bronzemedailles (aus dem Cinquecento) das „Original-Modell, das Wachsmo-
dell, zuerst in Blei abgegossen und vom Künstler selbst ziseliert wurde, und dass dann solcher Bleiguss zum Modell für die Bronzegüsse gedient habe.“ Könnte bei den in der Technik der Bronzebearbeitung so erfahrenen Alten nicht etwas ähnliches üblich gewesen, und solche Modelle auf uns gekommen sein? Ferner ist bekannt, dass selbst Münzen zum Theil gegossen und dann erst unter den Prägstock gebracht worden sind. Es wäre nicht unstatthaft anzunehmen, dass uns unter den „Piombi“ auch Bleimodelle für solche neue Münzen erhalten seien.

Die *Tesserae* sind gewöhnlich rund, seltener drei- oder vier-

eckig, rautenförmig oder oval, meist flach, auf einer oder beiden Seiten geprägt; einige sind kuglich, durchbohrt, nur auf einer Seite die Prägung tragend. Entsprechend ihrer Verwendung haben sie meist ein rohes Gepräge: einzelne Buchstaben, Monogramme, ganze Worte oder unerklärte Zeichen. Andre sind hübsch ausgeführt, zeigen Köpfe oder anderweite figurale Darstellungen (Gaillard im Katalog der spanischen Nationalbibliothek 1852. p. 24. und Tav. VI. in Spanien bei Lucena gefunden). Trotz der Weichheit des Metalls sind viele wohl erhalten.

Hier zu erwähnen wären noch runde, münzförmige Stücke, welche die innern Kerne (*animae numorum*) falscher, silberplattirter Münzen bildeten.

Von den *Tesserae* und Medaillen verschieden sind jene „*piombi*,“ die als Boletten dienten. In Hölungen von Marmorblöcken eingelassen und mit Kaiserbildnissen geprägt mochten sie dazu dienen, solche Blöcke von Abgaben zu befreien (Stieglitz. l. c. II. 139). Mit diesen nicht zu verwechseln sind Bleistücke, welche man in kleinen Hölungen von Säulen u. s. w. eingelegt fand. Sie tragen Namen von Privaten und waren wohl bestimmt, das Andenken des Erbauers der Nachwelt zu übermitteln. (Besonders seit Trajan's Zeit, Stieglitz. l. c. 140). Boletten anderer Bestimmung sammelte Salinas auf Sicilien (*Descrizione di una raccolta di Piombi antichi siciliani. Annal. dell' Institut. arch. 1864. p. 343—355*). Sie tragen griechische Aufschriften, haben zwei durch einen schmalen Streifen verbundene Platten, von denen an einzelnen Exemplaren die eine mit einem conischen Fortsatz in eine entsprechende Hölung der andern passte. *Mon. dell' Institut. Vol. VIII. T. 11. A. n. 1*. Ein schönes Stück, aber bereits zusammengesetzt, sah ich im k. Antikencabinet. — Da Sicilien durch seine Stofffabrikation sehr renommirt war, so ist es wahrscheinlich, dass diese Bleie Fabrikmarken sind, die den Stoffen angehenkt wurden, ganz in der Art, wie es bisweilen noch jetzt geschieht. Darauf deutet auch das häufige Vorkommen von ganz gleichen Exemplaren (bis zu 10 Stück), die offenbar bestimmt waren Produkte einer und derselben Fabrik zu bezeichnen. Salinas nennt sie darum „*piombi mercantili*.“

13. Obgleich von allen Metallen das Blei das ungeeignetste hiezu war, fertigte man daraus doch Gewichte an. Auch das Natio-

nalmuseum besitzt ein sehr gut erhaltenes. Es ist viereckig, eine Seite misst 16 Cm. Auf der einen Fläche steht $\begin{matrix} \Delta E K A A I \\ T P O N \end{matrix}$ auf der andern $\begin{matrix} \Delta I K A I \\ O N \end{matrix}$ in erhöhten Buchstaben. (Abgebildet in den *Monuments épigraphiques du Musée national Hongrois*. Tab. XLIX. Nr. 239. Im Text steht irrigerweise Alt-Ofen als Fundort angegeben. Vergl. auch Kiss F. in *Tudom. Tár.* 1839. 197). Das Gewichtstück wiegt 3·25 Kilo: 10 librae sind nach den genauesten Bestimmungen 3·27 Kilo. (Hultsch. *Metrologie*. p. 117.)

14. Blei diente als Schreibmateriale. Man linirte damit. Wenn fiele nicht Catullus reizendes Spottgedicht auf den groben Sufenus ein, in welchem der *membrana derecta plumbo* Erwähnung geschieht? Anderseits schrieb man auf Bleiplatten.

Auf solche (*plumbeis voluminibus*) trug man nach Plinius Angabe (XIII. 21) in ältesten Zeiten öffentliche Aufzeichnungen (*publica monumenta*) ein. Dem Pausanias zeigte man an der Hippokrene eine stark zerstörte Bleitafel (*αὐλοῦ ἰβδου*) auf welcher Hesiod's *Ἔργα* sollen geschrieben gewesen sein. (Paus. IX. 31. 4). Auf Bleitafelchen waren die Verfluchungen (*κατάρεςμοι*) eingetragen, von denen Tacitus (Ann. II. 69) spricht. Solche bleierne Fluchtabeln aus griechischer Zeit sind in einem Grabe bei Athen gefunden worden (Boeckh. C. J. Gr. 538 und 539). Eine ähnliche, aus einem Grabe zu Cumae, stammt aus dem 2. oder 3. Jahrhundert nach Chr. und enthält, in griechischer Sprache, Verwünschungen wahrscheinlich irgend eines gekränkten Ehemann's gegen seine Gattin Valeria Codratilla (Henzen. *Abgebildet Annali dell' Institut.* 1846. T. d'Agg. G.) Endlich sind hier die Überreste des Orakelarchives von Dodona zu erwähnen. Bleiplättchen von 1—3 Millm. Dicke, Anfragen und Gebete von Völkern und Einzelnen an das Orakel des Zeus Naïos und der Dione enthaltend. Die von Karapanos und Foucart entzifferten 42 Tafelchen haben den manigfachsten Inhalt: Anfragen politischen Inhalts Friedengarantien betreffend, Anfragen wegen gestohlener Kopfkissen und Matrazzen, Anfragen von Kranken, durch welche Opfer sie ihre Gesundheit wieder erlangen könnten, von Geschäftsleuten ob ihre Unternehmungen glücken werden, von einem misstrauischen Lysianias ob

Nyla von ihm in der Hoffnung sei, werden dem Gotte vorgelegt. (Carapanos. *Dodone et ses Ruines*. Paris 1878.) Mehrere solcher Plättchen, im Besitze des Wiener Teehändlers Herrn F. Trau, hatte ich Gelegenheit zu sehen. Eine der Inschriften gelang es Prof. W. Gurlitt zu entziffern (*Archaeol-epigraph. Mittheilung. aus Österreich. IV. 61—64*).

15. Zum Schluss blieben noch einige kleinere Objekte zu erwähnen, deren Zweck und Bedeutung schwer zu errathen ist. Hierher gehören zwei Ringe des Nationalmuseums. Der eine (Fig. 4, S. 289) mit einfacherer Verzierung, hat 5 Cm. im Durchmesser; die Breite des Ringes ist 9 Millm. Der andere (Fig. 5, S. 388) reicher ornamentirt, hat 7·5—8 Cm. Durchmesser, ist $2\frac{1}{2}$ Cm. breit und von 4 im Quadrat gestellten 1 Cm. weiten Löchern durchsetzt. An einer Stelle der Periferie geht ein kurzer, abgebrochener Fortsatz nach abwärts. Beide Ringe sind flach, der grössere rothbraun oxydirt. So gering das Ansehn des Bleies ist, scheinen beide Objekte decorativen Zwecken gedient zu haben.

Das henkellose Krüglein (Fig. 3, S. 387 in natürlicher Grösse abgebildet), stark gelbbraun oxydirt, zu Ó-Szöny (Bregetio) gefunden, besteht aus Blei mit sehr geringen Spuren von Zinn. Es dürfte wie das zum Vergleich abgebildete, aus reinem Zinn bestehende (Fig. 6) vielleicht ein Weihegeschenk gewesen sein. Man kann an ihm ziemlich gut sehen, dass es in einer aus zwei Stücken bestehenden Form gegossen ist. Auf Delos fand man eine Nachbildung eines Köchers aus Blei, solid gegossen, 5·8 Kilo schwer — ein Votivgeschenk (Urlichs. *Ann. dell' Inst.* 1842. S. 88 und *Tav. d'ad. K.*)

Es erübrigt noch, die Verwendung des Bleies als Beimischung von Metalllegirungen und in einigen seiner chemischen Verbindungen anzuführen.

16. Das Blei ist nicht selten zur Beförderung des Flusses beim Gusse dem Erze zugesetzt worden (Müller, *Handb. der Archäol.* 3. Aufl. §. 306, S. 423). Später mochte man diesen Zusatz in betrügerischer Weise vorgenommen haben, so dass endlich im 3. Jahrhundert n. Ch. Tacitus Augustus sich genöthigt sieht die Bestimmung zu treffen: *si quis miscuisset aeri plumbum, capital esset cum bonorum proscriptione.* (Flav. Vopiscus: Tacitus c. 9. §. 3.)

17. Eine andre Legirung, die mit Zinn, fand viel Verwen-

dung zum Löten (Ferruminare, nach Göppert's scharfsinniger Begründung dieses technischen Ausdruck's in der wiederholt zitierten Habilitationsschrift). Plinius kennt zwei unserm Schnellloth entsprechende Mischungen. Nachdem er angeführt, dass Blei mit Blei durch Harz (glutinum resina plumbo. XXXIII. 30) oder Zinn zu löten sei (plumbum nigrum albo jungitur XXXIII. 30) und umgekehrt (jungi inter se plumbum nigrum sine albo non potest . . . ac ne album quidem secum sine nigro XXXIV. 47) bespricht er genauer ihre Legirung (stannum). Als Loth für Bleiröhren nennt er das stannum tertiarium aus 2 Theil Blei und 1 Theil Zinn bestehend (XXXIV. 48. 1), als Lot für Bronze und Silber das stannum argentarium (nach Göppert's Vermuthung. l. c. 26. Ann. 10) aus gleichen Theilen beider Metalle gemischt.

18. In römischen Gläsern findet man bisweilen nicht unbedeutende Mengen Blei das der Masse offenbar mit Absicht zugesetzt ist.

19. Zwei Bleiverbindungen dienten vor allem als Malerfarben: als rothe, von Plinius unter die colores floridi gerechnet (XXXV. 12), die Mennige als weisse, zu den colores austeri gezählt, das Bleiweiss. Mit Minium strichen die Römer an Festtagen das Gesicht des Jupiter an, mit Minium schminkte sich der Triumphator, und als dies in späteren Zeiten aufhörte, blieb das Minium wenigstens ein unerlässlicher Bestandtheil der Salbe, die beim Triumphmahle gebraucht ward. Leider lässt es sich nicht mit Sicherheit entscheiden, wann die Römer damit Zinnober, wann unsre Mennige verstanden. Letztere ist nach der Bereitungsweise auch unter cerussa usta (XXXV. 20) zu verstehn. Die feinste war die asiatische (purpurea genannt). Das Bleiweiss (cerussa schlechtweg) bereiten sie nach der Weise, die noch heut als „holländisches Verfahren“ geübt wird. Zu Smyrna fand man auch cerussa nativa, die bei den Griechen nach dem Grubenbesitzer Theodotion hiess (Vitruv. VII. 7, 4). Cerussa diente den römischen Damen als Schminke (Plin. XXXIV. 54). Schon Theophrast kannte das kohlen-saure Blei und nennt es *ψυμίθιον*.

20. Zum Schluss mag noch der Anwendung des Bleies in der Medizin kurze Erwähnung geschehn. In metallischer Form (als Bleiplatten) empfiehlt man es zum Niederdrücken von Narben, auf den Unterleib gelegt gegen Oneirogmus (lascive Träume und nächt-

liche Pollutionen), überhaupt zum Mässigen des Geschlechtstriebes (Plinius, Caelius Aurelianus. V. 7 u. s. w.) Als feingeriebenes, geschlemmtes Bleipulver wird es bei unreinen, schlecht heilenden Eiterungen, bei verschiedenen Hautkrankheiten, chronischen Augenkatarrhen, endlich auch gegen den Biss des Skorpions empfohlen. Cerussa (oft mit Bleizucker gemengt) galt als kühlendes Mittel und fand in den eben aufgeführten Krankheiten ihre Verwendung. Als Mennige und Cerussa benützte man das Blei zur Herstellung von Pflastern und Salben.



Numero 4.

Ich bin mir, geehrtester Herr Doctor, sehr wohl bewusst, wie lückenhaft diese Notizen sind. Sie stellen nur ein Fachwerk vor, das weiterer Ausfüllung bedarf. Wenn ich dessenungeachtet sie Ihnen vorzulegen mir erlaube, so geschieht es vor allem darum, weil ich dem festgehaltenen Gesichtspunkte, welcher — wenn ich nicht irre — neu ist, einigen Wert beilege. Von ihm aus erhält man nämlich Einblick in die bisher wenig beachtete Geschichte eines wichtigen Metalles.

Graz, 10. Juni 1881.

K. B. HOFMANN.

ZUR THEATERGESCHICHTE BUDAPEST'S.

III. (1817—1827.*)

1817 Nov.—1818, 23. März. Ueber diese 143 Tage — wohl die letzten der Direktion dritten Jahres des Grafen Gedeon Ráday fehlt merkwürdigerweise jeder Nachweis; denn das Repertoire im

* Die beiden ersten Artikel s. S. 636—658 und 845—879 des ersten Bandes (1881) der „Ungar. Revue.“ Kertbeny ist indess am 28. Januar d. J. gestorben. Das Leben und die Leistungen des Geschiedenen behandeln wir demnächst in einem selbständigen Artikel. D. Red.

Jahrgang 1816—17 endet mit 31. Okt.; das des nächsten Almanachs aber geht vom 23. März bis 31. Okt. 1818 — hat also nur 222 Tage.

1818 23. März bis 31. Okt. „Theater-Taschenbuch auf das Jahr 1819.“ Von Jos. *Ertel*, Franz *Hübel* und Joh. *Schreckleb*, Souffleurs. Ofen, 1819. Anna Landerer's Druck.

Kl. 12^o, 65 unpaginirte S. — Die Ober-Direktion (ungenannte Grössen). Direktions-Sekretär : *Wisen*. Rechnungsführer : *Textor*. Ober-Regisseur : *Schmidtman*.

Inspicient der Oper : E. *Demini*; der Schauspiele : *Ecner*. Kapellmeister und Compositeur : *Tuczck*, *Kleinheinz* (also 1818 zum Erstenmale). Orchesterdirektor : Karl *Morawetz*.

Balletmeister : *Vandem-Berg*. — Sänger und Schauspieler : 30 ; darunter :

Herren :

Tenor *Bahnigg* (seit 9. April 1815 engagirt).

Bass *Blum* (ging in diesem Jahre ab), nachdem er 1816 neu engagirt worden.

Bariton *Demini* (seit 1817).

Sodann *Jandl*, *Malitzky*, u. s. w. Dagegen *Schinagel* fehlt in diesem Jahre.

Damen :

Frau *Cibulka* (Ostern 1815 neu engagirt).

Frau *Jandl*.

Frau *Klimetsch*.

Frau *Spengler*. Und noch 13 Damen.

Das Jahr 1818 brachte zwei fremde Schauspielerinnen nach Pest, die sich durch eine lange Reihe von Jahren bei uns einbürgerten, beliebt, in zahlreichen Familien bekannt wurden, zuletzt auch hier starben, also mit zu unserer Stadtgeschichte gehören.

Es waren dies Frau *Klimetsch*, zuerst jugendliche Komikerin, dann komische Alte ; die Pester *Haizinger* oder *Trieb-Blumauer*, blos nicht so fein wie diese, sondern derb gemüthlich ; und als Tragikerin wie im Salonfache. *Auguste Demy*. Eingehender von beiden kann aber erst im Nachtrag gesprochen werden ; denn über die *Klimetsch* sind nähere Daten versprochen ; das Leben der *Demy*, das sich auf 90 Jahre

streckte, war aber von der Wiege bis ans Grab ein derart absonderlich tragisches, dass es sich nicht in ein paar Zeilen erzählen lässt.

Das Repertoire 23. März bis 31. Okt. 1818 weist aus: 4-mal *Grillparzer's Ahnfrau* (zuerst gedruckt: Wien 1816), 1mal *Müllner's Schuld* (zuerst Leipzig 1816), welche beide Stücke für Pest aber 1818 keine Novitäten mehr waren; denn Müllner's Schicksalsspuck gab man bei uns zuerst schon 1816, und Grillparzer's Schicksalstragödie zuerst wahrscheinlich in den 143 Interimstagen 1817—18, darüber das Repertoire fehlt.

1818 direkt zum Erstenmale führte man — 2. und 5. Aug. — den Ofnern und Pestern *Göthe's Götz* vor, der also 45 Jahre gebraucht hatte, bis er auf einer Bühne Ungarns erlaubt wurde, aber nicht sehr durchgegriffen zu haben scheint, denn er verschwand wieder vom Repertoire. Dagegen gab man auch dies Jahr wiederholt die *Räuber*, *Kabale und Liebe*, *Carlos*, *M. Stuart*; *Göthe's Faust*; nicht minder *Macbeth*, *Hamlet*, *Othello*. — Unter 31 Opernabenden brachte man 3 Novitäten; nämlich Paer's *Sophonisbe*, und Boieldieu's „*Ruhm und Liebe*“; sowie Kapellmeister *Tutczek's* „*Arabella*“, das waren die Opernnovitäten dieses Jahres.

Gäste gab's 1818 nur 8, und zwar die Sängerinnen: Frau Neumann, Frau Grünbaum, Frau Borgandio (italienisch), Fräulein Sessi; sowie das Hofoperntheater-Mitglied Röckel; und zwei unbedeutende Schauspieler. — Also ein sehr armseliges Theaterjahr! — Und doch war es das erste des neuen Pächters, des Grafen Franz *Brunswik* — von dem im nächsten Jahre ausführlich die Rede sein wird — der sich aber nie öffentlich nannte, sondern von 1818—20 hinter dem Titel „Die Oberdirektion“ wie hinter einer Wolke thronte.

Noch ist zu erwähnen, dass 1818, am 15. Juni der damals 24jährige Prager Ignaz *Moscheles* — darnach Lehrer Mendelsohn's und Thalberg's im virtuoson Klavierspiel — im Pester deutschen Theater ein Konzert gab, nach London ziehend. Mit ihm begann das moderne Virtuosenenthum und 5 Jahre darnach hörten die Pester den 11jährigen Knaben Franz Liszt, ihren Landsmann — Moscheles spielen. Doch davon seiner Zeit.

1818 Nov. bis 1819 Okt. „Theater-Taschenbuch auf das Jahr 1820. Von J. Ertl und F. Hybl. Pest, 1820. Druck von Joh. Thom.

von Trattner. Kl. 16^e, 84. S. — „Die Oberdirektion“ — Dir.-Secretär: *Wiesen*. Rechnungsführer: *Tector*. Bibliothekar: *Czerwenka*. Operinspizient: *E. Demini*. Kapellmeister: *Kleinheinz, Tucek*.

Aus dem Männerpersonale fehlen: *Babnigg, Blum, Schinagl*.

Geblichen sind: beide *Demini, Deny, Klimetsch, Jandl, Malitzky* und noch 20 Kollegen.

Damen: *Cibulka, Deny* (bisher Wittwe *Spengler*), Frau *Klimetsch* — und im ersten Jahre die dann in Pest so berühmte als zuletzt berühmte *Walla*. — Frau Rosalie *Jandl* geb. 1763 in Prag, starb in Pest 2. April 1819.

Im *Schauspiel* gab's an Novitäten: *Voltaire's Tancred* von Goethe; *Lessings Nathan* und *Grillparzer's Sappho*. — Dagegen in der Oper begann die Herrschaft *Rossini's*, mit der *Elisabeth*, dem *Othello* und dem *Italiener in Algier*, welche schon von 1813—16 ihre Triumpfzüge über die Bühnen Europa's angetreten hatten. — Dazwischen hörte man aber auch noch 17 andere neue Opern, von unserm Landsmann *Weigl*, von *Volkert, Kauer, Wenzel Müller, Boildieu, Isonard*, dem alten *Schikaneder* und zuerst *Bäuerle's „Falsche Catalani“* mit Musik von *Ignaz Schuster*; sowie von *Tucek* ein biblisches Melodram.

Gäste gab es zwar 22 — aber darunter keine mit Namen, die sich in der Theatergeschichte erhielten.

Die *Walla* aber, — die bis 1826 in der Gunst der Pester die Rolle spielte, welche Frau *Blaha* in unseren Tagen im ungarischen Volkstheater sich gewann, — hatte ihr Engagement am 26. Sept. 1819 angetreten.

Sonst ging alles den alten *Schlendrian* ruhig weiter.

Jedoch zwei Thatsachen erhoben das Jahr 1819 zu einer denkwürdigen in der Theatergeschichte Budapests.

Graf Franz *Brunswik* von Korompa — geb. 1776, gest. 1852, 76 Jahr alt — hatte wahrscheinlich schon — unmittelbar nach Graf *Gedeon Rúday's* Direktion 1814—17 —, im März 1818 das Pester deutsche Theater „in Pacht“ genommen, nannte sich aber nicht, sondern zeichnete „die Oberdirektion“ und zwar noch 1819—20, vielleicht sogar noch 1820—21, doch letzterer Almanach fehlt. — Genug, Graf Franz *Brunswik* war der intime Freund *Beethoven's* — dem dieser 1806 das Tripleconcert Op. 57 — ge-

nannt „Die Appassionata“ gewidmet hatte — und seine Schwester, Gräfin *Maria Theresia* — geb. 1775, gest. 1860, 85 Jahre alt, gilt noch heute als die „unsterbliche Geliebte“ an die der grösste Tonheros unserer Zeit jenen glühenden Brief „aus einem ungarischen Badeorte. 6. Juli“ (1806) gerichtet hatte, welcher sich 1827 mit andern wichtigen Papieren in einem alten Schranke vorfand und seither in den „Briefen Beethovens“ (Stuttgart, 1865) abgedruckt ist. Graf Franz war nämlich Besitzer der Herrschaft Mártonvásár, die er, als berühmter Landwirth, zu einem Paradiese umschuf; Beethoven besuchte 1806 den Grafen, aber *Nohl* sagt uns nicht, ob in Mártonvásár oder in Ofen? In Beethovens Nachlass fand sich auch ein Oelbild, das Porträt der Gräfin M. Therese Brunswik vor, und zwar mit der Aufschrift „Dem seltenen Genie, dem grossen Künstler, dem guten Menschen von T. B.“ — Graf Franz nun vermählte sich erst zu Anfang der 30er Jahre — schon nahe an 50 — mit *Gidanie von Justh*, und 1832 wurde ihm die Tochter *Marie* — 1881 noch Ehren-Stiftsdame in Brünn — und 15. Aug. 1834 der Sohn *Géza Brunswik* geboren, welcher, 1859 in Prag sich mit der Komtesse *Josefa Deym* vermählend — die ihm 3 Töchter gebar — noch heute auf Schloss Mártonvásár bei Pest lebt und zahlreiche Reliquien Beethovens besitzen soll. — Gräfin *Maria Theresia* aber — meist in Pest wohnend — verewigte ihren Namen in Ungarn auch noch dadurch, dass sie die Gründerin der jetzt so zahlreichen Kleinkinderbewahranstalten wurde. Dagegen die jetzt ausgestorbene Linie „*Brunswik-Forgách-Nádasdy*“ war die der Nachkommenschaft des Reichsrichters *Grafen Josef Brunswik* (1787 — 1827), deren älterer Bruder *Anton* eben Vater des *Grafen Franz* wurde.

Also Beethovens Freund, *Graf Franz Brunswik* hatte 1818 — 1820 das Pester deutsche Theater in Pacht. Er engagirte 1817 *Frau Deny* und *Frau Klimetsch*, 1819 die *Walla*, 1820 *Fedor Grimm*. Nebenbei bemerkt, der Graf selbst war als Violoncellist in Privatkreisen berühmt.

Aber es sollte sich an seinen Namen auch eine nationale That knüpfen; die Ermöglichung eines dritten, und nun schon bedeutenden Erfolges des *ungarischen Schauspiels* in Budapest.

Und das kam also :

Als 1815 — nach 8jährigem Wirken in der Reichshauptstadt

— die zweite ungarische Theatergesellschaft *Vida-Kulcsár* von Pest nach Miskolcz ausgewandert war — mit ihr die damals 22jährige *Déry* — und dort gastfreundlichste Aufnahme fand, hatte sich in Grosswardein eine andere Wandertruppe aus den Pester und Siebenbürger Resten gebildet, welche sich „Republik“ nannte und auf dem Lande umherspielte. Doch sie verfiel bald in Anarchie, und um sich vor Auflösung zu retten, wählte sie einstimmig den schon erwähnten Komiker und Verfasser des Schauspiels „Georg Cserny“ *Stéfan Balog*, zum Direktor, und dieser, ein sehr energischer Mann, führte denn auch 3 Jahre lang diese neue Truppe in den Städten an der Theisz und Donau mit Glück umher. Diese Gesellschaft wurde nach und nach die beste ihrer Zeit, und gewann 1818 die Protektion des Komitates Stuhlweissenburg, besonders durch den Oberrichter Paul Kolozsvári. Man richtete ihr in dem 8 Stunden von Pest entfernten Stuhlweissenburg — der einstigen Krönungstadt und Grabstätte der alten Könige — eine hübsche Bühne ein, und sie spielte dort schon einige Monate, als — das *Kisfaludy-Ereigniss* eintrat.

Die beiden Kisfaludy (sprich : Kischfaludi). Ein Edelmann alten Geschlechtes, im Komitate Eisenburg am Plattensee, hatte im vorigen Jahrhundert 4 Söhne und 1 Tochter. Zwei dieser Söhne sollten den gefeiertesten Namen in der ungarischen Literatur der ersten drei Dezennien dieses Jahrhunderts erwerben, der Aelteste als Lyriker, der Jüngste als Dramatiker.

Alexander Kisfaludy — geb. 27. Sept. 1772, gest. 28. Okt. 1844 — kam 1793 zur ungarischen Leibgarde nach Wien, wo er französisch und italienisch lernte, auch Musik und Malerei trieb. Im Jahre 1796 zum Regiment nach Mailand versetzt, ward auch er Bonaparte's Kriegsgefangener und nach Frankreich geschickt, wo er mehrere Monate bei Avignon und Vacluse verbrachte. Auf Parole heimgelassen, 1798 nach Württemberg als Oberlieutenant versetzt, kämpfte er dann 1799 auch in der Schweiz mit, trat aber 1800 aus der Armee. Heimgekehrt, vermählte er sich mit Rosa Szegedi, und lebte auf seinen Gütern. Plötzlich, Ofen, 1801 erschien anonym ein Büchlein mit 200 ungarischen Liedern, betitelt : „Des Himfy Liebesleben. I. Unglückliche Liebe.“ Weder früher noch später haben jemals ungarische Poesien solch einen Enthusiasmus im ganzen Lande hervorgerufen. Der „grosse Un-

bekannte“ Himfy nannte sich erst 1807, als er nun die „Glückliche Liebe,“ auch in 200 Liedern, und im selben Jahre zugleich den ersten der 7 Bde „Sagen aus ungarischer Vorzeit“, erscheinen liess. Und von da ab war der Name „Alexander Kisfaludy“ der des ersten modernen Klassikers der Nation.

Karl Kisfaludy — geb. 5. Febr. 1788, gest. 17. Nov. 1830 — war der *jüngste* Bruder des gefeierten Himfy-Dichters. Seine Geburt kostete seiner Mutter das Leben und ihm für immer die Liebe seines Vaters. Den Knaben erzog seine Schwester Therese. Er war 1804 in Pest Kadet, nahm 1805 an dem Feldzug in Italien als Fähndrich Theil, ward 1809 in München Oberlieutenant, erschien 1810 in den literarischen Kreisen in Pest und nahm ohne seines strengen Vaters Wissen 1811 Abschied — wofür ihm dieser von da ab alle Beihülfe endgültig entzog. Zuerst wendete er sich an seine Schwester, damals schon Gattin des Kapitäns Gabriel Farkas in Pressburg; nahm dann Geld auf sein mütterliches Erbtheil auf, um sich völlig der Malerei zu widmen und ging nach Wien, wo er einige Jahre sich durch Porträtmalen erhielt, auch die Akademie besuchte, und in intimer Freundschaft mit Theodor Körner, mit dem Schauspieler Ochsenheimer und mit seinem Landsmanne, dem Baron Vinzenz Berzeviczy lebte, der so sehr Napoleon I. ähnlich sah und später als „Johann Horn“ Schauspieler am Hofburgtheater war (ausgezeichnet durch Kaiser Franz), 1828 aber als Intendant dem Theater in Kaschau vorstand. Genug in solch geistanregender, daneben auch in lustiger Gesellschaft verzehrte der 26jährige ungarische Oberlieutenant doch allmählich sein geringes mütterliches Habe. Da verschwand er 1817 spurlos aus Wien. Man weiss nur, dass er Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien bis Rom bereiste, sich nicht nur durch den Pinsel erhaltend, sondern auch werthvolle alte Gemälde erwerbend. 1817 erschien er bei seiner Schwester in Pressburg. Doch auch sein gefeierter Bruder Alexander, der Himfydichter, konnte ihm die Verzeihung des Vaters nicht erwirken. So liess er sich denn 1818 in Pest — als Maler nieder.

Jedoch Karl Kisfaludy hatte schon 1811 geheim eine „vaterländische Dichtung in 5 A.“ geschrieben, „Die Tartaren in Ungarn“, welche unter seinen Freunden handschriftlich zirkulirt hatte. 1818 gerieth eine Kopie des Stückes der Balog'schen Schauspielgesellschaft

in Stuhlweissenburg in die Hände, wurde ohne Wissen des Verfassers gegeben und rief frenetischen patriotischen Enthusiasmus hervor. Als dieser Erfolg auch in Pest bekannt wurde, lud Graf Franz *Brunswick* die Gesellschaft zu Gastrollen nach der Reichshauptstadt.

1819—1820. *Die Stuhlweissenburger in Pest und die Kisfaludy-Erfolge.* Und in der That, es findet sich in den Almanachen 1818—19 und 1819—20 der deutschen Theater von Ofen und Pest folgendes *ungarische* Repertoire ausgewiesen :

1819. Mai 3. *Die Tartaren in Ungarn.* 10. Die Sonnenjungfrau (Kotzebue); 14. Rolla's Tod. 17. Zrinyi's Tod. 21. Indianer in England; 23. Verrath und Eifersucht; 25 (in Ofen) Julius von Sassen; 28. Alexander Bündner; 31. (in Ofen) Indianer in England.

Juni. 1. Die Schuld (Müllner); 4. Themistokles; 8. die *Tartaren in Ungarn*; 11. Karl XII. in Bender; 12. die Verschwörung; 16. *Ilka.*

September 7. *Stibor*; 10. Genua und Rache; 11 (in Ofen) Parteiwuth (Ziegler); 14. Die Liebhaber nach der Mode; 17. Stefan, Ungarns erster König (Kotzebue); 20. Sieg der Treue; 24. die *Bräutwerber*; 28. Béla's Flucht; das Landhaus an der Heerstrasse (beide Kotzebue); 30. (Ofen) die Gattin zweier Männer.

Oktober 1. Bis auf den Meeresgrund; 5. *Ilka*; 8 *Stibor*; 12. Johanna v. Montfocon (Kotzebue); 15. Benyovszky (Kotzebue).

1820. Mai. 2. *Marie Széchy.* 5. *Die Rebellen*; 8. *Simon Kemény; der Mörder*; 9. die Deutschritter in Nizza (Kotzebue); 16. Kind der Liebe (Kotzebue); 19. Sappho (Grillparzer); 23. die Templer (Kotzebue); 26. der Taubstumme (Kotzebue); 30. *Marie Bátorj.*

Juni 3. (Ofen) König Mathias Korwin; 7. *Stibor*; 9. Auszug der Ungarn aus Asien; 12. die ungarischen Insurgenten (1809); 14. die Welt der Hora in Siebenbürgen.

Sept. 27. König Mathias; 28. die *Tartaren in Ungarn.*

Okt. 2. Zrinyi's Tod; 4. (in Ofen) Stefan, ungarisch; in Pest: Stefan, deutsch.

Nach E. Vachot's Angabe sollen die Ungarn auch noch 1821 auf dem grossen deutschen Theater gespielt haben; aber leider fehlt der Almanach 1820—1821.

Also die *dritte* ungarische Gesellschaft in der Hauptstadt spielte 1819 an 30 Abenden in Pest, und zwar in 4 Stücken —

Tartaren, Ilka, Stibor, Brautwerber — von *Karl v. Kisfaludy* zusammen 7-mal.

1820 spielten sie an 18 Abenden 5 neue Stücke von *Karl Kisfaludy* — *Maria Szechy*, die Rebellen, *Kemény*, *Marie Batori*, der Mörder — 4mal, und zum drittenmale die Tartaren; daneben aber auch noch 5 ungarische Originalstücke — *Zrinyi's Tod* von *Daniel Horváth* von *Petricsevics*; *König Mathias* von *Liliomvölgyi*; die Ungarn aus Asien; ungarische Insurgenten; die Welt des Hora.

Somit gab's nun bereits ein ungarisches Originalrepertoire von 15 Stücken.

Als die Stuhlweissenburger 1819 nach Pest kamen, besuchten sie den Dichter, den sie als Maler fanden. Er gestattete, dass sie am 3. Mai mit den „Tartaren in Ungarn“ beginnen sollten, schrieb einen Prolog hiezu, und liess sofort das Stück drucken. Die Aufnahme war eine glühend enthusiastische und es fehlte wenig, dass man den Dichter auf die Bühne schleppte. Dieser Erfolg schmeichelte und ermutigte den Dichter. Er schrieb in 4 Wochen sein zweites Stück: „Ilka, oder die Einnahme von Belgrad“ vaterländisches Originaldrama in 4 Akten — gedruckt Ofen 1819 — das man am 16. Juni mit nicht geringerem Erfolge als Abschiedsvorstellung gab. Denn die Gesellschaft musste nach diesen triumphreichen ersten 15 Vorstellungen zurück nach Stuhlweissenburg; versprach aber im Herbst wieder nach Pest zu kommen, denn sie hatte auch gute Kasse gemacht.

Und im September kamen sie auch wieder.

Kisfaludy hatte in den 2 Monaten rasch neue 2 Stücke geschaffen: das vaterländische Drama in 4 Akten „*Woiwod Stibor*“ — gegeben 7. Sept. u. 8. Okt. — machte aber das Publikum durch seine demokratische Richtung stutzen; um so mehr gefielen 24. Sept. „*Die Brautwerber*“, als das erste theatersichere Lustspiel ungarischer Bühne. Auch diese Stücke wurden sogleich gedruckt. Dagegen die Dramen „*Klara Zach*“ u. „*König Salamon von Ungarn*“ gestattete die Zensur weder auf den Brettern, noch in der Presse.

1820 aber war *Kisfaludy* noch fruchtbarer, da auch dies zweite Jahr die Stuhlweissenburger wieder eingerückt waren. 2. Mai das Drama „*Maria Szechi* oder die Belagerung von *Murany*“ (gedruckt). 5. Mai „*Die Rebellen*“ Lustspiel in 3 A. (gedruckt), welches so ausser-

ordentlich gefiel, dass sofort ganze Szenen wiederholt werden mussten; 8. Mai „Simon Kemény“ hist. Drama (gedruckt) und das Lustspiel „Der Mörder“ — also in 6 Tagen 4 Triumpfe — endlich 30. Mai „Maria Batori“ hist. Drama. Drucken liess er 1820 noch sein jedenfalls reifstes Stück, das 5aktige Trauerspiel „Irene“ das aber damals nicht mehr auf die Bühne gelangte; und das Lustspiel „Als es knallte, glaubte ichs nicht“, das jedoch nicht im Original, sondern als die Ungarn schon fort waren — zweimal deutsch in der Uebersetzung von Georg Gaal gegeben wurde.

Georg Gaal (1783—1855) war damals in Wien Bibliothekar des Fürsten Paul Eszterházy. Er gab — Brünn 1820, 300 S. — Karl Kisfaludys „Tartaren“, „Ilka“ und „Stibor“ deutsch heraus, und hatte durch seine Korrespondenz grossen Einfluss auf seinen Landsmann, den jungen Dramatiker. Er rieth ihm, ernsthaft der Heimat Geschichte und Shakespearc zu studieren. Karl Kisfaludy, der gerne abenteuernd, durchaus nicht die gründliche Schulbildung seines gefeierten Bruders, des Hinfy-Dichters, aber entschiedenes dramatisches Talent und grössere Vielseitigkeit besass, ergab sich nun um so eifriger hist. Studien und dem des grossen Britten, ward aber, jemehr er in der Selbsterkenntniss fortschritt, um so entmuthigter; auch machte man ihm auf die fehlerhafte Handhabung der ungarischen Sprache aufmerksam. Endlich gab es keine Darsteller in der Hauptstadt, die ihn durch Erfolge auf den Brettern weiter enthusiastirt hätten. Genug, über 1820 hinaus versiegte seine dramatische Muse. Er schuf über die ersten 10 gedruckten grösseren Stücke hinaus, im nächsten Dezenium nur noch 13 Einakter, die nicht vor die Rampen kamen. Dann von 1822—30 gab er in 10 Jahrgängen das Taschenbuch „Aurora“ heraus, das der Zentralpunkt aller jungen Dichterkräfte des Landes wurde, für das er aber nur Romane, Novellen, Humoresken und sehr schöne Volkslieder lieferte, bis er in Folge einer Erkältung, erst 42 Jahre alt, dem Tode verfiel, auf dem Sterbebette die Ernennung zum erstgewählten Mitglied der eben konstituirten Akademie erhaltend. Die Gesammtausgabe seiner Werke in 10 Bden erlebte von 1831—74 sechs Editionen und seine Lustspiele gehören noch dem Repertoire an. Den *beiden* Brüdern zu Ehren gründete Dr. Toldy 1836 die „Kisfaludy-Gesellschaft“, welche 1844 königlich genehmigt, seither

zahlreiche belletristische Werke Jüngerer herausgibt, und Preise vertheilt.

Uebrigens versuchte sich auch der ältere Bruder. Alexander Kisfaludy, der grosse Lyriker, im Dramatischen, liess 1816 und 1825 sechs historische Theater drucken, schöne Dichtungen, die aber auf der Bühne nicht zu beleben waren.

Die *Stuhlweissenburger* Wandertruppe, welche 1819 und 1820 der ungarischen Thalia zum dritten Siege in der Reichshauptstadt verhalf, und Karl Kisfaludy zu den ersten und bedeutendsten 8 Schöpfungen seiner Muse ermuthigt hatte, zählte 4 Damen — Frau Murányi, Frau Balog, Frau Nagy und vor allen die grosse Tragödin Frau Kántor. — Die 12 Herren aber waren: Farkas, der als Liebhaber und jugendlicher Held so beliebte Kószegi, der Intriguant Komlóssy, der gute Komiker Pista Nagy; sodann Eder, Szalay, Szilágyi Pál (Vater der Frau Bulyovszky), Michael Nagy, Demjén, Gyórfi, Király — und wieder: vor allen, der ausgezeichnete tragische Held József Horváth. — Wir werden von diesen 16 Bahnbrechern noch Weiteres hören.

Aber eben 1819 — als die Stuhlweissenburger in Ungarns Hauptstadt der ungarischen Thalia zu Triumphen verhalfen — war der Bau des Nationaltheaters in Siebenbürgens Hauptstadt, in Klausenburg, fertig geworden — das erste stabile Theater im ganzen Reiche für ungarische Schauspielkunst — brauchte aber bis 1821, um auch im Innern vollendet zu sein. Dieses Momentes harrend, war jene 1815 nach Marosvásárhely gezogene Restgesellschaft 1819 wieder in Klausenburg eingetroffen und behalf sich einstweilen damit, dass sie im Rédeischen Saale abwechselnd mit der deutschen Truppe spielte, bis sie ihr eigenes Haus bezog. Darüber existirt ein lustiges Kapitel in dem unschätzbaren Tagebuche der Frau Déry, auf das wir seinerzeit zurückkommen.

1819 Nov. bis 1820 Okt. „Theatertaschenbuch auf das Jahr 1821. Von Ertl und Hybl, Soufleurs der k. städt. Theater in Ofen und Pesth. Pesth, 1821. J. Th. v. Trattners Druck. Kl. 24° 112 S.

„Die Oberdirektion“. (Drittes Pachtjahr des Grafen Brunswik).

Intendant der beiden Theater: Ehlers. — Oekonom: Wiesen. — Operinspizient: E. Demini. — Bibliothekar: Czervenska — u. s. w. Kapellmeister: Kleinheinz, Tuczek. — Balletmeister: Joh. Uhlich. —

Dekorationsmaler: *Kerker* (3-tes Jahr). — Zettelträger (seit 1815) der den Pesthern unvergessliche komische Josef *Schäkl*. — Personal:

Männer: Tenor *Babnigg*, beide *Denimi*, *Gned*, *Grim*, *Jandl*, *Klimetsch*, *Korntheuer*, *Malitzky* u. s. w. (im Ganzen 25.)

Frauen: *Cibulka*, *Ehlers*, *Klimetsch*, *Walla* u. s. w. (im Ganzen 15).

Weiters: 14 Chorsänger, 12 Chorsängerinnen, 10 Kinder, 8 Tänzer und Tänzerinnen. Abgegangen Herr und Frau *Deny*.

Babnigg, der 1818 Pest verlassen hatte, nachdem er seit 1815 hier gegläntzt, kam 1820 im Sept. zurück, und zwar als „vom k. k. Hof-Operntheater in Wien“ und trat wieder ins Pester Engagement. Vorher sang er noch als Gast, vom 13. Sept. bis 30. Okt. 12-mal, und zwar als Josef, Leicester, Argir, Graf Armand, Ramiro und Hyon im „Oberon“.

Wie? K. M. *Webers* Oberon ward ja erst 1826 in London komponirt, und kam dort am 12. April zur Aufführung, 54 Tage vor des grossen Komponisten Tod? Immerhin gab man am 19. Okt. in Ofen, am 22. Okt. in Pest, die 1820 schon alte Oper „Oberon, König der Elfen“, zum Vortheile des Sängers Treuhold, und *Babnigg* sang den Hüon. Also es gab schon vor Weber eine Oper, die den, auch von Shakespeare verewigten Namen des Fabelhelden altfranzösischer Sage trug? Das ist für die Musikgeschichte neu und interessant.

Gned, Bassist, vom k. k. Theater an der Wien, war in Pesth schon 1819 engagirt worden.

Aber *Grimm*, wer war das? Er spielte am 8. April im Schutzgeist den Berengar, am 9. den Franz Moor, und spielte oder sang am 10. April im Moses den Sesostris. Aber war das Rossini's Oper „Moise,“ eben 1819 komponirt, oder ein Schauspiel? War daher dieser Grimm zugleich Intriguant und Sänger, und was die Hauptsache, — war es Fedor *Grimm*, von 1824 an Direktor des Pesther deutschen Theaters?

Endlich F. I. *Korntheuer*, der in Wien so gefeierte Komiker der Leopoldstadt, schon früher in Pesth, liess sich im Januar 1820 wieder bei uns engagieren, aber freilich nur für Ein Jahr. Er war ge-

borner Wiener und eben 41 Jahr alt. Doch er brachte es nur zum Fünfziger als er starb.

1820 war im Repertoire das *Rossini-Jahr*. Man gab an 46 Abenden: Tancredi (1813); Die Italienerin in Algier (1814); Elisabeth v. England (1816); Barbier (1816); die diebische Elster (1817); Moses (1819); so wie Riccardo und Zoraida (1819); die letzten 6 Opern als Novitäten. Da wäre es denn freilich interessant zu wissen, wer die 15 männlichen und weiblichen Hauptrollen sang? Aber das elende Souffleurmachwerk lässt uns darüber, wie über Vieles, im Stich.

Auch noch weitere 19 Opernovitäten bot dieses Jahr; vor Allen K. M. von *Webers* heroische Oper „Sylvena“, von der man jetzt kaum mehr weiss, und neue Kompositionen von Wenzel Müller, Dresler, Pavesi, Volkert, Mehuls Helene, Simon Mayers Essighändler, Ferdinand Pär, F. Gläser, usw., sowie Z. Werner's Attila (1812) mit Musik des Kapellmeisters *Tuczek*.

Was soll man aber erst zu den zahlreichen Schauspielnovitäten dieses Jahres sagen?

Kotzebue war am 23. März 1819 ermordet worden. Von 1795 — 1820, also während eines Vierteljahrhunderts, hatte er auch dem Ofner und Pesther deutschen Repertoire über 100 Stücke geliefert; und die ungarischen Wandertruppen hatten sich fast nichts als *Kotzebue* übersetzen lassen, denn er wirkte am sichersten. 1819 führte man den Pesthern seine letzten Novitäten vor: Der gerade Weg der beste; Seelenwanderung; Trunkenbold; Cleopatra; die Abendstunde; Grossmama; Mantel und Pelzmütze. 1820 brachte man noch als neu: Der hölzerne Säbel und Gisela; und von da ab versiegte für immer diese lustige Quelle. Denn — wie Börne sehr richtig sagte — dieser karakterlose Privatmensch hatte als Theaterdichter durch 30 Jahre Millionen heitere Abende und Tausenden von Schauspielern Leibrollen verschafft; und was man immer von der Unsittlichkeit seiner Stücke sagt, er war ein harmloses Kind, verglichen mit den modernen französischen Comödienschreibern. Sogar in Italien sind seine Lustspiele noch Volksliebliche und sogar noch im Nachmärze gab Laube einige davon auf dem Hofburgtheater. Ludwig Devrient, Seydelmann, Laroche, Wilhelmi, Eszlair, Dessoir, sogar Dawison und zahlreich Andre zählten aber

Kotzebue'sche Figuren zu ihren Glanzrollen, und in Ungarn Benke, Szentpétery, Megyery.

Das Jahr 1820 brachte — wie schon gesagt — 25 neue Opern, und 53 neue Stücke, also zusammen 78 Novitäten.

Unter den dramatischen Werken waren die bemerkenswerthe-
 sten: Bäuerle's „Reise nach Paris.“; Marivaux „falsche Vertrau-
 lichkeiten“; Korntheuers „Fürstenglück“; Werners „24-ter Fe-
 bruar“; Müllners „29-ter Februar“ und „Onkeley“; Raupachs
 „Fürsten Chawansky“, sowie von König Gustav III. von Schweden
 (erschossen 1792) das Schauspiel „Siri Brahe“ übersetzt von F. A.
 Gruttschreiber.

Schlieslich gabs auch genug der Gäste, nämlich 32, und aus
 dieser Liste erfahren wir auch, wer dem Kunstfache nach die neu-
 engagirten Mitglieder waren: *Zimmermann* Tenor; *Grabow* Intrigen-
 fach; *Gned* Bassist; *Treyhold* Bariton; Frau *Geyer* zweiter Sopran;
Geyer Tenor; *Ehler* erster Tenor. Ferner gaben blos Gastrollen
 die k. k. Hofopernsängerin Fräulein *Teyber*; Frau *Münstermann*
 als Sappho, Medea, Lady Macbeth, Jungfrau, Stuart, Orsini, und
 endlich *Jost* aus Breslau den Lear.

1820 Nov. bis 1821 Okt. fehlt leider der Almanach. Somit lässt
 sich denn auch nicht sicher bestimmen, ob Graf Franz *Brunswick*
 auch noch in diesem vierten Jahre Pächter war.

1821 Nov. bis 1822 Okt. „Theatertaschenbuch auf 1823.“ Von
 Ertl und Hybl. Pest, 1823, J. Th. v. Trattuers Druck. Kl. 24, 112 S.
 In dem Exemplare, das mir vorliegt, steht handschriftlich bemerkt:
 Bis 1. April 1822 standen die Theater von Pesth und Ofen unter der
 Oberdirektion des Grafen *Brunswick* laut diesem Almanach.

Der Almanach aber beginnt auf Seite 9 mit der Erklärung:

„Die *Oberdirektion* der k. st. Theater in O. und P. übernahm
 eine **Aktien-Gesellschaft**, welche mehr als 100 Mitglieder aus dem
 Adel, dem Bürger- und Handelstande zählt. Ein Ausschuss dieses
 Vereins, bestehend aus Präses, Vicepräses und 11 Beisitzern, lei-
 tet das Ganze und bildet die eigentliche Direktion.“ Aber die Ver-
 mummten nannten sich nicht.

Inspektor blieb *Textor*; Rechnungsführer war *Franz*; Biblio-
 thekar *Kurz*; Theaterarzt dies Jahr zuerst der nachherige Proto-

medikus von Ungarn, Dr. Ignaz v. Stähly († 1849); Regisseur der Oper *Babnigg*; Kapellmeister *Cibulka* und *Kleinheinz* (also *Tuczek* war zurückgetreten oder entlassen). Im Orchester finden wir als Violino Primo, neben Karl Moravetz und Urbani, *Schillinger*, als Fagotisten Franz *Braüer* (seit 1819), fürs Corni Josef *Braüer*. Theatermaler war noch immer *Kerker*. Personal:

Männer: *Babnigg*, beide *Demini*, *Grabow*, *Grimm*, *Jandl*, *Klimetsch*, *Majetti*, *Malitzky*, *Treuhold*, *Zimmermann*, und noch 13 Namen.

Damen: *Cibulka*, *Demini*, *Deny*, *Enders*, Mde. *Hysel*, Mlle. *Hysel*, *Klimetsch*, Fr. *Teyber*, Mde. *Walla* und noch 6 Damen.

Gred, sowie Herr und Frau *Geyer* waren mit noch 11 geringeren Mitgliedern abgegangen.

Opernnovitäten: *Webers* Freischütz (vom 13. Mai an, an 16 Abenden); *Rossinis* Torvaldo und Dorliska, sowie *Armida*; *Spohrs* Faust; und 6 Opern von W. Müller, 2 von Gläser, 2 von Roser; sowie je eine von Drechsler, von Pixis, und „*Bettina*“ von Kleinheinz. Schauspielnovitäten 44. Darunter: *Schillers* Demetrius *Wallensteins* Lager, *Kleists* Schroffenstein, bearbeitet von Holbein; *Howalds* „Fluch und Segen“; *Birons* „Vampyr“; *Töpfers* „Herzogs Befehl“; und sonst noch jetzt längst vergessene Stücke von F. v. Heyden, Lebrun, Baron Biedenfeld, Frau Weissenthurn, Bäuerle, Heigel, Steigentesch, Theodor Hell, Kurländer, Koch, Panmasch, Klingemann, W. Vogel, Holbein, Grafen Riesch usw.

Gäste 32, darunter Hofopernbassist *Siebert* 14-mal; Hofopernsänger Bariton *Forti* 2-mal; und die k. bayerische Hofopernsängerin Fräulein *Siegl* 9-mal.

In diesem Jahre sollte auch Frau Rosa *Déry* ihre grössten Triumpfe, deutsch vor deutschem Publikum feiern. Doch dieser improvisirte Effekt und der Anlass zu demselben ist schon im Zweiten dieser Artikel, im Nachtrage, S. 869, in flüchtiger Lebensskizze der *Déry* erzählt. Hier ist also bloss eine doppelte Korrektur nachzutragen. In den gedruckt vorliegenden 2 Bänden ihres köstlichen Tagebuches irrt sich, und ich kontrollirte sie genau, die 79 jährige Erzählerin in Angabe historischer Daten und Namen fasst nie, lässt sie auch echt weiblich, ganze Kapitel hindurch, die Jahreszahlen

weg, was sie ja selbst bedauernd im Schlusskapitel gesteht. Jedoch der kronologischen Reihenfolge bleibt sie im ganzen Tagebuche gewissenhaft treu. Um so auffallender ist es daher, dass sich gerade betreff 1822 und gelegentlich der Erzählung ihres ersten internationalen Triumphes, zwei Angaben finden, bei denen ihr Gedächtniss sich gleich um 8—10 Jahre vergreift. Sie sagt nämlich, *Babnigg* sei 1822 zu okkupirt gewesen, Meyerbeers „Robert der Teufel“ in Szene zu setzen, und habe sie desshalb ignorirt. Aber der „Robert“ kam ja erst 1830 in Paris auf die Bühne. Direkt unmöglich aber ist es, dass die Déry 1822 im Tankred mit *Agnese Schebest* sang, auch 1827—28 unmöglich. Denn die darnach weltberühmte Altistin und Rivalin der Schröder-Devrient, meiner Jugend Freundin, A. Schebest war ja 1813 in Wien geboren, also 1822 erst 10, 1827 erst 15 Jahre alt, und war in Pest während 3 Jahren, erst 1832—1836 engagirt. Wer sang also 1822 mit der Déry den Tankred? Dem Almanach jenes Jahres zufolge kann dies nur Fräulein *Teyber*, nachherige *Zomb* gewesen sein, von welcher später noch die Rede sein wird. Aber wie konnte die in der Provinz umher-singende Déry überhaupt den Namen „Schebest“ kennen, und zwar die deutsche Altistin sehr richtig charakterisirend? Also die Déry muss in den Jahren 1832—37 nicht nur irgendwann in Pesth gewesen sein, sie muss die Schebest auch persönlich kennen gelernt, sogar bei irgend einer Gelegenheit vereint mit ihr gesungen haben, überhäuft mit Lob von Seite der deutschen Kollegin. Denn im gesammten Tagebuche findet sich keine Spur, dass die Déry Neigung hatte, derlei Angaben zu erfinden. Sie war zu überströmend voll von Erinnerungen an wirklich Selbsterlebtes, um noch dazwischen was hineinzudichten, und gar noch Begegnungen mit Nichtungarn. Es ist Schade, dass sich hier nirgend die „Erinnerungen“ der Schebest finden, von denen sie mir 1860 in Stuttgart ein, seither leider verlorenes Exemplar schenkte. Ich entsinne mich genau, dass in jenen Erinnerungen auch von der Déry die Rede ist, die ich 1837 auf dem damals eben eröffneten Pesther Nationaltheater singen hörte, daher ich mich des Namens entsann. Aber ich weis nicht mehr, was die Schebest von ihr erzählte. Also die Thatsache steht fest, dass die Déry und die Schebest sich kannten; aber nur nicht schon 1822 oder 1827.

1822 Nov. bis 1823 Okt. Titelblatt fehlt an dem vorliegenden Exemplar, das in Kl. 24^o, und 128 S. stark, komplet ist.

Oberdirektion: *Aktien-Gesellschaft* (2-tes Jahr).

Das Administrationspersonale wie im Jahre vorher. Ebenso die artistische Direktion *Babnigg, Cibulka, Kleinheimz* usw.

Personal ebenfalls das gleiche. Männer: 24, an deren Spitze *Babnigg*, beide *Demini, Grimm, Klimetsch* u. s. w., jedoch plötzlich ist der Bassist *Blum* wieder da, welcher 1819 abgegangen war. Aber 1824 kommt er nicht mehr vor.

Frauen, gleichfalls dieselben: die *Cibulka*, die *Deny*, die *Klimetsch*, Frä. *Teyber*, die *Walla* und noch 11 Andere.

Jedoch der Schauspieler *Deny* ging ab, und mit ihm noch 11 Personen minderer Rollenfächer.

Und der alte *Jandl* starb, der 28 Jahre den beiden Bühnen als Darsteller, wie als Direktor angehört, dem der Almanach aber nicht einmal einen Nachruf widmete!

Auch *Urbany, Schillinger, Josef Bräuer* und noch 12 aus dem Orchester gingen ab; dagegen beide *Morawetz, Taborsky*, beide *Hladky, Franz Bräuer* blieben. Und noch immer war *Kerker* Dekorationsmaler (6. Jahr) und *Schäkl* im 9. Jahre Zettelausträger.

Opernnovitäten: *Rossinis* *Dona del Lago, Corradino, Zelmire; Kreutzers* *Libussa; Generalis* *Bachanten; Fioravantes* wandernde Virtuosen; *Riottes* *Beste Frau* und *Bireys* *Gemsenjäger*. Sodann hatte *Bäuerle* seine *Aline* oder *Wien* in einem andern Welttheil, Musik von *Wenzel Müller*, in „*Pest* in einem andern Welttheil“ umgewandelt; *Roser* brachte die *Pervonte*; *Gläser* ein fantastisches Zeitgemälde *Meisl's*, also insgesamt 11 neue Opern.

Im Schauspiel 42 Neuigkeiten: *Körners* *Rosamunde*, die *Gouvernante*, die *Braut*; *Kleists* *Fehrbellin*; *Oehlenschlägers* *Ludlamershöhle*; *Klingemanns* *Fürstenwort*; *Claurens* *Bräutigam* aus Mexiko; *Gasthaus* zur *Sonne*; *Auffenbergs* *Flibustier*; *Die Verbanten*; und *Ephemeriden* von *Lembert, Pannasch, Ziegler, D'Arlinecourt, Weidmann, Töpfer, Bäuerle* u. s. w. Mit besonderem Erfolg wurde aber das Schauer melodram aus dem Englischen „*Ein Uhr*“, Musik von *Baron Lanoy*s, gegeben; und dieses Jahr begegnen wir zuerst *Scribe* und *Melesville* mit der „*Gabrielle*“; sowie *Melesville* mit der „*jun-*

gen Tante“ und noch zwei Lustspielen „nach dem Französischen, von Castelli“. Hier beginnt also der Einfluss der neuen französischen Schule.

Gäste 18. Obenan der aus Prag gebürtige Rosenfeld als Moritz Rott „vom Theater an der Wien“ den Jaromir, Tell, Scharfeneck, Karl Moor, Arnolph, und im „Leben ein Traum“ den Roderich. Sodann der k. k. Hofschauspieler Heurter den Zrinyi, Jaromir, Ezelino, Hugo, Tell, Faust und auch den Roderich. Die Hofopernsängerin Frau Grünbaum sang 9-mal, die Rosine, Donna Anna, Zelmire u. s. w. Die übrigen Gäste sind heute unbekannte Grössen.

1823—1824 fehlt wieder der Almanach. Wahrscheinlich war es das dritte Jahr der „Aktien-Gesellschaft“. Aber wir haben für dieses Jahr zwei hübsche Einlagen:

„Pest 1823, 1. Mai. Franz Liszt wird im grossen Saale zu den „Sieben Churfürsten“, unter freundlicher Mitwirkung der Herren Babnigg und Dr. Teyber, ein Concert geben. Franz Liszt wird sich in Variationen von Riess und Moscheles, sowie in freien Fantasien hören lassen, und bittet das p. t. Publicum zu letztgenantem Zweck schriftlich um Themas. Hoher Adel! löbliches k. k. Militär! Verehrungswürdiges Publikum! Ich bin Ungar, und kenne kein grösseres Glück, als meiner Erziehung und Ausbildung erste Früchte, vor meiner Abreise nach Frankreich und England, auf dem Altar meines Vaterlandes niederzulegen, als erstes Opfer meiner innigsten Anhänglichkeit und meines Dankes. Was noch fehlt, werde ich durch ausdauernden Fleiss zu ersetzen suchen, was mich zu höherer Vollendung, und einst vielleicht in die glückliche Lage zu versetzen vermag, dass auch ich einer der Zweige der Theuren Heimath sein werde.“

Am 22. Okt. 1881 feierte man in Ungarn wie im Auslande den 70. Geburtstag jenes Raidinger Dorfkinde's, das 11 Jahre alt, am 1. Mai 1823 in seines Vaterlands Hauptstadt zum Erstenmale seinen Namen vor die Oeffentlichkeit brachte. Ungarn stand an der Schwelle seiner nationalen, politischen und socialen Wiedergeburt, und der Knabe ging mit seinem Vater in die weite Welt, auch sich eine grosse Zukunft zu bereiten. Heute können Ungarn und Franz Liszt mit Stolz auf die 58 zurückgelegten Jahre zurückblicken. Der Ungar ist wieder eine Nation, seine Sprache die her-

schende, seine Literatur in der Weltliteratur eingebürgert, sein Land im Verein mit Oesterreich wieder Grossmacht. Franz Liszt aber wurde als genialster Klaviervirtuos unseres Jahrhunderts eine Weltberühmtheit und hat keine Sekunde unterlassen, sich mit Stolz Ungar zu nennen, der Heimath getreu zu bleiben. Durch ihn erfuhr die Welt, dass es auch eine ungarische nationale Musik gibt, und offenbar durch seine Erfolge angeregt, haben seine jüngeren Landsleute, wenn auch auf anderen Instrumenten Virtuosen, wie Joachim, Reményi, Singer, Auer u. s. w., das Ausland daran gewöhnt, anzuerkennen, dass Ungarn auch in der Musik keine Mittelmässigkeiten gebiert. Als aber der 11 jährige Franz Liszt 1823 aus seiner Heimath schied, nahmen sie von einander noch in deutschen Worten Abschied. Jedoch 1840 besang den damals zuerst Heimgekehrten *Vörösmarty*, der Olympier ungarischer Poesie, den gefeierten Landsmann in einer seiner prächtigen Oden, ungarisch, und sie singt noch heute das ganze Land enthusiastisch nach.

Doch geben wir jezt zur Abwechslung auch etwas Lustiges aus dem Jahre 1823.

Nachdem Rosa *Déry* am 29. März und 27. Mai 1822, auf so geniale Weise improvisirt in Pesth erscheinend, auf dem grossen deutschen Theater deutsch gesungen und das ihr völlig fremde deutsche Publikum gleich enthusiastirt hatte, wie schon seit 15 Jahren ihre Ungarn, — ward sie, fast gefangen, zurück nach Stuhlweissenburg geführt und machte mit dem dortigen Intendanten wegen übertretenen Urlaubs eine stürmische Scene durch, die mit väterlicher Vergebung und Versöhnung endete. Doch noch den Schreck in allen Gliedern, gab sie eine Weile klein zu, obgleich sie schon eine Dame von 29 Jahren und der Juwel aller Theatergesellschaften war. So mag der Sommer 1822 vergangen sein. Frau *Déry* ist nämlich fast ohne Ausnahme in allen ihren Angaben von Namen und Sachen überraschend zuverlässig, riesiges Gedächtniss auch fürs geringste Detail verrathend, nur lässt sie, echt weiblich, fast überall die Jahreszahlen weg. Jedoch es muss ihren sonstigen Angaben nach im Sommer 1822 gewesen sein, als sie bei der Gesellschaft Eders in Debreczin gastirte, dann im Herbst über Pest nach Miskolcz hinauf ging, wo wieder Eder mit seiner Truppe war,

und dann mit diesem zu Anfange des Winters nach Erlau. Hier passirte es ihr denn, dass sich geheim die Leiter des Nationaltheaters in Klausenburg, Udvarhely und Josef Székely, einstellten, abgeschickt von Magnaten Siebenbürgens und reichlich mit Geld versehen, um „die Déry gutwillig oder mit Gewalt“ nach Transylvaniens Hauptstadt zu schleppen. Es erfolgten fürchterliche Auftritte von Seite Eders, der solchen Kontraktbruch auch gegen reichliche Entschädigung nicht dulden wollte, bis sich endlich die Komitatsbehörde dreinlegte, und sechswöchentlichen Urlaub diktirte.

Mitten im Winter 1822—23 fuhr also die „ungarische Catalani“ mit ihren beiden Begleitern nach dem ihr bis dahin völlig fremden Siebenbürgen Nach 14 Tag Reisen, — heute mit der Eisenbahn 1 1/2 Tag — fast erfroren, traf man in dem ersehnten Klausenburg doch endlich ein.

Aber lassen wir die reizend erzählende Déry selbst reden, zugleich als Probe des Styls im unvergleichlichen Tagebuch einer 79 jährigen Frau :

„Am vierten Tage nach der Ankunft — bevor ich mir noch die Stadt betrachtet und den Intendanten gesehen, durch dessen Fürsorge ich schon eine sehr behagliche Wohnung hatte — sagte ich zu meinen Entführern : „Aber jezt setzen wir uns zu einer kleinen Berathung zusammen. Wann soll ich auftreten und in was ? Die Zeit des Debüts zu bestimmen, das hängt von mir ab. Jedoch in was ? Ihr sagtet mir, Ihr habt ein komplettes Schauspielpersonal. Aber ich möchte in Singspielen auftreten. Giebt es hier Sänger und Sängerinnen?“

„Ich sah, dass Kollege Székely sich sehr die Haare kraulte, und dann verwirrt sagte: Sänger ? Sängerinnen ? Solche warhaftig gibt es hier nicht.“

— „Also mit Wem soll ich denn dann singen?“ rief ich lachend aus. —

— „Da wäre hier die Oper „Agnes Sorel“ ; die ist in der Bibliothek vorhanden. Und man hat sie auch schon gegeben.“ —

— „Man gab sie schon ? Also wie, wenn man keine Sänger hat?“ —

— „Nun da ist der gnädige Herr Samuel v. *Deáky*, er wird Alles ins Reine bringen.“ —

„Da klopfte es und der zweite Kollege, der Schauspieler *Udvarhelyi* trat ein. —

— „Kommen Sie nur, kommen Sie!“ rief ich, „sagen Sie mir doch, wie konnte man die Oper „*Agnes Sorel*“ geben, wenn man keine Sänger hatte? denn ich lache mich sofort zu Tode!“ —

— „Ah, sehr bitterlich“ — erwiderte *Udvarhelyi* — „meine Frau sang die *Agnes*“. —

— „Also ist Ihre Frau Sängerin? —“

— „Durchaus nicht! Nur dass das Publikum stets nach Singstücken lärmte, und da Herr Samuel v. *Deáky* ein sehr leidenschaftlicher Musiker und Sänger ist, und obgleich beim Gubernium angestellt, sofort ins Orchester hinabsteigt, fehlt ein Instrument, und es spielt, oder aber, singt ein Sänger nicht gut, oder gibts überhaupt keinen, er es ist, der hinter den Koulissen die ganze Rolle herabsingt . . . so hat er denn auch die Gesellschaft beredet, sie möge nur Opern geben, er werde sie ihr schon einlernen. Meine Frau wollte durchaus nicht singen, weil sie's nicht kann; doch Herr *Deáky* tröstete sie, sie möge sich nicht fürchten, nicht trauern, es werde schon gehen, denn er werde dort sein. Den ganzen Tag über trieb er sich denn auch dort mit seiner Geige umher, und meine Frau lernte auch die *Agnes*, soweit Jemand ein Gesangstück lernen kann, der noch nie gesungen. Doch wahrlich, bei der Vorstellung ging das Alles nicht. Herr v. *Deáky* kroch nun ins Souffleurloch und sang von da heraus die ganze Rolle der *Agnes*. Meine Frau murmelte ihm dann alles nach, wie's eben ging. —

„Ich brach fast entzwei vor Lachen. — „Und sang Herr v. *Deáky* die *Agnes* mit männlicher Stimme?“ —

— „Ah, was nicht gar! In der Fistel!“ —

— „Ich fand diese Sache ungeheuer lustig. — „Aber einen Kapellmeister haben Sie?“ —

— „Das nicht, aber hier ist ein sehr vorzüglicher Musiklehrer und Komponist, Herr *Ruzsicska*?) den pflegen wir zu ersuchen und er kommt.“ —

— „Und dann das Orchester?“ — frug ich weiter.

— „Nun, das ist wirklich vorzüglich! Durchgehend gnädige Herren. Alle Mitglieder des Guberniums. Sie spielen in jeder Oper; denn hier gibts keine Musiker von Profession.“ —

— „Nun, ich sehe schon“ — sagte ich — „dass wir das hier nicht entscheiden können, wie und wann das Alles sein wird. Doch Herr Székely wird so freundlich sein, die Theatermitglieder einzuladen, Alle mögen morgen im Probensaal zusammen kommen — vielleicht fällt uns was bei.“ —

„Andern Tags ging ich hinauf auf die Bühne. Ich war wirklich überrascht, als ich dieses grosse schöne Gebäude sah, der ungarischen Thalia ersten stabilen Tempel. Ich freute mich ausserordentlich dieser Bühne. Nun, von hier kann man kouragirt die Stimme ins Publikum fliegen lassen. — Da erblickte ich der Bühne gegenüber eine prachtvolle Loge; rother Sammt, schwere Vorhänge, grosse Spiegel. — „Was ist das?“ — „Die Loge ihrer Excellenz, der Gattin des Gubernator Baron Samuel Jósika.“ — „Nun das ist schon etwas,“ erwiderte ich ermuthigt, „dass Klausenburg solch ein Publikum hat.“ —

Nun, die Déry blieb von 1823 an nicht bloß 6 Wochen, sondern gleich 6 Jahre in Siebenbürgens ungarischer Hauptstadt, die zu betreten sie vordem so gebangt, und in der sie ihr Debut allerdings anfangs als Solosängerin halten musste. Aber schon als solche erregte sie solchen Enthusiasmus, dass man ihr jede Summe zugestand, um auf ihren Rath hin rasch eine complete Oper aus allen Landestheilen zusammenzutrommeln. So kam der Bariton Alexander Pályi von der Wiener Hofoper, Kőszegi, Megyeri, die Murányi, Esedi u. s. w. Genug, in einem Jahre hatte man ein grosses Personal und so ward denn Klausenburg die Wiege auch der ungarischen Oper. Die Déry aber ward der zahlreichen und damals noch so reichen Siebenbürger Aristokratie Abgott, Mignon. Die Häuser der Jósika, Teleki, Dessewffy, Bethlen und Dutzend anderer Magnaten standen ihr weit offen; die kleine Fee, die noch als Dreissigerin wie ein Kind aussah, aber eine Metallstimme wie eine

* Sprich: „Ruschitschka“, der berühmte Instrumentist des alten Rákócymarsches.

Riesin hatte, ein Repertoire aller neuen Opera des Auslandes sang und auch im Schauspiele brillirte, ward überschüttet mit Schmuck, Kränzen und Gedichten, und war die Seele aller Salons, der vertraute Liebling in allen Familien. Der geniale Tausendsasa Deáky ward ihr Priester.

Doch sehen wir nun, was unterdess in Ungarns Hauptstadt, was mit dem grossen deutschen Theater in Pest vorging.

1823—1824 fehlt leider wieder der Almanach. Es wird das dritte Jahr der „Aktiengesellschaft“ und Alles im alten Schlendrian fortgegangen sein.

Um so mehr versprach man sich das nächste Jahr 1825, unter völlig neuer Direktion mit fast völlig neuem Personale.

1824 Nov.—1825 21. December., Pester Theater-Taschenbuch für 1826*. Von Karl Stenz, Souffleur. Pest (1826), Landerers Druck. Kl. 24° 55 S.

Also von diesem Jahre an stand das grosse Pester deutsche Theater unter selbständiger Direktion, das Ofner Festungstheater war in den Pacht nicht mit einbezogen.

Direktoren : Anton Babnigg, Fedor Grimm.

Kapellmeister : Urbany, Roser. — Generalinspizient : Treuhold (hiess eigentlich Wagner). — Sekretär : Czerwenka. — Balletmeister : Beauval. — Chordirektor : Memmer. — Orchesterdirektor : Karl Morawetz. — Dekorationsmaler : Martinelli u. s. w.

Sänger und Schauspieler : 16. Sängerinnen und Schauspielerinnen : 12.

Artour.

Frau Demy.

Eduard Demini (wieder engagirt).

Fräulein Leonore Kondarussi
(neu).

Grabow.

Melchior (neu).

Frauen : Martinelli, Melchior,
Nötzl (neu)

Malitzky.

Macho (neu).

Frau Julia Walla.

Nötzl (neu).

Fräulein Schweitzer, die Aeltere
(neu).

Treuhold.

Watzinger.

August Fischer (neu) und noch 6.

Artour spielte sowohl Jaromir, als auch Staberl; — Eduard Demini, der Bruder des unglücklichen Bariton August, gehörte dem Schauspiel an. — Wilhelm Grabold gleichfalls, wie auch Melchior

und Frau. — *Malitzky* war seit Jahren zweiter Komiker. — *Macho*, aus der Nähe von Wien, war in Pest mehrere Jahre beliebter Komiker, machte aber noch im Vormärz eine Erbschaft und lebt vielleicht noch in Wien als — Rentier. — *Nötzl* spielte Heldenrollen, wie den Zrinyi, Mathilde *Nötzl* die Stuart u. d. — Leonora *Kondorussi* soll sehr hübsch gewesen sein, gab in Pest einige Jahre hindurch Gurlirollen, lebte noch in den 50er Jahren in Wien, als Gattin eines viel jüngeren Advokaten.

Besonders ins Auge zu fassen sind die beiden Schwestern *Schweitzer*. Töchter einer Wasserträgerin in Ofen. 1825 war die ältere im Schauspiel, die jüngere im Ballet berühmt; Letztere ward später die vorzügliche dramatische Sängerin *Therese Mink*, die am 24. Sept. 1881 in Wien, als ehemals k. bayer. Kammersängerin, 69 Jahr alt starb, also 1812 geboren war. Doch, von ihr wird noch die Rede sein.

Auch musz *Hölzel* Vater — der Pesth schon 1815 verlassen hatte — 1824 wieder engagirt gewesen sein; denn er kommt im Almanach 1825 neuerdings als „abgegangen“ vor.

Einzig neu im ersten Jahre von *Grimm-Babnigg* war 1825 das Tanzpersonal: *Stöckl* und die Fräuleins: *Millitz*, *Müller*, *Stelzer*, *Therese Schweitzer*, *Tuffner* und Frau *Stelzer*.

Dieser Almanach des Souffleur *Stenz* ist noch schlechter redigirt, als all die früheren. Er enthält nicht einmal ein Verzeichniss der Gäste und der Novitäten dieses Jahres.

Nur aus dem „Journal vom 1. Nov. 1824 bis 21. Dez. 1825“ ist mühsam zu entnehmen, dass man als *neu* blos aufführte: „Blaue Katze“ Zauberoper. — „Galeerensklave“ Melodram. — „Dorf im Gebirg“ Oper. — *Oehlenschlägers* „Van Dyk.“ Schauspiel. — „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen“ Lustspiel — *Grillparzer's* „Ottokars Glück und Ende“ (3mal) — *Spohrs* (?) „Faust“ Oper 4 Act. — *Spontinis* „Ferdinand Cortez“ — und das war Alles!

Als Gäste sah und hörte man: *Pauly* im Zrinyi, Lear. Tell — *Josef Fischer* bayrischer Kammersänger, als Don Juan, Barbier — *Mathilde Kainz*, vom Hoftheater in Florenz, sang Rosine, Tancred, Agathe, Desdemona. — *Ferdinand Kettler* spielte Don Carlos, Don Cäsar, Romeo. — Und endlich *Katzianer* — seit 1816, mit Frau, fort

von Pesth — spielte im Juli und August wieder Smal, Tell, Zriny, Abelino, Hugo, Lord Algernon, Carl Moor, Bayard, Caspar den Thoringer.

1825 war in Presburg der berühmte Regenerations-Reichstag, mit dem die nationale Wiedergeburt Ungarns begann, die Versöhnung mit Franz I. stattfand, der am 18. Sept. selbst den Reichstag eröffnete, während am 25. Sept. seine vierte Gemahlin als Königin gekrönt wurde, indess am 7. Nov. der bis dahin völlig unbekannte, 35jährige Hussarenkapitän, der nachher so grosse Graf Stefan *Szécheny* die denkwürdigen Reformworte sprach „Ungarn war noch nicht, es wird erst werden“ und seine Jahresrente von 60,000 fl. zur Gründung einer ungarischen Akademie der Wissenschaften schenkte. Am 30. Dez. war die Dankadresse an den König debattirt und der Reichstag ging nach 4 Monaten auseinander.

Die Komitats-Stände von Stuhlweissenburg, begeistert durch diese Gelegenheit, hatten auf ihre Kosten eine ungarische Schauspielergesellschaft nach Pressburg geschickt, — in der Balog István, Czelesztin, Jos. Székely, Alex. Ujfalusy, Bartha, Megyeri, Telepki, vor allem der Heldenspieler Jos. Horváth, sowie die grosse Tragödin Frau Kántor und andre 7 Damen glänzten — und, im dortigen deutschen Theater spielend, erregten sie Enthusiasmus. Jedoch die Reichsstände, eben von brennenderen nationalen Angelegenheiten in Anspruch genommen, widmeten der ungarischen Theaterfrage noch nicht soviel Beachtung, um schon jetzt reichstäglich einen Fond zu ihrer Stabilisirung in Pesth zur Rede zu bringen.

Die Stuhlweissenburger grosse Truppe zog also über Raab wieder heim. Bei diesem Rückzuge mag es gewesen, dass sich einige Mitglieder dieser Gesellschaft nach Pesth verschlugen und so den

Vierten Versuch ermöglichten, *ungarisches* Schauspiel in der Hauptstadt einzubürgern, denn irgend eine ungarische Gesellschaft gab im grossen deutschen Theater:

1. Sept. *Kisfaludy's* Marie Báthory. — 4. Sept. Die Grafen Montebello. — 5. Sept. Die Templer — und am 24. Nov. Die sieben ungarischen Anführer im Imperium. Drama in 4 Act.

Die Genehmigung zu diesen 4 Vorstellungsabenden war das Ganze, womit die neuen Direktoren des deutschen Theaters

Babnigg und Grimm den historischen grossen Moment der nationalen Wiedererweckung Ungarns feierten.

1826 1. Jan. bis 30. Nov. Theater-Almanach d. k. st. Pesther Theaters. Von Carl Stenz und Paul Wilhelmi, Soufleurs. Pesth Landerers Druck kl. 24° 48. S.

Zweites und letztes Jahr der Direktion von *Babnigg-Grimm*.

Kapellmeister: *Urbany-Roser* — Generalinspektor *Treuhold* — Sekretair: *Czerwinka* — Balletmeister: *Lambert-Beauwall* — Chordirektor: *Menner* — Dekorationsmaler: *Engert* (neu) — u. s. w.

Personal:

<i>Artour</i> , Schauspieler	Frau <i>Deny</i>
Aug. <i>Fischer</i> , Sanger	Frl. <i>Hentel</i>
<i>Franke</i> , Schauspieler	Frau <i>Klein</i>
Wilh. <i>Grabow</i> , Schauspieler	Frl. <i>Kondorussi</i>
Franz <i>Kroning</i> , Schauspieler	Frauen: <i>Kroning</i> , <i>Melchior</i> , <i>Matilde Notzl</i> , <i>Treuhold</i>
<i>Melchior</i>	Frl. <i>Roser</i> und <i>Shweitzer</i> d. .
<i>Malitzky</i>	
<i>Macho</i> , Komiker	
<i>Nötzl</i> ,	Chor: 12 Männer, 12 Frauen,
<i>Treuhold</i> , Schauspieler	darunter die jüngere <i>Schweitzer</i>
<i>Watzinger</i> und noch 5 (zusammen 16)	(später <i>Mink</i>)

Tanz: Franz *Stöckl*; die Frl. *Emerle* und *Tuffner* und 4 Damen.

1826 gingen fort: Julie *Walla*, Eduard *Demini* und Familie; sowie der vieljährige Soufleur *Ertel*.

Mit den *Novitäten* war's sehr jämmerlich bestellt. „Bihar v. Banko o. Ungarns erste Kreuzfahrer.“ Schausp. 5 A. (Nur 1mal) — *Rosin's* „Semiranis“ — „Die Höhle Soncha, oder die 40 Räuber“ Drama, 3 A. (4mal) — „Die Belagerung v. Solothurn“ Schausp. 3. A. — „Jacob Callot der Fratzenmaler“ Schausp. 5 A.

Aber dies Jahr gab's schon bedeutende Gäste:

Wilh. *Kunst*, Regisseur des Münchner Hoftheaters (29 Jahr alt) gab im Mai und Juni: Hamlet, Karl Moor, Tell, Don Carlos, Jaromir, Viola, Faust, Aba, Herzog Albrecht, Friedrich, Don Caesar, Ferdinand, Herzog Heinrich, Roderich, Phaon, Leicester, Estavajel; ja er sang sogar den Sarastro!

Sophie Schröder-Kunst (45 Jahre alt) k. k. Hofschauspiele-

rin, kam zuerst dies Jahr nach Pesth und spielte zusammen mit ihrem dritten Gatten (von dem sie sich 1829 scheiden liess) 19. Juni die Sappho, 21. Juni die Stuart, 25. Juni die Monfaucon, und am 24. Juni allein die Jungfrau von Orléans.

Heinrich *Anschütz* (41 Jahr alt) k. k. Hofschauspieler, gab im Juli: *Essex*, *Erbvertrag*, *Posa*, *Ottokar*, *Graf Barzelona*, *Wallenstein*, *Lear*, *Bayard*, *Don Guittiere*, *Nathan*, und auf Verlangen nochmals *Lear*.

Clara *Siebert* und Franz *Siebert*, ihr Vater, vom Hoftheater in Baden, sangen zusammen im April im *Tancred*, *Zauberflöte*, *Freischütz* und zweimal im *Johann von Paris*.

Ludwig *Wallbach* vom k. k. Hofburgtheater, spielte im Mai: *Graf v. Burgund*, *Don Carlos*, *Corregio*, *Gustav Wasa*, den jungen *Klingsberg*, *Tamino*, *Josef*.

Löhle der k. bayr. Kammersänger sang im Sept: *Licinius*, *Max*, *Apollo*, *Franz*.

Frau *Brede* vom k. würt. Hoftheater spielte im Okt. die Fürstin *Chawanska*, *Donna Diana*, *Lady Milford*, *Sappho*, *Medea*, *Elisabeth*. Also betreff der Gäste hatten sich die Pesther dieses Jahr nicht zu beklagen.

Zum Schlusse das Sonderbarste:

Eine *ungarische* Gesellschaft — also die *fünfte* auf Pesther Brettern — sang 11. Sept. in der ung. Oper „*Béla's Flucht*“ und spielte 14. Sept. in einem Drama: „*Stefan Bocskay*.“ — Was war das für eine Improvisation?

Franz *Binder*, aus Prag, sang erst im Oktober den *Almaviva*, *Sargino*, *Roderigo* im *Othello*, *Max*, *Asyr*, *Georg* in der *weissen Frau* (3mal), war also Tenor. Ob dies wohl der berühmte Tenor *Sebastian Binder* aus Prag war, der 1845 in Pesth starb, oder vielleicht sein Bruder?

Margaretha *Binder* van der *Glogen* spielte in gleicher Zeit mit ihrem Gatten 3mal: *Gurli*, *Käthchen*, *Agnes*, *Fanny*, *Lottchen*, und sang auch die *Jenny* in der *weissen Frau*.

1826, 1. Dez. bis 1827, 30. Nov. „*Theater-Almanach u. s. w. von Pesth*“ Von Paul *Wilhelmi* und Franz *Leutner*, Souffleur. Pesth. *Josefine Patzko's* Druck. Kl. 16. 48. S.

Fedor *Grimm's* Erstes selbstständiges Direktionsjahr.

Anton *Babnigg*, 32 Jahr alt, verliess Pesth, nachdem er bei uns von 1814—19 durch 6 Jahre als erster Tenor (damals 20—26 Jahr) brillirt, und 1825 und 1826 Mitdirektor des Pesther deutschen Theaters gewesen. Geboren in Wien 10. Nov. 1794 muss er schon früh nach Pesth herabgekommen sein. Mathäus Babnigg war wahrscheinlich sein Vater, für den er am 20. März 1826 eine musikalische Abendunterhaltung gegeben hatte. Anton Babnigg ging von Pesth nach Linz, Graz, Prag, und wohl 1828 nach Dresden, wo er als k. sächs. Hofopernsänger bis 1838 eine Berühmtheit war, von der man noch heute spricht, auch überall hin Kunstreisen machte, z. B. bis Petersburg, endlich aber Tichatschek weichen musste. Er war später noch öfter in Pesth, wo er sogar noch 1870 gewesen sein soll. Jezt lebt er schwerlich mehr, oder wäre 87 Jahre alt. In seiner Blüthezeit nannte man nach einer seiner Hauptpartien den distinguirten Restaurant im Klopfinger'schen Hause „Zum Licinius“, allerdings aber auch Damen ihre Möpfe „Licinerl“. Über seine in Pesth geborne Tochter Emma Babbnig an einer anderen Stelle.

Kapellmeister 1827 waren: *Urbani*, und neuerdings der alte *Cibulka*, der, 1817 zurückgetreten, von 1827—1832 wieder, aber nun zweiter Kapellmeister war, indess seine Frau, 1807—1823, durch 16 Jahre Erste Sängerin, von 1823 an als Gesangslehrerin private lebte.

Kapellmeister *Roser* mit Frau waren nach Wien übersiedelt.

Das Direktionspersonal wie 1826, *Treuhold*, *Czerwenka*, *Menner*, *K. Morawetz*, *Engert* — nur Balletmeister war nun *Reiberger*, Operninspizient *Macho*, Schauspieler und Sänger zumeist auch die alten: *Artour*, *A. Fischer*, *Franke*, *Melchior*, *Malitzky*, *Macho*, *Nötzl*, *Treuhold*, *Watzinger*. Aber neu hinzugekommen waren *Langendorf*, Heldendarsteller

Nagel Sänger

Rüger Sänger

Schinn, dieser Letztere, Bassist und Komiker, soll Schusterssohn aus Gran gewesen sein, figurirt im Personalstand bis 1835, wurde aber dann — ist es vielleicht noch — Sänger der Primatalkapelle in Gran.

Schauspielerinnen und Sängereien die frühern: *Deny*, *Mel-*

chior, *Nözl*, *Treuhold*, Frl. *Kondorussi*. Jedoch neu hinzukamen 8 Fräulein, die bald wieder abgingen, und Frau *Raimund*. — Julie *Walla* fehlte auch in diesem Jahre; und das jüngere Fräulein *Schweitzer* sang noch im Chor, der 24 Personen zählte. Tanzpersonale: Franz *Stökel* und *Reiberger*; die *Emerle* und noch 3 Korphäen. Die *Tuffner* fehlte.

Das *Novitäten*-Repertoire war in diesem Jahre ein überraschend miserables. Ausser „*Rinaldo Rinaldini*“ und der Posse „*Gisperl und Fisperl*“ gar nichts! 1826 Ferdinand *Raimund's* drittes Volksstück „*Der Bauer als Millionär*“, und 1827 sein viertes „*Moisasur's Zauberfluch*“ erregten grossen Enthusiasmus; dagegen in Pesth gab man in diesem Jahre als Novität von *Raimund* erst dessen zweites Zauberstück „*Der Diamant des Geisterkönigs*“, das schon seit 1824 populär war. Freilich, zu den poesievollen Possen dieses Wiener Shakespeare bedurfte es auch Darsteller wie *Raimund* selbst und *Therese Krones*. In Pesth fehlte aber gerade in diesen zwei Jahren *Julie Walla*, von der es hiess, sie geniesse indess Flitterwochen mit *Metternichs* nachherigem Schwiegersohne, dem unlängst verstorbenen Grafen *Moriz Sándor*, der 1827 erst 17 Jahr alt, durch seine Excentricitäten schon ganz Ungarn von sich sprechen machte.

Auch an fremden *Gästen* gabs dieses Jahr nur Einen Nennenswerthen, den reizenden Wiener Hofschauspieler *Karl Fichtner*, der im Juni im Erbvertrag, in der *Phädra*, im *Schüchtern* und *dreist*, in der *Montfaucon*, im *Schauspieler*, im *Grafen von Burgund*, dann den *Ferdinand*, *Hamlet*, *Belisar*, *Isidor*, zuletzt zweimal den *Fiesko* spielte.

Kirchner aus Berlin, der bertüchtigte Weiberkarikist, gab im August dreimal seine „*Falsche Catalani*“ und einmal „*die falsche Sonntag*“.

Im Oktober sang ein Frl. *Speisegger* die *Agathe* im *Freischütz*, worauf noch zurückgekommen wird.

Denn so unbedeutend dies Jahr fürs deutsche Repertoire war, um so bedeutender war es für die Entwicklung des ungarischen Theaters.

Irgend eine „*Ungarische Gesellschaft*“ spielte nemlich schon im April, Juni und Juli in zusammen 8 Stücken — *Kisfaludi's* S.

Kemény, *Fay's* Alte Münzen, Stefan Boeckai, Mathias Drac. und in den übersetzten Stücken: Jolantha von Jerusalem, Wald bei Hermannstadt, Fridolin, die getrenten Liebenden — auf der Pesther deutschen Bühne.

Das war also der *sechste* Versuch der Ungarn, in der Hauptstadt durchzudringen.

Aber es sollte in diesem Jahre noch bedeutender kommen, Die durch Rosa *Déry* 1822 zu Klausenburg in Siebenbürgen geschaffene Erste ungarische *Operngesellschaft* schloss sich nemlich an die *Déry* an, als diese 1827 mit Direktor David *Kilényi* kontrahirte, um hinauf nach Ungarn zu kommen, denn er wollte mit grosser Truppe den Winter über in Miskolcz und Kaschau Vorstellungen geben.

Man spielte und sang auf der Herreise in Szegedin, Vásárhely, Temesvár, Arad. Aus letzterer Stadt beförderte schliesslich die Arader Komitatsbehörde auf ihre Kosten in 12 Reisewagen die mehr als 30 Gäste bis Pesth, um von dort weiter bis Kaschau zu ziehen.

In Pesth besuchte *Kilényi* mit der ganzen Truppe das deutsche Theater, mehrere Bänke füllend, indess der reiche *Kilényi* durch seine Diamanten noch besondere Aufmerksamkeit im deutschen Publikum erregte. Es war dies am 7. Okt. als die *Speissegger* die *Agathe* sang. *Kilényi* flüsterte der *Déry* die Frage ins Ohr, ob sie es wohl wagen würde, sich mit solch einer Sängerin zu messen? — „O zu jeder Zeit!“ war die Antwort. — „Also dann geben wir Vorstellungen in Pesth“ sagte *Kilényi* — „Sind sie verrückt? wer würde uns denn auftreten lassen?“ — „Das ist meine Sache“ erwiderte der Direktor; „im Komitatsarchiv liegt das Gesetz, dass der deutsche Direktor durchreisende ungarische Schauspieler dreimal müsse debutiren lassen.“ — Und wegen 3 Abenden sollten wir abpacken? meinte *Déry*. — „O, Sie, Rosa und auch die Andern werden derart gefallen, dass auch 30 Abende daraus werden!“

Und so kam's denn richtig! Direktor *Fedor Grimm* machte zwar ein saures Gesicht zu dem Paragrafen, den er wohl kannte, stellte dafür aber auch harte Bedingungen: nur zweimal wöchentlich und bloss halbe Einnahmen; an Sonntagen aber Nachmittagsvorstellungen.

So begann man denn am 27. Oktober mit dem „Barbier.“ Die *Déry* die Rosine, *Pályi* den Almaviva, *Udvarhelyi* Basilio, *Szilágyi* Bartolo, *Szerdahelyi* aber unvergleichlicher *Figaro*. — Das Haus gesteckt voll, der Beifall der Deutschen ein ungeheurer. Besonders die *Déry* ward vergöttert.

Und so gings fort. Auch noch im November und Dezember 1827 und sogar noch im Januar und Februar 1828.

An 18 Abenden Opern mit der *Déry*, an 6 Abenden Schauspiel, zusammen also 24 Abende.

Anna *Kántor*, die grosse Tragödin, gebrauchte in jener Zeit eben das Ofner Blocksbad. Sie kam sofort herüber, schloss sich den Landsleuten an und spielte zweimal mit grossem Erfolg die *Preciosa*.

Der Erfolg war ein revoltanter, das Haus auch stets überfüllt, die Einnahmen zur Hälfte deckten kaum die Bedürfnisse von 30 bis 40 Personen während 5 langen Monaten.

Welche Anstrengungen Grimm machte, die *Déry* für die deutsche Bühne zu gewinnen, ist schon im Zweiten dieser Artikel S. 871 ausführlich erzählt, ebenso der Misserfolg — sonach die „ungarische *Catalani*“ nicht zu europäischem Rufe gelangte. Und auf jener Seite ist auch das ganze Repertoire gegeben, das die Ungarn im Winter 1827—28 im deutschen Theater in Pesth sangen, detaillirt.

Immerhin mussten sie im Februar 1828 weiter nach Miskolcz und Kaschau.

Aber durch dies Gastspiel ward der Hauptstadt glänzend bewiesen, dass die Ungarn auch besonders für Musik befähigt sind, und Opern besser zu singen wissen als das damalige Opernpersonale im Pester deutschen Theater.

Trotzdem mussten sie noch 10 Jahre warten, bis sie in der Reichshauptstadt diesen Beweis in ihrem eigenen Nationaltheater antreten konnten, deren Primadonna 1837 gleichfalls die dann schon 44jährige -- *Déry* war.

Nachtrag. *Friedrich v. Gentz und seine Tochter*, Frau *Deny*. Im J. 1764, 8. Sept. in Breslau geboren, studirte der junge Kaufmannssohn Gentz in Königsberg, ging nach Berlin, vermählte sich — 21 Jahre alt

— dort mit Bernhardine von Gilly, wurde 1786 Sekretär bei der Generaldirektion und liess sich gesetzlich in diesem Jahre von seiner ersten Gattin scheiden. Nun wieder frei, ward er der Held der Berliner „geistreichen Zirkel“ jener Zeit und besuchte besonders viel die Theater. Da sah er die so schöne als geistvolle Hofschauspielerin Friederike *Koch*. Sie war die Tochter eines Baron Varnia oder Varnim aus Königsberg, der, obgleich talentlos, aus Leidenschaft zum Theater lief, in Weimar die Schauspielerin Romana Koch geehlicht und deren Namen angenommen hatte. ¹⁾ Um diese Zeit hatte die Tochter des jüdischen Arztes Levin Markus *Rahel*, geb. 1771, als dessen wohlhabende Erbin jenen Kreis von Künstlern und Schriftstellern um sich zu versammeln begonnen, in dem auch ihr Freund Prinz Louis Ferdinand von Preussen sich befand. Dort, bei der nachherigen Varnhagen scheint der nun schon 26jährige Gentz Friederike Koch kennen gelernt zu haben. 1789 heirathete er sie, und sie gebar ihm eine Tochter, die nachherige Frau Deny. Letzterer Taufschein lautet :

„Nach Angabe des Taufregisters der Luisen-Kirche ist dem Geheimen Sekretär Herrn Friedrich *Gentz* von seiner Ehefrau Friederike, geborne *Koch* am (ausgeschrieben) 9. des Monats Januar im Jahre 1790, Abends $\frac{3}{4}$ 9 Uhr eine Tochter geboren worden, welche am 3. Febr. 1790 die h. Taufe und den Namen Auguste Wilhelmine empfangen hat. Taufzeugen waren 1. Herr v. Begnelin; 2. Herr Conducteur Gentz; 3. Herr Geh.-Sekretär Gentz; 4. Mdme Wernitz; 5. Mademoiselle Kunst. — Dieses wird glaubhaft und ordnungsmässig hiedurch bescheinigt. Berlin, 7. Febr. 1818. Kobland. m. p. (L. S.) Beyer, m. p.“

Aber auch diese zweite Ehe endete mit gesetzlicher Scheidung und zwar schon 1791. Der stets egoistische Gentz ward 1793 Geh.-Rath, richtete das bekannte öffentliche Schreiben an König Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung 1797, und heirathete zum *drittenmale* 1800, und zwar noch in Berlin, die jüdische Bankierstochter Marianne *Meyer*, die 1797—99 mit dem Fürsten Heinrich XIV. von Reuss-Greiz — Sohn des k. k. Feldmarschalllieutenants und Gesandten in Berlin, Heinrich XI. — vermählt gewesen, erhoben zur Prinzessin von *Eybenberg*, und dessen Wittwe geworden war.

* Ihm wurde 1770 in Hannover Friderike geboren, und schon mit 18 Jahren glänzte sie auf dem Berliner Hoftheater.

Gentz, der mit dem damals in Preussen herrschendem Systeme nicht übereinstimmte, ging 1802 nach Wien, wurde katholisch und Hofrath bei der Hof- und Staatskanzlei. Seine dritte Frau folgte ihm dahin, wo sie 1814 starb, Gentz zum Universalerben einsetzend.

Friederike *Koch* jedoch — die 1791 durch die Scheidung dem Namen Gentz entsagt hatte — zog sich tief betrübt von der Bühne zurück, und mit ihrem Töchterchen zu einer Freundin, Lydia *Mayer*, nach Freienwalde (6 Meilen von Berlin) ziehend, — wo deren Bruder eine Fabrik hatte — lebte sie nur ihrem Kinde. 1796 war Iffland Direktor des Hoftheaters in Berlin geworden. Er kam öfters nach Freienwalde und redete der noch so jungen und schönen Frau zu, doch ja wieder die Bühne zu betreten, ihr Talent nicht in der Einsamkeit zu verbergen. Friederike *Koch* nahm denn auch ein Engagement ans Hoftheater in Schwerin an. Intendant daselbst war ein Herr *Krieckeberg* (nicht „von“), mit dem sie sich zum zweitenmale vermählte, noch in den 90er Jahren. Diese Ehe war sehr glücklich. Einer Familientradition nach soll *Schiller* dem jungen Ehepaar zum Hochzeitsgeschenke die Handschrift seiner „Maria Stuart“ geschickt haben, welches Drama er aber erst — 1800 dichtete. Doch dem sei, wie ihm wolle. Krieckeberg übernahm später die Thetaer-Direction in Bremen, und um 1810 die des Hoftheaters in Hannover, und so kam Friederike Koch, nunmehrige Krieckeberg, zurück in ihre Vaterstadt. Auch ihre Tochter aus der einstigen Ehe mit Gentz führte nun den Namen ihres Stiefvaters, und da sie von Kindheit an grosses Talent für Deklamation zeigte, widmete sie sich gleichfalls, als Auguste Krieckeberg, dem Theater. Damals gab's in Hannover einen Schauspieler *Spengler*, der geschieden lebte von einer Schauspielerin, die in anderer Ehe später die Mutter der gleichfalls Pest's deutscher Theatergeschichte angehörenden Frau Klara *Grill* geworden war, Dieser Spengler heirathete in zweiter Ehe Auguste Krieckeberg, Friederike Koch's Tochter aus dem Bund mit Gentz. Jedoch Spengler muss schon vor 1818 gestorben sein.

Denn 1818 kam die nun 28jährige Wittve Auguste *Spengler* nach Ungarn, und als tragische Schauspielerin und für Salonrollen ans grosse deutsche Theater nach Pest. Das war unter erstjähriger Direktion des Grafen Franz Brunswik. Sie wurde da mit dem Schauspieler *Deny* bekannt, der im gleichen Jahre mit ihr engagirt worden, und mit dem sie schon 1819 in die Ehe trat. Das junge Paar verliess Pest

und war 1820 in Graz. Aber schon 1821 zurückberufen, war Auguste *Deny* volle 59 Jahre in Ungarns Hauptstadt. Auch ihr zweiter Gatte kam mit ihr zurück ins Engagement, ergab sich jedoch dem Trunke, machte ihr das Leben zur Hölle und starb im Säuferwahnsinn. Er hinterliess ihr eine Tochter, die gleichfalls Auguste hiess, gleichfalls Schauspielerin wurde, aber sehr talentlos war.

Friedrich von Gentz dagegen war in Wien eine Macht geworden. Geadelt, schrieb er 1806 für Preussen, 1809 und 1815 für Oesterreich die berühmten Kriegsmanifeste gegen Napoleon, war 1815 beim Wiener, wie beim Pariser Kongress erster Protokollführer.

Reich geworden und Sybarit, umgeben von Blumen und Parfüms und Heine's für Oesterreich verbotene Gedichte lesend, verliebte sich der 65jährige Staatsmann, Metternichs rechte Hand, trotz seiner weissen Haare und schwarzen Hornbrille, noch 1829 in die damals 19jährige, allerdings unvergleichliche Tänzerin Fanny Elszler und starb 9. Juni 1832, 68 Jahre alt.

Auguste *Deny*, die ihr zweiter Gatte sehr unglücklich gemacht, besuchte um 1830 ihren Vater in Wien, ihn um Hilfe anflehend. Gentz erwiderte ihr, er habe sich schon 1791 von ihrer Mutter gesetzlich geschieden und dabei dieser ein Kapital ausbezahlt, von dem man anständig existiren könne, und überdies sei Friederike Koch in zweiter Ehe Gattin des nicht unbemittelten Herrn Krickeberg, und lebe noch ohne Noth in Hannover. Dies musste Auguste *Deny* zugestehen, aber habe auch ihre Mutter kein Recht mehr auf den Namen Gentz, so gebühre ihr doch der Name ihres leiblichen Vaters aus legitimer Ehe, also auch das Recht, sich an diesen um Hilfe zu wenden. Gentz wollte aber davon nichts wissen, und gab endlich seiner Tochter, sie als solche nicht anerkennend, 500 fl., um sich weiter zu helfen. Die *Deny* ging zurück ins Engagement nach Pest, und in tiefer Verbitterung ergriff sie eines Abends ihres Vaters Liebesbriefe an ihre Mutter — die sie als Belege nach Wien mitgenommen, — und warf sie ins Feuer. Erst als sie verkohlt waren, schreckte sie entsetzt auf, denn erst jetzt fiel es ihr ein, dass sie jene 500 fl. in die Briefe gesteckt hatte.

1832 starb Gentz, 1842 dessen erste Gattin, Frau *Deny*'s Mutter.

1838 verlor Auguste *Deny* durch die Pester grosse Ueberschwemmung zuerst den grössten Theil ihrer Habe.

1847 2. Febr. brannte das grosse deutsche Theater in Pest ab,

und dabei verlor die Deny, die in dem Gebäude wohnte, all ihre Kostüme und Wäsche und dazu ihr erspartes Geld.

1860, im August — schon 70 Jahre alt — reiste sie zu ihrer Tochter Auguste nach der Schweiz. Diese hatte in Basel einen Musiker *Schuster* geheirathet. Anfangs nahm sie die alte Mutter wenigstens friedlich auf, doch zuletzt entblösste sie dieselbe allen Schmuckes, der der Alten noch geblieben, und drohte ihr, sie dahin polizeilich zurückbringen zu lassen, wohin sie zuständig sei. So kam denn Frau Deny im April 1861 zurück nach ihrer zweiten Heimat Pest, und jetzt traf sie der härteste Schlag. Sie wurde durch vieles Weinen über den Undank ihrer Tochter — blind.

Einen Pensionsfond hatte das Pester deutsche Theater nicht. Ins Armenhaus wollte man die greise Künstlerin doch nicht geben. So erhielten die Blinde noch 19 Jahre hindurch ihre Freunde und Freundinnen in der Stadt. Denn sie war in früherer Zeit sehr beliebt in den besten Kreisen durch ihre geistreiche Unterhaltung und ihre vielseitigen Erinnerungen. Auch war sie sehr belesen, besonders in wissenschaftlicher Literatur. Frau Wittve Marie *Giergl* hatte die Arme in ihr Haus genommen, pflegte und versorgte sie Jahre hindurch, und dort starb sie auch, volle 90 Jahre alt geworden, am 4. April 1880.

Ich entsinne mich persönlich noch sehr gut der Auguste *Deny*. Sie war keine geniale, aber eine vortreffliche Schauspielerin in der Tragödie, dem bürgerlichen Drama und im Salonstücke für ältere Rollen — wenigstens schon zu meiner Zeit. Nur hatte sie, hervorgegangen aus der Tradition Iffland'scher Schule, eine höchst monotone, weinerliche Vortragsweise. Monologe jammerte sie völlig herab. Diese Deklamationsweise hatten übrigens auch so viele andere deutsche Schauspielerinnen ihrer Zeit zur Gewohnheit, dass sie deshalb nicht getadelt werden kann,

K. M. KERTBENY.

DIE PETŐFI-UEBERSETZUNGEN GIUSEPPE CASSONE'S.*)

Wir haben bereits im vorjährigen Juni-Hefte dieser Zeitschrift die gesammten Petőfi-Uebersetzungen der italienischen Literatur einer

* A. Petőfi : Foglie di cipresso su la tomba di Eteleke. Traduzione di G. Cassone, socio onorario della Petőfi-Társaság di Budapest. Noto, Fr. Zammit 1881. 3. lire.

kurzen Besprechung unterzogen und räumten wir auf diesem Gebiete den ersten Platz dem sicilianischen Dichter *Giuseppe Cassone* ein. Damals kannten wir von ihm verhältnissmässig noch sehr Weniges, da seine Uebersetzungen bis dahin blos in verschiedenen italienischen Zeitschriften zerstreut erschienen waren. Die in dem erwähnten Artikel bereits angekündigt gewesene Sammlung eines Theiles seiner Uebersetzungen hat nun die Presse verlassen, und unserem Versprechen gemäss beeilen wir uns somit, die „Foglie di cipresso su la tomba di Etelka“ — das der Titel seines Buches — nach Gebühr zu würdigen.

Hauptsächlich ist es die Treue der Uebersetzungen, die wir bei Cassone besonders hervorheben müssen; er fälscht seinen Dichter niemals, er hält sich strenge nicht nur an den Sinn, sondern auch an das Wort des Originals, ohne sich dabei gegen den Geist seiner Muttersprache zu vergehen. Er verzuckert den Feuerwein Petőfi's nicht, und tröpfelt in denselben auch keinen Zitronensaft, damit er Denjenigen, denen er in fremdem Gefässe kredenzt wird, vielleicht besser munde; er bewahrt das „Aroma“ des köstlichen Getränkes und mischt es nicht mit seiner eigenen Fechsung. Cassone *kopirt* seinen Dichter; er hegt nicht die Ansicht, der so Viele seiner Kollegen huldigen, dass nämlich blos der Gedanke beibehalten werden müsse, die Form des Ausdrucks aber nach Belieben geändert werden könne; er producirt nichts Neues, sondern stets dasselbe, was Petőfi bereits zum Ausdrucke gebracht; für ihn hat sowohl die äussere Form der Dichtung, wie auch jedes Wort derselben eine Bedeutung; er bewegt sich fast immer in dem Rahmen, der ihm im Original vor Augen schwebt, er erweitert ihn nicht und meidet auf diese Art den Schwulst, macht ihn aber auch nicht enger und wird deshalb niemals gezwungen, durch allzugrosse Sparsamkeit mit den Worten „der Rede Sinn“ zu verdunkeln.

Nun muss aber eine Uebersetzung ausser dem Vorzuge der Treue noch einen anderen besitzen, der zum Mindesten ebenso wichtig ist, wie dieser. Sie darf uns niemals zu sehr darauf aufmerksam machen, dass der Autor, falls ihm durch das Original keine Fesseln angelegt worden wären, sich in viel schöneren, viel fließenderen Versen hätte ausdrücken können. Und eben das ist es, was wir in so mancher Uebertragung Cassone's merken. In erster Reihe ist es der Hiatus, den er viel öfter anwendet, als dies selbst in der italienischen Metrik erlaubt ist. Das macht dann den Vers ein wenig holperig, hartklingend; es treffen sich da Zeilen, wie :

Darmi tu puoi, o mia cara (S. 56)
 Dal ciel se puoi aiutarmi (S. 68)
 Gioia io ne avea, come se il ciel dischiuso (S. 76)
 Seppi che morta, o gioia mia, eri tu. (S. 99)
 Se fosse vero, o bionda mia angioletta (S. 135)

Da braucht wohl nicht lange demonstrirt zu werden, wie sehr an diesen und ähnlichen Stellen eine Feile am Platze gewesen wäre. In der Arbeitsstätte der Musen sollte ja dieses treffliche Werkzeug stets bei der Hand sein. Hätte es Cassone öfter benützt, so wären aus seinen Uebersetzungen ausser einigen unmelodischen Zeilen auch viele unpoetische Ausdrücke verschwunden, die so, wie sie bei ihm vorkommen, ziemlich störend wirken.

Besonders möchten wir gerne Wortwendungen vermieden sehen, wie z. B. diese :

Perchè cadon le stelle a questa sorta ?
 Le lacrime, io so ben, per una morta !

Derartige Verplattungen des Ausdruckes durch Bindewörter etc. finden sich auch an anderen Stellen ; man lese z. B. dieses kleine Lied :

Eri il mio fiore, e poi che ti piegasti
 Deserto è il viver mio ;
 Eri il mio sole, e poi che tramontasti
 La notte mi coprìo ;
 Ala de gli astri miei, poi che cadesti
 Jo più non volo al cielo ;
 Bollor del sangue mio : poi che ti festi
 Sì freddo : oh come io gelo.

Anstatt also zu singen : „Warst meine Blume, bist verwelkt — verwüstet ist mein Leben,“ explizirt uns Cassone : „Warst meine Blume, und *nachdem du nun* verwelktest, ist mein Leben verwüstet : warst meine Sonne, und nachdem du niedergingst, bedeckte mich die Nacht“ u. s. w. Man versuche einmal und streiche aus der obigen Uebersetzung die *poi che's*, — die hinkenden Zeilen werden sogleich stolz und stramm einhergehen, ohne dass man ihnen die Amputation anmerken würde.

Ein simples *così* ist es auch, das den Effekt des Liedes „Áltam sirhalma mellett“ zu Grunde richtet. Hier beschreibt Petőfi in der ersten Strofe, wie er an dem Grabe seiner Geliebten mit niedergeschlage-

nen Augen dahin brütet, und setzt dann in der zweiten Strophe hinzu : „Es steht der Schiffer am Strande, und blickt auf das weite Meer, das ihn zum Bettler machte, und ihm alle seine Schätze raubte.“ Diese beiden Bilder, in kurzen acht Zeilen neben einander gestellt, sind im Original äusserst wirkungsvoll ; Cassone findet es jedoch für nöthig, ihren Zusammenhang zu erklären, und schreibt deshalb : „*Ebenso* steht der Schiffer“ etc.

Verfehlt ist auch die Uebersetzung des Gedichtes „Kéket mutatnak még,“ wo Cassone an Stelle der fragenden Form die bejahende gebraucht, und so den Grundgedanken des Liedes in Verlust gerathen lässt. Der Dichter fragt nämlich hier, ob die Bäume noch grünen, ob die Flüsse noch rauschen, ob das Morgenroth noch glüht ? Zum Schlusse motivirt er dann die Fragen : „Der kleine Hügel, der meine Liebste deckt, verbirgt meinen Augen Erde und Himmel.“ Wie ersichtlich, hat diese Pointe keinen Sinn, wenn im ersten Theile des Gedichtes keine Fragen, sondern blos Bejahungen ausgesprochen werden.

Ich will mich in keinen Haarspaltereien ergehen, und erwähne blos noch einen einzigen Fehler, dem aber ebenfalls eine *Pointe* zum Opfer fallen musste. Am Schlusse des Liedes „E szobában küzködött“ spricht Petőfi den Wunsch aus, es möge ihn aus dem Zimmer seiner Geliebten der *Rappen St. Michaels* hinaustragen. Die ungarische Mythe bezeichnet nämlich die Bahre mit *diesem* Ausdrücke. Wenn mithin Cassone ausruft :

Di San Michel mi porti via 'l destriero,

wird es keinen einzigen Italiener geben, der da wissen würde, was der Dichter hier eigentlich gemeint ; hingegen wird Jeder darüber meditiren, warum Petőfi den Spazierritt zum Grabe seiner Geliebten gerade auf dem Pferde des heiligen Michael machen will ?

Doch genug des Tadels. Es ist eine üble Eigenschaft nicht nur des Kritikers, sondern aller Menschen, dass sie lieber nach Mängeln, als nach Vorzügen spähen. Wo wir zum Rühmen blos zehn Worte finden, finden wir zum Rügen hundert Worte. Da wir nun schon eine Probe aus den minder gelungenen Uebersetzungen Cassone's lieferten, müssen wir auch zeigen, welcher Art das Gute ist, das er geschaffen. Und da wird uns die Arbeit beträchtlich erleichtert ; wir brauchen nicht lange zu suchen, denn fast auf jedem zweiten Blatte treffen wir einzelne

Strofen, die füglich als Musterübersetzungen gelten dürfen. Vollkommenes konnte Cassone ebensowenig liefern, wie jene unzähligen Petöfi-Uebersetzer, die bisher ausser ihm erstanden sind, und von denen ihm bloß zwei oder drei gleichkommen. Gehört er doch unter die leider nur allzu wenigen Ausländer, die um unseres grossen Dichters willen die ungarische Sprache erlernt haben, die nicht Petöfi's Dolmetsche, sondern ihn selber verdolmetschen.

Uebersetzungen, wie z. B. die hier folgenden, gereichen der Literatur, die sie hervorbrachte, in der That zur Zierde.

La neve.

La neve, l'invernal funereo manto
 De la campagna morta
 Stanotte il camposanto
 Copri :
 La smorta
 Luce del dì
 Risguarda tristamente
 Il muto regno de l'estinta gente.
 Tutto è coperto il campo; e pur la breve
 Zolla dov' è sepolta
 L' Etelka mia, più neve
 Non ha :
 Nè sciolta
 Ve l'hanno già
 Del sole i caldi rai,
 Ma il pianto, il lungo pianto ch'io versai

Die Art und Weise, wie Cassone sich hier über die Schwierigkeiten der ein wenig exzentrischen Form des Originals hinwegzusetzen wusste, sowie die ausserordentliche Treue der Uebersetzung stempeln dieselbe zur besten des ganzen Bandes. Ihr nähert sich die Uebertragung des Liedes „Láttam két hosszu nap :“

Il tuo freddo cadavere
 Due lunghi dì guardai ;
 Guardai le labra tacite
 E gli occhi senza rai.
 Baciai la fronte vergine,
 Fatta deserto Edenne :
 Un bacio — il primo — e a scuoterti
 Un brivido non venne.

Baciami la fronte candida,
 Mio rovinato altare
 Ed a quel bacio l'anima
 Tutta sentii gelare.

Baciami, baciami 'l funereo
 Lenzuol de la tua bara,
 Inviolabil termine
 Che me e il ciel separa.

Vidi i torcetti accendere
 Al tuo feretro e il nero
 Carro de' morti muovere
 In via del cimitero.

E quivi io era, e orribile
 Il tonfo a me giungea
 De la terra, che barbara
 Vanga su te spingea.

E tutto questo, oh misero!
 Io so, ma pur no 'l credo,
 E spesso ancor nel dubbio
 — Sogno non fu? — mi chiedo.

In casa tua con ansia
 Vado, qua e là riguardo,
 Ma non veggo il tuo splendido
 Cielo, il tuo dolce sguardo.

No 'l veggo; invano ogni angolo
 Fiso a guardar rimango,
 Poi torno, quasi stupido
 A la mia stanza e piango.

Hier ist besonders die zwar im Wesen getreue, dennoch aber echt italienische Form hervorzuheben; die sogenannten versi sdruccioli in der ersten und dritten Zeile bilden mit den Halbreimen die wohlklingendste Harmonie.

Diese und viele ähnlich gute Arbeiten brachte Cassone auf seinem Krankenlager hervor, das er fast seit zwei vollen Jahrzehnten nicht verlassen hat. Sie sind sein Trost im Leiden, seine Arznei während der Qualen, die seinen Körper heimsuchen. Den Dank, den ihm unser Vaterland für seine Leistungen schuldet, hat sowohl die Petőfi-, wie auch die Kisfaludy-Gesellschaft dadurch zum Ausdrucke gebracht, dass sie

den verdienten Mann in die Reihe ihrer Mitglieder aufnehmen. Möge diese Anerkennung ihm Ausdauer und Lust zu weiterem Schaffen verleihen.

ANTON RADÓ.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

Akademie der Wissenschaften. I. In der I. Klasse am 20. Februar las Hermann VÁMBÉRY *über die Reise Julians in Gross-Ungarn*. Es ist dies ein Kapitel aus des Verfassers grösserem Werke über den Ursprung der Magyaren. Es ist bekannt, dass unter der Regierung Béla IV. mehrere Mönche nach dem Osten wanderten, um die Ur-Heimat der Magyaren aufzufinden, besonders deshalb, weil sie vernommen hatten, dass die in Asien gebliebenen Magyaren noch Heiden waren. Ihr Zweck war, dieselben zum Christenthum zu bekehren. Unter den Reisenden des Dominikaner-Ordens befand sich auch Julian, der sich mit vier Ordensbrüdern auf den Weg begab. Zwei kehrten jedoch bald zurück. Julian zog weiter mit seinem Freunde Bernhard, der unterwegs starb. Julian selbst kam nach Gross-Ungarn, kehrte von dort wieder zurück, um später die Reise abermals anzutreten, wurde daran jedoch durch den Tod verhindert. Seine Reise-Beschreibung befindet sich in der Vaticana zu Rom; im Jahre 1778 erschien der lateinische Text in Ofen; Karl SZABÓ übersetzte dieses Werk nach der verbesserten Ausgabe THEINER's ins Ungarische.

VÁMBÉRY bestreitet nun die Richtigkeit dieses Documents der magyarischen Urgeschichte. Er gibt die Geschichte dieser Reise und die einzelnen Daten der Beschreibung, nach welcher sich die Mönche in Constantinopel einschiffen, 33 Tage reisten, bis sie nach Vichia (südlich vom Azow'schen Meere) gelaugen, von dort durch viele Wüsteneien sich nach dem Norden wenden, bis endlich Julian nach Gross-Ungarn gelangt. Er trifft die Magyaren im wilden Zustande, versteht jedoch deren Sprache, so wie sie die seinige. Der barbarische Stamm ist geneigt, das Christenthum anzunehmen.

Zuerst legt der Vortragende dar, dass diejenigen, welche die Reise zwischen das Jahr 1236—39 legen, irren, da die Kämpfe und sonstigen Begebenheiten der Tartaren, welche Julian erwähnt, dieser Zeit nicht entsprechen und mit den damaligen Zuständen Asien's gar nicht harmoniren. Weder die Beschreibungen, noch die verworrenen

Angaben über den Weg, noch was Julian von den einzelnen Stämmen berichtet, kann vor der Kritik bestehen und mit den beglaubigten That-sachen in Einklang gebracht werden. Julian nennt nur fünf Städte-Namen, jedoch auch diese bezeichnen Stämme und nicht Städte; er gelangt früher in die nördlich, als südlich gelegenen Städte. Sehr ver-wegen ist auch die Behauptung, dass Julian die Sprache der zurückge-bliebeneu Magyaren verstand, da doch mindestens 500 Jahre verstrichen waren, seitdem sich die Ungarn von ihnen getrennt. Während dieser Zeit veränderte sich ihre Sprache durch den Umgang mit Petschenegen, Chazaren und Deutschen. Auch ist es nicht glaublich, dass das kleine Häuflein Magyaren, das in der Ur-Heimath geblieben war, seine Sprache unter den grossen Evolutionen und Schicksalsschlägen des Ostens ganz rein behalten hätte. Wenn Julian wirklich die Ur-Magyaren aufgefunden hätte, so hätte er mehr über diesselben berichtet. Er erwähnt aber nur, dass sie wild seien und eine solche Lebensweise führen, wie sie nach den neuesten Forschungen kein asiatisches Volk geführt hat, sondern nur in der Phantasie der Missionäre des Mittelalters entstanden ist. — Nach VÁMBÉRY ist der ganze Bericht Julians falsch. Wahrscheinlich war der Verfasser desselben ein ungarischer Missionär, der die Aufzeichnun-gen des Anonymus über die alten Magyaren kannte und als Patriot der nationalen Tradition schmeicheln wollte. Die Erwähnung von fünf geographischen Namen, viele Widersprüche und sonstige Oberflächlichkeiten machen diese Reise sehr problematisch; die strenge Kritik darf auf die-selbe nicht bauen.

Nach dem Vortrage entspann sich ein reger Wortwechsel zwischen Paul HUNFALVY und dem Vortragenden.

HUNFALVY anerkennt die Glaubwürdigkeit der Reise-Beschreibung. Julian diktierte auf seinem Sterbebette seine Erlebnisse und betrachtete nicht die Einzelheiten der Reise, sondern die Hervorhebung seines Zweckes als Hauptsache. Die Reisenden des Mittelalters hatten keine gehörige Bildung; dies beweist auch SCHILTBERGER, von dem wir be-stimmt wissen, dass er jene Orte besucht hat, in deren Beschreibung er so oft irrt. Diese Reisenden erzählten ihren Weg aus dem Gedächtnisse und legten nicht viel Werth darauf, wohin sie zuerst kamen. Aus der Schrift Julian's ergibt sich, dass er ohne bestimmtes Ziel viel herum-irrte. Was die Sprache anbelangt, kann er ebenfalls nicht VÁMBÉRY'S Meinung acceptiren. Unser ältestes Sprachdenkmal versteht jeder Ungar

auch nach vielen Jahrhunderten. Gross-Ungarn (Magna Hungaria) hat existirt, wie dies damalige geographische Daten beweisen.

VÁMBÉRY bemerkte hierauf, dass HUNFALVY nicht so leicht berechtigt sei, ein abfällendes Urtheil über seine Behauptungen abzugeben, denn er hat die Daten aus solchen Quellen (tartarischen, persischen Handschriften und aus neuesten russischen Publicationen) geschöpft, die HUNFALVY nicht sehen konnte. Es ist dies nur ein kleines Fragment aus seinem grösseren Werke, in welchem er mit den Vertretern der finnisch-ugrischen Theorie in solche Widersprüche geräth, die nicht zu überbrücken sind. — Gerade durch SCHILTBERGER kann Julian widerlegt werden. Was den Namen Magna Hungaria anbelangt, bemerkt er, dass in Asien das Wort „Gross“ auch von solchen Ländern gebraucht wird, welche *einmal* existirten; Magna Hungaria heisst also nur: das alte, gewesene Ungarn. Marco Polo diktirte seine Reise-Beschreibung zehn Jahre nach seiner Rückkunft im Kerker zu Pisa und seine Daten sind dennoch richtig.

Hierauf las Stefan BARTALUS „*Beiträge zur Geschichte der ungarischen Musik.*“ Die Ansicht des Vortragenden ist, dass wir heute die Vergangenheit der ungarischen Musik noch nicht genügend kennen, um behaupten zu können, wir hätten mit der Entwicklung der Musik anderer Nationen Schritt gehalten. Wir wissen von Melodisten, aber nichts von solchen Tonkünstlern, welche die Harmonie und Composition cultivirt hätten. Zwei Namen ragen jedoch hervor; der eine ist Valentin BAKFARK, den man den ungarischen Orpheus nannte, und dessen Werke in der Krakauer Bibliothek aufbewahrt werden. BAKFARK war ein Siebenbürger Sachse, der nach Krakau an den Hof des Königs Sigismund ging; er bereiste Deutschland, Frankreich und Italien und starb in Padua im Jahre 1576. Seine Werke liess König Sigismund im Jahre 1569 drucken. Diese Sammlung besteht theils aus Liedern französischen Textes, theils aus lyrischen Gesängen und Phantasien ohne Worte. Es ist jedoch sehr schwer, die damalige Notenschrift zu entziffern; der Vortragende konnte bis jetzt nur einige umschreiben. Diese, so wie BAKFARK's anderwärts erschienenen Compositionen bestätigen die Lobeserhebungen, die ihnen zu Theil wurden. — Der zweite ist Herzog Paul ESZTERHÁZY, dessen kirchliche Lieder-Sammlung „*Harmonia Coelestis*“ vor 172 Jahren erschienen ist, bis jetzt jedoch unbekannt war. Nur BARTALUS und Domherr BUBICS zu Grosswardein besitzen je

ein Exemplar. Der Herzog ist wol nur Dilettant, jedoch als ungarischer Compositeur nimmt er einen ehrenwerthen Platz ein. — Diese zwei Namen vertreten mithin bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts die Technik in der Musik. BARTALUS trug auch einige Stücke auf dem Klavier vor.

2. In der Plenar-Sitzung am 27. Feber las Alexander KONEK eine *Denkrede auf Johann Suhajda* corr. Mitglied der Akademie. SUHAJDA wurde geboren zu Miskolcz im Jahre 1818. Seine öffentliche Thätigkeit begann er als Rathsherr der Stadt Waitzen. Im Jahre 1848 wurde er an die Pester Universität berufen, da VIZKELETI, der Landessprache nicht mächtig, abdanken musste. SUHAJDA war der erste, der an der Universität das kanonische Recht in ungarischer Sprache vortrug. Jedoch die politischen Unruhen machten seiner Professoren-Laufbahn ein Ende. Er verlegte sich nun auf die juridische Literatur, wurde aber bald Präsident des Pester Gerichtshofes; später wirkte er in Kecskemét und Stuhl-Weissenburg. Immer pflegte er die juridischen Fächer, und wenn er auch kein epochales Werk geschaffen hat, so trug er doch die Bausteine fleissig zusammen und gab sich den Interessen der Rechtspflege hin, die er auch als Richter förderte. Seine Werke fanden grosse Verbreitung bei der lernenden Jugend. Sein bedeutendstes Werk ist: Ungarns öffentliches Recht; das System der ungarischen Rechtsübung, welches in fünf Auflagen erschienen ist. Am meisten verbreitet ist sein: System des ungarischen Privatrechts, welches in 6 Auflagen erschien. Die Akademie wählte ihn im Jahre 1864 zum corr. Mitgliede. SUHAJDA hatte auch beim Statthaltereirath eine hervorragende Stellung. Im Jahre 1867 wurde er Sectionsrath im Justiz-Ministerium, Mitglied der Staats-Prüfungs-Commission, später Richter bei der Curie. Er nahm stets regen Antheil sowol an der Codification, als auch in den juridischen Zeitschriften; auch war er einer der fleissigsten Richter. Er starb im September 1881. Um die Kenntniss des ungarischen Privatrechts hat er sich grosse Verdienste erworben.

3. In der Sitzung der II. Klasse am 6. März las Stefan GYÁRFÁS *Über das staatliche Leben der Jazygen-Kumanen im Zeitraume von 1400—1442*. Es ist dies ein Kapitel aus des Verfassers grösserem Werke über diesen interessanten Stamm, dessen inneres Leben im 13.

und 14. Jahrhunderte der Vortragende schon früher in der Akademie besprochen hat. Diesmal besprach er die Kriegs-Organisation, die Waffen und die innere Verwaltung der Jazygen in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Hierauf behandelte er die Stellung des Palatins, als obersten Leiters der Kumanen, das Gerichtswesen, die Ausdehnung ihrer Comitate und deren Befugnisse. Besonders ausführlich besprach er das Steuer-System und die verschiedenen Einkünfte der Krone. Unter diesen befand sich auch die Morgengabe, respective die Apanage der Königin. Auch die Justiz-Verwaltung wurde eingehend dargelegt; endlich die Besitz-Verhältnisse, die Privilegien, das Erbrecht, die Lebensweise und religiösen Institutionen, bei welchen Punkten der Verfasser stets eine Parallele mit den Székeln zog. Die Studie beruht durchaus auf Quellenforschungen und ist reich an neuen und werthvollen Daten.

Eugen SZENTKLÁRAY sprach: *Über die deutsche Colonisation in Süd-Ungarn unter der Regierung Josefs II.* Die ersten deutschen Colonisten erschienen unmittelbar nach 1716 in der Theiss-, Donau- und Maros-Gegend, als dieser Theil von den Türken befreit wurde und von Ungran getrennt unter dem Titel „Temeser Banat“ unter österreichisch-militärische Regierung kam. Nach der Wiedereroberung Temesvár's kam ein Theil jener Deutschen, welche im Anfange des XVIII. Jhdts. in der Umgebung von Pest, Pilis, Promontor, in Szathmár, Bereg und der Baranya wohnten, nach dem Banat. Graf Claudius MERCY, der erste militärische Gouverneur der Provinz, führte zahlreiche Württemberger, Hessen, Nassauer und rheinische Colonisten nach dem südlichen Ungarn. Man findet demnach in Süd-Ungarn viel früher Deutsche, als dies GRISELINI und CZOERNIG behaupten. Nach dem Passarowitzer Frieden circularirte ein Colonisations-Aufruf, der zur Folge hatte, dass im Jahre 1728 schon 10 deutsche Dörfer im Banat existiren. Die Wiener Regierung glaubte im Jahre 1735 noch nicht, dass diese Provinz, wegen der argen klimatischen Verhältnisse, zu colonisiren wäre und gebrauchte sie auch nur für Sträflinge als Exil. Damals kam die Poena arbitraria in Gebrauch und so wurde der Schlacken des Volkes nach dem Banat deportirt. Bis zum Jahre 1763 finden wir weder eine Organisation, noch sonst ein regelmässiges Vorgehen bei der Colonisation dieser Provinz. Maria Theresia liess wol im Jahre 1745 grössere Anwerbungen in den oberrheinischen und fränkischen Distrikten bewerkstelligen, und es sie-lelten sich auch zwischen 1749—1758 grössere deutsche Massen

in dieser Gegend an, jedoch war dies noch keine rationelle Colonisation. Die erste systematische Colonisation beginnt mit dem Colonisations-Patent aus dem Jahre 1763 (25. Feber); dies ist jedoch schon die zweite Periode der deutschen Ansiedlungen. Im Jahre 1763 wanderten bei 1000, und in den nächstfolgenden zwei Jahren 1000—2000 deutsche Familien ein. Unsere Historiker setzten die Zahl der Einwanderer vom Ende des siebenjährigen Krieges bis gegen Ende der Regierung Maria-Theresias auf 25,000; wahrscheinlich beträgt aber die Zahl sämtlicher Colonisten das Doppelte. Dies beweisen auch die Kosten der Colonisation, welche sich im Zeitraume von 1763—1773, auf zwei Millionen stellten, welche Summe theils als Reise-, theils als sonstige Kosten vertheilt wurde.

Die bedeutendste Periode der Colonisation ist jedoch die dritte, welche im dritten Regierungsjahre Josef II. begann. Diese Colonisationen tragen auch einen anderen Charakter, sowol was Umfang und Ausführung, als auch die Resultate anbelangt.

Josef II. siedelte zwischen den Jahren 1784—86 7600 deutsche Familien (38,000 Köpfe) in Ungarn an, was dem Aerar 4 Millionen Gulden kostete. Von diesen Familien wanderten 2988 in die Comitats Süd-Ungarns. Wenn wir auf eine Familie 500 Gulden rechnen, so beläuft sich die Summe auf 1.494,000 Gulden. Durch die Besitznahme der Aerar-Güter verlor der Staatssäkel dritthalb Millionen Gulden. In diesen zwei Jahren hat sich die Zahl der deutschen Colonisten verdoppelt. Bis zum Tode Josef II. wanderten noch bei 1500 Familien nach Süd-Ungarn ein.

In Josef II. Colonisation erkennen wir sofort die politische Tendenz. Dadurch dass er den Einwanderern den Boden schenkte, wollte er sie für immer ans Land fesseln und dadurch an der südlichen Grenze des Reiches das deutsche Element vermehren, den Landbau in dieser fruchtbaren Gegend durch deutsche Bauern heben und endlich die Zahl der mit Blut und Geld steuernden Bevölkerung vergrößern. Das hiezu geeignete Volk nahm er aus dem römisch-deutschen Reiche, von dessen Treue und Anhänglichkeit er überzeugt war. Am 21. September 1782 gab er das erste Colonisations-Patent heraus und befahl dem frankfurter Residenten RÖTHLEIN, dasselbe zu veröffentlichen. Alle möglichen Freiheiten und Unterstützungen wurden den Auswanderern zugesagt. Jedoch auch dieses Patent hatte seine politischen Motive. Das österreichische

Cabinet wollte die Niederlande in zwei Theile theilen; den grösseren Theil dem bairischen Kurfürsten als Tausch für Baiern geben, den kleineren hingegeben an Frankreich abtreten, wenn es Österreich in der Vollführung seines Planes behilflich sein würde. Es war demnach zweckmässig, die Unterthanen der minder verlässlichen deutschen Fürsten dem Wohle des Staates dienstbar zu machen.

Das Patent machte seine Wirkung. Die Bauern des oberrheinischen Kreises wollten sämmtlich auswandern. Mit der Colonisation wurde Graf Christof NICZKY, Präsident des Statthaltereiraths, betraut. An seiner Seite wirkten: Graf JANKOVICH, Graf SZÉCHEN, Baron SPLENYI, Baron MEDNYÁNSZKY, die Grafen BRUNSZVIK, RÉVAY, HALLER, SZAPÁRY, Baron PODMANICZKY, KEMPELEY, KLOBUSICZKY, RUDNYÁNSZKY und Andere. — Die Fürsten der Rhein-Provinzen waren jedoch gegen die Auswanderung und suchten sie auf jede Weise zu hintertreiben. Von der Kanzel, durch Flugschriften, wurde das Volk gewarnt, so dass die meisten Auswanderer nur versteckt, als Flüchtlinge, ihrer Heimath entkamen. Mit der Colonisation für Süd-Ungarn wurde speziell ein Ungar, Graf Peter RÉVAY, für die Jahre 1784—88 betraut. Eine Colonisations-Commission der Temesvárer Administration wurde ihm attachirt. Nach seinem Berichte liess das Aerar im Jahre 1784—88 1215 neue Häuser bauen, welche mit allen Hausgeräthen und Landbau-Requisiten, sowie den nöthigen Hausthieren versehen wurden, so dass die Einwanderer gleich zur Arbeit sehen konnten. Jeder bekam so viel Land, als er zu bebauen im Stande war. Unter solchen günstigen Umständen wanderte das deutsche Element in diese fruchtbare Gegenden, in den Besitz der ungarischen Krone ein, von wo die Macht der Waffen die legitimen ungarischen Besitzer verdrängt hatte. Die Kosten der Colonisation bestritt das Aerar mit jenem Gelde, welches ihm durch die Feilbietung der süd-ungarischen Kron- und adeligen Güter zufloss.

Im Jahre 1785 nahm die Einwanderung derartige Dimensionen an, dass die Regierung derselben Einhalt thun musste. Sie gestattete jetzt nur ausnahmsweise, quasi als Benefiz, die Ansiedlung. Trotzdem beträgt die Zahl der Colonisten vom 1. Januar 1785 bis zum Mai dieses Jahres 909; das Aerar baute ihnen 315 neue Häuser, und für die zukünftigen Einwanderer wurde der Bau von 1275 Häusern in Vorschlag gebracht. Auch die Grundbesitzer Süd-Ungarns wurden aufgefordert, dass sie einzelne Einwanderer in ihre Dörfer unter die Leibeigenen

aufnehmen mögen. Aber die Comitats, da ihre municipalen Freiheiten von Josef ohnedies sehr beschränkt wurden, zeigten wenig Lust dem Aufruf zu gehorchen, denn all dies geschah ohne Einwilligung des Landes, ja sogar ohne die Komitats-Stände zu befragen. Die Comitats befürchteten, dass durch dieses fremde Element, das keinen Sinn für Verfassung und ungarische Rechtszustände hatte, ihre schon bedrohte Existenz noch mehr aufs Spiel gesetzt würde. Darum meldeten sich von 116 süd-ungarischen Grundsbesitzern blos LÁZÁR, KISS, KARÁCSONYI, die Stadt Temesvár, NÁKÓ, JANKOVICS, BAJZÁTH und Graf DRÁSKOVICH, um Colonisten aufzunehmen. Am 13. März 1787 wurde die Colonisation bis auf Weiteres systirt. — Gleichzeitig mit dieser Colonisation erfolgte die Dislocirung der bereits in Ungarn ansässigen deutschen Colonisten nach dem Süden. Dadurch veränderte sich die geographische Karte der süd-ungarischen Comitats. Die alten ungarischen Ortsnahmen wurden germanisirt oder verdreht. Die Fluth der Colonisten brachte auch das ausländische Proletariat und viele arbeitsscheue Individuen mit sich. Die Comitats wurden dadurch gezwungen den Befehl zu erlassen, dass die ausländischen Einwanderer ohne Pass und die Hausirer, welche meist vom Diebstahl lebten, gefangen und zum Militär eingereiht werden sollen.

SZENTKLÁRAY bespricht hierauf die civilisatorische Mission dieser deutschen Colonisten. Er findet, dass diejenigen, welche nach deutschen Quellen von der grossen Cultur-Mission dieser Einwanderer sprechen, die Facten verdreht und vergrössert darstellen. Wenn dieselben auch einige höhere Begriffe und Ansichten mitbrachten, so concentrirte sich ihr Wirken dennoch nur um den Getreidehandel, aber im Allgemeinen gaben sie der Civilisation keinen höheren Aufschwung. Sie waren nie die Vorkämpfer cultureller Ideen, sie trachteten nur sich zu bereichern, ohne auf ihre Umgebung einen erziehenden Einfluss zu üben. Abgeschlossen wie ihr Wesen war, haben sie nur eine locale, aber keine nationale Bedeutung. Von den Strömungen des Landes blieben sie ferne, ihr geistiger Einfluss ist nie bemerkbar gewesen, der rege Unternehmungsgeist mangelte ihnen. Fürs Vaterland opferten sie nie etwas, auch hatten sie auf andere Nationalitäten keinen Einfluss und entsprachen auch in dieser Hinsicht nicht den Erwartungen, die Kaiser Josef an sie knüpfte. Im Gegentheil; sie schmelzen immer mehr zusammen: sie werden Ungarn. Dank dem nationalen Bewusstsein magyarisiren sie sich von Tag zu Tag, schicken ihre Kinder in ungarische Schulen,

lassen sie in ungarischen Häusern erziehen und verehelichen sie auch mit ungarischen Familien.

Diese deutsche Colonisation gewinnt noch mehr an Interesse, wenn wir die ungarischen Ansiedelungen in Süd-Ungarn des Nähern betrachten. Unter Josef II. geschah für die Verbreitung des ungarischen Elements in diesen Gegenden gar nichts. Weder das Kabinet, noch der Statthaltereirath that etwas für die Ungarn. Die Ansiedelung und unabhängigen Besitze widerstrebten den politischen Anschauungen des Herrschers, dessen Tendenz es war, dass das südliche Ungarn von einem kleinen Österreich umgeben sei. So geschah es, dass sich in Süd-Ungarn jede Nationalität kräftigte, grossen Grundbesitz inne hatte und sich noch besonderer Privilegien erfreute, während die spärlichen Ungarn in ihrer Heimath heimatlos wurden, ohne Besitz und Vermögen ein kümmerliches Leben fristeten, und meist im Dienste der eingewanderten Fremden standen. Die wenigen ungarischen Colonisten wurden von einigen Grundbesitzern aufgenommen; die Regierung legte für sie nur kleinere Gärtnereien an. Neben den zahlreichen deutschen finden wir nur 24 ungarische, aber auch für deren Zukunft war nicht gesorgt. Die Regierung der Kammer, die geadelten griechischen und armenischen Gutsbesitzer und das damalige Leibeigenthum lasteten schwer auf der ungarischen Bevölkerung. Die Daten der Comitats-Protocolle illustriren am besten die grosse Noth dieser Armen, während ein fremdes Element sich fortwährend bereicherte. Der deutsche Colonist hatte von der Regierung allerlei Unterstützungen, während der ungarische Leibeigene unter dem schweren Joche seiner Herren darben musste.

Endlich überreichte Alexius SZLAMKA eine Abhandlung unter dem Titel: *Unser Fortschritt und die menschliche Glückseligkeit*. Der Verfasser findet, dass zwischen dem Fortschritt und der Glückseligkeit nicht das rechte Verhältniss bestehe, ja er meint sogar, dass durch die geistigen wie körperlichen Gebrechen, durch die falschen Schlüsse, die man aus der Wissenschaft zieht, durch die Erziehung und Sitten das Verhältniss ein umgekehrtes sei. Hierauf bespricht er den Ursprung des Weltschmerzes, dessen Grund er im schwachen moralischen Gefühle findet. Die Glückseligkeit ist nach ihm: das aus der Zufriedenheit stammende Gefühl, welches unser Schicksal mit dem Weltenlauf versöhnt. Die Familie muss gereinigt werden: dies sei das Schlagwort, denn ohne Moral und Glaube sinkt die Gesellschaft.

4. In der Sitzung der II. Klasse am 6. Februar las Baron Béla Radvánszky einen auf durchaus selbstständigen Studien und Forschungen beruhenden Vortrag *über die ungarische Goldschmiedekunst*.

Die häufigen Broncefunde in unserem Vaterlande beweisen, dass sich bereits die Ureinwohner mit Bergbau befassten. Und Hand in Hand mit diesem Gewerke ging auch die Goldschmiedekunst, deren erste Spuren wir bereits unter Stefan dem Heiligen vorfinden, unter dessen Regierung, wie Rabbi Jehuda Hacoen äussert, die Juden mit hier und in Deutschland verfertigten Goldschmiede-Arbeiten Handel trieben. Im 11. Jahrhunderte hatte diese Kunst in unserem Vaterlande bereits eine hohe Blüthe erreicht. Am Hofe unserer Könige befanden sich Goldschmiede, deren Dienste nicht selten durch grosse Güter belohnt wurden.

Ausser den Hof-Goldschmieden gab es selbstverständlich auch Goldarbeiter, die auf eigene Faust arbeiteten. Von den Anjous wurde diese Kunst nicht minder geehrt und ein Goldschmied Karl Robert's, Meister Peter, wurde sogar Vizegespan des Zipser Komitates. Auch im Alföld finden wir die Pflege der Kunst; Albrecht Dürer's Vater, recte Ajtösi, stammte aus Békés-Csaba, und Albrecht entfernte sich erst 1455 von hier nach Nürnberg. Und der Ruf der ungarischen Kunst muss weit gedungen sein, denn Ivan III. von Russland erbat sich 1488 von König Mathias Gold- und Silberarbeiter. Die Glanzzeit der ungarischen Kunst fällt jedoch in das XVI. resp. das XVII. Jahrhundert. Die Thurzós und die Fuggers vermittelten einen bedeutenden Aufschwung in den Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Ungarn, was auch auf die Goldschmiedekunst fördernd und belebend einwirkte.

Unsere Altvordern legten auf Werke der Goldschmiedekunst einen grossen Werth und sie investirten in solche auch bedeutende Summen. Die Ausstattung Barbara Csáky's enthielt solche Werke im Werthe von 20,000 Dukaten. Die Schatzkammer Christof Báthory's enthielt 1580 über dritthalb Wiener Zentner Silbergegenstände; nicht minder reich waren die Schatzkammern Georg Thurzós's, Gabriel Bethlen's und die der Rákóczy. Die von Helene Zrinyi im Jahre 1688 ausgefolgten Rákóczy'schen Mobilien repräsentirten an Pretiosen, Waffen und Pferdegeschirren einen Werth von 70.476 fl.

Vortragender spricht nun von den einzelnen Schmuckgegenständen. Zuerst von den Mantel- und Halsketten (*nyakba vető*), deren erste

Spuren wir 1415 antreffen. Dieselben bestanden aus purem Golde und waren mit Edelstein und Email geziert; von den weiteren Halsketten, die sich nicht eng an den Hals anschmiegen, hingen zumeist ein oder mehrere Berloques (nása) herab, in deren Verfertigung unsere Goldschmiedekunst besonders exzellirte. Solche Berloques wurden einzelnen Getreuen von den Königen verehrt und durften solche ausnahmsweise auch an den Hüten getragen werden.

Auch in Ohrgehängen und Brochen wurde grosser Luxus getrieben, ferner bot die Ausschmückung der Mädchenhaube mannigfache Gelegenheit zur Anwendung von Werken der Goldschmiedekunst. Das üblichste Ornament war die emallirte Rosette, wobei der Glanz des Emails durch verschiedenfarbige Edelsteine gehoben wurde. Lange Zeit waren die Damenkronen in Mode, die in getriebener Arbeit verfertigt wurden und reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückt waren. Zu den Schmuckgegenständen der Damen gehörten u. A. auch die aus (mit Perlen oder mit Rubinen besetzten) Rosetten gefügten Kopfkranze. Einen besonderen Schmuck der Männer bildete die „Medaille“ genannte Agraffe auf dem Hute, die Anlass zu grosser Luxusentfaltung bot. Die Damen liebten auch Ketten und Gürtel aus rothen und schwarzen Korallen, Perlen-Armbänder, deren es die verschiedensten Arten gab, ferner Ringe, die zumeist am Goldfinger der linken Hand getragen wurden. Die Ringe waren viel reicher gearbeitet, als sie es heutzutage sind, auch waren sie zumeist emallirt. Die Brauringe enthielten in der Regel Brillanten; der Stefan Bocskay's kostete z. B. 4000 fl.

Im 17. Jahrhundert kamen auch die kleinen Damenuhren auf, die man an goldener Kette trug. Kostbar waren auch die Gürtel, die beide Geschlechter trugen. Ausserdem gab es in den Schatzkammern der Grossen viele Kostbarkeiten aus Edelmetall, die keine besondere Bestimmung hatten und bloss als Luxusgegenstände dienten.

Hierauf las Professor Paul Hoffmann eine civil-processualische Studie über Cicero's Rede pro Roscio, welche dem Vortragenden Gelegenheit bot, ein lebendiges Bild des Römischen Gerichtsverfahrens zu entwerfen.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.

Danielk Ján., A jog alapja és kuttorrása (Die Grundlage und Quelle des Rechtes mit Rücksicht auf die Scholastiker von Joh. Danielik). Erlau, 1881, 39 S.

— — **Középkori államtan** (Mittelalterliche Staatslehre mit Rücksicht auf die Scholastiker von demselben). Erlau, 1882, 52 S.

Degré Alajos, Bőkezű uzsorás (Der Freigebigte Wucherer, Roman von Alois Degré). Budapest, 1882, Révai, 2 Bde, 149 und 164 S.

Felvidéky, Protestantismus és panslavismus (Protestantismus und Panslavismus von Felvidéky). Budapest, 1882, Ráth, 160 S.

***Gyulai Pál költeményei** (Paul Gyulai's Gedichte, 2. vermehrte Auflage, mit dem Bildniss des Verfassers). Budapest, 1882, Franklin, 495 S.

Hunyady J., Egy negyedrendű felületről (Über eine Fläche vierter Ordnung von Eugen Hunyady). Budapest, 1881, Akademie, 20 S.

Jakab Elek, A magyar Fiume (Das ungarische Fiume von Alexius Jakob). Budapest, 1881, Aigner, 36 S.

Jendrassik Jenő, A magától sorakoztató cső-myographium (Das Myographium und seine Anwendung von Prof. Eugen Jendrassik). Budapest, 1881. Akademie, 44 S., in 40 und 6 Tafeln.

Konkoly Mikl., Adatok Jupiter physikájához (Beiträge zur Physik des Jupiter im Jahre 1880 von Nikolaus Konkoly). Budapest, 1881. Akademie, 41 S.

— — **Napfoltok megfigyelése** (Beobachtung von Sonnenflecken im Jahre 1880 und mikrometrische Messung von 1382 Sonnenflecken, von dems.). Das., 71 S. und 2 Tabellen.

— — **Hulló csillagok megfigyelése** (Beobachtung von Sternschnuppen im Jahre 1880 von dems.). Das., 12 S.

— — **Csillagászati megfigyelések** (Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Ó-Gyalla von dems.). Das., 23 S.

Liebermann Leo, Közlemények az állatorvosi tanintézetből (Mittheilungen aus dem chemischen Laboratorium des Thierarznei-Instituts von Dr. Leo Liebermann). Budapest, 1881, Akademie, 8 S. und eine Tabelle.

***Monumenta Hungariae archaeologica aevi praehistorici. B. Nyáry Jenő, Az aggteleki barlang** (Die Höhle von Aggtelek als vorhistorische Grabstätte von Baron Eugen Nyáry). Budapest, 1881, Akademie. Folio 179 S., mit einem Plane, drei Photographischen Tafeln, und 335 Holzschnitten im Text.

Nagy L., Zsadányi István (Das ereignisreiche Leben des Stefan Zsadányi, Roman von Ladislaus Nagy, 2 Bde). Budapest, 1882, Aigner, 528 und 419 S.

Paskay Gy., A harminczkét nemes (Die zweiunddreissig Edlen, historischer Roman von Julius Paskay.) Budapest, 1881, Grimm, 232 S.

Schuller Alaj., A víznek képződési melegéről (Über die Bildungswärme des Wassers von Alois Schuller). Budapest, 1881, Akademie, 8 S.

Simonyi Zsigmond, A magyar kötőszók (Die ungarischen Bindewörter, zugleich Syntax des zusammengesetzten Satzes. I. Theil. Die beiordnenden Bindewörter. Von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift von Sigmund Simonyi). Budapest, 1881. Akademie, 268 S.

Steiner Alb., Szliács (Über die natürlichen warmen Eisenbäder und die übrigen Heilquellen von Szliács, von Dr. Albert Steiner). Budapest, 1881, Lauffer, 68 S.

Szász K., A világirodalom nagy eposzai (Die grossen Epen der Weltliteratur von Karl Szász. I. Bd.) Budapest, 1881. Akademie, 631 S.

Der bisher erschienene erste Band dieses gross angelegten Werkes behandelt nach einer kurzen Einleitung über das Wesen und die Entstehung des Epos die epische Dichtung des Orients und der alten Welt, und zwar das Epos der Inder und Iranier, anhangsweise auch der Hebräer, die homerischen Epen und die Aeneide Vergils. Der Verfasser gibt überall auf Grund der neuesten Forschungen eine umfassende Darstellung der Entstehung, des Stoffes und der Geschichte der behandelten Gedichte und führt den Leser in das historische und ästhetische Verständniss der Dichtungen ein. Besondern Werth und Reiz erhält das Werk durch die zahlreichen, in den Text verflochtenen Übersetzungen aus sämmtlichen analysirten Epen, welche den Verfasser neuerdings als einen der berufensten und sprachgewandtesten Übersetzer der Gegenwart erweisen.

Teleki S. gróf, Egyről másról (Von diesem und von jenem, Erinnerungen von Graf Alexander Teleki, 2 Bde). Budapest, 1882, Révai, 316 und 304 S.

Vámbery Ármin, Indiai tündérmesék (Indische Feenmärchen von Hermann Vámbery, aus dem Englischen von Joh. Jónás). Budapest, 1881. Franklin. 2. Auflage. 362 S.

GABRIEL BETHLEN

UND DIE SCHWEDISCHE DIPLOMATIE.

FÜR die Aufhellung der diplomatischen Thätigkeit Gabriel Bethlens ist in unserer historischen Literatur zwar auch bis jetzt schon viel geschehen, trotzdem aber sind wir noch weit entfernt von der Möglichkeit ein vollständiges, der Wirklichkeit entsprechendes Bild derselben entwerfen zu können. Wir kennen blos Einzelheiten, sozusagen blos Bruchstücke dieser Thätigkeit. Und wenn wir von derselben auch soviel wissen, um uns von ihm, als Staatsmann, eine Vorstellung bilden zu können, so würde es uns doch unmöglich sein, die zusammenhängende Kette seiner Wirksamkeit in ihren gesammten Einzelgliedern vor Augen zu legen.

Und dies hat seinen ganz natürlichen Grund. Das siebenbürgische Landesarchiv ist zu Grunde gegangen, Concept-Bücher haben sich blos aus den ersten Jahren seiner Regierung erhalten, von seinen diplomatischen Akten, Instruktionen, Correspondenzen sind nur sehr geringe Bruchstücke auf uns gekommen und auch das Übriggebliebene liegt uns nur in zusammenhanglosen Fragmenten vor. Um diese Lücken auszufüllen, sind wir daher genöthigt, zu den auswärtigen Archiven unsere Zuflucht zu nehmen.

Insbesondere sind es die letzten Jahre seines Lebens, von welchen wir am wenigsten wissen: die Jahre, welche auf den Abschluss seiner zweiten Ehe und des Szönyer Friedens folgen. Wenn wir die massenhaften Denkmäler seiner ausserordentlichen Thätigkeit in den vorausgegangenen Jahren mit den Denkmälern der folgenden Jahre vergleichen: möchten wir glauben, dass ein grosser Theil seiner Zeit durch Hoffestlichkeiten zum Amusement seiner jungen Gemahlin in Anspruch genommen worden sei. Dies ist je-

doch nicht der Fall. Grade in dieser Zeit ging er wieder, jetzt bereits zum vierten Male, an jene Sisyphus-Arbeit, welche er bis jetzt jedesmal, wegen der Macht der Verhältnisse oder wegen der Fehler Anderer, hatte unterbrechen müssen, — welche ihm als zu verwirklichender Plan wie ein Traumbild unablässig vor Augen schwebte; er ging an sie mit grösserer Aussicht auf Gelingen, und in dem Glauben, endlich den Bundesgenossen gefunden zu haben, in welchem er sich nicht täuschen würde.

Dieser Bundesgenosse würde aber kein Anderer, als sein Schwager, der Schwedenkönig Gustav Adolf gewesen sein.

Es ist eine höchst natürliche, sozusagen von selbst verständliche Sache, dass, wenn zwei so hervorragende Geister, wie Gustav Adolf und Gabriel Bethlen, durch das Band der Schwägerschaft verbunden werden, dieselben, selbst wenn sie durch ein Meer und zwei Länder von einander getrennt würden, mit einander in Berührung kommen. Und dies ist in der That der Fall gewesen. Einige Spuren dieses Kontaktes haben sich zwar in unserer Geschichtsschreibung erhalten, dieselben reduzieren sich aber auf wenig mehr als einige Indicien. Jetzt ist es uns durch Vermittlung des Herrn Árpád Károlyi gelungen, zu höchst werthvollen, in schwedischen Archiven aufbewahrten und durch gütige Veranstaltung des ausgezeichneten schwedischen Historikers Herrn Dr. Taube für uns kopirten Urkunden zu gelangen, welche über die Verbindung Gabriel Bethlens mit Gustav Adolf ein ziemlich helles Licht verbreiten.

Es kann durchaus nicht behauptet werden, dass das Bild auch so schon ein vollständiges geworden wäre, da auch diese Urkunden bloss Theile, Bruchstücke grösserer und längerer Unterhandlungen bilden. Gleich die erste derselben, die Dirschauer Resolution, ist nichts anderes, als ein einfaches Antwortschreiben, welches zwar glücklicherweise auch die Forderungen Gabriel Bethlens enthält, uns jedoch den wünschenswerthen Aufschluss über die interessanten Fragen schuldig bleibt: wie und wann die ersten Schritte zu diesen Unterhandlungen gethan worden, wer dabei der Unterhändler Gustav Adolfs und derjenige Gabriel Bethlens gewesen sei? Noch schmerzlicher vermissen wir des letzteren Instruktionen für Strassburg, Strassburgs erste Relation, welche die Rouselleschen Verhandlungen zum Gegenstand hatte, und hauptsächlich die von

ihm verfasste Biographie Gabriel Bethlens. Aber wenn wir gleich diese ohne Zweifel hochwichtigen Details zu unserem Bedauern entbehren müssen, so ist das Gewonnene doch immerhin so bedeutend, dass durch dasselbe unser bisheriges Wissen erweitert, berichtigt, geklärt wird, und dass es verdient, in ein übersichtliches Bild zusammengefasst zu werden.

Wir wollen dies versuchen, indem wir uns zu diesem Zwecke auch derjenigen Daten bedienen, welche Wilhelm *Fraknoi* aus dem kön. Archiv in Kopenhagen im vorletzten Jahrgange des „Történelmi Tá” (Historisches Magazin), ferner Heinrich Marczali in seinen „Regesten in ausländischen Archiven“ veröffentlicht hat, sowie auch derjenigen, welche in der Section „Polonica“ des Wiener Geheimen Archives aufbewahrt werden.

I.

Gustav Adolf führte am 25. Nov. 1619 Maria Eleonora, eine Tochter des Churfürsten Sigmund von Brandenburg zum Traualtar. Gabriel Bethlen vermählte sich, in Folge englischer Vermittlung, am 2. März 1626 mit ihrer Schwester Katharina. Als Gustav Adolf getraut wurde, befand er sich im Kriege mit Polen, und als Gabriel Bethlen sein Beilager hielt, rüstete er bereits zu einem neuen Kriege. Der Krieg des Schwedenkönigs dauerte auch damals noch fort und eine schnelle Beendigung desselben stand — angesichts des mächtigsten nordischen Staates — um so weniger zu gewärtigen, als der Polenkönig von seinen Forderungen nicht das mindeste nachzulassen geneigt war. Das Indielängeziehen des Krieges gereichte indess nur dem Schwedenkönig zum Vortheile, und es war sehr natürlich, dass dieser berechnende Feldherr, der die ersten Jahre zur Einübung seines Kriegsheeres, zur Begründung einer neuen Taktik benützt hatte, nun mit verdoppelter Energie beflissen war, die Lebensfähigkeit seiner Theorie auch praktisch zu bewähren. Und jetzt, als er zu Gabriel Bethlen in ein schwägerliches Verhältniss trat, war er durch diese Verbindung darauf hingewiesen, mehr oder minder bedeutende Dienste seines Schwagers in Anspruch zu nehmen. Aber die Natur der Sache brachte andererseits auch das mit sich, dass sich auch der Polenkönig den Beistand

des ihm verschwägerten Kaisers ausbat. Von daher war dann nur noch ein einziger Schritt bis dahin, dass die bisher gesondert geführten zwei grossen Kriege in eine einzige Flamme zusammenlodern.

Diese Eventualität trat jedoch, insbesondere in Folge der Thätigkeit der Diplomatie, eine lange Reihe von Jahren hindurch nicht ein, selbst dann noch nicht, als der in Böhmen ausgebrochene Krieg seinen localen, seinen religiösen, ja selbst seinen deutschen Charakter verlor und zum europäischen Kampfe wurde. Die Sache hing von Frankreich ab, wo während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. die schwache Regentschaft, mit der Politik Franz I. und Heinrichs IV. brechend, anfangs den kämpfenden Protestanten gegenüber eine feindliche Stellung einnahm. Als jedoch Richelieu die Zügel der Regierung ergriff, lenkte er wieder in die Bahn der traditionellen Politik ein und nahm in der Kriegsfrage gegen Österreich Stellung, natürlicherweise innerhalb der Grenzen, welche einem Kardinal und Katholiken seine Stellung und Religion gestattete.

Dafür aber, dass er dies auch innerhalb dieser Grenzen thun könne, sorgte die österreichische Regierung, welche ihre Armee auch nach der vollständigen Niederwerfung der Protestanten auf dem Kriegsfusse erhielt und Massnahmen traf, welche, ausser der Unterjochung des Protestantismus, auf die Etablierung der absoluten Gewalt gerichtet waren. Die auf dieses Ziel lossteuernde Tendenz der miteinander solidarisch verbündeten spanischen und deutschen Linie des Hauses Habsburg wurde von den Zeitgenossen „das spanische System“ genannt, und wenn Richelieu sagte: es ist Frankreichs Selbsterhaltungspflicht hiegegen zu kämpfen, weil die Habsburger den Katholizismus nur als Vorwand für die Verwirklichung ihrer ehrgeizigen Pläne gebrauchen, — sagte er damit in der That nur etwas, was damals ein grosser Theil Deutschlands empfand, glaubte und verstand, und was auch ausserhalb Deutschlands Wiederhall fand — weil, wengleich die Lehre vom europäischen Gleichgewicht noch nicht ausgesprochen war, jeder Staat fühlte, dass, wenn dem Hause Habsburg die Unterjochung Deutschlands gelänge, die Vereinigung des deutschen und spanischen Zweiges desselben eine Bedrohung der Unabhängigkeit jedweder Westmacht werden könnte.

Obgleich dies indessen die protestantischen Staaten mehr weniger empfanden, obgleich sie nach der Schlacht am weissen Berge auch eine Intervention versuchten, unternahmen sie doch eigentlich ernstere Schritte nicht; denn weder ihre Unterhandlungen mit der Pforte, noch ihre Übereinkunft mit Gabriel Bethlen waren geeignet, dem Laufe der Dinge eine Wendung zu geben. Der englische Gesandte Thomas Roe sandte seinem Herrn in seinen Briefen viele weise Rathschläge, deren Befolgung diesem die Angelegenheit der europäischen Coalition in die Hände gelegt haben würde — aber der Mann war keines kühneren Entschlusses fähig. Die Dinge nahmen eine bedeutsame Wendung, als Richelieu das zu thun unternahm, was Jakob hätte thun sollen. Die Coalition gegen Österreich begann sich sofort zu organisiren. Anfangs standen die Dinge so, dass Schweden und Dänemark gemeinsam auftreten, die deutschen Fürsten sich ihnen anschliessen, Frankreich und England den Krieg unterstützen sollten; die hierauf abzielenden Unterhandlungen mit den beiden nordischen Königen führte der Churfürst von Sachsen.

Es frug sich indessen, wer an der Spitze der Offensive stehn, wer der Anführer der verbündeten Heere sein sollte? Es galt die Wahl zwischen zwei nordischen Königen: dem Dänenkönig Christian IV. und dem Schwedenkönig Gustav Adolf. Der letztere, faktisch in Krieg mit den Polen verwickelt, würde es nur um den Preis beträchtlicher Opfer haben thun können; der erstere, auch sonst ein thatlustiger und ehrbegieriger Mann, hatte, in zwölfjährigem Genusse der Segnungen des Friedens, Kraft und Vermögen gesammelt, und zeigte sich bereit, die Gelegenheit zur Erwerbung von Ruhmeslorbern zu ergreifen. Der Plan des sächsischen Churfürsten, dass der Eine sich dem Andern unterordnen sollte, fand selbstverständlich bei keinem von beiden Gehör. Solcherweise scheiterte das Projekt des gemeinsamen Auftretens der beiden Nordmächte eben an der Führerfrage, und als die Wahl infolge englischen Einflusses auf den Dänenkönig fiel, wurde dieselbe vom Schwedenkönig warm bewillkommt; er selbst aber zog sich zurück.

An Bethlen wurde anfangs wenig gedacht. Es wurde ihm, trotz seiner seinen deutschländischen Bundesgenossen geleisteten Dienste, nur eine Rolle zweiten Ranges zugehacht, entweder weil sie ihm nicht vertrauten, oder weil sie bezüglich der Endziele des

Krieges mit ihm nicht eines Sinnes waren, indem er als solches die Vernichtung oder vollständige Demüthigung des Hauses Habsburg aufgestellt haben wollte, während die Fürsten so weit nicht gehen wollten.¹ Als indessen die Idee der Coalition zu reifen begann, sahen sie ein, dass sie ihn doch nicht entbehren könnten, und Jakob sandte seinem Pforten-Gesandten Roe am 28. Mai 1624 die Ordre, ihm in Allem beizustehen und in die Hände zu arbeiten. Aber sie waren weit entfernt davon, das Gewicht zu würdigen, welches er bei thatkräftiger Unterstützung in die Waagschale zu werfen vermochte, und erwiesen sich seinen Absichten zwar förderlich, als seine Unterhändler im Interesse seiner zweiten Eheschliessung, die auswärtigen Höfe besuchten, liessen aber seine Bevollmächtigten an den Allianz-Unterhandlungen keinen Antheil nehmen.

Die Coalition kam grade in den Tagen definitiv zu Stande, als seine Unterhändler in der Heiratsangelegenheit zum zweitenmale am Brandenburger Hofe weilten. Einer seiner Agenten, Quaad, bot Mitte Oktober am dänischen Königshofe die guten Dienste seines Herrn an, und ein Zweiter, Siegmund Zaklika, hatte einen Monat später daselbst Audienz. Christian sandte dem Fürsten, seinem zukünftigen Schwager,² anlässlich seiner bevorstehenden Vermählung einen warmen Gruss: das Bündniss aber wurde doch ohne ihn geschlossen, wiewohl sein Agent Skultety an den Verhandlungen theilnahm.

Der Bund wurde am 9. Dez. 1625 zwischen England, Holland und Dänemark abgeschlossen: der Schwedenkönig und Bethlen wurde soweit berücksichtigt, dass man dem ersteren die Möglichkeit des Beitritts vorbehielt (P. XI.), den letzteren dazu aufforderte (P. XVI.). Die Ratification wurde für den 10. März 1626 im Haag anberaumt, und Christian verständigte Bethlen hievon mit der Aufforderung, auch er möge zu diesem Termin seine bevollmächtigten Vertreter dorthin senden und sich den Verbündeten anschliessen.³

¹ Als Sculteti sich beim Brandenburger Churfürsten auf Brantschau befand, sprach er dies bei der ersten Audienz auch aus. S. Marczali Regesten S. 154.

² Briefe des Dänenkönigs an Bethlen. Tört. Tár 1881, S. 98. ff.

³ Der Dänenkönig an Bethlen 30. Dez. 1625. a. a. O.

Bethlen hatte sich die Sache nicht so vorgestellt. Er wollte gleichzeitig mit den Verbündeten seine ganze Macht in die Waagschale werfen, mit *einem* Corps sich gegen die polnischen Grenzen sichern, mit einem zweiten die Csepel-Insel besetzen, ein drittes nach Schlesien werfen, und persönlich gegen Prag ziehen.¹

Er drang durch den im November bei ihm erschienenen Gesandten des Dänenkönigs darauf, dass ihm die Garantie-Akten und erforderlichen Hilfgelder rechtzeitig zugesandt werden, der Schwedenkönig aber sich zum Anschluss bereit halten möge. Am 29. Dec. schrieb Berbistorff: „Wenn ihm gleich auch die Krönung des kaiserlichen Prinzen Ursache zur Offensive geboten habe, würde er sich doch nicht in Bewegung setzen, so lange ihm die Conföderation keine Bürgschaften böte.“²

Bethlen's bevorstehende Vermählung bot eine gute Gelegenheit zu Unterhandlungen: es erschien ein ganzer Haufe von Abgesandten an seinem Hofe. Das Geräusch der Vergnügungen, der Drang der Festlichkeiten war wohl geeignet die Aufmerksamkeit von den geheimen Verhandlungen abzulenken. Bethlen erhielt die Verheissung von monatlich 40,000 Reichsthalern und die Zusicherung, dass Mansfeld mit zehn- bis zwölftausend Mann seinen Anschluss in Schlesien erwarten werde.³ Und am 5. März — drei Tage nach der am 2. März stattgefundenen Vermählungsfeier — wurde auch die Berathung mit den Abgesandten der conföderirten Mächte abgehalten. Bethlen versprach hier nur seinen Vertreter nach dem Haag zu senden, äusserte sich aber noch nicht definitiv: es war natürlich, dass er in dem Moment, wo so Viele von des Kaisers Partei an seiner Hochzeitsfeier theilnahmen, aus seiner reservirten Haltung nicht heraustrete. Erst als die Festlichkeiten vorübergerauscht waren und er in sein Heim zurückkehrte, nahm er die Unterhandlungen ernstlich in Angriff, und nachdem er am 2—5. April seine Forderungen, Besorgnisse, Projekte dargelegt hatte, beschloss er definitiv, Mathias Quaad als seinen Bevollmächtigten nach dem

¹ Marczali Regesten S. 153.

² Fraknoi's Mittheilung. Tört. Tár. 1881. S. 112.

³ Brief des Dänenkönigs vom 30. Jänner 1626. Tört. Tár. 1881. S. 101 und Brief des Herzogs von Weimar an den Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz vom 27. Jän. 1626. Marczali Regesten, S. 144.

Haag zu entsenden, damit er den Schluss der Verhandlungen abwartete — selbst aber inzwischen soviel zu thun, als in seiner Kraft stehe.¹

Und als diese Berathung zu Ende war, machte Bethlen unverzüglich Anstalten zur Einlösung seines Versprechens. Er liess, gleichzeitig mit Quaad, wahrscheinlich um nicht Aufsehen zu erregen und seine Absichten zu maskiren, seinen Neffen Peter Bethlen, den 17-jährigen Sohn seines Bruders Stephan, in Begleitung von Lehrern, Studiengenossen und eines ansehnlichen Gefolges, auf die Leydener Universität ziehen. Kronstadt am 15. April fertigte er für dieselben die Instruktionen und Empfehlungsbriefe aus.² Am 18. April stellte er für Mathias Quaad von Wichrodt, den Kapitän seiner deutschen Truppen, das Beglaubigungsschreiben aus, worin er ihm Vollmacht ertheilt, mit den im Haag versammelten Gesandten zu verhandeln und, bezüglich alles zur Förderung der Interessen des unterdrückten Deutschlands Dienlichen, Verträge zu schliessen,³ — und gleichzeitig schrieb er an die verbündeten Fürsten und an die Stände der Niederlande.⁴

Damit war es entschieden, dass Bethlen in das Bündniss eintreten werde, und um dies thun zu können, that er auch bei der Pforte die in dieser Beziehung nothwendigen Schritte.⁵ Er glaubte noch immer, dass auch Gustav Adolf der Conföderation beitreten und mit ihm gemeinsam operiren werde: soviel steht fest, dass die diesbezüglichen Unterhandlungen damals noch nicht abgeschlossen waren. Indessen erfolgte sehr bald, was vorausgesehen werden konnte: die Hoffnungen auf den Eintritt Gustav Adolfs in die Conföderation erwiesen sich als eitel.

Es war das Jahr — 1626 — und ungefähr eben der Zeitpunkt, wo Gustav Adolf den Schauplatz seiner Kriegsoperationen

¹ Über die sehr interessante Berathung berichten Marczali Regesten S. 158.

² Marczali Regesten S. 156. Peter liess sich am 25. Juli an der Leydener Universität einschreiben. Seine Reisegenossen S. Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde. N. F. XVI. S. 206.

³ S. die Vollmachtsurkunde. Tört. Tár. 1882. S. III.

⁴ Marczali a. a. O.

⁵ S. Törökmagyarkori államokmánytár (Diplomatarium aus der Türkenzeit in Ungarn) Bd. 1.

veränderte, — den Kriegsschauplatz, auf dem er über sechs Jahre lang gekämpft, Livland und Kurland, verliess und gegen polnisch Preussen zog. Dies war ein Lehen des Churfürsten von Brandenburg, der seinem Schwager das Versprechen gab, dass er seiner Landung nur scheinbare Hindernisse entgegensetzen werde. Der Schwedenkönig brach mit 12000 Mann auf und stand am 14. Juni mit seiner Flotte unter Piltau. Die Geschütze wurden vom Fort abgefeuert, aber sie waren nicht mit Kugeln geladen. Die Flotte landete bei Passerg und ihr Herr hatte binnen Monatsfrist eine ganze Reihe von Städten in Händen.

Als er den Kriegsschauplatz verlegte, rechnete er auch auf seinen Schwager Gabriel Bethlen. In Preussen einfallend und in die unteren Weichselgegenden marschierend, kamen seine Truppen Siebenbürgen näher, in ein Gebiet, wo Bethlen, wenn er gegen den Polenkönig auftritt, ihm nützliche Dienste leisten konnte. Und Gustav Adolf stellte an ihm auch wirklich das Ansinnen, ihm bei der Offensive gegen Polen hülfreiche Hand zu leisten, und sandte zu diesem Zwecke einen Botschafter an ihn, welcher Mitte Mai in Karlsburg eintraf. Nun hatte Bethlen die Wahl, an welchem von beiden grossen Kriegen er sich betheiligen wolle: wenn er sich den Conföderirten anschloss, konnte er seinen Einfluss im Westen vermehren, wenn er seinem Schwager zur Hülfe eilte, konnte er im Nordosten Schadenersatz erhalten.

Aber wie gross auch die Vortheile waren, welche jeder der beiden Anträge bot: Bethlen fand eben diese Wahl nicht nach seinem Sinne. Er hätte den polnischen Krieg gerne beendet und die Conföderation sämmtlicher protestantischen Mächte gegen die Habsburger marschiren gesehen. Zwar band ihn noch weder ein Vertrag, noch ein Versprechen an die Westmächte, und trotz der Abreise Quaads war ihm die Theilnahme am polnischen Kriege noch möglich; aber er fand es für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes und für die Interessen des Protestantismus vortheilhafter, sich der Conföderation anzuschliesen. Er war also in dieser Hinsicht unentschlossen — aber er machte noch einen Versuch die auseinandergelassenen Interessen zu vereinbaren und dem Zustandekommen dieser Einigung wenigstens für die Zukunft den Weg zu ebnen.

Bethlen billigte es nicht, dass der Schwedenkönig in polnisch

Preussen einfiel, weil er dadurch die polnische Republik angriff, während er bisher blos mit dem König zu schaffen hatte; auch hinderten ihn die zwischen Ungarn und Polen bestehenden Verträge und locale Schwierigkeiten, sich dem Schwedenkönig anzuschliessen. Er schlug diesem vor, der Oder entlang nach Schlesien vorzudringen: in diesem Falle nähme er das angebotene Bündniss an.

In einem Schreiben vom 6. Juli forderte er auch den Dänenkönig auf, je eher in Deutschland einzufallen: er selbst wolle dann mit ganzer Macht in Schlesien einbrechen, während der Türke den Kaiser an mehreren Punkten angreifen würde.¹

Es war zu spät. Bethlens Bevollmächtigter, der zugleich mit dem schwedischen Gesandten die Botschaft seines Herrn überbrachte, traf den Schwedenkönig auf der offenen See und schon zu weit vorgegangen, um noch zurücktreten zu können, indem er Braunsberg, Elbing, Marienburg bereits in seiner Gewalt hatte. Seine Antwort ist Dirschau am 20. Juli datirt. Er spricht darin sein Bedauern aus, nicht früher darüber unterrichtet gewesen zu sein, dass Bethlen der preussische Feldzug unangenehm wäre: er würde gerne nachgegeben haben, wenn er einen anderen angemessenen Landungsplatz gefunden hätte. Er setzt umständlich die Gründe auseinander, welcher halben er die Sache nicht ändern könne; er sei seinen Freunden gegenüber bereits gebunden. Er macht auf die Schlaueit der Polen aufmerksam, welche den König von der Republik trennen, während doch das Land selbst den Krieg unterstütze. Er meint, wenn Bethlen sich ihm mit seiner ungarischen Reiterei an der Weichsel anschliesse, würde er damit ein Hauptglied der spanisch-deutschen Liga treffen — und er hätte dazu auch hinreichenden Grund. So würden sie vereint die polnische Angelegenheit rasch in Ordnung bringen und sodann vereint um so sicherer gegen die schlesischen Erblände des Kaisers vorgehen können. Er ersuche ihn, und hoffe auch, dass er sich ihm mit seinem Heere an der Weichsel anschliessen werde; sollte ihm dies jedoch unmöglich sein, so bitte er ihn wenigstens, tausend ungarische Reiter in seine Dienste treten zu lassen.²

¹ S. Bethlens Schreiben an den Dänenkönig. Türt. Tár. 1881. S. 105.

² S. des Schwedenkönigs Resolution Dirschau 14. Juli (24. Juli n. St.) 1626. im Stockholmer Archiv. Vgl. Törökmagyarok. Államokmányt. I. S. 446.

Wenn es aber dem Schwedenkönig — welcher den hauptsächlichsten und allein entscheidenden Grund, dass er nämlich unter dem Dänenkönig als Oberanführer der conföderirten Heere keine subordinirte Stellung annehmen könne, mit Stillschweigen überging — unmöglich war, seinen Kriegsplan zu ändern, so war auch Bethlen nicht in der Lage, vom betretenen Wege zurücktreten zu können. Indessen ward das, worauf er seinen Kriegsplan kalkulirt hatte, sammt und sonders zu Wasser: der Schwedenkönig rührte sich nicht aus polnisch Preussen; bei der Pforte ward Guresi Mehemet, der eifrige Freund der Union, gestürzt, und nahm Reczep, ein Gegner der Union, seine Stelle ein, und so unterblieb die geplante türkische Offensivbewegung; selbst der neue englische König, Karl, der Nachfolger Jakobs, nahm eine zurückhaltende Stellung ein. Endlich, was das Schlimmste war, wurde der Dänenkönig bei Lutter am Barenberg von Tilly aufs Haupt geschlagen.

Und dies geschah am 20. Aug. 1626, eben in der Zeit, wo nur noch er, nebst jener Handvoll müder Truppen, welche die Union unter Mansfeld und dem Herzog von Weimar gesandt hatte, den Krieg weiter führte. Dies reichte indessen eben hin, um die Hoffnung auf künftige Erfolge aufrecht zu erhalten. Und nun beeilte man sich auch, Bethlen in die Conföderation hineinzuziehen, weil, wie Wake, der englische Gesandte in Venedig, schrieb, „nun er der Atlas war, auf dessen Schultern die Freiheit ruhte.“ Quaad erhielt vom Dänenkönig schon unter dem Datum des 9. Sept. ein Empfehlungsschreiben an den König von England¹ und schloss bereits am 30. Nov. das Bündniss zwischen Karl und Bethlen ab.² Darauf folgte am 9. Feb. 1627 das Bündniss mit den belgischen Ständen und am 28. Feber der Bund mit dem Dänenkönig.³

Auch dies war verspätet. Er schloss schon am 28. Dec. 1626 in Leutschau den Frieden — nothgedrungen, gegen seinen Willen, und ganz und gar in der Hoffnung, dass er Mittel und Wege finden werde, ihn zu brechen. Aber Alles kam anders, als er erwartet hatte. Die Alliirten, die ihm, so lange ihr Stern leuchtete, bloß eine Rolle

¹ Marczali Regesten S. 146.

² Das Original im Archiv von Vörösvár, publizirt in meiner Abhandlung „Beiträge zur Geschichte der Allianzen Gabriel Bethlens.“

³ Beide Allianzurkunden ebendasselbst.

zweiten Ranges zgedacht hatten, nahmen ihn jetzt nicht nur in die Allianz auf, sondern erwarteten von ihm die Reparatur der durch sie verdorbenen Angelegenheit. Sie sandten ihm Anführer ohne Soldaten, Geld aber sandten sie gar nicht. So war denn auch Bethlen nicht im Stande die Angelegenheit zum Besseren zu wenden. Von den bei ihm weilenden beiden Unions-Feldherren starb der Herzog von Weimar während der Dauer der Unterhandlungen, und der andere, Mansfeld, eilte aus dem Lande, ebenfalls — um zu sterben. Hierauf folgte der Friede von Szöny und dessen Ratifikation. Bethlen säumte auch nicht, den Schwedenkönig davon zu benachrichtigen: — „denn der Kaiser werde, — schrieb er ihm — nun von allen Seiten gesichert, seine ganze Macht darauf verwenden, im Reiche die Ruhe herzustellen.“

II.

Die Hoffnungen, welche die protestantische Welt auf den Dänenkönig gebaut hatte, waren sämmtlich wie Nebelbilder zerronnen — die Rettung der an den Rand des gänzlichen Unterganges gelangten Angelegenheit erwartete auf diesem Wege niemand mehr. Aber in welchem Verhältnisse der Stern Christians sank, in demselben erhob sich der Stern Desjenigen, der seinetwegen zurückgesetzt worden war: der Stern Gustav Adolfs. Unter den nordöstlichen Mächten stand Polen in einem glänzenden Nimbus da — die ganze Welt achtete es für eine Macht ersten Ranges. Der Kampf mit Schweden dauerte schon nahezu ein Jahrzehnt lang, und während dieses Zeitraumes begann sich die öffentliche Meinung Europas in diesem Punkte allmählig umzugestalten. Nach der Schlacht von Riga (1621) nahmen es auch die Polen selbst schon wahr, dass sie von den Schweden im Festungskampfe überflügelt seien: aber sie behielten noch das Bewusstsein, dass sie in offener Schlacht die Oberhand haben. Der Feldzug von 1626 und insbesondere die Schlacht von Mewe bewies indessen, dass die schwedische Infanterie der polnischen überlegen sei. 1627 brachten die Schlachten um Dirschau auch der schwedischen Cavallerie Lorbeeren, und nunmehr behielten die Polen nur noch in einem einzigen Punkte die Oberhand über die Schweden: ihre leichte Reiterei verstand sich vortrefflich auf kleine Plänkeleien, unvermuthete Überraschungen, Ermüdung des

Gegners und Erschwerung der Truppenverpflegung. Koniepolski basirte seinen ganzen Feldzugsplan auf diesen Vortheil und verstand es mit grosser Geschicklichkeit den Entscheidungsschlachten aus dem Wege zu gehen. Für diese Weise der Kriegführung war Gustav Adolf in hohem Grade auf die Hülfeleistung seines Schwagers Gabriel Bethlen hingewiesen und deshalb verlangte er von ihm schon früher und wiederholt in dringender Weise ungarische Reiterei, und als er sich endlich entschloss, weiter nach unten vorzudringen, that er auch die entsprechenden Schritte, um mit Bethlen und der Pforte in eine engere Verbindung zu treten.

Mit der Zuwegebringung derselben betraute er einen seiner intimsten Rätthe, Paul Strassburg, den er zu seinem ständigen Gesandten in Siebenbürgen ernannte, und dem der Kanzler auch eine wichtige volkswirtschaftliche Mission auftrug: von Bethlen zu erfahren, ob er nicht geneigt wäre, die Kupferausfuhr aus seinem Lande zu verbieten und aus derselben, im Einvernehmen mit Schweden, ein Monopol zu machen? Auf diese Weise würden diese beiden Länder für Europa den Preis des Kupfers bestimmen.¹ Strassburg machte sich auch, nach Entgegennahme seiner Instruktionen, am 23. Juli 1628 von Dirschau auf den Weg.

Er eilte durch das feindliche Polenland rasch dem Orte seiner Bestimmung zu und befand sich Anfang Sept. bereits in Kaschau. Hier empfing man ihn mit der Nachricht, dass der Fürst mit dem siebenbürgischen und ungarländischen Adels- und Heiduckenheer, dessen Zahl über 10,000 betrug, kaum zehn Meilen entfernt unter Munkács stehe.² Weshalb? zu welchem Zweck? darüber vernahm er einander vollständig widersprechende Gerüchte.

Er wolle dem Sultan gefällig sein und ziehe gegen den Kaiser,

¹ S. Oxenstierna's Schreiben vom 26. Juli im Archiv der Universität Upsala.

² Dieser Kriegsrüstung Bethlens erwähnt der Brief des Polenkönigs an den Kaiser vom 11 Juni 1628, dessen Original sich unter den Polonica des Wiener Geheimen Archives befindet: „Ex literis Mti Vrae Pragae die 13. m. Maji ad nos datis clare perspeximus, res nostras Mti Vrae curae esse, dum nos de hostili Bethlenii machinatione certiores facit. (Dieser Brief des Kaisers ist nicht vorhanden) De Bethlenis, quid moliat, nihil exploratum habemus: certum est, bellum ab eo summa cura parari, quo vel Mtem Vraam vel nos aggrediator etc.

um die jüngsten Scharten an-zuwetzen und dem Vordringen Wallensteins einen Damm entgegenzusetzen : sagten Einige. Er wolle sich mit dem Schwedenkönig vereinigen um ihm Hülfe zu leisten und gemeinsam mit ihm die Polen anzugreifen : erzählten Andere.

Strassburg aber sagte die letztere Deutung zu und er beeilte sich, nach gepflogener Berathung mit dem Kaschauer Seelsorger Peter Alvinczy und dem Kaschauer Stadthauptmann Johann Bornemisza, Bethlen von seiner Ankunft zu benachrichtigen und um Gewährung einer Audienz anzusuchen, mit der beigefügten dringlichen Bitte, er möge ja bei seinem löblichen Vorhaben beharren. Die Sache hätte vielleicht auch dahin auslaufen können, die wirkliche Ursache indessen, welche Bethlen bewogen hatte, an der Spitze eines Heeres nach Munkács zu ziehen, war die, dass er einen Einfall des Moldauer Woiwoden Bernawski, der Kosaken und einer Tatarenhorde befürchtete. Der Vorwand aber, unter welchem er die Truppen sammelte, war die Bestattung Gabriel Báthory's in Báthor. Und nach vollzogener Bestattung sandte er an Strassburg den Bescheid, dass er ihn in Klausenburg empfangen werde und machte sich selbst unverzüglich auf den Rückweg. ¹ Auch die Fürstin — welcher er ebenfalls seine Ankunft zu wissen gethan hatte — schrieb ihm unter dem 16. Sept. : dass der Kommissär, welcher ihm auf der Reise nach Klausenburg das Geleite geben solle, bereits die Ordre erhalten habe. ²

Strassburg eilte denn auch nach Klausenburg, wo ihn der Obersthofmeister Franz Mikó freundschaftlich empfing und gleich am folgenden Morgen vor den Fürsten führte. Die Morgenaudienz verlief unter wechselseitigen Begrüßungen : es war darin bloß von den Angelegenheiten der Fürstin die Rede. Erst Nachmittag fand die geheime Audienz statt. Den Gegenstand der Konversation bildete die preussische Campagne des Schwedenkönigs, über welche sich Bethlen mit sehr wenig Vertrauen äusserte, wodurch Strassburg veranlaßt wurde, den Stand der Angelegenheit in hellerem Lichte darzustellen, die Besorgnisse, welche Bethlen bezüglich der überlegenen Macht der Polen hegte, zu zerstreuen und Gustav Adolfs

¹ Strassburgs Botschaftsbericht im Stockholmer Archiv.

² Original in der Bibliothek zu Upsala.

ruhmreichen Feldzug, seine bisherigen Triumphe umständlich zu erzählen. Dies gab Bethlen Veranlassung, sich nach der Kriegsführungsweise des Schwedenkönigs, seiner Armee, ihrer Besoldung und Verpflegung, seiner Seemacht und seinen wirtschaftlichen Verhältnissen zu erkundigen.

Bethlen war mit dem Vernommenen sehr zufrieden. Er war eben im Begriff nach Fogaras zu reisen und nahm Strassburg mit sich. Die gemeinsame Reise gab dem Fürsten Gelegenheit, dem Gesandten seine Ansichten über die europäischen Höfe mitzutheilen und er entwickelte vor ihm seinen Plan mit einer Offenheit, welche zeigte, welch grosses Gewicht er darauf lege, ihn dafür zu gewinnen. Das allgemeine Bild, welches er von der damaligen Situation Europas und von den Wechselbeziehungen der kriegführenden Mächte entwarf, die eingehende Analyse, in welcher er die Ursachen der Erfolglosigkeit aller bisherigen Unternehmungen der Union und Conföderation auseinander setzte, bewies, dass ihn die gemachten bitteren Erfahrungen zu einer klaren Auffassung der Sachlage geführt hatten. Er zählte ohne jede Übertreibung auf, in welchen Hinsichten und in welchem Grade er den Verbündeten hätte nützlich werden können, wenn sie sich seiner Dienste hätten bedienen wollen, was sie indessen systematisch und konsequent abgelehnt hätten. Jetzt erübrige das Einzige, dass Gustav Adolf offensiv auftrete und die Reparatur der an den Rand des Verderbens geführten Angelegenheit in die Hand nehme, wobei er ihn aus allen Kräften unterstützen würde. Er vertraute ihm den Zweck seiner Reise nach Fogaras : er wollte einen seiner verlässlichsten Staatsmänner, Michael Tholdalagi, auf die Pforte schicken. Wenn der Friede der Pforte mit Ferdinand vollzogene Sache sei, müsse dahin gearbeitet werden, dass die Türken ihre ganze Macht auf die Polen werfen, über welche sie wegen des Überfalles der Tataren durch die Kosaken und wegen der Aufwiegelei des Moldauer Wojwoden Bernawski ungehalten seien. Und dies wäre um so leichter erreichbar, da die Gesandten des russischen Czars in Konstantinopel für ein zwischen dem Czar und der Pforte abzuschliessendes Bündniss thätig seien.¹

Wie aufrichtig aber auch Bethlen in alledem war, was er dem

¹ Paul Strassburg's Bericht an Gustav Adolf.

schwedischen Gesandten sagte — Alles sagte er ihm doch nicht. Denn es ist zwar gewiss, dass seine Reise nach Fogaras keinen andern Zweck hatte, als Tholdalagi auf die Pforte zu schicken, und ebenso ist es sicher, dass er dem schwedischen Gesandten den grössten Theil der Mission dieses erfahrenen Staatsmannes mittheilte: einen der geheimen Punkte dieser Mission verschwieg er ihm doch, denjenigen, der es seinem Orator zur Aufgabe machte, den Grossvezier zu sondiren: ob in dem Falle, dass der vom Schlage geführte Polenkönig von ungefähr mit Tode abginge und man ihn auf den polnischen Thron beriefe, die Pforte seiner Wahl Hindernisse in den Weg legen würde? ¹ Und ausserdem hatte Tholdalagi auch den Auftrag, mit den russischen Gesandten — Thomas, ² wie er ihn nennt, oder Odokimosi und Vementevicze, wie Strassburg schreibt — die bereits begonnenen Unterhandlungen fortzusetzen: wenn Aussicht auf Erfolg wäre, würde er gerne einen Gesandten an den Czár senden.

Tholdalagi empfing seine Instruktionen am 21. Okt. ³ und machte sich unverzüglich auf den Weg. Bethlen kehrte ebenfalls mit Strassburg nach Karlsburg zurück. Hier wartete ihrer eine erfreuliche Nachricht: die Nachricht vom Entsatze Stralsunds. ⁴ Dies war der letzte feste Punkt, an dem sich die Protestanten noch hielten, und dessen Belagerung Wallenstein mit der stolzen Äusserung unternahm, dass er ihn einnehmen würde, selbst wenn er mit Ketten an den Himmel geschmiedet wäre. Er nahm ihn trotzdem nicht ein und dies dünkte den an Bethlens Hof weilenden Katholiken so unwahrscheinlich, dass sie an der Wahrheit der Nachricht zweifelten — bis sie durch neue Posten bestätigt wurde. Und auf sie folgten alsbald auch andere Nachrichten von Siegen Gustav Adolfs in preussisch Polen, wo die bedrängte Veste Strassburg, trotz der verzweifelten Vertheidigung ihres Kommandanten Montagne, im September starke Prüfungen bestand, bis sie schliesslich

¹ Wenigstens erwähnt dessen Strassburg in seinem Bericht mit keinem Worte, während es einen Punkt der Instruktion Bethlens für Tholdalagi bildete. S. Törökmagyarkori államokmánytár. II. S. 91. ff.

² Thomas Ursus, wie Strassburg an Anderer Stelle schreibt, war „subdelegatus,“ die beiden andern Obergesandte.

³ Er hatte am 1. Aug. 1629 stattgefunden; die Nachricht kam also nach mehr als zehn Wochen in Siebenbürgen an.

doch fiel. Und in eben diesen Tagen kehrte auch Peter Bethlen von seinem mehrjährigen Aufenthalte im Auslande heim und brachte die Bestätigung der günstigen Nachrichten.¹ Auch der Fürst meldete dieselben unsäumlich an Tholdalagi² zur Darnachachtung — unmittelbar darauf sandte er aber auch einen Internuncius an den Churfürsten von Brandenburg und durch seine Vermittlung an den Schwedenkönig.

III.

Der Courier, welcher, wegen Vervollständigung des Hofpersonals der Fürstin Katharina, zum Churfürsten von Brandenburg abgesandt wurde, war Martin Bonczhidai. Er wurde in Warschau angehalten, weil man argwöhnte, dass er auch an den Schwedenkönig eine Commission habe. Da man nichts dergleichen herausbringen konnte, liess man ihn wieder los, gab ihm jedoch ein Kosaken-Geleite mit, welches ihn beaufsichtigen sollte. So erreichte er glücklich Königsberg und verständigte von hier aus unter dem 29. Jänner 1629 den schwedischen Kanzler Axel Oxenstierna, dass er Mittheilungen an ihn habe, jedoch fürchte, zu ihm zu reisen, damit ihm unterwegs nichts zustosse. Er bitte ihn daher um Zusendung eines vollständig verlässlichen Mannes, dem er die Botschaft seines Herren anvertrauen könnte, und, da sein Pferd unterwegs umgestanden sei, zugleich eines Pferdes, auf dem er in seine Heimat zurückkehren könnte.³

Der Kanzler fand es natürlich, dass Bonczhidai mit ihm nicht in direkten Verkehr treten wolle und sandte Johannes Nicodemi, einen angesehenen schwedischen Bürger, dessen er sich auch sonst zu delikaten Missionen bediente, von Elbing nach Königsberg und ausserdem auch das gewünschte Pferd.⁴ Der Brief, den er durch ihn an Bonczhidai sandte, diente ihm zugleich als Beglaubigungsschreiben,⁵ — er gab aber auch ihm selbst eine Instruktion mit,

¹ S. Strassburgs Bericht.

² S. seinen Brief vom 12. Dec. Törökmagyar Állam-Okmányt. II. S. 93.

³ Bonczhidai's Brief vom 29. Jän. 1629 im Stockholmer Archiv.

⁴ Frixen Histoire de Gustav Adolf S. 102.

⁵ Concept im Archiv der Akademie zu Upsala.

was er Alles auszuforschen habe. Insbesondere war er beauftragt auszuforschen, wie sich die türkischen und tatarischen Angelegenheiten verhalten, wie es um die polnisch-türkischen Beziehungen stehe, zu welchem Zwecke der Kaiser einen Abgesandten nach Warschau¹ geschickt habe, was die russischen Abgesandten bei der Pforte zu suchen gehabt haben?

Aber bei dieser ganzen Abgesandtschaft unterlief eine eigenthümliche Täuschung. Bonezhidai war gar kein Abgesandter, sondern ein einfacher Courier, mit genug delikaten Instruktionen zwar, aber doch nicht derartigen, wie sein Auftreten sie voraussetzen liess. Ausserdem war er ein habsüchtiger und listiger Mensch, der sich auf die Ausnützung der Vortheile seiner Situation wohl verstand, wiewohl er nur eine mittelmässige Bildung hatte und Latein fliessend weder schreiben noch sprechen konnte, so dass Nicodemi genöthigt war, sich eines Dollmetsch zu bedienen, der denn auch alsbald merkte, mit wem er es zu thun habe: „es ist kein Mensch, dem der auch sonst sehr vorsichtige Bethlen Etwas von Bedeutung anvertraut haben konnte.“ Am 7. Feber in Königsberg angekommen, hatte er mit ihm sogleich eine Zusammenkunft und begann die, drei Tage hindurch fortzusetzenden, ermüdenden und unangenehmen Verhandlungen mit ihm.

¹ Darüber giebt der Brief Aufschluss, den der Kaiser unter dem 12. Dec. 1628 an seine Schwester, die Königin von Polen, schrieb (Concept im Wiener Geheimen Archiv), und der sich auf die Friedensverhandlung zwischen den Polenkönig einerseits, den Schweden und dem Hause Brandenburg anderseits bezieht. Als weise Fürstin könne die Königin beurtheilen: „Wann mit ersternantem Gustavo allein wo nicht gar ein Frieden, doch wenigst auf eine Anzahl Jahr nur Anstand, mit Ausschliessung des Reichs gesucht und getroffen werden wollte, dass meine Widerwärtige hiebei ihr Abschen ohne allen Zweifel dahin gerichtet haben werden: wie sie sich alsdann mit ihm Gustavo öffentlich coniungiren, und den ganzen Krieg wieder mich, das römische Reich und unser Erzhaus — massen ich dann gewisse Nachricht erlangt, dass sie zu dem End bereits ein starke Confederation und Verbündtniss miteinander aufgerichtet haben — wieder einführen mögen.“ Deshalb habe er auch den Churfürsten von Brandenburg bereits ermahnt und bitte jetzt auch die Königin als seine Schwester, dahin zu wirken, dass, falls die Verhandlungen faktisch begonnen hätten, das Reich bei denselben nicht übergangen werde. Im übrigen aber bittet er um Nachricht durch einen Courier. (Impurum.)

Nicodemi hiess ihn im Namen seines Herren herzlich willkommen und sagte ihm, dass der Kanzler, in Würdigung der Gründe, welche dem Erscheinen des fürstlichen Gesandten in Elbing entgegenstünden, ihn bevollmächtigt habe, die Details seiner vertraulichen Sendung zu erfahren.

Bonzhidai ergoss sich in schwülstigen Tiraden darüber, dass Nicodemi zu ihm gesandt worden sei, um zu erfahren, was ihm hieher gebracht hätte; dass aber er sich seiner Mission mit einem einzigen Worte entledigen könne: er habe die Sympathie Bethlens für den Schwedenkönig zum Ausdruck zu bringen — er habe das Herz seines Herren hieher gebracht.

Nicodemi nahm auch dies noch als Höflichkeitsbezeugung. Bethlen's Sympathie, antwortete er, habe im Herzen seines Herren tiefe Wurzeln geschlagen — dies sei jedoch eine so allbekannte Sache, dass sie der Erwähnung gar nicht bedürfe. Wenn er ausserdem vertrauliche Mittheilungen zu machen hätte, würde er dieselben mit Vergnügen anhören.

Bonzhidai nahm eine ganz beleidigte Miene an. Ist das also nicht genug, wenn ich das Herz meines Herren überbringe?

Ich — entgegnete Nicodemi — bin hieher berufen worden; ich muss abwarten, ob ich nicht noch etwas Anderes zu hören bekomme.

Schliesslich stellte sich heraus, was Bonzhidai verstimmt habe: er hatte wenigstens eine goldene Kette als Geschenk erwartet und fand sich mit dem Pferde nicht befriedigt. Das Pferd aber war von edler Race und hohem Werthe und schliesslich kamen sie doch überein und Bonzhidai wurde mittheilsamer. Aber auch dann ging es noch schwer vorwärts. Nicodemi wollte über die türkischen, tatarischen, russischen Verhältnisse Etwas erfahren, und Bonzhidai pries die Macht Bethlens, schilderte sein Verhältniss zum Sultan, dem er ein Freund, ein Sohn sei.

Es ist wahr, sagte Nicodemi, und auch ich kenne die Macht deines Herren, aber ich weiss auch und zwar direkt aus dem Schreiben Strassburgs, seine Hoheit sehe es ungerne, dass das Haus Habsburg die übrigen Herrscher unterdrücken wolle. Und ich zweifle auch gar nicht daran, wie auch alle Anzeichen darauf hin-

deuten, dass du einen auf diesen Gegenstand bezüglichen Auftrag habest, — warum willst Du denselben also für dich behalten?

Bonczhidai erhob sein Haupt. Es ist wahr, mein Herr hat gegen Österreich und Polen etwas im Werke: aber er will sich des Erfolgs im vorhinein versichern.

Mehr als dies konnte Nicodemi für diesmal aus ihm nicht herausbringen. Bonczhidai nahm ihn am Arme und führte ihn zur Mittagstafel. Nach dem Mittagessen, als sich die übrigen Gäste zerstreut hatten und sie selbender geblieben waren, fing Nicodemi das Examen von vorne an und Bonczhidai antwortete wieder mit dem Herzen. Wenn mein Herr — rief er, seinen Säbel herausziehend — seinen Säbel geschickt hätte, würde ich diesen gebracht haben. Er hat sein Herz geschickt, nehmt damit vorlieb. Damit ging der Tag zu Ende.

An den beiden folgenden Tagen brachte Nikodemi denn doch den Zweck seiner Sendung aus ihm heraus. Er brachte eigentlich bloss Nachrichten, aber diese bestätigten das, was Strassburg schrieb: Bethlens Bestrebungen beginnen von Erfolg gekrönt zu werden, — es ist starke Aussicht vorhanden, dass die Türken, Russen, Tataren über Polen herfallen werden. Bethlens Pforten-Gesandter, Mikó, hat ausgewirkt, dass 12000 Janitscharen, 100,000 Tataren Ordre bekamen, auf Bethlens Ruf bereit zu stehen. Auch die Kosaken sind gewonnen, sich auf ihre Seite zu stellen oder doch neutral zu bleiben. Bethlen hat auch in Polen viele Freunde: den Starost von Sandomir, der an der Grenze Ungarns haust, den Palatin Lecznoszky, den Krakauer Kastellan Sbarasky, den Landesmarschall, Radzivil, Sapieha und viele andere. Von einigen hat er auch Briefe gebracht, von mehreren aber hat er sie in Warschau vergraben, welche er nur vorzeigen wird, wenn er in Sicherheit sein wird. Von nun an werden häufiger Gesandte ab- und zugehn — einer derselben, Bálintfi, wird in Breslau festgehalten.¹ Auch Bethlen selbst bereist unter allerhand Vorwänden die Landesgrenzen.

Nicodemi wollte noch über einen Punkt Gewissheit erlangen: ob sich Bethlen nicht zum König von Polen wählen lassen wolle? Aber Bonczhidai kehrte den Spiess um und stellte die nämliche

¹ Vgl. Magyar történelmi tár (ung. histor. Magazin) X.

Frage bezüglich des Schwedenkönigs. Nun fing denn Jeder von beiden an, den Gebieter des Andern mit Lob zu überschütten — aber Bonczhidai verrieth doch soviel, dass sein Herr einer solchen Eventualität nicht abgeneigt sein würde. Zum Schluss warf der Siebenbürger auch noch hin, dass Bethlen den Schweden gerne zu Hilfe kommen würde und dass sein Wunsch wäre, die wachsende Macht des Kaisers und der Spanier zu brechen.

Damit verabschiedeten sie sich am dritten Tage der Verhandlung vollständig von einander.¹

Auf das Schreiben, welches Bonczhidai von Strassburg mitgebracht hatte, antwortete Oxenstierna sogleich. Er bedauerte, dass er mit dem siebenbürgischen Gesandten nicht sprechen könne. Was er von der türkischen, tatarischen, russischen Angelenheit geschrieben habe, nehme er mit Vergnügen zur Kenntniss — aber in der Frage des polnischen Königthums möge er vorsichtig zu Werke gehn. Er möge schreiben, wenn er merke, was der Fürst wolle: ob er sich selbst oder den Schwedenkönig auf dem polnischen Thron zu sehen wünsche? Bis dahin möge er den Fürsten nur anfeuern, Polen anzugreifen und die Russen, Türken, Tataren zu gleichem Thun anzutreiben. Er giebt ihm zu wissen, dass Fahrensbach in schwedische Dienste getreten sei und in einer Mission nach Siebenbürgen gehe.²

Er schrieb diesen Brief geraume Zeit bevor er Nicodemi's Relation gelesen hatte: damals musste er darüber bereits im Reinen sein, dass Bethlen der Annahme des polnischen Königthums nicht abgeneigt sei. Indessen noch geraume Zeit, bevor Fahrensbach anlangte, trafen in Siebenbürgen andere wandernde Diplomaten ein.

IV.

Seit Strassburg mit Bethlen näher bekannt wurde, seit er Gelegenheit hatte mit ihm häufiger zu verkehren, Zeuge seiner Thätigkeit war, seinen scharfen Verstand, seinen festen Charakter kennen lernte, sah, wie sicher er die Fäden der diplomatischen

¹ Nicodemi's Relation an Oxenstierna Elbing am 14. Feb. 1628. Original im schwed. Staatsarchiv.

² Oxenstierna in Chiffren geschrieben Brief an Strassburg,

Thätigkeit in den Händen hält und leitet, und insbesondere sah, welch schwierige Aufgabe er zwischen den zwei Mächten habe, und mit welcher Sicherheit er diese Schwierigkeit löse : wurde er von aufrichtiger Bewunderung für ihn erfüllt. Er setzt in einer seiner Denkschriften weitläufig auseinander, was damals am siebenbürgischen Hofe vorgegangen sei : welche Pläne dort geschmiedet wurden, und wie nahe die Einmischung in die polnischen Angelegenheiten bevorstehe und zwar mit Unterstützung seitens der Nachbarstaaten in einem Masse, welches sozusagen die Bürgschaft des Erfolges in sich trug und welchem zu Folge — wie wir aus einem Memoiristen wissen ¹ — Bethlen die zur Offensive nothwendigen Anstalten bereits getroffen hatte und auch sein Heer organisirte.

Tholdalagi kehrte im Jänner 1629 heim. Er brachte die Einwilligung zum Angriff nicht mit ; um diese hatte Bethlen gar nicht gebeten : aber er hatte die Stimmung dort ganz günstig gefunden. Mit der Fortsetzung des von ihm Begonnenen war der ständige Gesandte, Donáth, betraut : er sollte die Unterhandlungen mit den Divanhaltenden Vezieren, dem Patriarchen Cyrill und mit dem Gesandten der vereinigten belgischen Stände, Kornel Hagai, fortführen. Die Sache sollte so veranstaltet werden, dass der Angriff zu gleicher Zeit von allen Seiten her, durch die an Polen gränzenden Staaten erfolgen sollte, denen sich sofort die Kosaken anschliessen sollten. Die Gewinnung der letzteren war die Aufgabe Cyrills, welcher den Angelegenheiten der Protestanten durchaus nicht abgeneigt war, und bei welchem Bethlen auch in Betracht der Bekehrung der Walachen Schritte that. Dieser Cyrill hatte den Pfortengesandten der verbündeten Mächte auch bereits versprochen, dass er sich in dieser Angelegenheit alle ihm mögliche Mühe geben werde. Andererseits bestand auch die Verbindung mit Russland und war auch der von dieser Seite kommende Angriff in den Calcul einbezogen. Auch in Polen selbst erwartete eine beträchtliche Partei die Stunde der Befreiung, das grösste Gewicht aber wurde auf die Gewinnung des Fürsten Radzivil gelegt, welcher Litthauen hätte zum Übertritt bewegen sollen. Dieser war zwar ein von Na-

¹ Johann Kemény Selbstbiographie. S. 136.

tur furchtsamer Mann — sein Übertritt wurde trotzdem nicht für unwahrscheinlich gehalten, nachdem dort bereits Viele für die Sache gewonnen waren. „Nichts würde — schrieb Strassburg — für den Feind schrecklicher sein, als wenn die Macht des Ostens und Nordens gleichzeitig ihre ganze Wucht auf ihn wüfse.“¹ Und das Endresultat dieser Coalition und vereinigten Offensive des Ostens und Nordens hätte sein sollen, dass der Polenkönig seinem Schwager, dem Kaiser, keine Hülfe mehr würde geben können. — Ja, wenn er im Lauf der Ereignisse oder seiner Krankheit wegen seinen Thron verlieren würde, würde gerade Polen zum mächtigsten Gegner der Liga. Bei Stralsund standen der Kaiser und der „Schneekönig“ (wie Gustav Adolf von Ferdinand genannt wurde) einander bereits gegenüber; sie waren zwar noch nicht erklärte Gegner, aber die Messung der beiderseitigen Kräfte hatte bereits angefangen und die Intervention des Schwedenkönigs war nur eine Frage der Zeit. Darauf wartete Gabriel Bethlen, dies wünschte und bereitete er vor.

Aber Alles, was zu diesem Zwecke geschah, war so kühn, so verwegen, dass es wirklich als Hirngespinnst, als unausführbar erscheinen konnte. War doch hier von nichts Geringerem die Rede, als von der Vereinigung der gegnerischsten Elemente. Es ist wahr, dass die Hauptsache geschehen war: der Krieg der Pforte mit Persien war beigelegt und damit die Hoffnung gegeben, dass sie dem Kriege mit Polen nicht abgeneigt sein und auch Bethlens Intervention unterstützen werde. Damit waren indessen noch nicht sämtliche Schwierigkeiten beseitigt. Die Tataren und Kosaken kämpfen seit Jahren miteinander und machen häufige Einfälle in ihre beiderseitigen Länder. Fand doch der einige Jahre vorher vertriebene Tatarenkhan in der Ukraine Zuflucht und Beistand. Sodann sind die Kosaken den Polen unterthan und diese haben den Moldauer Woiwoden Bernawski gewonnen, ihm das Indigenat verliehen. Was die Russen anbelangt, so war ihr Friede zwar im Ablauf begriffen, ihre Gewinnung aber würde doch nicht ohne Schwierigkeiten abgelaufen sein.

Es ist gewiss, dass Bethlen diese Schwierigkeiten mehr als ir-

¹ Paul Starssburgs Denkschrift im Stockholmer-Staatsarchiv-Original.

gend Jemand in Rechnung zog und auf ihre Beseitigung nicht erst jetzt hinzuarbeiten begann. Er stand mit dem Patriarchen Cyrill bereits seit Jahren in Verbindung, und schickte durch seine Vermittlung seinen Gesandten nach Russland. Bei den Kosaken erfreute sich der Patriarch einer unbedingten Autorität; durch ihn arbeitete Bethlen an ihrer Gewinnung. Mit den Pforten-Residenten Englands, Frankreichs, Hollands verhandelte er fortwährend; sie unterstützten fortwährend seine Angelegenheiten und er die ihrigen, und auch jetzt hatten Tholdalagi, Donáth ähnlich lautende Instruktionen.

Die Verheissungen, welche Tholdalagi mitbrachte, machten eine Entfaltung der diplomatischen Thätigkeit in noch grösserem Massstabe wünschenswerth. Es wurde eben darüber berathschlagt, wen Bethlen zu Radzivil und wen er an die Pforte senden sollte, als das Eintreffen zweier fahrenden Diplomaten an seinem Hofe die Frage löste.

Es waren dies zwei Franzosen: Marquis Karl Ysideus Tale-
rand und Jac. Rouselle, die Ende Feber in Fogaras anlangten,¹ mit Empfehlungsschreiben vom Herzog von Mantua, vom Fürsten Rohan und von den in Venedig residirenden Gesandten versehen. Zu der Zeit, als sie ankamen, kränkelte Bethlen bereits. Er war schon seit längerer Zeit unpasslich, aber am 16. Feber hatte er einen so heftigen Anfall, dass man für seine Gesundheit ernstlich besorgt zu sein begann. Der Paroxysmus liess allmählig, wenigstens zeitweilig nach, so dass er sich fähig fühlte, sie zu empfangen. Die erste Audienz machte auf ihn einen ausserordentlich guten Eindruck, er wurde davon völlig elektrisirt: seine alte Kraft schien noch einmal zurückzukehren.

Und in der That, die beiden Franzosen schafften ihm manche genussreiche Stunde. Ysideus war der Sprosse einer vornehmen französischen Familie, ein schöner Mann von distinguirtem Betragen, gewandt in der Conversation und ausser seiner Muttersprache der italienischen und lateinischen mächtig. Rouselle war ein vielgereister Mann, hatte einen grossen Theil Europas gesehen, besass ein brillantes Gedächtniss, fascinirende Beredsamkeit und scharfes Urtheil,

¹ Törökmagyarkori államokmánytár. II. S. 112.

war insbesondere mit den polnischen Verhältnissen vertraut. Seine vertraulichen Enthüllungen, sein gewählter Vortrag gewannen die Neigung des Fürsten, der sich in seiner Gesellschaft höchst behaglich fühlte. Dessenungeachtet gab er dem ersten Eindrucke nicht nach, ging er bedächtig zu Werke. Dinge von solcher Wichtigkeit wollte er nur bewährten Leuten anvertrauen. Er unterhielt sich viel und eingehend mit ihm und erkundigte sich nach den russischen und polnischen Angelegenheiten, nach den türkischen Verhältnissen, welche dieser sieben Jahre hindurch studiert hatte. Und als er die Überzeugung gewonnen hatte, dass er es mit einem ernsten und verlässlichen Manne zu thun habe, beschloss er ihn zum Leiter der diplomatischen Aktion zu machen, jedoch so, dass Kornel Hagai die Führung der Verhandlungen mit der Pforte in seiner Hand behalte und dass Strassburg die Verordnungen und Instruktionen ausfertige.

Dieselben wurden am 2. März an den Sultan, an den Tatarenchan, an die Könige von Frankreich, England, Dänemark, an die niederländische Republik, an die helvetischen Protestanten, an den Rath von Venedig, an die Herzoge von Savoyen, Mantua, Oranien auch fertig. Und weil Bethlens Krankheit bereits Grund zu Besorgnissen gab, und die Ärzte keine Hoffnung zu seiner Herstellung hatten, liess Strassburg Rouselle sich eidlich verpflichten, dass er die Interessen des Schwedenkönigs in aller Welt mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften fördern werde.¹

Der Fürst sandte mit den Franzosen Sigmund Mikes an die Pforte, und diese kamen am 4. April dort an. Um dieselbe Zeit trafen über Ofen auch andere Gesandte bei der Pforte ein, und in der zweiten Hälfte des April waren hier bereits abenteuerliche Gerüchte in Umlauf: Bethlen sind 15,000 Tataren zugetheilt, ein Heer von 13,000 soll Polen angreifen. Wenn Ferdinand Bethlen angreift, eilen diesem die Baschas Bosniens und der unterworfenen Ländertheile zur Hilfe.² Die Gerüchte waren verfrüht, sie kamen aber in ihren Verhandlungen dennoch vorwärts, und nachdem sie die ganze Angelegenheit ihrem Wunsche gemäss wohl besorgt hatten, verliessen sie Ende Juli Konstantinopel, reisten jedoch nicht,

¹ Strassburgs oben angeführte Denkschrift.

² Kufsteins Bericht im Archiv der Universitäts-Bibliothek.

Bethlens Anordnung gemäss, nach Russland, sondern nach Holland.¹ Dass aber das Endresultat jenen Hoffnungen nicht entsprach, zu welchen man sich nach den Antezedentien berechtigt glauben konnte, hatte seinen Grund in der hinfällig gewordenen Gesundheit Bethlens, in der zunehmenden Hoffnungslosigkeit seines Zustandes.

V.

Diese verhängnissvolle Krankheit war von grossem Einfluss auf die politische Aktion. Sie lähmte die Thätigkeit der Diplomaten des Fürsten und derjenigen, die das Zusammenwirken mit ihm in ihre Kombinationen aufgenommen hatten, andererseits erfüllte sie Ferdinands Hof und ungarländische Parteigänger mit Hoffnungen, Erwartungen. Gustav Adolf hatte jedoch keine Ahnung hiervon, und weil bisher alle seine Friedensversuche an Sigmunds Halsstarrigkeit scheiterten, legte er ein Gewicht darauf, Bethlen je eher in die Aktion herein zu ziehen. Er liess im Winter 1628 einen fahrenden Diplomaten eine Rundreise nach der Pforte und nach Siebenbürgen antreten.

Dies war Wolmar Fahrensbach, einer der gescheidtesten, aber verderbtesten Abenteurer des dreissigjährigen Krieges. Einer lithauischen Adelsfamilie entsprossen, fiel er 1601 in schwedische Gefangenschaft und verlebte mehrere Jahre in diesem Lande. Losgekauft, trat er in kurländische Dienste, ging aber von dort zum Schwedenkönig über. Gustav Adolf nahm ihn als einen tapfern Krieger und thätigen, schlaun und gewandten Diplomaten gut auf. Da ihm aber seine Unbeständigkeit, Unverlässlichkeit und sein Eigennutz bekannt war, demzufolge er oft von beiden Parteien Geld nahm und keiner von beiden diente, liess er ihn beobachten. Dies merkend, wurde er (1614) zum Verräther, entfloh und trat in polnische Dienste, blieb aber auch hier nicht lange, sondern kehrte wieder zu Gustav Adolf zurück, der ihm verzieh. Diesmal hielt er länger bei ihm aus und wurde am 15. Nov. 1628. in einer vertraulichen Mission an verschiedene europäische Höfe geschickt.

Er ging am 1. Dez. in Gothaburg an Bord, von dort nach dem Haag und über Boulogne nach Paris. Von hier ging sein Weg nach

¹ In „Gabriel Bethlens letzte Tage“ (Budapesti Szemle. N. F. Bd. VII. S. 218. ff.) ist ihre Gesandtschaft ausführlich beschrieben.

Genf, wo er am 17. Feber eintraf. Sodann reiste er über die Schweiz nach Venedig, wo ihm ein sehr freundlicher Empfang zu Theil ward. Am 14. April weilte er in Spalato. Er wollte gradeswegs nach Siebenbürgen, aber der Kaimakam liess ihn wissen, er habe strengen Befehl, Jedermann anzuweisen, vorher beim Bascha von Ofen vorzusprechen. Das war denn auch mit ihm der Fall, und er langte am 7. Mai in Ofen an. Der Bascha empfing ihn freundschaftlich und drückte sein Bedauern darüber aus, dass er nicht zwei Monate früher gekommen sei, in diesem Falle würde der diesjährige Feldzug gegen Polen gerichtet worden sein. Erst auf diesem Umwege konnte er Anfang Mai seinen Weg nach Siebenbürgen nehmen.¹

Eben einige Tage vor seiner Ankunft verliess den Hof Bethlens Johann Kéry, der Gesandte des Palatins, mit der Nachricht, dass Bethlen, sobald er geneset, zu den Waffen greifen werde, weil er auf den polnischen Thron aspirire, und dass während seiner Anwesenheit an seinem Hofe ein schwedischer Gesandter eingetroffen sei.² Er war nicht genau benachrichtigt. Fahrensbach befand sich damals noch unterwegs und traf dort erst am 15. Mai ein.

Bethlen empfing ihn im Beisein Strassburgs und nahm seine Beglaubigungsschreiben entgegen. Es war von der Offensive gegen Polen die Rede; Bethlen sagte: „der König möge sich dessen erinnern, was ich ihm diesbezüglich durch Dreiling habe sagen lassen: Se. Majestät ist in der Angelegenheit plumbeo pede vorgegangen.“ Die Werbung anbelangend entschuldigte er sich, wesshalb er keine Reiterei habe schicken können. Und auch Fahrensbach bestätigte, dass durch den letzten Ausgleich ein grosser Theil der freien Haiduken unter die Botmässigkeit des Kaisers gekommen sei und dass auch die Gesinnungen gegen ihn eine grosse Veränderung erlitten haben, so dass er ohne Wissen und Zustimmung der Pforte, besonders jetzt nach dem Abfall des Moldauer Woiwoden, den Krieg zu beginnen ausser Stande sein würde.³ Er erwartete die Zustimmung, und sobald sie eintreffe, werde er bestimmten Bescheid geben. Wichtiger, als dies, war, dass Bethlen nicht zulies, dass Fahrensbach die

¹ Sein Bericht an Gustav Adolf im Staatsarchiv zu Stockholm.

² Kéry's Bericht in Prays Principatus Gabr. Bethlen, II. 196.

³ Von diesem Gesinnungswechsel der Siebenbürger schreibt auch Kéry: derselbe hatte jedoch kaum einen andern Grund, als Bethlens Krankheit.

für die polnischen Edelleute mitgebrachten Briefe an ihren Bestimmungsort gelangen lasse. Unter solchen Umständen fand dieser es nothwendig, die begonnene Unterhandlung bei der Pforte fortzusetzen und bittet um Übersendung der hiezu erforderlichen Mittel — Geld und Vollmacht. Er blieb bis nach dem 8. Juni bei dem Fürsten, welcher sich gerade in diesen Tagen nach Mühlbach zum Landtag begab, und verliess, nachdem er den Major Witzleben mit Instructionen an den König zurückgeschickt, auch selbst Siebenbürgen, seinen Weg nach Stambul nehmend.

Es scheint, dass er sich weder selbst wohl befunden, noch Vertrauen einzufössen vermocht habe. Die langwierige und schwere Krankheit hatte die Kräfte Bethlens bereits viel zu sehr gebrochen, als dass ihn dieser in seine Pläne, Absichten hätte einweihen können: er sah nur mehr die Ruine des grossen Mannes. Dies ist der Grund, dass sowohl Kéry als Fahrensbach zur Überzeugung kamen, dass Bethlen seine Popularität einzubüssen anfangte. Die alten Feinde des Fürsten hoben ihr Haupt in demselben Masse höher empor, in welchem er mit seiner schwindenden Kraft weniger im Stande war, sie zu Paaren zu treiben und die Zügel fest in den Händen zu halten. Dies verhinderte ihn, Bethlens noch immer mächtigen Einfluss bei der Pforte seinem vollen Gewichte nach würdigen zu können, darum misst er demselben eine so untergeordnete Rolle bei. Vielleicht aber auch darum, weil er als Abenteurer es mit der Wahrheit nicht genau nahm. Er wollte die Sachen in der Weise darstellen, dass das Verdienst der voraussichtlichen Erfolge bei der Pforte zum grossen Theile auf seine Rechnung falle.

Dies mag auch der Grund davon gewesen sein, dass er sich mit Strassburg entzweite und diesen bei der Fürstin der Art anschwärzte, dass dieselbe einen wahrhaftigen Anklagebrief gegen Strassburg an ihren königlichen Schwager sandte. Aber sobald er abgegaugen war, kamen seine Verleumdungen zu Tage und Katharina nahm ihre Anklage in einer feierlichen Erklärung zurück.¹

Dass er verleumdet habe, wurde bald auch in anderer Weise offenbar. Er verspielte eine grosse Summe ihm anvertrauten Geldes

¹ Katharina's Brief vom 6. Sept. an Gustav Adolf, im schwedischen Staatsarchiv.

und flüchtete sich zum Kaiser hinüber, wo Gustav Adolfs Lehrlinge freundliche Aufnahme zu finden pflegten. Als solcher erhielt auch er eine Verwendung. Aber sein Übertritt war auch jetzt kein vollständiger: er hielt seine Verbindungen mit den Schweden aufrecht und machte diesen vertrauliche Mittheilungen. Darüber ertappt, wurde er in Regensburg verhaftet und zum Tode verurtheilt. Seine Gemahlin wirkte ihm Begnadigung aus, doch dieselbe kam zu spät an. Als sich nemlich Fahrensbach, von Soldaten umgeben, dem Richtplatze näherte, wollte er sich mit wahnsinniger Verwegenheit durch die Menge durchhauen und fing, seine Hüter bei Seite stossend und dem Einen das Gewehr entreissend, zu laufen an, wurde aber von den Soldaten eingeholt und niedergesüßelt; — in demselben Momente langte das Begnadigungsschreiben auf dem Richtplatze an.

VI.

Rouselle bereitete bei der Pforte Alles gehörig vor, und die erste greifbare Folge davon war, dass der Moldauer Wojwode Bernavski im Monat Juli durch den Bascha von Bosnien von seinem Stuhle entfernt und an seine Stelle der Wojwode Alexander eingesetzt wurde. Auch Bethlens Truppen, mit denen er über die Theiss gehen sollte, standen in Bereitschaft; bei Szolnok aber erwartete ein türkisches Heer den Marschbefehl gegen Füleki.¹ Die freundschaftliche Haltung der Pforte gegenüber dem Schwedenkönig wird, — meinte Strassburg — auf die erfolgreiche Durchführung der mit den Polen begonnenen Friedensunterhandlungen von Einfluss sein, denn die erschrockenen Polen — glaubte er — werden in der Frage der Abtretung Preussens und Livlands nachgiebiger werden. Auch ohnedies sei in Polen bereits eine mächtige Partei gebildet und im Falle der Erledigung des Thrones werden die Nachbarstaaten darauf bedacht sein, dass denselben Jemand erhalte, auf dessen Freundschaft sie bauen dürfen.²

Es hatte den Anschein, dass der Erfolg dieser diplomatischen Action auch durch die in den europäischen Angelegenheiten ein-

¹ Strassburgs vorläufiger Bericht im schwedischen Staatsarchiv. Vgl. „Gabriel Bethlens letzte Tage.“ (Budapesti Szemle Nr. 7. VII. S. 251)

² Strassburgs Schlussbericht. Ebd.

getretenen bedeutsamen Wendungen gesichert werden würde. Das vom Kaiser am 6. März 1629 erlassene „*edictum restitutionis*“ öffnete auch denjenigen die Augen, die bisher nicht einsehen wollten, worauf das Absehn des spanischen Systems in Wirklichkeit gerichtet sei.

Der am 22. Mai unterfertigte Friede von Lübeck schied den Dänenkönig aus dem Verbande der Union, liess aber auch die Stelle des Oberfeldherrn unbesetzt, welche er auszufüllen unvermögend war, und welche bisher eben seinetwegen keinem anderen, befähigteren anvertraut werden konnte. Wer sein Nachfolger auf dem Oberfeldherrnposten sein werde, darüber konnte kein Zweifel mehr sein, als Wallenstein im Frühling 1629 Arnheim nach Preussen, in des Polenkönigs Dienste sandte, wo dann die kaiserlichen und königlich schwedischen Truppen einander bereits gegenüber standen: das war das Vorspiel des späteren grossen Kampfes.

Eben den Augenblick, wo der Kaiser und der „Schneekönig“ einander gegenüber standen, hatte Bethlen immer herbeigesehnt, und als dadurch, dass die Friedensverhandlungen zwischen Gustav Adolf und Sigmund ernstlich in Angriff genommen wurden, nur schon ein Schritt bis dahin war, dass der Kriegsschauplatz zwischen den beiden Mächten nach Deutschland verlegt werde: befand sich Bethlen nicht mehr in der Verfassung, Theilnehmer am Kampfe werden zu können. Er war nicht mehr in Staude, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen.

Bei Bethlen begann, in Folge des langwierigen und angreifenden Leidens, neben dem Niedergang der körperlichen, auch die intellektuelle Kraft zu schwinden.¹ Die Krankheit gewann die Oberhand über ihn und er sah es auch selbst ein, dass für ihn das Eintreten in die Aktion eine Unmöglichkeit sei. Er fühlte, dass alle die Pläne, die er mit solcher Hingebung gehegt hatte, an seine Person geknüpft seien, und dass nach seinem Ableben Alles das, was er von der Zukunft gehofft hatte, in Rauch und Dunst aufgehen werde. Aber er fühlte auch, dass selbst ein Theil seiner Schöpfungen wanke: es war ausbedungen, dass die sieben Komitate, welche ihm der Nikolsburger Friede zugesprochen hatte, nach seinem Tode zurückfallen sollen. Sein eventueller Nachfolger, wenn er seine Politik

¹ Strassburgs Denkschrift im Stockholmer-Archiv.

befolgen will, ist genöthigt dort zu beginnen, wo er begonnen hatte. Zu seinem Nachfolger aber war seine Gemahlin noch bei seinen Lebzeiten gewählt und durch die Pforte bestätigt worden. Er hätte gewünscht, dass ihr wenigstens das von ihm Erworbene erhalten bliebe.

Er berieth sich in dieser Angelegenheit mit Strassburg und beschloss die nöthigen Schritte zu thun, dass die sieben Komitate definitiv zu Siebenbürgen geschlagen werden.¹ In Verbindung hiemit aber wollte er Alles der Art einrichten, dass er, falls sein Tod früher einträte, als er hoffte, Alles in gehöriger Ordnung zurücklassen könnte.

Am 31. August begann er seinen letzten Willen zu schreiben und beschloss an die Pforte einen Botschafter zu schicken. Mit dieser Würde bekleidete er Georg Apafi, dessen Hauptaufgabe die Erledigung der Frage der sieben Komitate war. Gleichzeitig wollte er für seinen Plan auch die verlässlichsten ungarländischen Grossen gewinnen, und berief dieselben zu einer Berathung nach Grosswardein, wohin er sich auch selbst begab.

Strassburg, welcher einsah, dass sein längeres Verbleiben an der Seite des Sterbenden keinen Zweck habe, bat um die Erlaubniss zur Heimkehr. Bethlen erhob keinen Einspruch und auch Katharina, welche sich überzeugt hatte, dass er von Fahrensbach schnöde verleumdet worden war, sandte am 6. Sept. an ihren Schwager ein warmes Empfehlungsschreiben voraus.² So trat Strassburg am 15. September seine Heimreise an, aber durch die gegnerischen Länder konnte er nur langsam vorwärts kommen. Am 22. November traf er in Riga ein. Auch hier musste er sich längere Zeit aufhalten und konnte nur auf Umwegen weiter reisen. Anfang Januar 1630 gelangte er nach Upsala, von wo er seinem Herrscher durch Salvius Nachrichten sandte. Nachher begab er sich auch selbst zu ihm hin, und erstattete mündlich und schriftlich Bericht. Damals war Bethlen schon längst nicht mehr unter den Lebenden, und auch in Siebenbürgen selbst waren namhafte Veränderungen vorgegangen.

* * *

¹ Die von Strassburg eingereichten Punkte im schwedischen Staats-Archiv.

² Original im schwedischen Staats-Archiv.

Strassburg spricht in seiner Denkschrift von Bethlen im Tone der höchsten Anerkennung und Verehrung. Er hatte während seines langwierigen Verkehres mit ihm seine guten Eigenschaften, seine Thatkraft, seinen festen Charakter und seine staatsmännische Weisheit kennen gelernt. Da er die Verhältnisse aus der Nähe sah und allmählich in einen grossen Theil seiner Pläne eingeweiht wurde, war er in seiner Auffassung billiger, anerkennender, als Diejenigen, die bloss nach den Erfolgen oder nach dem Schein urtheilten. Er wurde aber zugleich mit seiner ganzen Umgebung, mit seinen Hofleuten bekannt und gelangte durch diese in den Besitz vieler werthvollen Daten. Auch der Fürst selbst würdigte ihn des ausserordentlichen Vertrauens, dass er ihm seine Memoiren mittheilte, und er beschloss, auf Grund dieser und der anderweit gewonnenen Daten, seine Geschichte zu schreiben und zu veröffentlichen. „Ohne Parteilichkeit, mit historischer Wahrheit wollte er sie schreiben; er wollte der Nachkommenschaft den zwar edelgeborenen, aber armen Privaten vor Augen führen, der, sich über die Wandelbarkeit des Glückes hinweghebend, ohne Verwandtenhülfe, Intriguen, Protektion und Popularitätshascherei, aus niedrigem Loose zur höchsten Stufe des Ruhmes und der Würde emporstieg, was in der That seit Jahrhunderten nicht geschehen war.“

Ob er dieses Werk habe drucken lassen, wissen wir nicht. Dass er es aber geschrieben habe, beweist das erhaltene Bruchstück desselben. Die Historische Commission unserer Akademie wird sowohl nach diesem Werke, als auch nach Bethlens Commentarien forschen lassen. Sollte diese Forschung von Erfolg gekrönt werden, so würde dies kein alltäglicher Gewinn für unsere Geschichtsforschung sein.

ALEXANDER SZILÁGYI.

DENKREDE AUF WILLIAM STEPHEN ATKINSON.

VON DR. THEODOR DUKA.*

Geehrte Akademie! Noch nie empfand ich tiefer den Mangel an Kraft, als indem ich von der geehrten Akademie der Wissenschaften

* Gelesen in der Gesamtsitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1881.

den ehrenwerthen Auftrag erhielt, ich möge eine Denkrede auf ein verstorbenes Mitglied halten, dessen Namen und Thätigkeit wohl Mehrere, den aber persönlich, wenn ich nicht irre, ausser mir niemand kannte. Auch mein Verhältniss zu ihm war nur ein entferntes; nichtsdestoweniger will ich dem mich ehrenden Aufrufe gehorchen, obwohl ich mir der Unfähigkeit, dem Gegenstande vollkommen zu entsprechen, bewusst bin. Ich thue dies nicht blos der ehrerbietigen Gefühle halber, welche jeder, der mit dem verstorbenen Gelehrten verkehrte, gehegt hat, sondern weil es mir auch eine angenehme Gelegenheit bietet, die Erinnerungen jenes Welttheiles wach zu rufen, mit dem die besten Jahre meines Lebens, beinahe durch ein Viertel-Jahrhundert hindurch verknüpft waren, und an den mich noch immer so viele Interessen und das liebe Andenken so vieler Gefahren fesseln. Die Erfahrung lehrt im menschlichen Leben oft, dass der Glanz des Resultates die wirkungsvollen und ernstesten Bestrebungen des menschlichen Ringens nur selten mit schönen Erfolgen krönt. Die Erreichung jenes Kreises, aus dessen Sphäre der Lorbeer der Unsterblichkeit winkt, pflegt nicht jedes ringende Genie mit seinem beneidenswerthen Kranze zu zieren. Die Kraft bricht vielleicht an der Schwelle des Zielpunktes, oder das Leben erlöschet bevor der nach Gutem und Edlem strebende Sterbliche die Schwelle des Tempels der ewigen Fama erreicht.

Aus diesen Gesichtspunkten, geehrte Akademie, müssen wir das Leben Atkinson's betrachten; wir müssen jene einzelnen Resultate des rastlosen Strebens des Verblichenen sammeln, die er in seiner Stellung aufzuweisen hatte, und welche, wenn auch keine bewundernswürdige Glanzpunkte, doch das redliche Wirken einer edlen Seele und den entsprechenden Nutzen seiner Lebensaufgabe klar zeigen.

William Stephen Atkinson wurde im September des Jahres 1820 in Chesterton, Distrikt Suffolk, in England geboren, wo sein Vater Thomas anglikanischer Pfarrer war. Den Elementar-Unterricht genoss er im väterlichen Hause, und da er der Erstgeborene war, wurde viel auf seine Ausbildung verwendet. Früh entwickelte sich in ihm die Liebe zu den Naturwissenschaften und diese Neigung wurde noch stärker, als sein Vater in die benachbarte Rugeley Diocese, in die Umgebung der ausgebreiteten Cannock-

Chase-er Kohlen-Bergwerke versetzt wurde. Hier verbrachte der junge Atkinson die sorgenlosen Jahre seiner Jugend, und hier legte er jene Schmetterling-Sammlung an, welche später so grossartig wurde, indem sie auch die Tineina-Klasse enthielt, welche ihm unter einem anderen Himmelsstrich einen interessanten Gegenstand zur Forschung bot.

Unter der Aufsicht und Leitung seiner Eltern verbrachte Atkinson auch seine Jünglingsjahre, bis er im 19. Lebensjahre als Akademiker ins Trinity-College der Cambridger Universität aufgenommen wurde und hier wegen seines ausdauernden Fleisses ein Stipendium bekam und drei Jahre später 1843, auf Grund der Schlussprüfungen als Wrangler (mit Auszeichnung) des mathematischen Tripos' gewürdigt wurde. Nach dieser erfolgreichen Beendigung seiner Universitäts-Laufbahn blieb er noch einige Zeit in Cambridge als Correpetitor. Später kam er nach London und wollte sich zum Ingenieur ausbilden. Während des Aufenthaltes in der Hauptstadt erhielt er einen Antrag aus Ost-Indien, die Direction des La Martinière-Collegiums in Calcutta zu übernehmen. Hierauf reiste er im November 1854 nach seinem neuen Bestimmungsort gegen Bengalien; im Juli des nächsten Jahres wurde er Mitglied der dortigen Asiatic-Society und einige Monate später zeichnete ihn diese gelehrte Gesellschaft dadurch aus, dass sie ihn, als Arthur Grote abdankte, zu ihrem Secretär wählte. Der Freundlichkeit dieses eben genannten ehrenwerthen Mitgliedes verdanke ich es, dass ich die zu erwähnenden Daten benutzen konnte.

Vom Anfang des Jahres 1855 bis Ende 1874, also ungefähr zwanzig Jahre wirkte unser verstorbener College in Ost-Indien und zwar auf dem schönen aber schwierigen Gebiete der Erziehung. Die ersten fünf Jahre verbrachte er als Direktor des La Martinière-Collegiums in der Hauptstadt des Reiches, in Calcutta, die letzten fünfzehn Jahre auf einem viel glänzenderen Posten als Ober-Direktor — ich möchte sagen Minister des bengalischen Unterrichts-Wesens.

Jenes überseeische Riesen-Reich Gross-Britanniens, dessen Bewegungen nicht nur die Besorgniss seiner Herrscher, sondern das allgemeine Interesse der ganzen Welt wachrufen können, umfasst heute schon mehr als anderthalb Millionen englischer Meilen

mit einer Bevölkerung von über 250 Millionen, welche Menschen-Masse durch ein Häuflein (kaum 160,000) Europäer, also durch ein fremdes Element regiert und beeinflusst wird.

Es ist dies eine einzige Erscheinung in der Weltgeschichte, die am besten beweist, dass in der Gestaltung der Staats-Verhältnisse nicht immer die zahlreiche Nation, sondern vielmehr ein gut durchdachtes und mit grosser Geschicklichkeit geleitetes Regierungssystem die Massen anzieht und selbst dort ein friedfertiges Element schafft, wo vordem durch Jahrhunderte dauernde Kämpfe und Kriege gewüthet haben.

In dem so eingerichteten Staate ist jedes zur Regierungskaste gehörende Individuum ein Factor, mit dem zu rechnen ist, und seine Wirkung ist in einem solchen Masse eingreifend, dass man sich in anderen Ländern unter anderen Staats-Verhältnissen kaum einen richtigen Begriff darüber machen kann. Um also den Wirkungskreis Atkinson's des Näheren betrachten zu können, muss ich um die Nachsicht der geehrten Akademie bitten, indem ich mich zu scheinbar weiterliegenden, aber für meinen Zweck doch erforderlichen Bemerkungen genöthigt sehe.

Ich erwähnte die Hochschule La Martinière, an der Atkinson seine ostindische Laufbahn begann. Dieses Institut hängt mit einem Namen zusammen, der nicht nur im brittischen Reiche, sondern auch in seiner französischen Heimath einigen Ruf hat; es ist der Name des glücklichen Abenteurers und Sonderlings General Claude Martin. Er spielte zu jener Zeit eine Rolle, als die Macht der Portugiesen in den östlichen Meeren durch die Franzosen gebrochen wurde, und diese letzteren einen Kampf auf Tod und Leben gegen den immer steigenden Einfluss der Engländer führen mussten. Martin wurde zu Lyon im Jahre 1735 geboren und wurde englischer Kriegsgefangener, — gerade so wie einige Jahre nachher der spätere schwedische König Bernadotte in der Schlacht von Caddalor in Misore, wo die Franzosen die Verbündeten des Sultans Tippu waren, am 25. Juni 1785 als Feldwebel gefangen genommen wurde. Auch Martin wurde als Gemeiner mit seinem Regiment nach Indien geschickt, trat aber nach Übergabe der Festung Pondichery im Jahre 1778 in englische Dienste, avancirte

stufenmässig, bis er 1796 General wurde und im ersten Jahre des jetzigen Jahrhunderts in Luckno starb.

Martin hatte sich, so wie andere europäische Abenteurer in jener Zeit, in Ost-Indien ein riesiges Vermögen erworben; in den letzten Jahren seines Lebens war er Kaufmann und versorgte den König von Oude und andere indische und mohammedanische regierende Häuser und auch reiche Herren Indiens mit europäischen, besonders französischen Luxus-Artikeln. Das auf diese Art gesammelte Vermögen erschien selbst im Osten als fabelhaft, denn die Summe, die er zur Gründung einer Hochschule spendete, betrug sammt Zinsen eine Million in Rupi; nach englischem Werthe war dies im Jahre 1832 mehr denn 100,000 Pfund Sterling. Dies war aber nur ein geringer Theil seines immensen Vermögens. Zur Charakterisirung Martin's diene noch, dass er in der Stadt Luckno einen befestigten Palast bauen liess, in dem er mit seiner zahlreichen Familie, welche nach Mohammedaner-Art eingerichtet war, durch mehrere Jahre in Luxus lebte. Da er erfahren hatte, dass der König von Luckno die Aneignung dieses grossartigen Baues plante, so spielte er ihn derart aus, dass er in der Mitte des Palastes den Platz für sein eigenes Grab bestimmte, wo er seinem Wunsche gemäss auch begraben wurde. Auf diese Weise erreichte er auch seinen Zweck, da wie man weiss, ein treuer Diener des Profeten, und ein solcher war auch König Oude, sich in keinem Hause niederlässt, in dem einmal ein todter Körper begraben wurde. Ein Schriftsteller jener Zeit sagt, dass General Martin nach christlichen Begriffen ein unmoralisches Leben geführt hat; in seiner Jugend war er wohl römisch-katholisch, aber damals bekannte er sich zu keinem Glauben. In seinem sonderlichen Testament, welches in schlechtem Englisch abgefasst ist, gibt er einige Voltaire'sche Gedanken über die Lehren des Glaubens und dessen Priester zum Besten. „Nachdem ich aber“, sagt er unter anderem „auch die Lehren anderer Religionen geprüft und auch diese ans so lächerlichen Ceremonien bestehend gefunden habe, wie jene, in der ich erzogen worden bin“, so kehrte er daher wenigstens dem Namen nach zum Glauben seiner Kindheit zurück, ohne seine Überzeugung und Lebensweise geändert zu haben. Da er sich aber, so sagt er, in Folge seiner Studien überzeugte, dass alle Religionen, die er kennt, die

Barmherzigkeit gegen die Armen empfehlen, und da er die Fehler seines Lebens in dieser Hinsicht offen eingesteht : so verordnete er, dass ein Theil seines Vermögens zu christlichen Erziehungs-Zwecken verwendet werde. In Folge dieses Testaments blüht eine La Martinière-Erziehungsanstalt in seiner Geburtsstadt Lyon und zwei in Ost-Indien ; an das berühmteste dieser Institute wurde Atkinson als Direktor berufen.

Im Jahre 1860 eröffnete sich ihm ein grösserer Wirkungskreis. Fünf Jahre blieb er in seinem ersten Amte an der Martinière, und waltete dessen mit solcher Auszeichnung, dass der Gouverneur von Bengalien ihn des höchsten Postens der Unterrichts-Laufbahn würdigte. So wurde er als Direktor of Public Instruction mit der höchsten Leitung der Erziehung als Unterrichts-Minister betraut.

Unter der Regierung Lord Palmerston's im Jahre 1854 wurde jenes wichtige Edict erlassen, auf Grund dessen die ostindische Regierung in allen drei Gouvernements ihres Reiches, nämlich in Bengal, Madras und Bombay zur Organisation des allgemeinen Volks-Unterrichtes angewiesen wurde. Es wurde die Errichtung von drei Universitäten, von Hoch- und Mittelschulen nach europäischem Muster und der Beginn des Elementar-Unterrichtes angeordnet.

Es ist dies ein riesiger Gedanke und noch riesiger ist dessen Ausführung durch ein fremdes, kleines Element, besonders wenn wir in Betracht ziehen, dass die indische Gesellschaft im Allgemeinen, besonders auch die Urentwicklung jenes Volkes ihren Ursprung in der *arischen Gemeinde-Constitution* hat, und auch heute noch in dieser seine nationale Entwicklung fortsetzt.

Menu, der uralte Gesetzgeber, begründete vor dreitausend Jahren jene einfache gesellschaftliche Einheit, welche von der indischen Nation pietätvoll bewahrt, die Stürme so vieler Jahrhunderte überdauern und in ihrem Grunde bis heute unversehrt bestehen konnte. Diese volksthümliche Institution blüht besonders in jenen Provinzen Hindostan's, wo sie vom Einfluss des Islam frei geblieben ist. Eben weil dieser Organismus so einfach ist, konnte er sich in seiner interessanten Echtheit erhalten. Einige Ähnlichkeit hat mit ihm der russische Mir.

Auf den unübersehbaren reichen Ebenen Hindostan's sieht

der Wanderer kleinere oder grössere Baumgruppen in der Ferne, welche meist aus den Palmenbäumen *ficus religiosa* und *indica*, *mango mangifera* und der *borassus flagelliformis* bestehen; man glaubt es wären öde Haine, in Wirklichkeit sind es aber schattenreiche Bäume, unter denen die einfachen Wohnungen der Bürger der indischen Gemeinde ein Schutzdach finden. Eine solche Colonie ist ein Körnlein in dem Gemeinde-System Menu's.

Die Nothwendigkeit der Entwicklung eines derartigen Systems unter dem tropischen Klima sieht man leicht ein, wenn man bedenkt, dass dort der Kampf des Menschen mit den Elementen in mancher Beziehung viel wichtiger ist, als unter den nördlicheren Breitegraden. Die glühende Sonne, welche in der heissen Jahreszeit von Ende März bis Anfang Juni unsere Hundstage bei Weitem übertrifft, sendet ihre Strahlen, und wenn die von Nord-Ost kommenden Monsun-Winde im Juni den Himmel nicht mit schwerem Gewölk bedecken würden, genügte die Hitze einiger Wochen im Juli oder gar August, um die Ernte, die Nahrungsmittel so vieler Millionen zu vernichten, und es entstünde jene verheerende tropische Hungersnoth, von welcher die National-Oekonomen zu behaupten anfangen, dass sie im Osten, gerade wie die Pest und der Krieg, ein natürliches Postulat des Welt-Systems zur Verhinderung der Übervölkerung sei. Die gewöhnliche regnerische Jahreszeit dauert von Juni bis Ende September und überschwemmt alsbald die Ebenen. Der Verkehr in Unter-Bengalien geschieht zu dieser Zeit meist durch Kähne; das Wasser erquickt die Pflanzenwelt und befruchtet auch die in Gärten umgewandelten höheren Reisfelder. Wenn daher der Landmann seine Saaten brach liegen liesse, so würde der Tiger und das Rhinoceros, sogar der wilde Elefant dieselbe als seine Urheimath in Besitz nehmen. Es ist also leicht begreiflich, dass man die Ebenen Bengaliens nicht in Weiden oder ausgedehnte englische Parks umändern kann. Wo sich der Mensch niedergelassen hat, dort muss er bleiben und ohne Unterlass seine Felder bebauen, — schon aus Selbstwehr gegen die wilden Thiere.

Die Verfassung der uralten, reinen Hindu-Gemeinden beruht auf der Gesammtheit der Familien-Häupter; diese entscheiden über die Rechtsfragen der Einwohner in den Pantschajat d. i. aus fünf Friedensrichtern bestehenden Collegien. Der Versammlungsort

dieser Pantschajat ist der kühle Schatten eines grossen Baumes in der Hauptstrasse der Gemeinde. Die Zeit der Versammlung ist der frühe Morgen oder eine späte Abendstunde. Die Mitglieder der Gemeinde sind ausschliesslich Landleute; einen Gutsbesitzer, nach occidentalischem Begriff, gibt es nicht; wohl aber Vermittler zwischen der Regierung und Fürsprecher des Volkes bei dieser, die Mandalen, die die Interessen des Volkes vertheidigen. Da man durch den Landbau allein jeden Bedarf der Gemeinde nicht decken kann, so werden auch Handwerker, Religionsdiener und Lehrer als ergänzender Theil dieser demokratischen Republik aufgenommen.

Beim Eingange der Gemeinde, welche wie so viele Dörfer unseres Tieflands, aus einer Hauptstrasse besteht, befindet sich auf einem kleinen Hügel die Werkstatt des Töpfers; hier betreibt der Töpfer der Gemeinde von Geschlecht auf Geschlecht sein Handwerk; hinter den Hütten sehen wir unter blühenden Baumalleen die einfachen Webegeräthe, derart dass sich oft mit der Farbe des bunten Gewebes der Wohlgeruch der herabfallenden Blumen mengt. Auf der anderen Seite der Gasse formt der Kupferschmied sein Erz in Form einer Schale oder von Tellern, und wenn es auch einen Silberschmied im Dorfe gibt, so verfertigt er für die reichen Familien die theueren Schmucksachen. Am Ende des Dorfes steht der Tempel der Gemeinde mit seinem Pyramidal-Thurme, dessen Zinne die dreizackige Gabel Vischnu's ziert; neben dem Tempel befindet sich auch der Teich der Gemeinde, dessen Oberfläche meist die breiten Lotus-Blätter und Blüten bedecken. Hieher kommen die Weiber der Gemeinde in den Nachmittagsstunden, ihre Gefässe zu füllen, die sie dann, zwei bis drei an der Zahl, auf dem Kopfe nach Hause tragen; gegen Abend treibt der Mann die Kuh und das Zugthier nach Hause, die Webe-Maschinen werden in Ordnung gebracht, die Werkstätten feiern, die Thüren der Häuser werden verschlossen; die Dämmerung dauert in den tropischen Gegenden nur einige Minuten, und den finsternen Abend erhellt das Licht des einfachen Öhliegels. Nach dem Nachtmahl werden die heroischen Lieder des Mahabrata oder Ramayana gesungen, bis endlich alles stille ist und nur die wohlbekante Stimme des Nachwächters vernommen wird, zum Zeugniß dessen, dass auch dieser treue Diener des Dorfes das von seinen Vätern geerbte Amt pflicht-

getreu erfüllt. Beim Sonnenaufgang wäscht sich jeder Hindu, wo möglich im Wasser des Ganga oder eines anderen heiligen Stromes, betet seine Mantra's zu den schützenden Hausgöttern und setzt seine gestern unterbrochene Arbeit fort.

So lebt das einfache indische Volk in seinem altenconstitutionellen Dorfe, an dem weder die gegenseitige Fehde, noch die durch Jahrhunderte dauernde Fremdherrschaft eine empfindliche Veränderung verursachen konnte. Die Glückseligkeit des Volkes besteht im Reize seiner einfachen und sparsamen Lebensweise; die Quelle seiner nationalen Cultur sind die heroischen Lieder seiner uralten Religion, deren strenge Regeln zu beachten und dieselben pflichtgetreu zu erfüllen, die einzige Aufgabe des guten Hindu in diesem Leben ist; er findet im Ramayana und Mahabrata in ganzer Vollkommenheit all das, was nach seinem Begriffe Literatur, Kunst, Civilisation in sich schliesst. Unter solchen Einflüssen erstarkte jene hundert und aber hundert Millionen zählende Menschenfamilie, von der ein neuerer englischer Geschichtsschreiber, abweichend von Lord Macaulay sagt, dass wir, alle Umstände in Betracht gezogen, mit Recht fragen können, ob es wohl auf dieser Erde einen zuvorkommenderen und intelligenteren Volksstamm als die Bewohner Ost-Indiens gebe? „Der Hindu ist heiter, nachgiebig, gesellig und meist liebenswürdig; unter sich behandeln sie ihre Kinder mit ausgezeichnete Liebe, — mit vielleicht übertriebener Nachsicht; sie bezeugen tiefe Ehrfurcht gegen ihre Eltern und die Greise; die Wohlthätigkeit und das Erbarmen ist ein strenges Gebot ihres Glaubens; unter einander sind sie aufrichtig, in ihrer Beschäftigung fleissig und in Sachen des Glaubens — wenn sie nicht ein besonderer Grund zum blinden Eifer verleitet — tolerant.“ (Meadows Taylor.) Die englische Regierung griff daher zur Lösung keiner geringen Aufgabe, als sie dem durch so viele Jahrhunderte entwickelten und noch heute hunderte von Millionen umfassenden alten, wohl nicht genug praktischen, jedoch in sich selbst vollständigen nationalen Leben, die fremden Prinzipien der westlichen Cultur und Erziehung, wenn auch nicht schnurstraks entgegen, so doch zur Seite stellte. Eine sehr schöne, jedoch riesige Aufgabe, besonders dort, wo man mit vierzig Millionen fanatischer Mohammedaner rechnen muss.

Bengaliens Regierungsbezirk umfasst 260,000 englische □ Meilen, die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1860, als Atkinson die Ober-Direktion des Unterrichtes übernahm, 40 Millionen. Unter der Aufsicht der Regierung standen damals 826 kleinere und grössere Anstalten mit 50,714 Schülern. Als jedoch Atkinson nach fünfzehnjährigem Wirken zu Anfang des Jahres 1875 in seine Heimath zurückkehrte, finden wir seinen Wirkungskreis verzehnfacht; die Zahl der Schulen wuchs auf 17,940, die der Schüler auf 517,000; jedoch muss zugestanden werden, dass die Volkszählung von 1874 in Bengalien fünfundsechzig Millionen Einwohner auswies. Ich fühle es, dass ich die Geduld meiner geehrten Zuhörer allzusehr missbrauchen würde, wenn ich die diesbezüglichen Daten und den mir selbst so interessanten Gedankengang noch weiter fortsetzen wollte, obwohl ich nicht bezweifle, dass die Volkserziehung, welchen Welttheil sie auch betreffe, im Schoosse dieser gelehrten Akademie — schon des Vergleichs halber — immer das wärmste Interesse erregen kann; andererseits fühle ich aber auch, dass es nur meine Aufgabe ist, den Wirkungskreis unseres verblichenen Mitgliedes zu zeichnen, damit sein Andenken in desto hellerem Lichte erscheine.

Betrachten wir nun die Thätigkeit Atkinson's auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung. Als er im Jahre 1855 in Calcutta landete, machte die ihn umgebende reiche Fauna des tropischen Klima's einen bezaubernden Eindruck auf sein empfängliches Gemüth: mit der Hilfe und dem Rathe seines Freundes Arthur Grote beobachtete er fleissig die stufenweise Umänderung und Entwicklung mehrerer Gattungen Käfer; in diesen Studien leisteten ihm jene jugendlichen Erfahrungen einen grossen Dienst, welche er sich auf diesem Gebiete schon in England angeeignet hatte. Mr. Stainton war dazumal in England die grosse Autorität in diesem Zweige der Naturwissenschaften. Atkinson machte ihm Mittheilung über jene interessanten Entdeckungen, welche er bei Beobachtung der Tineina-Klasse gemacht; eine schwere Aufgabe, welche bis zu dieser Zeit in Ost-Indien niemand studirte, und es scheint, dass er der Erste war, der die Exemplare der Mikrolepidopteren, nämlich die von der *Lithocolletis Bauhiniae* Species nach Europa sandte, welche auch von Mr. Stainton beschrieben und

publicirt wurden.¹ Dadurch wurde Atkinson zum Mitgliede der Entomological Society of London gewählt. Er setzte seine Lieblingsstudien mit grossem Eifer fort, über deren Umfang wir uns aus den Berichten Stainton's überzeugen können, der 25 neue Species von der Klasse der indischen Mikrolepidopteren beschreibt und bestimmt, welche alle Atkinson eingesendet hatte. Eine dieser Gattungen erhielt den Namen *Atkinsonia Chlerodendronella*.²

Mr. Stainton legte auch eine dritte Arbeit der Entomological Society vor,³ in welcher er neun neue Gattungen aus dem Genus der *Gracilaria* bestimmte, von denen vier Atkinson verschafft hatte. Zeller⁴ nennt in seiner Abhandlung: „*Monograph of the Crambidae*“ ebenfalls fünf Species, welche aus der Sammlung Atkinson's stammten, nämlich: *Scirpophaga Auriflua*, *Scirpophaga gilviberbis*, *Schoenobius punctellus*, *Schoenobius minutellus* und *Calamotropha Atkinsonii*.

Es ist zu bemerken, dass alle diese kleinen Nachtfalter welche Atkinson mit so grosser Sorgfalt nach England gesandt, unter seiner Aufsicht heranwuchsen; er selbst beobachtete und beschrieb ihre Larven. Die Schwierigkeiten dieses Vorganges würdigte Mr. Stainton selbst in einem Briefe vom 11. Juli 1856, in dem er sagt: „Es ist äusserst schwer mit den kleineren Tineinen umzugehen, weil unsere Finger, die Werkzeuge und sonstigen Gegenstände in der feuchten Hitze nass werden; wir wissen, dass man in Bengalien ohne Panka (Fächer) kaum athmen kann; man kann sich demnach leicht denken, wie schwer es ist, diese kleinen Insekten, welche nicht grösser sind als die Nepticulen, auf Nadeln zu stechen; es wird daher Niemand Wunder nehmen, wenn ich sage, dass es mir hier in England überhaupt unmöglich war, die kleine *Phylloenistis* und andere winzigkleinen Thiere aufzustechen. Die ostindischen Tineinen sind aber noch viel kleiner, als die europäischen, was auffallend ist, wenn wir bedenken, dass die

¹ Transactions Entomological Society of London (New Series) vol. III. pag. 301. 1856.

² Trans. Entomol. Soc. of London (New Series) Vol. V. p. 111. 1858.

³ Trans. Entomol. Soc. of London (3-rd Series) Vol. I. P. p. 291. et seq. 1862.

⁴ *Chilonidarum et Crambidarum Genera et Species*. Zeller. 1863.

Pflanzenwelt, auf der diese Nachtfalter dort vegetiren, viel üppiger ist und die ostindischen Tages-Lepidopteren an Grösse die der gemässigten Zone wirklich übertreffen.“

Seine kurzen Herbstferien verbrachte Atkinson meist in der Gegend von Calcutta mit entomologischen Excursen. Im Jahre 1860 besuchte er zum erstenmale am östlichen Himalaya die 7000 Fuss hoch liegende Station Darjiling, zu deren Füssen die Grenzströme Rangit und Tista sich vereinigen und das britische Ost-Indien östlich von Bhütán, westlich von Nepál und nördlich von Sikkim trennen. Sikkim liegt an der Grenze Tibet's; sein Herrscher regiert auch über eine Provinz Tibet's und bildet so einen ergänzenden Theil China's.

Die Station Darjiling im nordöstlichen Himalaya am Fusse der mit ewigem Schnee bedeckten, beinahe 30,000 Fuss hohen Gebirgskette des Kinchinjunga und Everest, ist der geehrten Akademie kein unbekannter Ort. Ein edles Gefühl der patriotischen Pietät wird bei der Erwähnung Darjiling's wach. Wenn wir das Andenken unserer Grossen von Zeit zu Zeit auch nur mit einem einfachen Seufzer erwecken, so thut es nicht nur den Lebenden wohl, die Saiten der Sympathie zu rühren, es muss auch dem Genius des Verstorbenen wohl thun, wenn wir bezeugen, dass wir fortwährend nur mit Pietät jenes entfernt liegenden Punktes gedenken, unter dessen Schollen beinahe seit einem halben Jahrhunderte die Gebeine unseres Csoma ruhen!

Atkinson verdankt den grössten Theil seiner entomologischen Sammlungen seinen zeitweiligen Excursionen in den östlichen Himalaya, in die Gegend von Darjiling; hier bediente er sich einer sehr einfachen Erfindung: er hielt in mondcheinlosen Nächten eine brennende Lampe vor einen weisslinnenen Vorhang: die Nachtfalter und die ganze Schaar fliegender Insekten zogen zu dem Lockmittel, und so bereicherte er mit immer neuen Species seine Sammlungen. In diesen Arbeiten stand ihm seine geistreiche Frau hilfreich zur Seite. In Begleitung des Regierungs-Custos des botanischen Gartens zu Calcutta, Dr. Thomas Anderson, unternahm er eine Excursion in's Innere des Sikkimer Rája-Reiches, wo er interessante Beobachtungen machte: er erwähnte derselben oft vor seinen Freunden, aber leider sind seine damaligen Notizen noch

nicht vorgefunden worden; sie sind gewiss so interessant, wie jenes Tagebuch, welches er von seiner Kaschimerer Reise im Jahre 1874 führte. Von seiner Sikkimer Excursion haben wir bis jetzt nur den Nutzen, dass sie Atkinson befähigte, den von Horsfield und Moore für's Calcuttaer Museum verfertigten Catalog an mehreren Stellen wesentlich zu verbessern.

Im Jahre 1864 dankte Atkinson vom Sekretariat der Asiatic Society ab und wurde Vice-Präsident und Trustee des „Indischen Museum's“. Dem ostindischen Regierungs-Beamten lassen seine amtlichen Beschäftigungen sehr wenig freie Zeit; diesem Umstande und der abgesonderten Lage, in welcher der Fachgelehrte, entfernt von seinen Mitarbeitern und Büchern, leben muss, ist es zuzuschreiben, dass auch Atkinson an der Classificirung und Publication seiner reichen, interessanten Sammlungen verhindert wurde. Er stand in steter Correspondenz mit Mr. Moore in London, der auch im Jahre 1865 drei Saturniden beschrieb,¹ welche Atkinson gesammelt und zur Beschreibung nach Hause geschickt hatte, u. z.: *Cricula drepanoides*, *Saturnia anna* und *Loepa Sikkimia*.² In der Zeitschrift der entomologischen Gesellschaft vom selben Jahre finden wir noch eine neue Species von Atkinson, nämlich die *Loepa Miranda*, ebenfalls von Moore beschrieben.

Auch das britische Museum participirte an seinen Sammlungen; im Jahre 1865 und 1866 beschrieb Mr. F. Walker mehrere von Atkinson eingesendete Heterocera Lepidopteren und publicirte dieselben in den Supplementheften dieser Jahre, Nr. 31–35. In Hewitson's „Exotic butterflies“ sind folgende drei Species Atkinson's beschrieben:

Erycinidae: *Dodona dipoea*. Darjiling. III. Band. 1862—66.

Hesperidae: { *Hesperia phoenices*. Darjiling.
 , *Etola*. Darjiling. IV. Band. 1867—71.

Im Jahre 1865 stattete Atkinson seiner Heimath einen kurzen Besuch ab und wurde mit Mr. Hewitson persönlich bekannt, der auch in seinem posthumen Werke eine neue Species von Atkin-

¹ Proceedings Zoological Society of London, 1865. On lepidopteron Insects of Bengal. p. 755.

² Transactions Entomological Society of London. Series 3. vol. II. p. 424. 1865.

son beschrieb, nämlich die *Myrina Symira*, Darjiling, welche sich im VIII. Theile befindet und abgebildet ist; während zwei andere Species von den Hesperiden, nämlich die *Hesperia cephalo* und *Hesperia Cerata* in den noch folgenden Theilen des Werkes hätte beschrieben werden sollen. Aber auch Hewitson starb! Nachdem jedoch seine einzige Sammlung, in welcher sich von Atkinson zwölf neue Species der *Rhopalocera* befinden, in den Besitz des British Museum gekommen ist, steht zu hoffen, dass wir die Beschreibung der noch übrigen Gattungen von dort bekommen werden.

Als Major Sladen von seiner Yunaner Mission zurückkehrte, übersandte Atkinson der Londoner Zoological Society eine Abhandlung (welche Dr. Anderson 1871 vorlegte), in der er drei neue Species der Tages-Lepidopteren beschrieb, welche Anderson im Jahre 1878 gesammelt hatte. Die drei abgebildeten Species sind die folgenden: *Aemona lena*, *Zophoessa Andersonia*, *Plesioneura liliaua*. Im Jahre 1873 reichte Atkinson dieser gelehrten Gesellschaft noch zwei Abhandlungen ein; in der einen beschreibt und bildet er eine prachtvollere Gattung der Schmetterlinge ab, welche Dr. Lidderdale ihm aus Butan gesandt hatte.

Die dritte und letzte Mittheilung, welche wir aus der Feder Atkinson's besitzen, erschien in der Zeitschrift der Zoological Society; zwei neue Schmetterlinge aus den Andaman-Inseln sind dort beschrieben und abgebildet; nämlich eine sehr schöne Species der *Papilio Mayo* aus der *Polymnestor* Klasse und die *Euploea Andamensis*. Hier beschränkte er sich nur auf die einfache Beschreibung — obwohl niemand berechtigter war als er, seine Beobachtungen über die genauere Bestimmung der einzelnen Species der gelehrten Welt mitzutheilen.

Atkinson's autilche Wirksamkeit in Ost-Indien als Professor und später als Ober-Studien-Direktor Bengaliens — Director of Public Institution of Bengal — habe ich den Umständen gemäss ausführlich genug erwähnt. Ein erschöpfendes Zeugniß über dieselbe legen jene alljährlichen Berichte ab, von denen jeder ein besonderes Buch bildet. Wir überzeugen uns aus denselben, dass die Regierung sein Wirken guthiess und unterstützte. Unsere Folgerung wird nicht unberechtigt sein, wenn wir sagen, dass Atkinson

sowohl als hervorragender Staats-Beamter auf dem Gebiete der Volkserziehung, als auch als Fachgelehrter nicht zu den alltäglichen-Talenten gezählt werden darf. Wenn er nur Zeit gehabt hätte, wenn der Tod ihn nicht so rasch würde abberufen haben, so hätte er die Wissenschaft gewiss mit einem selbstständigen, auf seiner riesigen Sammlung basirenden Werke von bleibendem Werthe bereichert.

Zu Beginn des Jahres 1875 verliess er mit einem längeren Urlaub Indien und brachte seine sämmtlichen Schmetterling-Sammlungen mit sich, um, wenn er drei Jahre in England bleiben könnte, den riesigen Stoff aufzuarbeiten, den er sich durch so viele Jahre mit grossem Fleisse und vielen Opfern gesammelt hatte. Er kam jedoch in schwachem Gesundheitszustande in seine Heimath; seine Ärzte und Freunde riethen ihm daher, bevor er an seine mühsame Arbeit gehe, in der Winterzeit unter einem wärmeren Klima seine Kräfte zu sammeln. So entschloss er sich, die kalte Jahreszeit in Italien zuzubringen. Im Herbst besuchte er seinen Freund Arthur Grote, theilte ihm seinen Plan mit und benachrichtigte ihn von jenen Anordnungen, die er in Betreff seiner Sammlungen, die viele Kisten umfassten, bereits gemacht hatte. Atkinson dachte mit froher Lust an seine zukünftigen Pläne und erwähnte oft der grossen Freude, die ihm zu Theil werden würde, wenn er im nächsten Frühjahr seine aus Ost-Indien gebrachten Schätze öffnen werde! Leider sollte dieser beglückende Wunsch des edlen Mannes nicht in Erfüllung gehen.

Im Januar 1876 erkrankte er in Rom und nach einigen qualvollen Tagen machte eine Lungen-Entzündung am 15. dieses Monats seinem Leben im Alter von 56 Jahren ein Ende. Seine Laufbahn brach vor der Zeit ab, bevor er die reifen Früchte seiner grossen Wirksamkeit für die Nachwelt selbst zubereiten konnte. Die mehrmals erwähnte reiche Schmetterling- und Insekten-Sammlung, welche ungefähr 650¹ ganz neue, und bisher unbekannte Species umfasste, kam nach dem Tode Atkinson's in den Besitz Mr. Hewitson's und nach dessen bald erfolgtem Hinscheiden

¹ Im folgenden Verhältnisse: Bombyces 200, — Noctuae 200, — Geometrae 200, — Pyrales 50.

nach Deutschland; es ist jedoch zu befürchten, dass sie in Krämerhände gelangen wird. Für die englischen Gelehrten ist also dieser Schatz theilweise verloren, aber es scheint, dass die bengalische Asiatic Society ein ausführliches Register der Sammlungen in einem Bande zu drei Heften publiziren wird, zu dem die Einleitung der gewesene Präsident der Society, Arthur Grote, dem ich wie erwähnt, die meisten hier vorgeführten Daten verdanke, bereits geschrieben hat.

Atkinson war von sehr zarter Natur und erfüllte mit sympathischem, warmem Gefühle seine Pflichten als Gatte, Vater und Freund. Rühmend erwähnte er oft der Auszeichnung, die ihm die ungarische Akademie schon im Jahre 1863 zu Theil werden liess. Er beabsichtigte ihr bei seiner Ankunft in Europa durch seine wissenschaftlichen Arbeiten auch persönlich seinen Dank abzustatten; aber auch diese Hoffnung wurde durch seinen Tod zu unserem grossen Verluste vereitelt.

* * *

Ich bin mit meiner Aufgabe zu Ende.

Ich wollte dem ehrenden Vertrauen der Akademie vollkommen entsprechen, jedoch genügte meine Kraft nicht. Mein Bestreben ist jedoch vielleicht nicht ganz ohne Erfolg geblieben; wollte sich doch die Akademie nur pietätsvoll jenem Genius nähern, den wir theilweise auch den unserigen nennen können. Obwohl Atkinson persönlich dieser illustren Gesellschaft unbekannt war, so möge er nun in ihrem Andenken fortleben, so wie wir wünschen, dass einst unser Name nicht fremd sei, wenn die künftige Generation auf die geistigen Arbeiten einer vergangenen Zeit dankbar zurückblicken wird.

Friede seiner Asche!

DAS UNGARISCHE UNTERRICHTSWESEN

IN DER I. HÄLFTE DES XVIII. JAHRHUNDERTS.*

Nach zweihundertjährigem blutigen Ringen gegen die Macht des Halbmondes und nach Beilegung der mit den Namen Tököly's und Rákóczy's verknüpften Wirren beginnt in Ungarn eine Epoche äusserlicher Ruhe, ein Zeitalter der Sammlung und Erholung, eine nothwendige Vorbereitung für künftigen materiellen und intellektuellen Aufschwung, aber an und für sich eine der schlimmsten Phasen, die in dem Leben eines Volkes vorkommen können. Nicht während der Aufregung des Kampfes, sondern während der nachfolgenden Abspannung machen sich die nachtheiligen Folgen der übermässigen Kraftvergeudung geltend. Welchen Schaden die unglückseligen Verhältnisse des XVI. und XVII. Jahrhunderts anrichteten, das lässt sich in der ersten Hälfte der auf sie folgenden Dezennien erkennen, besonders auf kulturellem Gebiete. Vom XVI. und XVII. Jahrhunderte kann Aladár Molnár mit Recht behaupten: „Vielleicht nie hat man in Ungarn so viel für Bildung und Unterricht gethan, als in dieser, seit dem Einbruche der Tataren meist heimgesuchten Zeit, inmitten des Elendes türkischer Eroberung und innerlicher Kämpfe.“ Sobald aber für das aus tausend Wunden blutende Land die so nothwendige Ruhe eintritt, zeigt sich im Schulwesen eine mindere Rührigkeit. Es ist das eine auch in der ungarischen Literaturgeschichte übel berüchtigte Epoche, die Verflachung und Mangel an produktiver Kraft kennzeichnet. Soll man sie deshalb mit Stillschweigen übergehen? Nein! Eine solche Ebbe des geistigen Niveau's ist vom kulturhistorischen Gesichtspunkte besonders beachtungswerth. Man kann einen spätern Aufschwung nur dann gehörig würdigen, wenn man ihn mit den Zuständen des Verfalles vergleicht. Zur Beurtheilung des geistigen Lebens aber dient die Geschichte des Unterrichtswesens gewiss als ein Document hervorragender Wichtigkeit. Wir glauben daher das am breitesten angelegte Werk des allzu früh verschie-

* A közoktatás története Magyarországon a XVIII. században, írta Molnár Aladár, a m. t. akadémia lev. tagja. I. kötet. Kiadja a m. t. akadémia történeti bizottsága.

denen verdienstvollen Aladár Molnár, welches jene Geschichte behandelt, einer etwas eingehenderen Besprechung unterziehen zu sollen.

Molnár hatte freilich nicht die Absicht, sich auf das Schulwesen der Zeit des Verfalles zu beschränken. „Es ist unsere Aufgabe“, so beginnt er, „die Geschichte des vaterländischen Unterrichtswesens im XVIII. Jahrhunderte vorzutragen, zu erzählen, wie die Nation nach der Verjagung der Türken und Beendigung der langwierigen Bürgerkriege und Freiheitskämpfe die Zeit des Friedens auch auf dem Gebiete der Bildung zum Schaffen innerer Ordnung, zur Emporragung aus der Zurückgebliebenheit ausnützte; bekannt zu machen die durch Maria Theresia in Gang gesetzten grossen Kulturbewegungen, die vielen Schöpfungen und die gross angelegte Organisation des Unterrichtswesens, die so zu Stande gebracht wurde . . .“ — Der Tod hat leider den Verfasser verhindert den zweiten Theil seines Programmes auszuführen. Mit Rücksicht hierauf wäre der von der historischen Commission der ungarischen gelehrten Gesellschaft herausgegebene I. Band ein Torso, da die Reorganisation des Unterrichtswesens unter der Regierungszeit der Königin im zweiten Bande hätte folgen sollen. Aber als Beitrag zur Geschichte eines scharf abgegränzten Zeitalters, sozusagen jenes des Winterschlafes der Nation, hat auch dieser erste Band das Gepräge eines selbstständigen und abgeschlossenen Werkes.

Ungefähr den dritten Theil des Buches nimmt eine ausführliche Darstellung des Humanisten- und des Jesuiten-Unterrichtssystems ein. Diese Partie ist ein gründlich geschriebenes und recht interessantes Kapitel aus der allgemeinen Geschichte der Pädagogik, konnte auch nicht ganz wegbleiben, weil sowohl protestantische als auch katholische Schulen Ungarns in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts den Einfluss der humanistischen Pädagogen der Reformationszeit erkennen lassen; trotzdem hätten aber *Agricola*, *Erasmus*, *Melancthon*, *Sturm*, *Trotzendorf* und die „*Ratio atque institutio studiorum Societatis Jesu*“ eine etwas knappere Behandlung vertragen können. In fünf Abschnitten finden wir nach dieser umfangreichen Einleitung der Reihe nach beschrieben: die Unterrichtsanstalten der Jesuiten in Ungarn, die Verfügungen der Staatsgewalt bis 1740, das Schulwesen der Protestanten, die Anstalten der

Piaristen und, in einem kurzen Abrisse, das Unterrichtswesen Siebenbürgens.

Anstatt uns an diese Reihefolgen zu binden, wollen wir zuerst die nur wenig fördernde **Einflussnahme der Regierung und des Landtages** skizziren. Den Protestanten war dieselbe nicht nur nicht förderlich, sondern geradezu ein Hinderniss. Der XXVI. G. A. von 1681 gestattete nur in gewissen Städten, den sogenannten Artikularorten, die Erhaltung protestantischer Schulen. Ein *Erlaß Leopold's* vom Jahre 1701 erlaubte in den von den Türken zurückerobernten Gebieten nur die Ausübung der katholischen Religion und somit nur katholische Schulen. 1710 und 1711 verfügten *Josef I.* und die Kaiserin *Eleonora* in Religions- und Unterrichtsangelegenheiten die Wiederherstellung der Zustände vor dem Ausbruche der Tökölischen Wirren. Es war demnach unmöglich neue protestantische Schulen zu errichten; während der Revolutionszeit entstandene wurden verfolgt und aufgehoben. In denjenigen Städten, wo selbst nur ein Theil der Einwohnerschaft katholisch war, durften die Stadteinkünfte nicht auf protestantische Schulzwecke verwendet werden. Ja es war untersagt, Protestanten zu Schulzwecken mit Abgaben zu belasten und deren Schulen erhielten sich bloß durch freiwillige Spenden.

Den katholischen Schulen liess die Regierung schon einige väterliche Fürsorge angedeihen. *Karl III.* liebte die Wissenschaften und suchte das Unterrichtswesen zu befördern. Auch religiöse Intoleranz war ihm persönlich fremd, wie aus der huldvollen Behandlung erhellt, die er dem lutherischen Geistlichen und Pädagogen *Mathias Bél* angedeihen liess.

Die Thätigkeit der *Legislative* auf dem Gebiete des Unterrichts war keine besonders rege, fehlte aber doch nicht ganz. Die Commission des Krönungslandtages 1712—1715 brachte gleich im ersten Jahre die Errichtung einer Hochschule in Vorschlag, was aber nur Projekt blieb. 1714 richtete der Fürstprimas die Aufmerksamkeit auf den Unterricht der Protestanten, doch nur um diese wegen Nichteinhaltung des XXVI. G. A. 1681 zu denunziren, was eine neue königliche Verordnung zur Folge hatte, die die protestantischen Schulen auf die Artikularorte beschränkte. Der XXX. G. A. von 1715 rief die sogenannte *Pester Commission* ins Leben, deren

Berathungen erst 1730 endigten und zur *Carolinischen Resolution* führten, laut welcher Akatholiken niedere Unterrichtsanstalten bis zur Grammatik inclusive an Artikularorten frei errichten durften, hinsichtlich der höhern Anstalten aber verhalten wurden, um Privileg und Erlaubniss des Königs nachzusuchen. Zu Letzterem waren seit 1733 auch die Katholiken verpflichtet, was aber nicht als Parität auszulegen ist, denn Katholiken erhielten die Erlaubniss immer leicht, Protestanten selten und mit harter Mühe.

Wichtig ist der 1. §. des G. A. 1715, LXXIV, welcher der Krone das Aufsichtsrecht über sämtliche Stiftungen zu Unterrichtszwecken einräumt.

Ein direktes Bestreben, die Unterrichtszustände zu heben zeigen die Stände 1722. In mehreren Adressen an die Krone beklagen sie den Verfall der Studien und die Nothwendigkeit, die Jünglinge wegen höherer Ausbildung ins Ausland zu schicken und wegen Mangels einheimischer Kräfte ausländische Fachleute in immer grösserem Masse zu verwenden; sie wünschen eine bessere Dotation der Universitäten, die Errichtung einer politischen Akademie; sie rathen im folgenden Jahre, dass der zu errichtende Statthaltereirath die adeligen Familien *zwingt*, den Kindern eine bessere Erziehung zu ertheilen, für die vielen Waisen in dieser Beziehung Sorge trage, den jungen Leuten durch Herbeiziehung zum öffentlichen Dienste und zu Hofe Gelegenheit gebe, sich praktisch auszubilden. Diese Vorstellungen und Wünsche fanden die Billigung der Krone. Es erging an die Stände die Aufforderung, hinsichtlich der Ausführungsmodalitäten concrete Vorschläge zu machen, was aber leider nie geschah.

Der erwähnte *Statthaltereirath* (*Unterrichtscommission*, in *negatio studiorum*) hatte sämtliche Unterrichtsangelegenheiten zu besorgen. Karl III. verlangte am 7. März 1733 einen Bericht über die Art und Weise, wie man am Besten die studia trivialia ordnen könnte. Trotz wiederholter Aufforderung unterblieb der erwartete Bericht und so kam in Oesterreich die „Schulordnung“ von 1735 zu Stande, ohne in Ungarn ein Analogon zu finden.

Wir wenden uns nun zur Schilderung des eigentlichen Unterrichtswesens. *Die katholische Jugend* war fast ausschliesslich den **Jesuiten**, in geringem Masse Piaristen (Minoriten u. s. w.) anver-

traut. Der Unterricht, den die protestantische Jugend genoss, war sehr ähnlich, denn das System der Jesuiten ist denselben humanistischen Pädagogen des XVI. Jahrhunderts entlehnt, nach deren Principien auch die Protestanten ihr Schulwesen modelten. Die Jesuiten fanden die fertige unabänderliche Norm in ihrer *Ratio atque institutio*. Wir glauben uns der Kritik über Mängel und Vorzüge ihres Systems hier enthalten zu können, und wollen nur hervorheben, dass Molnár, obwohl Protestant, ein sehr objectives und unparteiisches Urtheil fällt. Die Protestanten hatten ihre Pädagogik schon im XVI. und XVII. Jahrhunderte von deutschen und holländischen Universitäten heimgebracht, und bewahrten diese Traditionen auch in der Epoche, von welcher hier die Rede ist.

Nicolaus *Oláh* berief die Jesuiten nach Ungarn, 1561, Stefan *Báthory* nach Siebenbürgen, 1579. Sie standen unter dem österreichischen Provinzial, was ihnen hierzulande stets übel vermerkt wurde. Im Jahre 1716 versahen sie 28 Gymnasien mit Lehrkräften: sechs dieser Anstalten waren mit Convicten verbunden. Diese Zahlen erhoben sich bis zur Auflösung des Ordens auf 41 und 7. Zwei Universitäten (Tyrnau und Kaschau), drei Collegien (Ofen, Klausenburg, Raab), ebenfalls in den Händen der Jesuiten, dienten als Hochschulen. Die Collegien unterschieden sich von den Universitäten durch die geringere Anzahl der Lehrkräfte und Lehrgegenstände. Zur Heranbildung von Geistlichen wurde Theologie und Philosophie auch an den Grosswardeiner, Raaber und Waizner Gymnasien dozirt. Die eigentlichen Seminarier waren bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts fast ausschliesslich jesuitische Lehranstalten. Eine grössere Concurrrenz, als auf diesem Gebiete, leisteten die Piaristen im Gymnasialunterrichte, wovon weiter unten ausführlicher die Rede sein soll. In *Arad* und *Miskolcz* finden wir Minoriten, in *Pápa* und *Segnia* Pauliner-Gymnasien.

Bei den Jesuiten ertheilte in je einer, manchmal auch in zweien der 4 untern Klassen ein Magister den Unterricht. Es wurden oft auch Laien als Lehrkräfte verwendet. In den obern Klassen unterrichteten Professoren. Wir finden folgende Klassen: *infima grammatica* (mit zwei Abtheilungen: Parvisten und Prinzipisten), *media grammaticae*, *suprema grammaticae* (wiederum zwei Abtheilun-

gen), *classis poetarum*, *rhetorices classis*. Seit 1735 wurden in der österreichischen Provinz, also auch in Ungarn nur solche Zöglinge aufgenommen, die lateinisch lasen und schrieben. Es war demnach nöthig, an mehreren Orten Elementarcourse zu organisiren, meist mit weltlichen Lehrern. Die *Ratio studiorum* kennt bekanntlich keinen besondern Lehrgegenstand der Geschichte und schreibt gelegentlich einzuflechtende historische Kenntnisse nur in den zwei obersten Klassen vor. Trotzdem befiessen sich die Jesuiten in Ungarn schon in den unteren Klassen, die Jugend mit den Begebenheiten der römischen und biblischen Geschichte bekannt zu machen. Das war aber nur eine geringe Concession, die sie dem immer lauter werdenden Verlangen des Publicums nach Fortschritt machten. Da sie an der *Ratio studiorum*, die für das XVI. Jahrhundert passte, unabänderlich fest hielten, ist es kein Wunder, dass man an ihrem Unterrichte mehrere Mängel fand; wie z. B. die Vernachlässigung der Landessprache, des Griechischen und der Realien. Einige Abhilfe brachte 1735 die vom Provinzial *Molindes* herausgegebene „*Instructio privata seu typus cursus annui*.“

Die Jesuiten verstanden es, durch Declamationen, Disputationen und öffentliche Preisvertheilungen an die lernende Jugend beim Publikum Interesse zu erregen. Sie liessen häufig Theaterstücke aufführen. In Tyrnau waren zwei Theatergebäude, und allmonatlich fand eine Jugendvorstellung statt. Die Stücke waren lateinisch oder auch ungarisch geschrieben und behandelten biblische und moralische Themata, sowie auch die Siege Eugens. Die Vorstellungskosten bestritten oft hochgestellte Gönner, die sich gerne als Zuschauer einfanden. Franz Rákóczy II. unterhielt sich in Kaschau 3 Stunden lang bei einer derartigen Vorstellung. Manche Stücke dauerten an 7 Stunden. Die *Instructio privata* schränkte das Theaterwesen ein wenig ein und schaffte das *Costume* ab.

Die feine Behandlung der Jugend, die Ordnung und die Disciplin der Jesuitengymnasien zogen trotz des häufigen Wechsels der Lehrkräfte die Zöglinge massenhaft herbei. Obwohl alle Stände vertreten waren, ist dennoch erwähnenswerth, dass die Mehrzahl der Zöglinge aus Nichtadeligen bestand. Die Adelligen wurden in den *Convicten* untergebracht, die unter der Leitung je eines Präfecten standen, bei grosser Anzahl der Zöglinge auch eigene Lehr-

kräfte besaßen und durch recht bedeutende Foundationen erhalten wurden. Häufig finden sich in den Jesuitengymnasien die *Marienvereine* zu andächtigen und asketischen Zwecken.

Die *Tyrnauer Universität*, von Pázmán gegründet (1635), besaß anfangs weder eine juristische noch eine medizinische Fakultät, erhielt demzufolge von Pabste auch kein Universitätsprivilegium, wohl aber von Ferdinand II. Selbstverwaltung und Jurisdiction. Sie war den Jesuiten anvertraut; der Rector (als Jesuit) hing daher vom Provincial und General ab. Ein hochgestellter Weltlicher bekleidete die Würde des *judex academiae*. Die drei Fakultäten: Theologie, Philosophie und *facultas lingvarum* (d. h. Gymnasium) bildeten drei einander untergeordnete Lehrstufen. Coordinirt war von 1667 an eine juristische Fakultät. Es wirkten an der Universität der Rector, Kanzler, Dekane und Professoren (2 für Theologie, je einer für Exegesis, heilige Sprachen, Casuistik, controverse Glaubenslehre, ferner je ein Professor der drei philosophischen Jahrgänge, der Ethik und der Mathematik; zusammen 11.) Der heil. Thomas v. Aquino und Aristoteles galten als Hauptautoritäten. — Die Zahl der Studenten betrug 1000—1200, wovon aber die Hälfte aus Gymnasiasten bestand. Man wurde nach beendeter *facultas lingvarum* Baccalaureat und am Ende des Universitätskurses Magister der Philosophie oder Doktor der Theologie, indem man eine öffentliche Disputation bestand.

Die juristische Facultät gründeten die Primaten Loósy und Lippay. Ein Jesuit mit 300 Gulden Bezahlung trug Kirchenrecht vor. Ausserdem wirkten zwei oder drei vom Primas ernannte weltliche Professoren, die das heimische und römische Recht lehrten und 300—500 Gulden jährlich erhielten. Es gab wenig Hörer der Rechte, denn theoretische Rechtskenntnisse auszuweisen, war bei keiner öffentlichen Laufbahn nöthig, etwas Vernunftrecht wurde auch im Gymnasium gelehrt, und den Verböczy studirte man durch die Praxis ein. Die Hörer traten in den akademischen Verband ohne festgesetzte Vorbildung und blieben, so lange sie Lust hatten. Die Professoren dozirten, was ihnen zusagte. Sie wechselten meist sehr häufig.

Wir wollen endlich erwähnen, dass an der Tyrnauer Univer-

sität 4 Seminarien und 8 fromme Gesellschaften bestanden. Sie hatte seit 1644 eine eigene Druckerei.

Die *Kaschauer Universität* war ähnlich organisirt, bestand bis 1777 als *alma universitas episcopalis*, mit 15—16 Professoren und 400—500 Schülern, und zeichnete sich durch die Pflege der ungarischen Sprache aus. Es herrschte hier mehr Askese als in Tyrnau.

Dies wäre in Kürze der Zustand der jesuitischen Unterrichtsanstalten. Mit elementarem Unterricht befassten sich die Jünger Loyolas auch in Ungarn sehr wenig. Wir sollten hier noch ihre bedeutenderen Pädagogen Revue passiren lassen, wenn sie deren aufzuweisen hätten. Da sie aber das Lehramt nur als *gradus ad majora* betrachteten, überdies ihren Lehrplan (*Ratio studiorum*), ihre Lehrbücher (*Alvarius*, *Cyprian*) ein für allemal festgesetzt hatten, bezeigten sie weder Lust, noch fanden sie Gelegenheit sich auf schriftstellerischem Gebiete hervorzuthun. Es versuchten sich auf diesem nur Wenige. Wir begnügen uns zu erwähnen *Franz Kazy*, den Historiker des I. Jahrhunderts der Tyrnauer Universität, und *Andreas Spangár*, Verfasser mehrerer historischer Werke (*Magyar krónika*, *Magyar könyvtár*.)

Die Erziehung derjenigen katholischen Jünglinge, die keine Jesuitenanstalt besuchten, lag, wie schon erwähnt, meistens den *Piaristen* ob. Diese waren aus zwei Ursachen beliebt. Sie legten, dem Geiste des Gründers ihres Ordens, *Calasanz* getreu, grosses Gewicht auf den elementaren Unterricht, mit dem sich die Jesuiten fast gar nicht befassten; ferner trugen sie den Erfordernissen der Zeit weit mehr Rechnung, als die durch eine unabänderliche Vorschrift, die *Ratio*, gebundenen Jesuiten, die etwaige Fortschritte nur auf Umwegen einführen konnten. Nachdem die Piaristen in Polen weite Verbreitung gefunden hatten, kamen sie aus Podolin, einer der XVI Zipser Städte zuerst (1660) nach Privigy und brachten es bis zum Ende der Regierung Karl's III. auf 18 Gymnasien. Ohne Besitz, auf Stiftungen und die Unterstützung der Städte angewiesen, wirkten sie anfangs unter Entbehrungen mit dem Eifer von Missionären. Sie waren um so willkommener, weil auf Dörfern eine katholische Elementarschule höchst selten war. ja auch in Städten manchmal fehlte und durch Hauslehrer abgeholfen werden

musste. Der Orden wurde 1715 rezipirt und bildete, seit 1720 eine eigene ungarische Provinz. Karl III., ein Gönner der Piaristen, bestätigte 1733 unter Vorbehalt königlicher Genehmigung das ihnen durch päpstliches Breve ertheilte Recht höhere Anstalten zu errichten.

Der Provinzial stand natürlich an der Spitze des gesammten Unterrichts. An jeder Anstalt wirkte ein Rector und ein Präfekt. An Lehrkräften war manchmal Mangel. Bis 1741 wurden theologische und philosophische Wandervorträge gehalten. Man musste junge Leute zum Lehren heranziehen, die noch nicht die Philosophie absolvirt hatten. Latein bildete einen Bestandtheil schon des Elementarunterrichtes, der in 3 Klassen ertheilt wurde (Lesen, Schreiben, Rechnen). Das Gymnasium bestand aus 5 Klassen in 6 Jahrgängen. Ein zweijähriger philosophischer Cursus (mit Mathematik und Physik) und das dreijährige Studium der Theologie krönten das Lehrsystem der Piaristen, die im Grossen und Ganzen von den Jesuiten nicht besonders abwichen.

Indem wir uns nun zum **protestantischen Schulwesen** wenden, müssen wir vor Allem bemerken, dass hier von einem einheitlichen, allgemein giltigen Lehrsystem, wie das der Jesuiten keine Rede sein kann. Es gab einzelne Hauptanstalten, die sich selbständig entwickelten, und an die sich kleinere benachbarte Schulen anlehnten. Molnár's Werk gibt daher als Geschichte des protestantischen Unterrichts eine Reihe Monographien lutherischer und reformirter Collegien. Junge Leute beider Confessionen besuchten behufs höherer Studien ausländische Universitäten und brachten verschiedene Systeme nach Hause. Manche waren vorher im Auslande angestellt gewesen. Da sie durch die Hilfe bemittelter Gönner in den Stand gesetzt wurden, Deutschland, England, Holland zu besuchen, mussten sie sich schriftlich verpflichten, ihre aussen erworbenen Kenntnisse zu Hause zu verwerthen. Der rege Contact mit dem Auslande hätte die protestantischen Anstalten zu höherer Entwicklung bringen können; dem stand aber die Verfolgung durch die Regierung und die katholische Geistlichkeit und die Beschränktheit der materiellen Mittel im Wege.

Nach dem Frieden von Szathmár bestand nur noch ein geringer Theil der in den vorigen zwei Jahrhunderten gegründeten

protestantischen Schulen. Die lutherischen Gymnasien waren von 70 auf 10 herabgeschmolzen. Als Compensation gab es in den Schlössern einzelner vornehmer Herren Privatlateinschulen, an denen auch ärmere Kinder Unterricht genossen. Die übriggebliebenen öffentlichen Schulen, Verfolgungen ausgesetzt, mussten in Wien Agenten halten, die bei Hofe, oft auch bei protestantischen Mächten zur Abwehr der Massregelungen Schritte thaten und ein Heidengeld kosteten.

Fast jede protestantische Gemeinde besass ihre Volksschule, wo auch schon Latein gelehrt wurde. Wo sich ein Gymnasium befand, bildete die Volksschule dessen erste Klasse. Die schola vernacula war eine Mädchenschule meist mit Lehrerinnen.

Das lutherische Gymnasium bestand aus 5, das reformirte aus 6—7 Klassen. Die Hauptanstalten hatten auch höhere Kurse. Bei den Lutherischen gab es einen Rector, Conrector, Subrector für die drei obersten Klassen, ferner sogenannte Praeceptoren, bei den Reformirten einen Rector und einen Professor und ausser ihnen Togatzen, d. h. ältere Studenten als Lehrer.

So sehr auch die einzelnen Anstalten von einander abwichen, bildete doch den Lehrgang des Gymnasiums überall Grammatik, Syntax, Poetik, Rhetorik, Logik, Lektüre der Klassiker mit den Hilfsbüchern von Komenius und Erasmus, etwas Griechisch, Geographie, Geschichte und Physik. Die höhern Kurse boten Philosophie und Theologie, aber nur als Vorbereitung für den Besuch ausländischer Universitäten.

Wir können die obenerwähnten Monographien auch auszugsweise nicht reproduziren, so interessant und ereignissvoll sich auch die Geschichte mancher hart verfolgten protestantischen Lehranstalt gestaltet. Die Hauptschulen lutherischer Confession waren in Eperies, Pressburg und Ödenburg. Im Eperieser Collegium, das 1705 den Jesuiten abgenommen wurde, wirkte als Director Johann Rezik, der in Thorn studirt und auch als Professor eine Stelle gefunden hatte. Er hinterliess ein dreibändiges Manuscript, die „Gymnasiologia“ oder Geschichte der Gymnasien seiner Confession. Nach ihm hatte die Schule viel zu leiden. Das Gebäude wurde viermal confiscirt. Das **Pressburger Lyceum** brachte Mathias Bél zu hoher Blüthe. Er studirte in Halle, wurde Erzieher im Hause

Franke's, unterrichtete in dessen verschiedenen Anstalten, ward Rector in Bergen und führte in Pressburg, wohin er 1714 berufen wurde, den Franke'schen Realismus ein. Er liess sogar die französische Sprache lehren. *Bél* hat als Gelehrter und Schriftsteller einen Namen hinterlassen. Nach fünfjähriger Lehrthätigkeit wurde er zum Pfarrer gewählt.

Ausser den erwähnten 3 Lehranstalten gab es noch 8—9 lutherische Mittelschulen.

Die Brennpunkte des *Schulwesens der Reformirten* waren *Sáros-Patak* und *Debrezin*. Das **Sáros-Pataker Collegium**, gegründet 1531 durch *Perényi's* Munificenz, fand in *Georg I. Rákóczy* und dessen Gemahlin *Susanna Lorántfy* hochherzige Gönner und stand vier Jahre lang unter *Amos Comenius'* Leitung, der es zu hoher Blüte beförderte. Als die Anstalt den Jesuiten übergeben wurde (1671), wanderten zwei Professoren mit den Schülern helvetischer Confession ins Exil nach *Gyulafehérvár*. *Tököly* vertrieb die Jesuiten und eine Zeit lang gab es in *Patak* nur reformirte Studenten unter ihrem Senior ohne Professoren. Wieder verjagt zogen die Studenten nach *Göncz* und dann nach *Kaschau*. Endlich stellte der *Rákóczy'sche* General *Orosz* 1705 die reformirte Schule *Patak's* wieder her. Man wollte sie zwar auch später zu Gunsten der Jesuiten confisziren, und es ereignete sich, dass die zu diesem Behufe entsendete Comitats-Deputation durch die Frauen von *Patak* mit Besenstielen verjagt wurde; schliesslich blieb aber die Anstalt doch unangefochten. Nun brachen aber Zwistigkeiten aus. Der sehr gelehrte, jedoch unverträgliche Professor *Tsétsi* (der Jüngere) haderte mit seinem Collegen *Füleki* und, als dieser versetzt wurde, mit dessen Nachfolger *Nagymihályi*. Die Studenten nahmen Partei: es kam zu Schlägereien, *Nagymihályi* wurde in seinem Hause förmlich belagert. Nach 20-jährigem Hader musste endlich der König durch Absetzung beider streitenden Professoren Ordnung schaffen.

In der besten Zeit des Collegiums, noch vor den Verfolgungen, wirkten nie mehr als 3—4 Professoren mit Hilfe der Praeceptoren, d. h. des Collegiums absolvirter Studenten, die auf diese Art 1—2 Jahre den Professoren an die Hand gingen, dann 2—3 Jahre in einem kleinern Orte als Lehrer wirkten und endlich auslän-

dische Universitäten besuchten, um sich zu Professoren oder Geistlichen auszubilden. Es gab 3 Curse zu Patak: Grammatik, Rhetorik und der höhere Lehrkurs, wo Theologie, Jus, Geschichte, Logik, Metaphysik, Ethik, Geometrie gelehrt wurde. Das eigentliche Gymnasium bestand aus 6 Jahrgängen, wie bei den Jesuiten oder vielmehr wie in der Strassburgischen Anstalt Sturms. Man zählte an 1200 Schüler. Diejenigen Hörer des höhern Curses, die Wohlthaten genossen, hiessen Togaten (nach ihrer Tracht). Ihre Zahl betrug an 300, im Alter von 17 bis zu 30 Jahren. Höchst rühmlich ist die Sittenreinheit, die sie bewahrten. Die vielen Schüler konnten in den Lehrsälen keinen genügenden Platz finden. Viele mussten stehend oder liegend schreiben. Höchst merkwürdig ist das Selbstgovernment, das sich unter der Jugend Sáros-Patak's entwickelte. Die Anstalt stand unter dem Protektor (gewöhnlich der Gutsherrn Patak's), Curator und Consistorium. Der Coetus aber, der die Schulangelegenheiten regelte, bestand aus Professoren und Studenten; ja erstere übten blos die Oberaufsicht aus, die Verwaltung lag den Schülern ob. Der Senior der Studenten führte die Finanzen, denn den Stiftungen gemäss gehörte das Vermögen nicht der Anstalt, sondern der Jugend, und von dieser erhielten die Professoren ihre Gehälter. Man wollte einmal diesem Zustande ein Ende machen: aber die Studenten ertrotzten sich durch offene Empörung ihre alten Rechte. Ausser dem Senior wählten die Studenten einen Contrascriva (Notär), Provisor, Oekonomen u. s. w. und 10 Primarii, die als primaria sedes das erste Forum in Schulangelegenheiten bildeten. Das höhere Forum, die amplissima sedes bestand aus Professoren und Studenten. Der Rector präsidierte und der Contrascriva fungierte als Schriftführer.

Das **Debreziner Collegium**, von Anfang an eine städtische Schule, wurde durch die Fürsten Siebenbürgens öfter reichlich bedacht und erwarb sich durch gelehrte Professoren (Komáromy Csipkés, Szilágyi, Mártonfalvy) bereits im XVII. Jahrhunderte einen ehrenvollen Ruf. Im XVIII. verdankte das Collegium viel dem genialen Georg *Maróthy*, der nach siebenjährigen ausländischen Studien (in der Schweiz und Holland) 1738 als 23-jähriger junger Mann berufen wurde und in sechs Jahren, bis ihn nämlich ein frühzeitiger Tod hinwegraffte, den Unterricht reorganisirte. Ma-

róthy schrieb eine „Aritmetica vagy számvetésnek mestersége“ 1743, für deren Gedicgenheit und Popularität Zeugniß liefert, dass man sprichwörtlich zu sagen pflegte: „Ez bizony ennyi Maróthy uram szerint,“ — das macht so viel nach Maróthy. Ein anderer berühmter Professor war Stefan Hatvani von 1749 an für Physik und Geometrie.

Nach den Reformen Maróthy's bestand das Gymnasium, zu welchem auch der Elementarunterricht gehörte, aus 7 Klassen. Hierauf folgte der 3-jährige philosophische und endlich der ebenfalls dreijährige theologische Cursus.

Dieses Collegium war ein Internat. Die 3—400 Schüler lebten unter kasernenmässiger Zucht. Ärmere Schüler leisteten als Famulen den Bemittelteren Dienste. Es gab Alumnisten und solche, die nur im Collegium wohnten, für Kost selbst zu sorgen hatten und Speisegesellschaften (quadrae) bildeten. Wir finden auch hier den Senior, Contrascriba, Oekonomen, ausserdem Vigilen, Janitoren, Apperitoren. Sogenannte Collationen waren wie die Akademien bei den Jesuiten Selbstbildungs- und Wiederholungsvereine. — Die Jugend bildete eine organisirte Feuerwehr.

Wir könnten noch an 15 kleinere reformirte Gymnasien aufzählen, die sich theils nach dem Muster der zwei erwähnten, theils ziemlich unabhängig entwickelten. Wir glauben jedoch in keine weitere Details eingehen zu sollen und beschränken uns auch hinsichtlich Siebenbürgens auf die blosser Erwähnung der sächsischen Gymnasien (Hermannstadt, Kronstadt u. s. w.), der reformirten (Enyed, Klausenburg, Székely-Udvarhely) und der unitarischen (Klausenburg, Torda).

Das Gesamtbild des ungarischen Unterrichtswesens im XVIII. Jahrhundert veranlasst Aladár Molnár zu folgender Reflexion (S. 117):

„Dass wir uns der europäischen Civilisation nie verschlossen, dass im Westen kaum eine Kulturrichtung oder Bewegung auftauchte, die früher oder später nicht zu uns gelangt wäre: ist unser Glück und unser Verdienst. Aber dass wir uns nie genug bestreben, bei uns zu Hause eine, wenn auch mit dem europäischen Fortschritte zusammenhängende und Schritt haltende, aber dennoch selbstständige nationale Bildung zu entwickeln, und dass wir

uns nicht angelegen sein liessen, der politischen Selbstständigkeit die geistige Selbstständigkeit, die selbstständige Bildung zu Grunde zu legen: das ist unser grosses Unglück und eine Sünde, die sich in unserer Geschichte schon mehrmals gerächt hat.*

Wahr und gerecht! Aber aus den Unterrichtszuständen der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhundert müssen wir noch eine andere Bemerkung ableiten, die gerade dem Auslande gegenüber zur Zerstreuung gewisser Vorurtheile betont werden muss. Türkenkriege und innere Kämpfe vormochten nicht die Bildung auszurotten. Zur Zeit als die Folgen der verderblichen Verhältnisse zu Tage traten, sehen wir die Nation um einen bedeutenden Schritt weiter zurück, als die glücklichern westlichen Nationen, aber immerhin im Vorwärtsschreiten begriffen. Hierfür liefert der erste Band des leider unvollendeten Molnár'schen Werkes einen auf unleugbaren Thatsachen gegründeten Beweis, der zur gerechten Beurtheilung von Ungarns *Kulturfähigkeit* gewürdigt zu werden verdient.

DR. MORITZ DARVAL.

UNGARISCHE KIRCHENLIEDER DES XVIII. JAHRHUNDERTS.

Das ungarische Kirchenlied erfreute sich im vorigen Jahrhunderte einer regen Pflege. Nach den grossen Kämpfen des XVI. und XVII. Jahrhunderts, welche auch auf religiösem Gebiete ausgefochten wurden, brachte der Szathmarer Friede (1711) die erwünschte Ruhe, und Katholiken, sowie Protestanten beeilten sich die inneren Schäden, die der religiöse Cultus erlitten hatte, wieder gut zu machen. Wieder ertönten in den Kirchen die heiligen Lieder und dieser Zweig der Poesie war es, der während langer Zeit das nationale Gepräge trug, während überall das fremde Element dominirend war. Weder die Lieder selbst, noch die in diesem Zeitraume erschienenen theoretischen Werke sind vollständig durchforscht. Michael Bogisich hat sich der Aufgabe unterzogen, die nationalen Weisen nach Gebühr zu würdigen, welche seit dem Tode Gabriel Mátray's keine Forscher gefunden hatten. In seinem akademischen Antritts-Vortrag hat er unter obigem Titel die diesbezüglichen Resultate

dargelegt, welche nun im Druck erschienen * und aus denen wir Folgendes entnehmen.

Der Löwen-Antheil der im vorigen Jahrhunderte erschienenen Gesangsbücher gehört den Protestanten. Mit grosser Hast beeilten sich dieselben, die durch den Szathmarer Frieden gewährleisteten Vortheile zu benutzen und trachteten durch die Sammlungen der Kirchengesänge ihre Getreuen zusammenzuhalten. Die Pressen konnten kaum dem Andränge genügen. In Debresin, Klausenburg, Pressburg, Enyed, theilweise auch in Pest, Ofen, Kaschau und Waitzen erschienen die meisten; manche wurden sogar im Auslande gedruckt und in Ungarn verbreitet. Eine ganze Reihe von Schriftstellern und Sammlern finden wir hier, unter denen einige auch sonst als Dichter wirkten. Szenczi Molnár Albert, Benjamin Szőnyi, Paul Rádai, Stefan Losonczy, Georg Maróthi gaben die meist verbreitetsten heraus; jedoch führte der erstere in seinen Psalmen die französischen Weisen Claude Goudimel's ein, welche dem ungarischen Naturel nicht entsprachen und so sehen wir, dass diese Musik im fortwährenden Kampfe gegen den nationalen Rhythmus war. Trotz der grossen Fruchtbarkeit zeigen diese Werke dennoch keinen Fortschritt. Je mehr sich die Gesänge von denen der Katholiken entfernten, desto mehr verloren sie an nationalem Gefühle und Inhalte und die fremde Musik, deutsche, französische, belgische, holländische und böhmische trat in den Vordergrund. Die katholischen Gesänge hingegen bildeten immer mehr das nationale Lied aus, und aus dem langen Kampfe, den es mit dem römisch-gregorianischen Gesange zu bestehen hatte, ging es siegreich hervor. Wenn die Katholiken auch weniger producirten, so finden wir dennoch, dass sie in den wenigen Gesangsbüchern den echt ungarischen Geist ausprägten. Allen voran geht die *Lyra coelestis* des Georg Náray, des begabten Dichters und Musikschriftstellers, in dessen Gesängen der leichte populäre Rhythmus mit dem feierlich ernstesten ungarischen zusammenschmilzt. Als Poet und Musikus ist auch Stefan Illyés bekannt, dessen Werk den grössten Theil der Psalmen in alten ungarischen Gesängen erhalten hat, und berufen war den französischen Melodien Molnár's die Waage zu halten. Die meisten diesbezüglichen Werke jedoch sind ohne Angabe des Verfassers erschienen; in ihnen finden wir die

* Magyar egyházi népénekek a XVIII. századból. Bogisich Mihálytól, Akademie 1881.

schönsten Marien-Lieder, welche beweisen, dass die nationale Poesie auch hier Grosses geschaffen hat. Auch Paul Ányos und Franz Verseghi, berühmte Dichter aus dem vorigen Jahrhundert, verfassten kirchliche Gesänge sammt Melodien. Gross ist die Anzahl derjenigen Lieder, die in einzelnen Klöstern und Bibliotheken als Manuscripte aufbewahrt werden, und die der Verfasser noch nicht durchforscht hat. Seltener sind jedoch die theoretischen Werke über die Kirchenmusik; Georg Maróthy schrieb zwei Broschüren über den Vortrag der Psalmen und über den Unterricht im Gesang. Ihm gebührt die Palme des Bahnbrechers, aber sonst sind die beiden Werkchen ziemlich unbedeutend. Verseghi publicirte nach Sulzer's Theorie der schönen Künste einige Artikel über Musik.

Wenn wir den Charakter des ungarischen Kirchenliedes bestimmen wollen, müssen wir zwischen dem katholischen und protestantischen scheiden. Beide Confessionen haben prachtvolle kernmagyarische Kirchenlieder, welche wir bei anderen Nationen vergebens suchen. Der Hauptcharacter des katholischen Gesanges war immer Patriotismus und innige Hingebung. Die katholische Kirche besang die Heiligen in schönen Rhythmen, aber auch der Patriotismus, die ungarische Glorie zeigte sich in den Hymnen zu Ehren der ungarischen Heiligen. Unter allen diesen Gesängen ragen die Marien-Lieder am meisten hervor, bilden die Scheidewand, welche die Reformation gezogen hat. Die Protestanten verwarfen den Cultus der Heiligen, deshalb fehlt in ihren Kirchengesängen der patriotische Ton. Ihre Gesangsbücher zerfallen in drei Theile: festliche Hymnen, aus den Psalmen geschöpfte Lobgesänge und Molnár'sche Psalmen mit französischen Melodien. Die beiden ersten repräsentiren den ungarischen National-Gesang, sind aber meist von den Katholiken übernommen. Diese hatten eine Jahrhunderte lange Überlieferung; die Gesänge des Mittelalters nach den Melodien des ungarischen Minen- und Heldengesanges enthielten ein gut Stück nationalen Dichtens und Schaffens. Die Gesänge der ungarischen Heiligen (Stefan, Emerich, Ladislaus, Elisabeth), der verschiedenen Feiertage und Ceremonien haben alle ihren eigenen Charakter, welchen jedoch immer das nationale Element gemein ist. Ja der Verfasser geht so weit, dass er Parallelen zieht zwischen den Melodien des Volks- und Kirchenliedes und Beweise bringt für die Identität derselben. Das Kirchenlied hat im Ungarischen sein eigenes Vermaas und musikalische Bezeichnung; das gewöhnliche Metrum ist der Dac-

tylus, jedoch kommt auch oft der Anapäst vor, und durch Verschmelzung dieser beiden Metra entstehen die verschiedenen (8, 12, 16) Takte: es gibt aber auch ungerade Takte. Die Perlen dieser ganzen Poesie und Musik sind die Todtenlieder, welche in grosser Anzahl bei beiden Confessionen vorhanden sind. Der Tod macht alle gleich, und so finden wir auch hier dass die melancholischen Töne in ihrer farbenreichen Pracht am Rande des Grabes gleich erschallen und wehmüthig Abschied nehmen von denen, die in ihrem Leben Freude und Schmerz bei den Tönen der nationalen Lieder gefühlt haben.

In der verdienstvollen Abhandlung sind die schönsten Lieder mit Noten versehen dem Texte beigefügt und eingehend besprochen.

ZUR VERGLEICHENDEN TROPIK.*

Die Abhandlung des Prof. Wilhem Pecz über die Tropen des Euripides ist die Fortsetzung einer Serie von Studien, die der Verfasser mit seiner *Systematischen Darstellung der Proportions-Tropen bei Sophocles* (Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1877. X. Heft) und der *Tropen des Aeschylus und Sophocles* (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen. herausg. durch die ung. Academie, XIV. Bd. 1878) begonnen hat und die den Zweck haben, die Tropen der Dichtungen *in culturhistorischer und poetischer Rücksicht* zu behandeln. Der Verfasser ist Wilens, wie er das in den Schlussworten seiner Arbeit sagt, auch das übrige griechische Drama, das Epos und die Lyrik, ferner die römische Poesie, sowie die ausgezeichnetsten poetischen Produkte der neuern Zeit aus demselben Gesichtspunkte zu bearbeiten und glaubt damit fernere *Beiträge* zur Grundlegung einer *vergleichenden Tropik der Poesie* zu liefern.

In der Einleitung bespricht er vor Allem den rhetorischen, grammatischen und lexicographischen Standpunkt, nach welchen die Tropen gewöhnlich behandelt werden, und nachdem er die Unstatthaftigkeit dieser Auffassung hervorgehoben, spricht er seine Meinung dahin aus, dass die Tropen nur in culturhistorischer und poetischer Rücksicht be-

* *Die Tropen des Euripides verglichen mit den Tropen des Aeschylus und Sophocles. In culturhistorischer und poetischer Rücksicht behandelt. Ein Beitrag zur vergleichenden Tropik der Poesie. Von Dr. Wilhem Pecz. Aus den Abhandlungen der ungar. Akademie der Wissenschaften. Budapest, 1882. Verlag der Akademie.*

handelt werden können, indem man nachzuweisen hat, in welchem Zusammenhange Zeitalter, Dichter und Tropen mit einander stehen, welches Licht die Tropen auf Zeitalter und Dichter werfen. Diesen Auseinandersetzungen folgen mehrere Beispiele aus Euripides zum Beweise dessen, dass die Proportionstropen (Gleichniss, Allegorie und Metapher) die Phantasie, die Synecdoche und Metonymie den Verstand (die Anschauung und Reflexion) zur Quelle ihres Entstehens haben. Nach einigen Bemerkungen über die Behandlung des Stoffes wird der Unterschied zwischen der *Tropik der Poesie* und der *Tropik der Sprache* hervorgehoben; als Begründer der letztern kann Brinkmann durch sein ausgezeichnetes Werk: *Die Metaphern. Studien über den Geist der modernen Sprachen 1. Bd. Thierbilder der Sprache* (Bonn. Marcus 1878) betrachtet werden. Zum Schluss werden die Kategorien, welche bei der Behandlung der Tropen des Euripides gefunden worden, zusammengestellt. Sie sind die folgenden: 1. *Synecdoche*: Der Mensch, die Religion, Mythologie, der Krieg, das staatliche Leben, die Pferdezzucht und das Pferderennen, die Schifffahrt und die Natur mit folgenden kleineren Abtheilungen: Die Thiere und die meteorologischen Erscheinungen. 2. *Metonymie*: Der Mensch, das menschliche Thun und Treiben im Allgemeinen, die Religion, Mythologie, der Tanz, die Musik, die Webekunst, der Krieg, das staatliche Leben, die Pferdezzucht und das Pferderennen, der Ackerbau, Weinbau, die Schifffahrt und die Natur mit folgenden kleineren Abtheilungen: Das Wasser und die meteorologischen Erscheinungen. 3. *Proportionstropen*: Der Mensch, das Haus, das menschliche Thun und Treiben im Allgemeinen, die Religion, Mythologie, die Wettkämpfe, der Tanz, Gesang, die Musik, Architektur, Malerei, Arzneikunde, der Krieg, das staatliche Leben, die Jagd, der Fischfang, die Pferdezzucht und das Pferderennen, die Viehzucht, Bienenzucht, die Gärtnerei und der Ackerbau, der Weinbau, Handel und die Natur mit folgenden kleineren Abtheilungen: Allgemeine Natureigenschaften, die Thiere, Pflanzen, das Feuer, Wasser und die meteorologischen Erscheinungen.

Es folgt nun der bei weitem grösste und eingehendste Theil der Arbeit, in welchem der Verfasser die möglichst genaue und vollständige Zusammenstellung der Tropen des Euripides nach den eben genannten Kategorien zu geben trachtet.

Den Schluss bildet die Vergleichung der Tropen der drei Tragiker, wobei der Verfasser zu folgenden Resultaten kommt:

Alle drei Dichter repräsentiren schon in ihren Tropen einzelne Zeitalter der Geschichte Athens : Aeschylus das der Per serkriege, Sophocles das des Pericles und Euripides das des Kleon. Bei Sophocles wird das Individuum in den Hintergrund gedrängt, bei Euripides, ganz besonders aber bei Aeschylus ragt es hervor. Doch während der Held von Marathon seinen Krieger mit den Blumen seiner Phantasie schmückt, zergliedert und zerreisst der skeptische und grübelnde Dramatiker Athens mit seinen Synecdochen und Metonymien den Menschen. Bezeichnend ist aber auch, dass der Weiberfeind Euripides das Wort „Beth“ in vierundzwanzig verschiedensten und kühnsten Wendungen metonymisch gebraucht. Aeschylus hat als der religiösere, siebenundzwanzig Proportionstropen aus der Religion und Mythologie, Sophocles eine einzige. Euripides, der Gläubige, gebraucht Proportionstropen, der Skeptiker. Synecdoche und Metonymie. Sophocles, der ganz Dichter war, hat wenige Bilder aus dem Krieg und dem staatlichen Leben, der kriegerische Aeschylus viele Proportionstropen, der reflectirende Euripides mehrere Synecdochen und Metonymien. Interessant sind die ziemlich vielen und gewagten Bilder des marathonschen Kämpfers aus der Arzneikunde. Überhaupt sind die Bilder aus dem friedlichen Leben zahlreicher bei Sophocles und Euripides als bei Aeschylus, während die aus der Schifffahrt entnommenen mehr bei Aeschylus und Sophocles hervortreten. als bei Männern, die mit Stolz auf die grosse Seemacht Athens blicken. Aeschylus hat die meisten Proportionstropen und die wenigsten Synecdochen und Metonymien, Euripides die meisten Synecdochen und Metonymien und die wenigsten Proportionstropen, Sophocles steht in der Mitte : also hat auch Aeschylus die grösste Phantasie und am wenigsten Reflexion, Euripides die grösste Reflexion und am wenigsten Phantasie, Sophocles verbindet Phantasie und Reflexion in glücklichster Harmonie. Die Synecdoche und Metonymie ist schneidiger bei Aeschylus als bei Sophocles, aber bei Euripides am schneidigsten. Die Phantasie des Aeschylus ist nicht nur um vieles grösser, sondern auch um vieles gewaltiger als die des Sophocles, während Euripides, was die Grösse der Bilder anbelangt, als der Nachahmer des Aeschylus erscheint. Der Umstand, dass die Proportionstropen bei Euripides bald häufig sind, bald so zu sagen verschwinden, bei Aeschylus und Sophocles dagegen gleichmässig vertheilt sind, bezeugt, dass die Phantasie der Letzteren gleich anhaltende Kraft besass, während sie sich bei Euripides nur zeitweise

emporringt. Auch kommen bei den drei Dichtern *aus zweifachen Bildern bestehende Gruppen* vor, die dadurch entstehen, dass Synecdoche und Proportionstrophe oder Metonymie und Proportionstrophe so enge zusammenhängen, dass sie ein eigenthümliches Ganzes bilden. Auch *Doppelbilder* erscheinen hie und da, die durch den metaphorischen Gebrauch der synecdochischen oder metonymischen Bedeutung eines Wortes gebildet werden.

Im Anhange wird die auf die Tropen bezügliche neuere Literatur zur Anzeige gebracht.

DAS GRABFELD AM DOBOGÓ BEI KESZTHELY.

Keszthely und seine nächste Umgebung entpuppt sich nachgerade als eine unerschöpfliche, und, was die Hauptsache ist, noch bis vor Kurzem unberührte Fundgrube für Antiquitäten aus allen Perioden der menschlichen Geschichte. Meines Erachtens ist dies zumeist der topographischen Lage zu danken. Im Süden der unabsehbare, fischreiche See, im Osten freundliche, waldbewachsene Höhenzüge, im Norden eine fruchtbare Hochebene, im Westen sanft abfallendes Hügelland, das eine ziemlich grosse Niederung, mit einem warmen See, dem Héviz, einschliesst, — was Wunder, dass die Menschen aller Zeiten diesen Fleck auf Gottes Erdboden so einladend fanden, dass sie da Hütten bauten!

Dass es gerade mir vergönnt ist, die archäologischen Schätze dieses Landstriches zu heben, ist ein glücklicher Zufall für mich und für die Sache. Für mich, weil ich meinem Lieblingsstudium mit vollem Herzen nachhängen kann; für die Sache, weil ohne meinen, vielleicht mir angeborenen Spürsinn und meine Zähigkeit, mit der ich eine gefundene Spur zu verfolgen pflege, und mit der ich manche Leute, die nicht einsehen können oder wollen, dass das feste Ausharren eine Hauptvorbedingung des Erfolges auf archäologischem Gebiete ist, manchmal schon fast rasend gemacht habe, — alle diese Fundobjekte, die heute schon so helle Streiflichter auf die dunkelsten Punkte der Völkerwanderung werfen, wer weiss wie lange noch unbeachtet im Schosse der Erde geruht hätten, oder, was sogar noch wahrscheinlicher und auch vor meinen Arbeiten schon vielfach geschehen ist, aus Unkenntniss von Alten und Jungen zerstört worden wären.

Die geehrten Leser dieses Blattes werden von meinen Ausgrabungen am Keszthelyer Grabfelde theils durch eine schon erschienene Mittheilung, theils durch meinen Vortrag, den ich am Osterdienstag vorigen Jahres im Hauptstädtischen Industrie-Kasino hielt,* zur Genüge unterrichtet sein. Um daher Wiederholungen zu vermeiden, werde ich das Keszthelyer Grabfeld nur im Nothfalle einer Vergleichung oder Richtigstellung berühren, im Ganzen aber nur meine Wahrnehmungen am Dobogó darlegen.

An der nordwestlichen Grenze des Keszthelyer Weichbildes ballt sich ein mässig hoher Hügelknäuel, als letzter Ausläufer des Tomajer Weingebirges, in die Niederung des Héviz hinein, dessen westlicher Abhang von einem ziemlich grossen Bach bespült wird. Dieser Hügelknäuel, ein kreideweisser und nur mit spärlichem Grase bedeckter Dolomithfelsen, bildet ein unregelmässiges Dreieck, auf dessen südliche Schenkel, unweit des, von der Hauptstrasse abzweigenden Weges, der zum Badeort Héviz führt, sich ein einzeln stehender Kegel mit zwei Spitzen erhebt. Das ist der Dobogó. Der Hügel hat seinen Namen von der Mühle, die einst am westlichen Abhang gestanden, gegenwärtig aber in einen Schafstall umgewandelt ist; der Hügel selbst, wie auch die übrigen mit ihm in Verbindung stehenden dienen nur zur Schafweide, und auch diese ist nicht die beste. In Folge dessen werden die Hügel auch seit einem halben Jahrhundert schon an verschiedenen Stellen zur Gewinnung von Strassenmaterial abgebaut. Der ganze Komplex ist Eigenthum des Grafen Festetics.

In den Jahren 1879—80, als ich mich mit aller Kraft dem Keszthelyer Grabfeld widmete, fand ich immer Zeit, auch auf dem Dobogó, wo ich gleich bei der ersten Besichtigung Spuren von Gräbern vorfand, nachzuspüren, da bekanntlich auf dem Keszthelyer Grabfeld Hausgärten stehen, und ich meine Arbeiten in der Zeit der Gemüsekultur nothgedrungen abbrechen musste. Die Erlaubniss zu Nachforschungen auf dem Dobogó ward mir von der Güterdirektion zuvorkommend ertheilt. Vor allem Andern wollte ich mir Gewissheit darüber verschaffen, ob ich es hier mit einem wirklichen Grabfeld oder nur mit vereinzelt Gräbern zu thun habe.

Der erste Versuch fiel kläglich aus. Es war im Juni 1879. Die

* S. „Ungarische Revue“, 1881, S. 429—444. *Das Avaren-Grabfeld in Keszthely.*

sengende Hitze, das schwer, nur mittelst der Spitzhaue bearbeitbare Terrain, die Hartnäckigkeit meiner Arbeiter, die Alles besser wissen wollten, als ich, und bei denen weder gute noch schlechte Worte etwas fruchteten, der äusserst geringe Erfolg machten : dass ich nach drei Tagen es vorzog, meine Forschungen auf eine günstigere Zeit zu verschieben. So viel konnte ich aber schon bei diesem Versuch bestimmen, dass das hier begrabene Volk mit dem vom Keszthelyer Grabfeld identisch ist.

Vom 29. April bis 7. März 1880 liess ich wieder hier, und zwar von meinen geschulten Leuten arbeiten. Ich theilte den Hügel in Zonen ein und öffnete an verschiedenen Stellen zusammen 45 Gräber, und zwar mit sehr ermuthigendem Erfolge. Meine Freude über die schönen Funde überwog aber beiweitem die leicht erklärliche Ueberraschung und Erregung, als ich bei dieser Gelegenheit die Ueberzeugung gewann, dass ich vor mir ein riesiges, mehrere Tausend Gräber in sich bergendes Todtenfeld habe, hier, wo meinen Forschungen und Nachgrabungen nichts, gar nichts hindernd im Wege steht. Ich fühlte so etwas von dem Stolze eines Entdeckers in mir und ich kann männiglich versichern, dass dies durchaus kein unangenehmes Gefühl ist, besonders wenn man es, wie ich, zum erstenmale im Leben hat.

Da mein Vordringen auf dem Keszthelyer Grabfelde in gewissen Richtungen durch verschiedene Lokalverhältnisse erschwert wurde, stellte ich dort meine Arbeiten, nachdem ich im Ganzen 449 Gräber durchforscht, im Frühjahr 1881 vorläufig ein. Einen kurzgedrängten Bericht über die Resultate dieser Ausgrabungen lieferte mein schon erwähnter Vortrag in Budapest.

Am 23. Mai wurde der Dobogó in Angriff genommen. Mit 29. Juni legte ich 174 Gräber bloss. Da gingen meine Leute in den Schnitt. Am 31. August wurde die Arbeit wieder aufgenommen, und bis zu dem heutigen Tage, den 15. März 1882 ununterbrochen fortgesetzt, da der überaus gelinde Winter heuer meinem Zwecke wie gewünscht kam. Bis zum obigen Datum habe ich Alles in Allem, die zwei vorhergehenden Versuche auch mit eingerechnet, 1594, sage eintausend fünfhundert und vierundneunzig Gräber am Dobogó geöffnet; die bei diesen Forschungen erzielten Resultate will ich in Folgendem kurz zusammenfassen.

Das Grabfeld am Dobogó besteht aus Flach- oder Reihengräbern,

die an der Oberfläche heute keine Spur von Bezeichnung mehr zeigen. Dass aber einzelne Gräber, wenigstens die der Reichen, einstens doch bezeichnet gewesen sein müssen, schliesse ich aus dem Umstande, dass ich sehr häufig inmitten von 20—30 unberührten Gräbern ein umgewühltes fand, in dem, nach den noch vorgefundenen Bruchstücken zu urtheilen, reicher Goldschmuck gewesen sein muss. Wann dieser Raub geschehen ist, kann ich natürlich nicht wissen, jedenfalls aber schon vor vielen Jahrhunderten, vielleicht noch vor der Einwanderung der Ungarn, jedenfalls aber nicht gleich nach der Beerdigung, da die durcheinander geworfenen Knochen sehr häufig schon von Bronze grün gefärbt sind. Bleibt nur die Annahme übrig, dass entweder die nachfolgenden Generationen der Bevölkerung durch mündliche Ueberlieferung gewusst haben, wo die Reichen liegen, oder, dass deren Gräber irgendwie bezeichnet waren.

Der Hügel, auf dessen südlichen und östlichen Abhängen sich das Grabfeld ausbreitet, ist, wie schon bemerkt, ein Dolomitzelsen, dessen Oberfläche mehr oder minder verwittert ist. Diese seine Beschaffenheit bedingt auch die Lage der Gräberreihen. Auf den höher liegenden Stellen, wo der Dolomit theils kreideweich, theils sehr bröckelig ist, sind die Reihen, die von Westen nach Osten laufen, sehr dicht und knapp nebeneinander, es ist sozusagen jedes Fleckchen ausgenützt, die Scheidewände zwischen den Reihen und Gräbern sind öfter kaum 5—10 Centimeter stark. Gegen die Mitte zu werden die Intervalle breiter, weil das Gestein in festerer Form zu Tage tritt und eben deshalb schwerer zu bearbeiten war, am Fusse des Hügels liegt eine bis 2 Meter starke braungelbe Thonschichte auf dem Dolomitgrund, und dort werden die Reihen wieder dichter. Je nach diesen Bodenverhältnissen ist auch die Tiefe und Breite der Gräber verschieden. Oben, wo die Gruben in den Stein gehauen sind, sind sie sehr schmal, und erreichen oft nicht einmal die Tiefe von einem Meter; unten, im Lehmgrund, sind selbe nicht selten bis zu anderthalb Meter breit und über zwei Meter tief. Die Skelete liegen in der Regel von Westen nach Osten, nur am südöstlichen Abhange, und zwar ganz unten fand ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung drei Reihen Gräber, in denen die Todten von Osten nach Westen gebettet sind. Diese Gräber gehören offenbar einem anderen Volke und einer jüngeren Periode an, weil die spärlichen Beigaben ausschliesslich von Eisen sind.

Auch muss ich noch erwähnen, dass das Grabfeld an drei Stellen, von wo man im vorigen Jahrzehnt das Geröll zum Strassenbau ausgehoben, sehr grosse Lücken aufweist, wo, nur beiläufig geschätzt, gewiss über tausend Gräber zerstört wurden und mit ihnen eine grosse Menge von kostbaren Antiquitäten, die für die Wissenschaft unrettbar verloren sind.

Auf dem ganzen Grabfelde ist nur eine einzige Art von Bestattung vertreten, nämlich die einfache Beerdigung. — Das einzige Urnengrab mit Spuren von Leichenverbrennung, das ich unter so vielen Gräbern fand, kann hier nicht in Betracht gezogen werden. Der unvollkommene Leichenbrand im Grabe, wie ich ihn an mehreren Stellen in Keszthely gefunden, kommt hier gar nicht vor.

Von der Herrichtung der Gräber ist nichts besonderes zu bemerken. Es sind einfache Gruben, deren Sohle immer eine schiefe Ebene bildet, und zwar vom Kopfende abwärts, und die immer sorgfältig geglättet ist. Spuren von Holzsärgen sind hier häufiger als in Keszthely, ja in einem Grabe waren sogar noch ziemlich respektable Ueberreste von den handbreitdicken Planken aus Eichenholz da, aus denen der Sarg gezimmert war; nach ganz genauer Untersuchung zeigte sich, dass der Sarg zwar Seiten und Boden, aber keinen Deckel gehabt hat, was ich übrigens schon bei anderen Gräbern, wo Sargspuren vorhanden waren, ahnte. — Dies erklärt das Vorkommen ganz verkohlten Mattengeflechtes, das ich häufig über das Skelet gebreitet in Keszthely fand.

Die Lage der Skelete ist in der Regel die langgestreckte, doch sind auch verschiedene Abweichungen nicht selten, aber beiweitem nicht so häufig wie in Keszthely. Eine, und auch nur ein einziges Mal beobachtete merkwürdige Situation verdient eine besondere Erwähnung. In einem Doppelgrade forderten zwei Männer, jeder mit 5—6 Messern und einer Hacke ausgerüstet, Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken. Dieses seltene Beispiel von Freundes- oder Bruderliebe muss man auch im Grabe ehren. Ich liess die Beiden unangetastet wieder zudecken. Uebrigens waren $\frac{5}{6}$ der hier Beerdigten Frauen und Kinder und nur $\frac{1}{6}$ Männer. Das beweist, dass es ein kriegerisches Volk war, dessen Männer weiss Gott auf welchem Schlachtfelde ihre Gebeine liessen. Und dass es ein Reitervolk gewesen sein mag, dürfte auch der Umstand beweisen, den ich hier so häufig beobachtete, nämlich, dass sehr viele von den hier bestatteten Männern unverkennbare Merkmale

von schlecht zusammengeheilten Beinbrüchen aufwies. Die grosse Mehrzahl der hier ruhenden Männer besteht nach der Ausstattung der Gräber entweder aus sehr armen Leuten, vielleicht Sklaven, oder aus Greisen und Krüppeln. Reich ausgestattete Männergräber sind hier verhältnissmässig viel weniger als in Keszthely.

Von Thierskeleten fand ich nur ein einziges Mal einen Hund in einem Kindergrabe. Es wurde mir aber von ganz glaubwürdigen Personen versichert, dass bei Ausgrabung der oben erwähnten Lücken einige Male auch Pferdeskelete in den Gräbern vorkamen

Die Skelete der Menschen sind in der Regel noch ganz, aber sehr morsch und weisen, mit sehr geringen Ausnahmen, auf einen mittelgrossen Menschenschlag, mit sehr knöchigem, gedrungenem Körperbau. Die Männer haben zumeist Säbelbeine, das Attribut eines Reitervolkes. Die Schädelform ist durchaus eine dolichocephale, mit sehr breit entwickeltem Hinterhaupte. Die näheren anthropologischen Bestimmungen muss ich Herrn Professor Dr. Aurel *Török* überlassen, dem ich zu Neujahr eine grosse Kiste voll Schädel vom Dobogó gesandt habe.

Das Geschlecht der hier Beerdigten, aber nur der Erwachsenen, lässt sich mit ziemlicher Gewissheit an den Beigaben erkennen, mit denen die Ueberlebenden die Gräber ihrer theuren Hingeschiedenen vielleicht aus Pietät, vielleicht aus ererbter Volkssitte, vielleicht aus beiden zusammen, ausgestattet haben. Die Ausstattung der Kindergräber bleibt sich durchwegs gleich, und ich müsste auch Anatom von Fach sein, der ich nicht bin, wenn ich auch bei diesen den Geschlechtsunterschied bestimmen wollte. Und weil ich schon von Kindergräbern spreche, so will ich auch gleich meine diesbezüglichen Wahrnehmungen aufzeichnen.

Während in Keszthely fast in jedem Grabe irgend ein Gefäss, oder wenigstens dessen Bruchstücke zu finden waren, so kamen am Dobogó nur sehr wenig, im Ganzen sechs Gefässe zum Vorschein, und diese waren bei Kinderleichen, und zwar immer in der linken Grabesecke neben dem Kopfe. Das interessanteste war jedenfalls ein Humpen aus Holz, dessen mit eingeschlagenen Punktreihen verzierte Bronzblech-Beschläge sammt Henkel noch ganz gut erhalten waren. Die übrigen sind: ein kleiner Trinkbecher aus Thon, nur mit der Hand geformt, aber ziemlich gut ausgebrannt, — weiter vier bauchige Töpfchen mit eingedrückt Zickzacklinien.

Eine regelmässige Beigabe der Kindergräber sind die meist dun-

kelfarbigen, herzförmigen Glasperlen, zwischen welchen auch durchbohrte kleine, aber sehr schlecht erhaltene Rötermünzen aus dem IV. Jahrhundert ziemlich häufig sind. Als anderweitiger Halsschmuck erscheinen: Haselnussgrosse Schellen aus vergoldetem Silber, ebensolche aus Bronze, Triforien aus zwei aufeinanderpassenden, halbhohl getriebenen Scheiben, auch aus Silber und vergoldet, mit einer Oeffnung oben und unten, zum Durchziehen der Schnur; ferner kleine Amulette aus Glas in Zahnform, durchbohrte Wolf- und Schweinszähne, wie auch ganz kleine, dünne rohe Täfelchen aus Kalkschiefer, ebenfalls mit einem Loch zum Aufhängen versehen. Der Kinderschmuck ist sehr einfach. Ohringe aus Bronze oder Silberdraht, theils ganz glatt, theils unten mit einem gedrehten Schnörkel, theils mit einem Tropfen geziert, welcher bald eine nach unten sich erweiternde Bronzehülse, bald eine, auf diesen Grabfeldern charakteristische Kügelchenzierde, wobei auf drei aneinandergestellte Kügelchen das vierte als Aufsatz dient, — bald eine einfach gefasste Glasperle ist. — Die kleinen Armringe und Spangen sind von gewöhnlicher Form, mitunter ist das Bruchstück eines grossen Armrings zu einem Kinder-Armring zusammengebogen. — Einfache kleine Bronzenadeln dienen zum Zusammenhalten des Kleidchens auf der Brust. — Aber ich fand auch zu demselben Zweck hier eine ganz neue Erscheinung, die in Keszthely ganz und gar fehlte, nämlich die Scheibenfibula. Von diesen fand ich zehn Stück.

Diese Scheibenfibulae sind, mit einer ovalen Ausnahme, kreisrund; ihre Grösse wechselt von der eines Kreuzers bis zu der eines grossen Thalers. Bei acht derselben ist die untere Platte Silber, die obere, mit getriebenem Ornament versehen und ausgebaucht, von sehr dünner Bronze, der Raum zwischen Beiden ist mit Kitt ausgefüllt. Die Eisenadel war unten angeschweisst, fehlt aber bei sieben ganz, an der achten sind noch Bruchstücke davon vorhanden. Die obere Platte zeigt verschieden stylisirte Sterne. — Die zwei grössten, die auch die Nadel noch haben, sind ganz von Silber und zeigen im vergoldeten Medaillon figuralsche Darstellungen. Die eine ist besonders merkwürdig, weil christlicher Arbeit; — es steht nämlich in der Mitte des Feldes auf einem Hügel ein Kreuz, rechts davon ein Engel, links eine Frauengestalt mit kreisrundem Heiligenschein.*

* Im Nationalmuseum zu Budapest.

Endlich sind noch als Beigaben der Kindergräber verschiedene Spielzeuge, wie Bronzekettchen, Spiralen aus Silberdraht, zwei- bis sechslöcherige Pfeifchen aus Bein, Spielkiesel und Seemuscheln zu verzeichnen.

Als Beigaben der Männergräber will ich vor allem Andern die Eisenwaffen erwähnen, die zwar auch nicht zahlreich, aber doch mehr sind, als in Keszthely. Verschiedene Dolchmesser in Holzscheiden mit Zwinger und Ringen aus Bronze oder Eisen, sind die fast nie fehlenden Attribute eines Mannes. Daneben waren Pfeilspitzen mit und ohne Tülle von sechs verschiedenen Formen, kleinere und grössere Wurfbeile, Streithammer mit Spitze (Csákány) auch nicht selten. Auch fand sich eine Lanzen Spitze mit Tülle vor, wie auch vier Stück Scheideenden, oder Ortbänder aus Bein. Sonderbarerweise war in einem Grab auch ein Steinbeil aus polirtem Serpentin. — An Hausgeräthen hat der Mann sehr häufig Stahl und Feuerstein bei sich; der Stahl weist häufig eine phantastisch verschnörkelte Form auf. In Keszthely wusste ich noch nicht, was diese verrosteten Paragaphen zu bedeuten haben.

Auch an Schmuckgegenständen fehlt es dem Manne nicht. Er hat sehr häufig einen Arming, aber immer am rechten Arm, öfter von Bronze, seltener von Eisen, auch fand ich einen silbernen und drei bronzene sehr hübsche Fingerringe. Von den letzteren ist einer echt barbarisch. Er besteht aus drei zusammenlaufenden Spiralen, deren mittlere vorn in einem breiten Stirnband ausgehämmert ist, das in getriebenen Punkten ein abscheuliches Fratzens Gesicht zeigt. Die übrigen Ringe ähneln den römischen; der eine hat auf der Siegelfläche einen plumpen Herkules mit Keule eingravirt.

Die grösste Verschiedenheit in Form und Ornamentirung hat der Gürtelschmuck. Riemenenden, Gürtelschnallen, Gürtelhaken und Krapfen, Riemenbeschläge, Zierknöpfe, — bilden, was Verzierung anbelangt, je in einem Grabe, eine einheitliche Garnitur. Gürtelgarnituren aus Bronze, theilweise auch durchbrochene Arbeit, zeigen Thierkämpfe, Drachen, Ranken mit Blättern und Trauben, sehr schön gefasste gläserne Muscheln, — Garnituren aus Silber, die ebenso oft, wenn nicht öfter vorkommen als Bronze, immer sehr fein ausgeführtes Geriemsel, — Garnituren aus Eisen mit Silber tauschiert, verschiedene Linien-Kombinationen. Nur muss ich bemerken, dass von letzteren in der Regel

nur einzelne Stücke mehr erkennbar sind; das meiste ist vom Rost ganz zerfressen.

Die Gräber der Frauen und Mädchen sind immer am mannigfaltigsten ausgestattet; sogar in dem ärmlichsten sind, wenn sonst nichts, einige Perlen zu finden. Ein sprechender Beweis, dass das schwächere aber schönere Geschlecht bei diesem Volke unbedingt in Ehren gestanden haben muss und keineswegs als zur Sklaverei geboren betrachtet wurde. Die vielen Hundert Frauen- und Mädchengräber, die ich untersucht, lieferten auch sonstige Belege zu meiner obigen Behauptung. Die weitaus grösste Zahl von Sargspuren war in Frauengräbern. Aber wo diese auch nicht waren, bemerkte man in der Ausfüllung des Grabes einen Unterschied. Denn während die Männer mit dem ausgehauenen Geröll zugedeckt wurden, findet sich ober dem Körper der Frauen immer eine ziemlich starke Sand- oder Erdschichte, und auf dieser erst das Gerölle. Immerhin eine so zarte Aufmerksamkeit, die man bei einem Volke der Völkerwanderung kaum suchen würde.

Von den Schmucksachen der Frauen muss ich in erster Reihe die Perlen erwähnen, nicht nur darum, weil ich sie zu Tausenden finde, — sind doch in einem Grabe am Dobogó über 600 Stück gewesen, — sondern auch wegen der Mannigfaltigkeit der Form, und auch des Stoffes, aus welchem sie bestehen. Die seltensten sind die römischen aus schwarzem Glasfluss, selbe sind flach, gross und gerippt. Weiters die aus blutrothem Jaspis, diese sind entweder ganz regelmässig geschliffen, oder bilden einen doppelten Kegel. Ferner sind auch die Thonperlen, meist flache, zwei bis dreimal durchbohrte Tellerchen, nicht häufig; ebenso die aus Bein, Kalkstein und Silber. Die grosse Mehrzahl der Perlen ist aus Glas, auch deren sind aber vielerlei. Hier haben wir alle Farben und alle Grössen vertreten, von der nussgrossen Millefioriperle angefangen bis zur Sandkorngrösse herab; sie weisen hunderterlei von Arten auf, die eine wunderbar entwickelte Technik der Perlentabrikation bekunden. Unser Volk muss diese Perlen jedenfalls im Handel bekommen haben. In jedem Grabe sind Perlen von verschiedener Sorte vorhanden. Die Perlen waren an Schnüre gereiht, und zierten Brust, Hals, wie auch das Haar. Das lässt sich durch die Fundstellen ganz genau beweisen. Hin und wieder war die Bronze- oder Silberschliesse auch noch da.

Von geraden, langen Nadeln, mit und ohne Öhren, mit und ohne

Ohrhöffel, habe ich gegen zwanzig Typen, nur muss ich ausdrücklich hervorheben, dass, während ich diese Nadeln in Keszthely sehr häufig unter dem Kopfe gefunden habe, und in Folge dessen sie als Haarnadeln bezeichnete, hier am Dobogó diese ausschliesslich quer über der Brust lagen, also als Gewandnadeln gedient haben. Die vorwiegende Form ist die langgespalten-vieröhrige, die Eigenart unserer Grabfelder, mit Punkten, Schnörkeln, Linien vielfach verziert. Unter den dreissig und einigen, die bis jetzt vorkamen, waren nur fünf aus Silber, die übrigen aus Bronze. Auch der Urtypus dieser Nadel, unter dem, auf schlanker Spitze sitzenden Ohrhöffel mit einer vierkantigen ebenfalls gezierten Verdickung, war hier nicht selten; in Keszthely fand er sich gar nicht. Diese Form hat auch Lindenschmit in seinem Werke veröffentlicht. Die übrigen Nadeln haben mehr oder minder bekannte Formen; einige derselben sind mit eingeschlagenen Linien und Punkten sehr hübsch verziert.

Von eigentlichen Spangennadeln (Fibula) kann ich im Ganzen nur drei verzeichnen; davon sind zwei entschieden römisch, eine kaum zwei Centimeter lange aber hat den fränkischen, sogenannten merovingischen Typus. Nur ist, meines Erachtens, diese Nadel älter als die fränkische Periode. Denn sie ist erstens ganz flach, hat gar keinen Bügel, und ist von oben bis unten mit eingeschlagenen konzentrischen Kreisen verziert, ein Ornament, das auf die vorrömische Zeit zurückweist. Sollen ja die reich ornamentirten derartigen Fibulae von Keszthely, dem Urtheil gewiegter Fachmänner nach auch schon älter sein als die gleichgestalteten fränkischen. — Da das erwähnte barbarische Ornament hier am Dobogó auch an Riemenenden, Gürtelhaken, Armspangen und manchen Beingegegenständen sichtbar ist, in Keszthely aber gar nicht bemerkt wurde, schliesse ich, dass das Grabfeld am Dobogó etwas, wenn auch nicht viel, älter sein muss, als das in Keszthely.*

* Dass gewisse Gegenstände, wie Stecknadeln, Nadeln mit länglichen Öhren, sogenannte Steften, mit verdicktem Kopfende, weiter die gewöhnlichen Topfgattungen, Trinkschalen mit und ohne Henkel Jahrtausende lang nach überlieferter Form gemacht wurden, theilweise noch heute gemacht werden, bedarf keines näheren Beweises. Aber ich habe ausserdem noch Fundgegenstände, die merkwürdige Analogien mit Schliemanns Funden aufweisen. So hat die jetzterwähnte Fibula eine frappante Aehnlichkeit mit einem Gegenstand aus Elfenbein (S. Ilios, 297. Seite Nr. 142), den Schliemann für ein Idol erklärt. — Ebendort 550 Seite Nr. 866,

Die grossen Ohrringe der Frauen und Mädchen sind die eigent-
 lichen Spezialitäten dieser Grabfelder, von denen einzelne Gattungen
 bisher noch nirgends sonst wo gefunden worden. Die ganze Entwick-
 lung von der einfachsten bis zur reichsten Form lässt sich am Dobogó
 bestimmen. Die grösste Verschiedenheit, sowohl was Grösse, als auch
 Verzierung anbelangt, zeigen die mit den feinen Filigran-Tropfen ver-
 sehenen. Ich verweise hiemit auf die im Nationalmuseum aufhängenden
 Exemplare, und will nur noch bemerken, dass ich am Dobogó auch sil-
 berne in hübscher Anzahl zu Tage förderte, während in Keszthely kein
 einziges von Silber zum Vorschein kam. Die Filigran-Tropfen, die nur
 bei einem einzigen Paar silberner Ohrringe lose herabhingen, bei allen
 übrigen aber ohne Ausnahme ihrer ganzen Länge nach mit Draht an
 dem unteren Theile des Ringes befestigt sind, zeigen am Dobogó, aber
 nur in Silber, zwei verschiedene Typen; die bronzenen dergleichen
 Ohrringe, manchmal von ganz ungeheuren Dimensionen, waren einst
 alle vergoldet oder versilbert. Man hat diese Tropfen mit Birnen oder
 auch Körbchen verglichen, aber ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich
 sie für stylisirte Blumen-, resp. Rosenknospen halte. Die gleichgestalteten
 und gleichgrossen bemalten Perlen aus Thon (im *Vasmegyey Régiség-*

ist ein Gegenstand aus Gold zum Anhängen von Zierrathen. Ich habe
 denselben gefunden aus Silber, (gegenwärtig im Nationalmuseum) und zwar
 noch mit den Ueberresten der Perlenschnüre, also, was man sagt : eine
 Schliesse. Nr. 903 und 904 sind reichverzierte Scheiben aus Blattgold,
 fast identisch mit der oberen Platte, einzige Scheibensfibula von hier. —
 Die kleinen Kinderflöten oder Pfeifchen Nr. 526, 534, 525, sind ganz die-
 selben wie die unsrigen, aber unter Nr. 535, 536 bringt Schliemann zwei
 Gegenstände aus Bein, die er nicht näher bezeichnen kann. Ich habe von
 denselben Gegenständen elf Stück gefunden, ebenfalls aus Bein, theils ein-
 fache mit dicken Enden, theils konisch zugespitzt und mit Rundstäben
 hübsch verziert. Das charakteristische Merkmal an ihnen ist die in der
 Mitte herumlaufende Rinne. Ich kann auch positive Aufklärung über die-
 sen Gegenstand geben, der immer zwischen dem Gürtelschmuck vorkommt,
 und der wesentlich nichts Anderes ist, als was die Bauern und Fischer
 hier zu Lande : „*kelevéz-csat*“ nennen : der kleine Querstab am Ende einer
 Schnur, Kette, eines Strickes oder Riemens, um schnell eine passende
 Schlinge machen zu können. Bei unserm gewöhnlichen Ochsespann
 hält dieser Querstab die Kette oder den Strick auf der Stirne des Ochsens
 zusammen, bei unseren Todten hing derselbe an einem dünnen Riemchen
 vom Gürtel herab.

tür), die ich in Keszthely fand, bestärken diese meine Ansicht. Glatte Ohringe, die durch eine hohle Kugel gehen, fand ich mehrere Gattungen am Dobogó, theils bronzene mit unverzierter Kugel, theils silberne, wo die Kugel entweder kassettirt, oder mit Filigran-Schnörkeln sehr schön verziert war. Ein Paar der letzteren ist noch in meinem Besitze. Grössere und kleinere Ohringe mit Perlentropfen, oder mit mehreren Perlen besetzt, sind in Hülle und Fülle vorhanden.

Ein fernerer, aber hier seltener Frauenschmuck sind die Zierscheiben, kleine Bronzeräder mit drei oder vier Speichen, eines mit vier Halbmonden, die auf dem Rade innen rund herum aufliegen (im Nationalmuseum); ich habe aber diese durchbrochenen Scheiben stark im Verdacht, dass sie auch eine Gattung von Gewandnadeln waren:

Armringe und Armspangen treten bei Frauen in grosser Menge auf, es waren Skelete, die auf den Armknochen ober der Handwurzel zwei bis drei und auch ober dem Ellenbogen je ein Armband tragen. Die Armringe sind mit eingeschlagenen konzentrischen Kreisen, die meisten aber mit den hier gewöhnlichen Wellenlinien geziert, die Armbänder, sowohl die zum Einhaken als auch die offenen mit flachen Schlangenköpfen an den Enden zeigen im Zitterstich wunderhübsch ausgeführte Linien, Punkt- und Rauten-Ornamente, aber zwei ganz gleiche Zeichnungen dürfte man kaum finden.

Als Beigaben der Frauen fanden sich noch: Spinnwirtel aus Thon verschiedener Grösse, kleine Eisenmesser, halbmondförmige Scheiben aus Bein und kleine durchlöcherete Hörner über und über bedeckt mit eingeschnittenen, konzentrischen Kreisen; kleine silberne Kügelchen; kleine silberne Halbmonde mit Ohr zum Anhängen; nussgrosse eiserne Schellen, die in die Gewandstoffe eingenäht waren, was aus dem Abdruck der Stoffmuster auf ihrer rostigen Oberfläche erhellt, und die ich in Keszthely irrthümlicherweise für massive Gewichte hielt; eiserne sogenannte griechische Schlüssel, darunter ein kolossales Exemplar mit Ring zum Aufhängen; eine grosse flache römische Perle aus hartem pechschwarzen Glasfluss mit einem Medusenkopf *en relief*; mehrere dünne Scheiben von Bein bedeckt mit konzentrischen Kreisen, Feuersteine, Netzbescherer, durchlöcherete kleine Scheiben aus gebranntem Thon, endlich Bruchstücke von Haarkämmen aus Bein.

Mit und neben diesen Gegenständen fand sich noch in Gräbern beiderlei Geschlechtes eine Anzahl anderer Sachen aus verschiedenen

Stoffen, deren Gebrauch ich nicht kenne und die ich folglich auch nicht benennen kann. Im Allgemeinen muss noch bemerkt werden, dass dieses Volk das Zusammenlöthen gebrochener Metallgegenstände nicht kannte. Diese Sachen wurden einfach vernietet, wie dies bei mehreren Arm- und Ohringen, ferner Haarnadeln ganz genau zu sehen ist. Und doch waren die eisernen Nadeln an die silberne Rückwand der Scheibenfibula angeschweisst. Wie? — ist wirklich ein bis jetzt noch ungelöstes Räthsel.

Am Dobogó habe ich bis jetzt, die Perlen nicht mit eingerechnet, gegen dreitausend Alterthümer zu Tage gefördert. Die Mehrzahl ist aus Bronze, dann kommt im Verhältniss Eisen, Silber ist das wenigste, aber immerhin noch einige hundert Stück. Wer sich durch Augenschein von diesen Funden überzeugen will, bemühe sich ins Nationalmuseum zu Budapest, dort ist die kleinere Hälfte der Funde vom Keszthelyer Grabfeld (die grössere im *Vasmegyey Régiségtár* zu Steinamanger), dann sämtliche Funde aus den ersten 513 Gräbern vom Dobogó ausgestellt, wo alle erwähnten Typen vielfach vertreten sind.

Zum Schlusse will ich noch die Frage berühren: welcher Zeit und welchem Volk gehört dieses Grabfeld, und auch das in Keszthely an?

Ein inschriftliches Denkmal würde diese Frage mit einem Schlage erklären, aber leider gerade ein solches habe ich bis jetzt nicht gefunden. Bleibt also nichts Anderes übrig, als aus dem vorliegenden Materiale einen Schluss zu ziehen.

Die in den Gräbern gefundenen Rötermünzen gehen bis Gratianus, eine spätere, z. B. byzantinische oder gar fränkische Münze kommt gar nicht vor. Dies beweist, dass man den Gräbern kein höheres Alter als das V. Jahrhundert anweisen kann. Das VII. oder VIII. Jahrhundert anzunehmen, dürfte, meiner unmassgeblichen Meinung nach, auch nicht richtig sein. Dafür spricht erstens das absolute Fehlen einer Münze späteren Datums. Zweitens fand ich am Dobogó, wenn auch in sehr geringer Anzahl, noch wirklich römische Gegenstände, wie Fibula, Perlen, Schlüssel, Bruchstücke von gläsernen Armringen, welche deutlich zeigen, dass unser Volk der unmittelbare Erbe der in Pannonien ansässig gewesenen Römer war. Drittens ist die Herstellung unserer Schmucksachen eine Nachblüthe der römischen Kleinkunst, wahrschein-

lich von kunstfertigen, im Lande zurückgebliebenen römischen Handwerkern im Dienste und nach dem Geschmacke der neuen barbarischen Herren ausgeübt. Und dass diese einen zwar originellen, vielfach an den Orient erinnernden, aber durchaus keinen schlechten Geschmack hatten, zeigt ein Blick auf unsere Gegenstände, die, was Kunstsinns und Ausführung betrifft, die gleichartigen Produkte der letzten römischen Zeit bei weitem übertreffen.

Alles dies zusammengehalten ergibt sich fast mit Gewissheit, dass auf diesen Grabfeldern Hunnen bestattet waren, es ist aber auch nicht ausgeschlossen, ja durch die grosse Ausdehnung der Grabfelder sogar mehr als wahrscheinlich, dass die nachfolgenden Avarn diese Grabstätten auch benützt haben. Diese meine Ansicht wurde auch durch Fachmänner, wie Franz Pulszky und Dr. Otto Tischler, die im vergangenen Herbst die Grabfelder und meine Funde besichtigten, im vollsten Masse getheilt.

PROF. DR. WILHELM LIPP.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.

Bánóczy J., Kisfaludy K. és munkái (Karl Kisfaludy und seine Werke von Josef Bánóczy. Erster Band). Budapest, 1882. Franklin.

Bászel A., A classika philologia jelesebb munkásai (Die bedeutenderen klassischen Philologen in Biographien, von Aurelius Bászel. I. Band. Des XVI., XVII. und die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts). Budapest, 1882. Kókai, 246 S.

Bogisich M., Cantionale et passionale Hungaricum Societatis Jesu, residentia Turocensis. Katholische Liedersammlung aus dem XVII. Jahrhundert, von Michael Bogisich. Budapest, 1882. Akademie, 47 S.

Hunfalvy P., A magyar tudom. Akadémia és a szuomi irodalmi társaság (Die ungarische Akademie der Wissenschaften und die finnische Literatur-Gesellschaft von Paul Hunfalvy). Budapest, 1882. Akademie 37 S.

Jakab E., Az erdélyi Hirlapirodalom története (Geschichte des Journalismus in Siebenbürgen bis zum Jahre 1848 von Alexius Jakab). Budapest, 1882. Akademie, 86 S.

Kerékyártó Á., Magyarország emléknappal (Die denkwürdigen Tage Ungarns im Laufe seiner tausendjährigen Geschichte von Árpád Kerékyártó). Budapest, 1882. Laufer, 712 S.

Szász K., Gróf Teleki László ismeretlen versei (Unbekante Dichtungen des Grafen Ladislaus Teleki sen., von Karl Szász). Budapest, 1882. Akademie, 16 S.

DENKREDE AUF MORIZ LUKÁCS.

VON AUGUST TRÉFORT. *

ES WAR im Jahre 1834, an einem schönen Frühlingstage, als ich Moriz Lukács im Saale des Nationalkasinos zum erstenmale sah. Das Nationalkasino war damals nicht nur ein Vergnügungsort, sondern ein wahres Kulturinstitut, so wie es Graf Stefan Széchenyi, der die Natur und Wirkung der Assoziation besser kannte, als irgend Jemand in Ungarn, entworfen hatte und in diesem Geiste auch zu leiten und zu erhalten wusste. Die Repräsentanten aller Klassen der Gesellschaft trafen sich in diesem Verein und kamen in demselben mit einander in Berührung; die steinreichen und Adelsstolzen Grafen, die Grundbesitzer des mittleren Adels, die höheren Beamten und Richter ebenso, wie die Repräsentanten des bürgerlichen Elements, Pester Grosshändler, Advokaten, Männer der Wissenschaft und Literatur; — und gebildete junge Leute, von denen man voraussetzte, dass sie das Kasino nicht des Billard- und Kartenspieles halber, sondern zur Benützung der Bibliothek besuchten, — alle konnten ohne jedes Entgelt die Räume des Nationalkasinos als Gäste betreten. Das Kasino kultivirte auch die edleren Genüsse, es veranstaltete Konzerte, und kein Künstler von Namen kam nach Pest, ohne sein Spiel in den Sälen des Nationalkasinos hören zu lassen. Zu diesen musikalischen Vorträgen waren die Mitglieder und ihre Familien *de jure* geladen, aber es wurde auch ausserdem eine grosse Anzahl von Eintrittskarten vertheilt, und einmal gelangte auch ich als erstjähriger Jurist in den Besitz

* Gelesen in der feierlichen Jahresversammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften am 4. Juni 1882.

einer Karte. Während ich nun dort den Tönen der Musik aufmerksam lauschte, fiel mir ein hagerer, kränklicher junger Mann auf, der sich fortwährend auf und ab bewegte, so dass ich glauben musste, er sei an diesem Orte kein Gast, sondern einer der Hausherren. Es verging eine längere Zeit, ohne dass ich dieser Gestalt wieder begegnet wäre. Als ich aber im Feber 1837 von meiner ersten Reise zurückkehrte und in das Kasino eingeführt wurde, machte mich Graf Ladislaus Serényi mit der erwähnten Persönlichkeit bekannt, die Niemand anders war als Moriz Lukács, durch den ich nach einigen Tagen auch Ladislaus Szalay vorgestellt wurde.

Von dieser Zeit an, also 43 Jahre lang, stand ich mit Moriz Lukács in ununterbrochener Berührung, in einer immer herzlichen, den Verhältnissen und Umständen gemäss zwar bald näheren, bald entfernteren Freundschaft, die aber immer ein sympathisches und vertrauliches Verhältniss blieb.

Besonders aber von 1837 bis 1848 stand ich in so mannigfaltigen Beziehungen zu Moriz Lukács, dass ich sagen kann, diese Zeit mit ihm durchlebt und mit ihm Hand in Hand zur Erreichung gemeinsamer Zwecke gewirkt zu haben. Dieses Motiv bewog mich auch dazu, dass ich es wagte, die Denkrede auf Moriz Lukács zu halten, in der Meinung, ihm dadurch den Tribut mitfühlender Freundschaft und Achtung abzustatten. Und ich glaube auch, dass ich, mich auf solche Thatsachen und Zustände beschränkend, die wir zusammen erlebten, fähig sein werde, einige Momente einer schon entschwundenen und bereits historischen Zeit vielleicht getreuer zu schildern, als solche, die diese Zeit nur aus der Tradition kennen, und dass es mir vielleicht gelingen wird, eine Persönlichkeit zu würdigen, die einer jeden Körperschaft zur Zierde gereicht hätte, deren Gedächtniss zu feiern eine der Aufgaben unserer heutigen Jahresversammlung ist, — die sich eben durch solche Eigenschaften auszeichnete, welche es erwünscht wäre in den Mitgliedern einer jeden wissenschaftlichen Gesellschaft zu finden, so den akademischen Geist und das humane Gemüth im Sinne des Humanismus Herder's.

Im Anschluss an diese Worte kann ich von Lukács behaupten, dass ich in dem weiten Kreise meiner Bekannten kaum Einen

kenne, der sich durch 40 Jahre so treu geblieben wäre. Ich will damit nicht gesagt haben, seine Meinungen hätten sich im Laufe von 40 Jahren nicht geändert. Lukács besass viel mehr Geist und Verstand, als dass er aus den Ereignissen nichts gelernt und dem Einflusse der veränderten Weltzustände gewehrt haben würde — es ist ja nicht nur keine Sünde, seine Meinungen in Folge neuer Kenntnisse und Erfahrungen zu ändern, sondern sogar eine Tugend. Ich will nur das andeuten, dass sich der Grundton des Gemüthes und der Denkweise Lukács' nicht veränderte. Er war ein unbefangener, humaner Mann und dabei Skeptiker, das Schicksal des Menschen glaubte er unabhängig von den politischen Formen, deshalb war für ihn die Politik nie von einer solchen Wichtigkeit, wie für Jene, die auf diesem Gebiete eine Rolle gespielt haben oder eine solche zu spielen wünschen, und deshalb war es ihm möglich, obwohl er im Ganzen stets zur liberalen Schule gehörte, auch mit den Konservativen, ja auch mit den revolutionär Gesinnten immer auf gutem Fusse zu stehen, denn bei Betrachtung der zwar von verschiedenen Richtungen gehegten, aber gleich aufrichtigen Ueberzeugungen drängte sich ihm immer die Frage auf: „*Ubi est veritas?*“ (Wo ist die Wahrheit?) Solche Menschen pflegen nicht Männer der That zu sein, sie besitzen auch nicht jene Art von Ambition, welche die Männer der That belebt. Auch schrieb er zwar wenig, besass aber dennoch das schriftstellerische Temperament, er war ein *literary gentleman par excellence*.

Er besass ein inniges Gemüth, wusste zu lieben und mit seiner Liebe war jenes sich bewusste Pflichtgefühl verknüpft, das Selbstaufopferung fordert. In seiner Jugend hing er an seiner Mutter und opferte ihr seine Existenz, und als er sich später, schon im reifen Mannesalter eine Lebensgefährtin nahm, die Jahre lang kränkelte, opferte er sich seiner Gattin. Ich bin überzeugt, wenn Moriz Lukács nicht jenes traurige Schicksal getroffen hätte, einen grossen Theil seines Lebens als liebevoller und zärtlicher Krankenwärter zubringen zu müssen, so würde seine Produktivität und seine Thätigkeit einen viel höheren Grad erreicht haben; den Stoff zur Produktivität besass er, er sammelte aber diesen Stoff, nicht um ihn zu verwerthen; er lernte und bildete sich aus, weil er die Selbstbildung als Zweck betrachtete. Und dies eben ist ein charak-

teristischer Zug seines Gemüthes und seiner geistigen Individualität, die bei uns originell, weil selten ist und die häufiger in solchen Ländern vorzukommen pflegt, welche in geistiger und materieller Hinsicht mehr entwickelt sind, als das unserige; eine Individualität, wie solche besonders im gesellschaftlichen Leben durch ihre Lebenswürdigkeit eine Rolle zu spielen pflegen, da die geistreiche Gesellschaft und Konversation gleichsam ein Parfum der Bildung ist. Ueber diesen Punkt sagt Lukács in einer seiner Abhandlungen: „Bei der Pflege der Wissenschaften ist der wahre Zweck nicht das Wissen, sondern das Lernen. Darin finden wir Trost und Zerstreung bei den Wechselfällen des Lebens. Die wissenschaftliche Thätigkeit findet ihren Lohn in sich selbst, nicht in Erfolgen.“

Da es nicht meine Absicht ist, an dieser Stelle eine Biographie von Moriz Lukács zu liefern, will ich mich in dieser Beziehung bloß auf einige Hauptdaten beschränken.

Moriz Lukács wurde am 5. September 1812 in Pest geboren. Er wurde hier und auf dem Gute seiner Eltern zu Bresstovác im Temeser Komitat erzogen. Im Jahre 1831 wurde er Honorär-Vizenotär des Krassóer Komitats; 1832 übersiedelte er nach Pest und lebte ganz literarischen Studien. Auf Wunsch seiner Eltern nahm er 1836 die Stelle eines Honorär-Vizenotärs des Pester Komitats an, legte dieselbe aber nach dem Tode seines Vaters nieder und beschäftigte sich seitdem bis 1848 ausschliesslich mit Wissenschaft und Literatur.

Lukács war, wie erwähnt, kein Mann der Aktion, er besass aber in grossem Masse Gemeinsinn und Patriotismus, besonders aber einen regen Sinn für alles Gute, Schöne und Nützliche. Seine Freunde, wollten sie etwas in's Leben rufen, konnten ihn mit ein wenig Ueberredung, neben einigen kleinen Bedenklichkeitsäusserungen von seiner Seite, immer für ihre Sache gewinnen.

Die erste derartige Gelegenheit war die Errichtung des Kunstvereins im Jahre 1838. In gothischem und romanischem Style ausgeführte Kirchen beweisen es, dass es zur Zeit der Erbauung derselben auch bei uns nicht an Kunstsinn und Geschmack fehlte; unsere Kirchen waren die Museen jener Zeit, und während die Gläubigen ihre Gebete zum Himmel emporsandten, konnten sie zugleich die Wirkung der Kunst empfinden. Doch die späteren

Zeiten waren der Entwicklung der bildenden Künste in Ungarn nicht günstig. Die Epoche der Stagnation, welche mit der Regierung Franz I. eintrat, konnte keinem Fortschritte, also auch den bildenden Künsten nicht günstig sein. Fürst Esterházy besass zwar eine ausgezeichnete Bildergalerie, da sich dieselbe aber in Wien befand, so konnte auch sie keine Wirkung ausüben und war auch gar nicht mit Berücksichtigung der ungarischen Kulturbedürfnisse zusammengestellt. Es ist kein geringes Verdienst Pyrker's, des Erzbischofs von Erlau, aus Venedig eine kleine Bildersammlung mitgebracht zu haben; doch wurde auch diese — in den erzbischöflichen Appartements zu Erlau untergebracht — nur von Wenigen besucht. Unsere Verbindungen mit dem Auslande und mit Wien selbst waren nicht so rege wie henzutage, und eine Reise nach Wien galt in jener Zeit schon für ein grösseres Unternehmen, so dass die Wiener Sammlungen nur wenigen Ungarn bekannt waren. Interesse für die bildenden Künste fand sich nur in jenem kleinen Kreise, der sich im Auslande, besonders in Italien, bewegt und die dortigen Kunstschatze kennen gelernt hatte und der es wusste oder wenigstens ahnte, welch' ein mächtiger Faktor die Kunst im Leben der Nationen ist.

Wir, jüngere Leute, die wir im Ausland Reisen gemacht hatten, waren nach unserer Rückkehr über unsere Armuth betroffen; wir beriethen und besprachen uns darüber, was man zur Hebung der Kunst, respektive zur Erweckung des Kunstsinnens im ungarischen Publikum thun könnte. Dass der Staat in dieser Hinsicht etwas thun sollte, davon wagte selbst der kühnste Reformler nicht zu träumen; der ungarische Staat im heutigen Sinne des Wortes existirte ja damals noch gar nicht, und namhaftere Summen auf dem Wege der Subskription zusammenzubringen, wäre in solch einem geldarmen Lande, wie es unser Vaterland damals war, ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. So brachten wir, dem Beispiele Wiens und des Auslandes folgend, die Errichtung eines Kunstvereins in Vorschlag. Moriz Lukács entwickelte im Vereine mit uns und Anderen eine rege Thätigkeit in Wort, Schrift und That und unsere Wirksamkeit blieb nicht ohne Erfolg.

Der Kunstverein kam zu Stande, er veranstaltete Ausstellungen, vertheilte Kunstblätter und Lukács konnte über diese erfolg-

reiche Thätigkeit schon 1845 in einem seiner Briefe über die ungarischen Zustände in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ das Folgende schreiben: „Die Kunst nahm hier in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung, was grösstentheils dem Kunstverein als Verdienst anzurechnen ist. Jährlich veranstaltete Ausstellungen, die Verlosung der durch den Verein angekauften Gemälde, Vertheilung von Prämien-Kunstblättern unter die Mitglieder, erweckte den schlummernden Kunstsinn der Landesbewohner und lenkte einzelne Talente, die noch nicht zum Bewusstsein ihres Berufes erwacht waren, auf die richtige Bahn. — Der Fortschritt, den Ungarn in dieser Beziehung durch die Errichtung des Kunstvereins machte, erhellt am besten daraus, wenn man die Zahl und den Werth der Bilder vaterländischer Künstler mit den Gemälden vergleicht, die in den ersten Ausstellungen zur Schau gestellt waren. Während wir hier fast ausschliesslich Werke ausländischer Künstler fanden und unter denselben kaum einige inländische auffielen, worunter nur wenige auf wahres künstlerisches Verdienst Anspruch erheben konnten, entfiel in der letzten Ausstellung ein Drittel der ausgestellten Werke auf inländische Künstler und es fand sich unter denselben so manches vorzügliche Werk. Die Zahl der ausgestellten Werke belief sich auf mehr als 250 und 80 darunter rührten von vaterländischen Künstlern her.

„Als Haupthinderniss des höheren Aufschwunges der Kunst — setzt Lukács seinen erwähnten Brief fort — kann man den Mangel an Kunstsammlungen betrachten, durch die der Geschmack des grossen Publikums geläutert wird und die strebsamen Talente eine künstlerische Anregung und Richtung erhalten. Die einzige nennenswerthe Sammlung des Landes ist die Galerie des Nationalmuseums. Ich hoffe, man wird mich nicht der Unbescheidenheit zeihen, wenn ich einem Wunsche Ausdruck gebe, den in Ungarn jeder Freund der Kunst hegt, dass nämlich Fürst Esterházy seine ausgezeichnete Gemäldegalerie von Wien nach Pest bringen lassen möge.“ — Und seitdem ist auch dieser fromme Wunsch in Erfüllung gegangen, wie so manche heilsame Dinge, die einst selbst die sanguinischsten Reformer nur für fromme Wünsche hielten.

Die neuere Epoche unseres Kunstlebens beginnt mit der Errichtung dieses Vereins.

Die Angelegenheit, einmal in Gang gebracht, bewegte sich fort, aber der kleine Kreis, in dessen Schoss diese Bewegung entstand, bemühte sich, die Kulturzustände Ungarns auch auf anderen Wegen, mit anderen Mitteln zu befördern und damit zugleich die politische Umgestaltung vorzubereiten.

Inmitten der allgemeinen Stagnation, die am Anfange der vierziger Jahre auf allen Gebieten der Staatswirthschaft, der Politik, der Wissenschaft in unserem Vaterlande um sich gegriffen hatte, war der Aufschwung der ungarischen Literatur eine erfreuliche Erscheinung; neben Dichtern und politischen Schriftstellern begann auch die Tagespresse ihre Schwingen zu regen. Es bestand aber zwischen dem politischen Leben und dem der Wissenschaft und Literatur keinerlei Zusammenhang. Die Meisten schöpften ihre allgemeine Bildung aus den Beilagen der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“; die gebildeteren und höheren Kreise, die auch des Französischen und Englischen mächtig waren, lasen die „Revue des deux Mondes“ und die englischen *Reviews*. Es existirte zwar auch bei uns ein „Tudományos Gyűjtemény“ und auch früher schon andere Zeitschriften; die Artikel derselben beschäftigten sich aber meist mit spezifisch ungarischen Angelegenheiten, und Form und Geist ihrer Mittheilungen waren so veraltet, der Kreis ihrer Leser so beschränkt, dass diese Zeitschriften sozusagen keinerlei Einfluss ausübten; ja jene literarische Form, die in dieser Hinsicht einer Wirkung fähig ist und besonders in Frankreich und England schon zur Blüthe gelangt war, existirte in der ungarischen Literatur noch gar nicht. Zu dem Zwecke der Gründung und Herausgabe einer Zeitschrift, die im Gewande der im Auslande so wirksamen Form des Essays die wissenschaftlichen Errungenschaften und Ideen vermittelte, verbanden wir uns drei: Ladislaus Szalay, Baron Eötvös und ich, und beschlossen, wir müssten, bevor wir die Angelegenheit in einem grösseren Kreise besprächen, vor allem Moriz Lukács gewinnen; er war eben eines jener Talente, die zu Essay-Schriftstellern qualificirt sind. Moriz Lukács erwog und überlegte mit seiner skeptischen Natur unsern Plan, er erhob zahlreiche Bedenken gegen die Ausführbarkeit desselben, endlich aber trug der ihm innewohnende Gemeinsinn den Sieg davon und er schloss sich uns an.

Der erste Band der „Budapesti Szemle“ (Budapester Revue) erschien im Jänner 1840. Dieser Band enthielt von Lukács eine Abhandlung über den thierischen Magnetismus; der zweite brachte aus seiner Feder einen vorzüglichen Artikel über die strafrechtlichen Theorien. Magnetismus und Strafrecht sind so heterogene Begriffe, dass man mit Recht fragen darf: was gab Lukács den Impuls, gerade über diese Gegenstände zu schreiben?

Jede Bewegung, die in den Ländern des westlichen Europa die Geister und Gemüther ergreift, reagirt auch auf unser Vaterland. Der thierische Magnetismus mit seiner innewohnenden wissenschaftlichen Bedeutung und mit dem Humbug, der sich allmählig um ihn gebildet, war schon in den dreissiger Jahren auf der Tagesordnung. Auch wir hatten unsere magnetischen Propheten, magnetischen Kranken und magnetisirenden Aerzte. Die Seherin von Prevorst und die Gefangene von Weinsberg fanden überall zahlreiche Leser. Der Gegenstand erweckte so viel Interesse, dass es auch in einer encyklopädischen Zeitschrift am Platze war, über ihn zu sprechen. Und Lukács erörterte dieses Thema mit solcher Gründlichkeit und Klarheit, dass man seinen Essay auch heute noch mit Interesse lesen kann.

Von grösserer Wichtigkeit waren die Theorien des Strafrechts. Die neue Generation, die Zeuge der Schaffung des heutigen Strafgesetzbuches war, ahnt es gar nicht, wie viele Phasen diese Angelegenheit passiren musste, bis sie zu ihrer Lösung gelangte. Schon auf dem 1790/91-er Landtage kam die Angelegenheit zur Sprache, neunzig Jahre mussten vergehen, um dieselbe zur Reife zu bringen; es ist die Schuld der alten ungarischen Staatsmänner, dass sie immer nur verhandelten und die Verhandlungen nie zu einem Resultate zu führen wussten. Eine wichtige Angelegenheit auf literarischem Wege zu befördern, gesunde Begriffe einzubürgern, die Männer der Praxis zu orientiren: dies war die Aufgabe des Artikels von Lukács. Die literarische Lösung der Frage ist ihm in jeder Beziehung gelungen, denn seine Abhandlung kann noch heute mit Genuss gelesen werden.

Grosse Sensation verursachte in unserem gesellschaftlichen Leben, das sich immer nur in kleinen Verhältnissen bewegte, das Erscheinen des „Pesti Hirlap“ im Jahre 1841. Da aber 1843 zwi-

schen dem Redakteur und dem Herausgeber Differenzen entstanden übernahm Szalay die Redaction des „Hirlap“. Neue Lehren standen auf unserem Banner geschrieben. Eötvös und ich versicherten den neuen Redakteur, dass wir ihm mit all' unseren Kräften unterstützen und mit ihm wirken würden. Lukács zog sich aber zurück; weder die Doktrinen noch das Verfahren fanden seinen Beifall, worüber er sich auch in einem späteren Briefe äusserte.

Dies trübte aber unser freundschaftliches Verhältniss nicht im Mindesten; die Reformbestrebungen des Landes und der liberalen Partei — denn die damalige Opposition bildete die liberale Partei — vertheidigte Lukács auf anderem Felde.

In den vierziger Jahren, besonders während des 1843/4-er Landtages, wurde Ungarn von der deutschen Presse, besonders aber von der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, die damals bei uns viele Abonnenten und noch mehr Leser hatte, sehr heftig und ununterbrochen angegriffen, theils mit der Beschuldigung — wie es auch die heutige deutsche Presse thut — dass wir die Deutschen und jede Nationalität unterdrücken wollen, theils mit der Behauptung, dass die Bestrebungen der Nationalpartei ungerechtfertigt seien, dass Alles, was dieselbe fordert, unausführbar sei, dass der Konstitutionalismus eine Chimäre sei, dass es Ungarns Loos sei, von Wien aus regiert zu werden.

Die heftigsten Angriffe kamen aus der Staatskanzlei, wo solche Männer sassen, die glaubten, sich nie geirrt zu haben, bis sie eines schönen Morgens zu der Einsicht erwachten, dass jenes Oesterreich und Ungarn, das sie aufrechterhielten, mit dem Wehen des Revolutionswindes in Staub zerfiel, ohne dass Jemand Muth und Lust gehabt hätte, es zu vertheidigen.

Auf diese Angriffe zu antworten, das Ausland aufzuklären und mit den Verhältnissen und Bestrebungen Ungarns bekannt zu machen: diese Aufgabe stellte sich Moriz Lukács und er war der Lösung derselben auch in jeder Hinsicht gewachsen. Er schrieb ein korrektes Deutsch, denn die Generation, der Lukács und seine Freunde angehörten, lernte und sprach deutsch, ohne dass sie aufhörte, ebenso gut ungarisch zu bleiben, wie Jene, die sich heute damit prahlen, nicht deutsch zu wissen; er besass die erforderliche Bildung und war über alle vaterländischen Zustände orientirt, über

alle politischen und anderen Fragen unterrichtet, dabei unbefangenen genug, um, während er das Vorgehen der ungarischen Opposition rechtfertigte, dasselbe, wo es nöthig war, auch einer Kritik zu unterziehen; endlich liess er auch die Regeln der schriftstellerischen Urbanität nie ausser Acht.

Getrost darf ich behaupten, dass man die Artikel Lukács' auch heute mit Interesse und Belehrung lesen kann, und würde es für sehr wünschenswerth halten, wenn jene Artikel gesammelt und auch in ungarischer Uebersetzung herausgegeben würden, damit jene Partei, die das heutige Ungarn hüben und drüben unausgesetzt angreift, die fortwährend unser Barbarenthum und die bei uns herrschende Demoralisation im Munde trägt, die in ihrer Unwissenheit so spricht, als wäre Ungarn vor 1848 ein in national-ökonomischer, politischer und kultureller Beziehung blühendes Reich gewesen, — damit diese Partei lernen würde, in welcher kleinlichen, primitiven Verhältnissen diese Nation vor 1848 lebte und welche grosse Fortschritte sie seitdem gemacht hat.

Während die jüngere Generation theils unter Széchenyi's, theils unter Deák's Führung, theils unter den Inspirationen Kossuth's vorwärts zu schreiten bestrebt war: wurden wir 1848 plötzlich durch die französische Revolution und deren Folgen überrascht.

Bezüglich der Stimmung und der Ansichten, die über dieses Ereigniss herrschten, habe ich im Ganzen und Grossen — insofern ich Gelegenheit hatte, Menschen und Dinge zu beobachten — drei Strömungen gesehen. Es gab Solche, auf die auch die urbarialen Verhältnisse einwirkten, die die Ereignisse zwar mit Resignation aufnahmen, aber keinerlei Sympathie für die neuen Gestaltungen hegen konnten, da sie sich inmitten jener Staatstrümmer, aus denen die ungarische Konstitution vor 1848 bestand, nicht nur wohl fühlten, sondern angesichts des neuen Umschwunges vielleicht *bona fide* auch der Meinung waren, dass alles, was geschehe, nur von heute auf morgen sein Leben fristen könne und wieder so schnell verschwinden werde, als es entstanden war.

Die zweite Strömung bestand aus naiven Leuten, die nur eine Seite der Ereignisse sahen und glaubten, der Frühling der Volksfreiheit sei mit seinen ewigen Blüten und Früchten erschienen, welche nun in Jedermanns Schoss fallen würden.

In diesem Lager begannen die Unreifen grossen Lärm zu schlagen, und auf diese Weise kamen verschiedene Dinge zum Vorschein, die zu gewöhnlichen Zeiten unsichtbar zu bleiben pflegen. Vielen wollte es nicht in den Sinn kommen, dass grosse Errungenschaften stets auch grosse Opfer kosten.

Die dritte Strömung war jene der grossen Gruppe der Besonnenen, die die Revolution als ein *fait accompli* hinnahmen, die sich wohl auch darüber die Köpfe zerbrachen, ob man die politischen Fragen nicht auf dem Wege ganz friedlicher Reformen hätte lösen können, und, da sie sich überzeugten, dass dies in Ungarn unmöglich gewesen wäre, auch darüber im Reinen waren, dass Ungarn selbst im besten Falle grosse Wirren zu bestehen haben werde, dass die Kreirung neuer Institutionen viel Mühe kosten wird, und dass wir bei dieser Mühe viel Besonnenheit und Mässigung nöthig haben werden, denn die schwebenden Fragen zwischen Ungarn und Oesterreich müssen gelöst werden, und dass es die Pflicht eines jeden guten Patrioten ist, an dieser Arbeit theilzunehmen und zur Rettung des gefährdeten Staates und der Gesellschaft mitzuwirken. In die Reihe dieser Männer gehörte auch Moriz Lukács.

Nach der Konstituierung des ersten ungarischen Ministeriums wurde Lukács vom Minister für Ackerbau, Handel und Gewerbe, Gabriel Klauzál, dessen Talente und Verdienste heute noch nicht genug gewürdigt werden, aufgefordert, als Präsidial-Sekretär mit dem Rang und Gehalt eines Ministerialrathes, an seine Seite zu treten. Lukács wollte anfangs von der Annahme eines Amtes gar nichts hören; er entschuldigte sich mit der Krankheit seiner Mutter, sowie seiner selbst, mit der Lückenhaftigkeit seiner Vorbildung: da ihn aber seine besten Freunde, die Alle Amtsstellen bekleideten, bestürmten, beschloss er, der nicht nur ein guter Patriot war, sondern auch viel Gemeinsinn in seinem Innern hegte, da er nichts vom Spiessbürger besass, der nur seinem Interesse und seiner Bequemlichkeit leben mag, — selbst in diesen schweren Zeiten die ihm angebotene Stelle anzunehmen. Und was er einmal auf sich nahm, dem kam er auch mit der grössten Gewissenhaftigkeit nach. Da ich in demselben Ministerium Staatssekretär war, so kam ich während dieser Zeit, vom April 1848 bis Ende September, nicht nur täglich mit Lukács in Berührung, sondern lebte sozusagen

ganz mit ihm. Im Jahre 1848 entsprachen Wenige den in sie gesetzten Erwartungen in solchem Masse wie Moriz Lukács. Er war ein pünktlicher, gewissenhafter, fleissiger, gegen Jeden zuvorkommender, liebenswürdiger Beamter. Er arbeitete präzise, schnell und gründlich, und wenn die 49-er Ereignisse nicht dazwischen gekommen wären und Ungarn sich auf der Basis von 1848 fortentwickelt hätte: so würde Lukács einer der vorzüglichsten Beamten geworden und gewiss auch geblieben sein, denn er würde die ihm anvertraute Sektion nicht nur mit mechanischer Geschicklichkeit geleitet haben, sondern er hätte auch die hier und im Auslande damit in Verbindung stehenden Fächer studirt und gekannt. Das Charakteristikon des vorzüglichen Beamten ist: volle Kenntniss des Faches, in dem er arbeitet, und die Gabe, seine Kenntnisse bei gegebener Gelegenheit, den Verhältnissen angemessen, in passender Form, in präziser und klarer Sprache und möglichst schnell anwenden zu können.

Die bureaukratische Carrière Lukács' war aber nicht von Dauer. Bevor sie jedoch ihr Ende erreichte, nachdem das erste Ministerium aufgehört hatte und ein anderes nicht zu Stande kam und ich mich nach der Katastrophe vom 28. September entfernt und meine Stelle niedergelegt hatte: war Lukács bis zum Einzuge Windischgrätz' als Leiter des Ministeriums thätig und repräsentirte auch im Landesvertheidigungs-Ausschuss das Portefeuille für Ackerbau, Handel und Gewerbe.

Ueber diese Epoche schreibt Lukács interessant in den Fragmenten seiner Memoiren.

Nach dem im Jahre 1851 erfolgten Tode seiner Mutter flüchtete auch er mit gebrochenem Gemüthe in's Ausland, nachdem er zu Hause keinen angemessenen Wirkungskreis fand. Während seines jahrelangen Aufenthaltes im Auslande machte er mehrere Reisen im Westen Europas. In den Jahren 1860 und 1861 war er zu Hause, ohne hier eine Rolle gespielt zu haben; er erzählt selbst in seinen erwähnten biographischen Fragmenten, wie unangenehm es ihn berührte, dass es im 1860-er Landtage keinen Platz für ihn gab. Ich erinnere mich sehr gut, mit Lukács öfter über diesen Gegenstand gesprochen zu haben. Wir, die wir ihm näher standen, wollten ihn überreden, als Abgeordneten-Kandidat aufzutreten, da

sich gewiss ein Wahlbezirk finden werde, in dem man ihn gern wählt; da er aber keine bestimmte Erklärung gab und mit den Wählern nicht in Kontakt treten wollte, unterblieb seine Wahl.

Im Jahre 1862 beginnt eine neue Periode im Leben Lukács'; er heirathete, er, der früher jeden Heirathsgedanken von sich fern gehalten hatte. Die Geschichte dieser Ehe wäre ein Stoff zu einem interessanten psychologischen Problem; ich bin aber in die Geheimnisse derselben nicht eingeweiht.

Seine Frau war kränklich und ihr Zustand zwang Lukács ein wärmeres Klima aufzusuchen und sich gleichsam zu expatriiren. Aber die langwierige Krankheit endigte auch so mit dem Tode. Nach dem Tode seiner Frau hielt sich Lukács mit gebrochenem Gemüthe und geschwächter Gesundheit bald hier, bald im Auslande auf und lebte nur der Vergangenheit. Er wollte seine Memoiren niederschreiben, doch, wie es scheint, hat er davon nur jene Skizze geschrieben, die den Prospekt der Arbeit enthält und im „Szegedi Árvizkönyv“ erschienen ist.

Jetzt, wo ich dem Ende meiner Rede zueile, muss ich noch von anderen Früchten der schriftstellerischen Thätigkeit Lukács' reden. Seiner belletristischen Arbeiten wird an einem andern Orte gedacht werden; ich will nur seiner im alten „Tudománytár“ und in der neuen „Budapesti Szemle“ erschienenen Artikel Erwähnung thun.

In den vierziger Jahren erschien von ihm im „Tudománytár“ ein Essay nach Guizot über die Elemente der neueren Zivilisation. Der Uebergang von der alten, besonders der römischen Welt in die neue christliche, germanische und romanische, ist ein interessantes Problem, und Lukács bearbeitete dieses Thema so klar und durchsichtig, dass in der Gesamt-Ausgabe seiner Werke, auf die wir hoffentlich nicht lange werden warten müssen, schon diese eine Abhandlung allein die Aufmerksamkeit der Leser fesseln wird. Nicht minder werthvoll ist seine Studie über die römische Geschichte, deren Quellen und Glaubwürdigkeit in Csengery's „Budapesti Szemle.“ Es scheint, dass Moriz Lukács, der sich öfter und längere Zeit in Rom aufhielt, dem Beispiel Gibbon's und Ampère's folgend, die römischen Geschichtswerke dort an Ort und Stelle las. Die Abhandlung ist das Resultat eines umfassenden Studiums und

als Essay ausgezeichnet. Sie ist in ganz kritischem Geiste gehalten und unterzieht die Ansichten der alten Schriftsteller, Niebuhr's, Schwegler's, Lewis' und Macaulay's einer gründlichen Kritik. In Folge seiner Natur konkludirt er mit keiner positiven Meinung und schreibt statt dessen das Folgende: „Die Frage, welcher wohl Recht hat, wage ich ohne Zögern zu beantworten: ein jeder und keiner:“ er motivirt aber auch diesen Ausspruch in scharfer Weise. Lukács schrieb diesen Essay 1858. Ich bin darüber nicht unterrichtet, was für Vorstellungen die neuere ungarische Generation von der Welt der Römer hegt, ob sie in ihnen Halbgötter, Heroen, phantastische und ideale Gestalten sieht, — wir lernten die römische Geschichte noch in solchem Geiste. Die neue Geschichtswissenschaft beweist aber, dass auch die Römer nur gewöhnliche, aber mit äusserst praktischem Verstande begabte Menschen waren, die es verstanden, grosse Werke zu schaffen, fremde Völker in sich auflösen zu lassen. — die aber weder Tugend, noch Besonnenheit von etwas abhielt, was zu erreichen ihrer Meinung nach in ihrem Interesse stand, und die in Folge ihrer realistischen Natur solche Fehler und Sünden begingen, die sie zur Vertheidigung der alten Welt gegen die hereinströmenden Barbaren und gegen die sich verbreitende neue Lehre unfähig machten. Die Studie Lukács' war bei ihrem Erscheinen sehr aktuell und ist auch heute noch nicht veraltet.

Im Jahre 1860 sprach Lukács in der Akademie eine Denkrede auf August De Gerando. Der Gegenstand dieser Rede, die Persönlichkeit, deren Gedächtniss sie gewidmet war, übte auf uns einen eigenthümlichen Zauber aus. Ein Franzose, einer gekannten, gebildeten und geachteten Familie entstammend, der sich durch seine Talente und Verbindungen eine glänzende Position in der französischen Gesellschaft hätte erringen können, kommt in den vierziger Jahren nach Ungarn, um unser Vaterland kennen zu lernen, sich unsere Sprache anzueignen, die Institutionen zu studiren und sich mit dem Lande und der ungarischen Nation zu identifiziren, und schreibt in unserem Interesse ein ebenso gründliches, wie begeistertes Werk. Fürwahr, eine poetische, edle Erscheinung! Leicht erklärbar ist also jener Ton, in dem die Rede Lukács' gehalten ist, jene sympathische Wärme, die dieselbe durchdringt. Lukács endigt seine Rede mit den folgenden Worten: „Ein ungarischer

Schriftsteller, wie reiche Talente er auch besitze, wie sehr er auch der fremden Sprache mächtig sei, wird doch den Platz des Verblichenen nie in vollem Masse auszufüllen fähig sein, denn unsere Feinde werden die Glaubwürdigkeit seiner Worte, seiner Behauptungen und seine Schlüsse mit der Beschuldigung der Befangenheit, Beeinflussung und Parteilichkeit bezweifeln und abschwächen. Nur die Nation selbst ist im Stande, ihre Tadler verstummen zu machen oder wenigstens den Stachel ihrer Verleumdungen abzubrechen, wenn wir Alle für Einen und Einer für Alle jede gegen uns erhobene unbegründete Beschuldigung mit Thaten widerlegen, wenn wir uns durch unerschütterlichen Patriotismus, durch moralische und materielle Opferwilligkeit, durch gemässigte Bestimmtheit, durch Billigkeit gegen Jedermann, durch vielseitige Ausbildung unserer Fähigkeiten und durch die Pflege der Künste und Wissenschaften in die Reihe der ersten Nationen der Welt erheben, und, was wichtiger als all' dieses ist, wenn wir in den schwersten, wie in den verlockendsten Verhältnissen — „mög' uns die Hand des Schicksals segnen oder schlagen“ — uns und unserer Ehre treu bleiben.*

Am 27. Mai 1861 hielt Lukács in der Akademie seine Denkrede auf den Grafen Ladislaus Teleki. Diese Rede hat auch als rhetorisches Werk Bedeutung, ist aber besonders ein treues Spiegelbild jener Periode, das die Stimmung der Zeit oder vielmehr des Tages getreu wiedergibt. Lukács stand von seiner Jugend an in sehr vertrautem Verhältnisse zu Ladislaus Teleki, obwohl ihre Charaktere, Naturen und Temperamente sehr verschieden waren; aber Lukács besass eben jene Eigenschaft in grossem Masse, auch solche Charaktere, die mit dem seinigen in Widerspruch standen, zu verstehen, zu erfassen und zu würdigen. Das tragische Schicksal Ladislaus Teleki's ergriff aber auch Jene, die ihm nicht näher standen. Nach einer langen Verbannung nachhause zu kehren, monatelang in fortwährendem Kampfe mit der Welt und mit sich selbst zu leben und schliesslich seinem Leben durch eine Kugel ein Ende zu machen: ist wahrlich ein tragisches Loos. Alle, die wir im Jahre 1861 seine Abgeordneten-Kollegen waren, werden uns ewig jenes Tages erinnern, als wir im Abgeordneten-hause erschienen und statt einer grossen Rede Deák's die erschütternde Nachricht

erhielten : Teleki habe sich erschossen ! Und der Nachhall dieser Wirkung, die das ganze Land durchdrang, war auch damals noch nicht vollständig geschwunden, als Lukács sechs Wochen später auf der Rednertribüne der Akademie den Charakter Teleki's und die Gründe seines Selbstmordes mit der zersetzenden Kraft des Psychologen und mit der aufrichtigen Wärme des treuen Freundes schilderte.

Moriz Lukács endigte im Dezember des vorigen Jahres seine irdische Laufbahn. Seine Gesundheit war schon längst gebrochen, seine Augen wurden vom Staare verdunkelt, so dass er selbst nicht mehr lesen konnte ; für ihn war der Tod eine Wohlthat, er befreite ihn von den bitteren Leiden des Lebens und vereinigte ihn mit Jenen, die er am meisten liebte, die aber noch vor ihm ins Grab gegangen waren und ihn hier allein zurückgelassen hatten.

Unter den in seinem Leben veröffentlichten oder hinterlassenen Werken Lukács' ist gewiss nicht das schlechteste sein Testament, welches beweist, dass Lukács ein vernünftiger, humaner, auf die geistigen Interessen grosses Gewicht legender und für dieselben warm begeisterter Mann war, ein edler Mann im strengen Sinne des Wortes, ein wahrer Gentleman. Dies Testament ist in mehr als einer Hinsicht lehrreich. Es widerlegt jene Ansicht, dass bei uns die Gentry unbedingt zugrunde gehen müsse. Gehörte ja doch auch Lukács zu dieser Klasse, und er ist nicht nur nicht zugrunde gegangen, sondern hat sogar noch sein ererbtes Vermögen vermehrt. Zweitens beweist dies Testament und dient zugleich als Beispiel dafür, dass in einem Lande, wo Gemeinsinn herrscht, ein vermögender Mann, der keine Familie hat, der allgemeinen Institute nicht vergessen kann, wie dies in der letzten Zeit in mehreren sehr auffallenden Fällen geschah, dass reiche Leute ohne Familie verschieden, ohne der Gemeinstitute des Landes auch nur mit einem Worte, mit einem Heller gedacht zu haben. Das Land, in dem solche Männer lebten wie Moriz Lukács, kann kein demoralisirtes, kein korrumpirtes Land sein. Die Jugend, deren erste Aufgabe es ist, zu arbeiten und zu lernen, folge seinem Beispiele, und Ungarn wird fort dauern zur Freude seiner Söhne und Freunde und zum Verdruss seiner Feinde !

DIE KIRCHENRUINE VON TOPUSZKO.¹

Es ist das grosse Verdienst des ersten Custos des Agramer Museums, H. Lubich nachgewiesen zu haben, dass der Spitzbogenstyl in den Ländern der ungarischen Krone *früher* Aufnahme fand, als in Deutschland, welches ehemals als Geburtsland dieses Styles galt.

Der einschlägige Beweis wird durch die Kirchenruine von Topuszko geliefert, welche Lubich im „Viestnik“ (einer in kroatischer Sprache erscheinenden archäologischen Zeitschrift) v. J. 1879 und 1880 ausführlich besprach; auch ist der Artikel mit hinlänglichen, nach genauen Messungen sauber ausgeführten drei Tafeln des Ingenieurs Fr. Erben illustriert, welche wir mit Zustimmung des Verfassers in verkleinertem Maasstab reproduciren.

Der Besprechung der Kirchenruine wird eine Abhandlung der römischen Vergangenheit des Badeortes Topuszko vorausgeschickt, dessen Name „ad fines“ war und auf dessen Boden zahlreiche römische Inschriftsteine aufgefunden wurden, welche Lubich eingehend erläutert. Uns interessirt vorzüglich die Kirchenruine, welche von den in Kroatien häufigen neueren Erdbeben gelitten, seither jedoch wieder restaurirt wurde so, dass deren Bestand, obgleich bloss als Ruine, gesichert erscheint.

Der Badeort Topuszko ist in der ehemaligen Militärgrenze, im I. Banalregiment südwestlich von Glina gelegen; die Kirchenruine befindet sich im „Plantage Garten“ des Kurortes. Vom anstossenden Kloster ist nur wenig erhalten, oder vielmehr das Kloster wurde noch keiner durchgehenden Ausgrabung, wie jene der Kirche unterzogen. Der Garten, in welchem sich die Ruinen befinden, ist mit einer „Wallmauer“ umgeben, welche an dreien ihrer Ecken bastionartige halbrunde Aussprünge hat, an der vierten Ecke ist ein „Gloriette“ angebracht,

„Die Abtei“, berichtet Lubich nach Siegers Aussage,² „ist unter der französischen Regierung abgetragen worden, und aus dem Mate-

¹ Eine andere Besprechung dieser Ruine habe ich im „Archeologia Értésítő“ Jahrg. 1881 (respective 1882) S. 228—247 gegeben.

² Dr. Sieger „Die Heilquellen von Topusko in Croatien. 1845.“

riale wurden in mehreren Compagniestationen Fruchtmagazine und andere Gebäude angeführt. Das noch stehende Portale (der Kirche) hat weiland S. Majestät Kaiser Franz I. bei Gelegenheit seines Allerhöchsten Besuches dieser Bäder im Jahre 1818 zu erhalten befohlen.*

Ebenso citirt L. aus dem Werke v. Kunits (Historisch-topographische Beschreibung des Mineralbades Topuszko Carlstadt 1829): „Noch leben zu Glina und in dieser Gegend mehrere Personen, welche diese Kirche *noch ganz stehend* kannten, und sahen, wie man das prächtige gothische Gewölbe dem Einwirken jeder Luft und Witterung preis gab, und so auch die Kirche selbst zerstört ward deren feste Baumaterialien dann zu anderen Gebäuden verwendet wurden. Auf Befehl seiner Excellenz des Banus Ignaz Grafen Gyulay, wurde durch die eifrigste Sorgfalt des Herrn Obersten und Commandanten des ersten Banal-Grenz-Regimentes, Johann von Nestor, das grosse prächtige Portal mehrerwähnter Kirche als ein eben so merk- als ehrwürdiges Denkmal von der Zerstörung noch gerettet und bis auf gegenwärtige Zeit erhalten.“

Ein weiteres Verdienst des Abbate Lubich ist erkannt und ausgesprochen zu haben, wie das Kloster von Toplicza durchaus dem älteren strengen französischen Spitzbogenstyle angehört. Ebenso hat Lubich durch Anführung einschlägiger Documente den Aufbau des Klosters um das Jahr 1211 nachgewiesen.

Wir folgen nun der Beweisführung dieser Thatsache, werden jedoch die Documente ausführlicher, als Lubich thut, geben, indem wir dieselben aus Ivan Krst. Tkalcsics „*Monumenta historica episcopatus Zagrabienensis. Agram 1873*“ anführen.

Das erste hierher bezügliche stammt von Andreas II. a. d. J. 1205. und enthält die Schenkung des Landstriches *Gorra* an die aus dem französischen Kloster von Clairevaux berufenen Zisterzienser Mönche.

„*Andreas dei gracia Hungarie rex etc. notum esse volumus etc. quod terram de Gorra, cum omnibus suis appendiciis eo iure et ea libertate, qua nobis tempore ducatus nostri seruire tenebatur, cum omnibus hominibus, servis et liberis deo et beate Marie contulimus ad abbaciam construendam, de domo clarevallensi, ordinis cystercien-sis. Datum anno regni nostro primo (1205).*“

In einer Urkunde v. J. 1211 desselben Königs Andreas II. finden wir:

„*proprie devocionis voto quod dudum animo conceperamus inducti, monasterium — in loco, qui dicitur Toplica,¹ duximus construendum, Fratribusque clarevallensis domus, ordinis cysterciensis contulimus possidendum. Si quis vero post tempus huius nostre donacionis que facta fuit regni nostri anno secundo² aliquid de rebus eiusdem monasterii — fraudulenter vel violenter subtraxerit, districte precipimus et sub pena regie indignacionis edicimus, quod illud cessante contradiccione eidem ecclesie restauretur. — (Monasterio) eam concedimus libertatem, qua agriensis et pelisiensis ecclesie ex regali dono utuntur.*“

In einer weiteren Urkunde von Jahre 1213 sagt der König:

„*Licet omnia Cysterciensis ordinis monasteria, que olim bone memorie patres nostri reges Hungarie construxerunt specialiter diligamus, maxime quia ceteris deo firmiter inherere et tam assiduis quam frequenter pro nostris excessibus exorare creduntur monasterio tamen de Toplica, quod de proprio nostro fundavimus regni nostri anno primo ampliori dileccionis prerogativa tenemur, eo quod fratres clarevallensis cenobii inibi convocavimus re. (Folgt die Wiederholung der Donation und schliesslich) Et ut hec a nobis facta donacio nullis unquam temporibus valeat aboleri, ad praeces venerabilis Theobaldi tunc temporis eiusdem loci abbatis presentem paginam sigilli nostri testimonio fecimus insigniri.*“

Eine andere Urkunde von Jahre 1213 wiederholt das hier angeführte Wort für Wort; eine dritte von eben diesem Jahre sagt:

„*Ex conquestione dilecti abbatis nostri Toplice nobis innotuit, quod elemosina nostra, quam ei per privilegium nostrum contulimus de die in diem minuitur, quod nobis in obprobrium cedit et in ecclesie nostre Toplice maximum detrimentum; maxime de castrensibus suis quos aliqui de vicinis eius contra privilegium nostrum detinere*

¹ Toplica und Topuszko sind zwei Namen desselben Ortes; der erstere bezieht sich auf die hier bestehenden warmen Bäder, wie solche auch der Stadt Teplitz in Böhmen den Namen gaben.

² In allen übrigen Urkunden steht das erste Jahr der Regierung des Königs.

presumunt etc. (Den Banen wird sofort aufgetragen diese Eigenmächtigkeiten der Nachbarn abzustellen).

Es kommen noch fünf Urkunden des Königs Andreas II. vom Jahre 1213 vor, welche alle auf die Güter und Einkünfte des Klosters und die Spoliacionen, welche dasselbe von mächtigen Nachbarn erleidet, Bezug haben; in einer derselben sagt der König, dass wer immer das Kloster schädigt, gleichsam sein Auge schädigt: „*qui male fecerit predictae domui, quasi qui tetigerit pupillam oculi mei.*“

Die wichtigste Urkunde aber ist jene, aus welcher sich der Beweis ergibt, das unser Kloster bereits im Jahre 1220 fertig stand, sie lautet in der Übersetzung:

„Ich Martin von Gottes Gnaden Bischof von Corbacia¹ theue kund den Lebenden und Zukünftigen: dass mir, als ich die Kirche des h. Stephan in Vernice weihte, von Leuten des Abtes von Toplice, welche diese Kirche mit seiner Zustimmung erbauten, in meiner Gegenwart berichtet wurde, dass benannter Abt und die Mönche von Toplice dieselbe Gerichtsbarkeit in besagter Kirche d. h. Stephan in Vernice besässen, welche dem Herren oder Patrone einer auf eigenem Grund und Boden erbauten Kirche zusteht. Und dass durch Errichtung besagter Kirche des h. Stephan jene von Toplice keinerlei Schädigung zu befahren habe, weder von Seite des Pfarrers, noch einer anderen Person, sondern die Liegenschaft und die Schenkung des Königs an die Kirche von Toplica für alle Zeiten frei bleiben. Und damit Besagtes nicht durch irgend Jemandes Wagniss oder Ränke gestört werde, haben wir vorliegende Urkunde mit unserem Siegel bekräftigt. Gegeben im Jahre des Heils MCCXX.²“

¹ Das Bisthum von Corbacia existirt nicht mehr, es wurde im Jahre 1461 mit jenem von Zengg vereinigt.

² Ego Martinus dei gracia corbabensis episcopus, notum facio tam presentibus quam futuris: quod cum consecrarem ecclesiam s. Stephani in Vernice recognitum est in presencia mea de hominibus abbatis Toplice, qui eandem ecclesiam per concessionem eius construxerunt, quod predictus abbas et monachi Toplice habent eandem iurisdictionem in predicta ecclesia s. Stephani in Vernice, quam debet habere dominus vel patronus in ecclesia fundata in terra sua. Et quod occasione prefate ecclesie s. Stephani nullum fiet preiudicium ecclesie Toplice in poste (rum) de terra, vel de redditibus suis, neque per sacerdotem eiusdem ecclesie, neque per aliquam aliam personam, sed

Aus dieser Urkunde geht hervor, das die Kirche von Vernice eine Tochter der Mutterkirche von Toplicza war, und dass, indem erstere von Leuten der letzteren bis zur Einweihung im Jahre 1220 fertig gebracht wurde, die Fertigstellung der Mutterkirche in eine jedenfalls um mehrere Jahre zurückgehende Zeit zu setzen ist; weshalb auch Lubich die Erbauung der Kirche von Toplicza zwischen 1206 und 1211 annahm. Sollte jedoch die Fülle der Urkunden aus d. J. 1213 nicht eher auf eine vermehrte Bauhätigkeit in dieser Epoche hindeuten? *Jedenfalls aber ist die Erbauung um wenigstens ein Jahrzehent über jene der ältesten Spitzbogenkirche in Deutschland hinaus zu rücken, als welche die Liebfrauenkirche in Trier, eine Tochter der Abteikirche von Braine bei Rheims, gilt.*

In einer Urkunde von Jahre 1213 wurden der Zisterzienser Abtei von Topuszko dieselben Rechte verliehen, deren sich die Abteien desselben Ordens in Erlau und Pilis erfreuen. In anderen Urkunden werden als drei Hauptabteien des Ordens jene von Zirz, Pilis und Pásztó angeführt. Die ursprünglichen Klöster und Kirchen dieser drei Abteien sind von der Erde verschwunden; einzig in Zirz steht noch zur Erinnerung an die alte Kirche ein reich gegliederter und verzierter Schaft, welcher starken Einfluss der französischen Schule verräth, einsam auf dem Marktplatze des Ortes.

Dagegen ist die alte Kirche der Erlauer Abtei, jetzt von Apátfalva oder „Abbatia de Bél trium fontium“ genannt, noch ganz erhalten. Ipolyi nimmt an,¹ sie sei von Erlauer Bischof Kilit II. (Cletus nach Schmidt's „Episc. Agrienses“ 1225—1242) gegründet, sie wäre demnach jünger als jene von Toplicza; während doch in den auf letztere bezüglichen Urkunden die Berufung auf eine in Apátfalva bereits bestehende Abtei geschieht. Die Einführung der Zisterziten nach Ungarn und zwar zumeist aus französischen Klöstern findet unter den Königen Béla III. und Emerich

terra et elemosina domini regis ecclesie de Toplica libera manebit in eternum. Et ne hoc qualibet temeritate vel alicuius fraudulencia de cetero valeat perturbari, presentem paginam sigillo nostro fecimus comuniri. Actum anno gracie MCCXX.

¹ Vgl. den Art. „A Kunok bél-háromkúti, máskép apátfalvi apát sága és XIII. századi leírása“ im VI. Bande der „Archaeol Közlemények“ (Jahrg. 1866).

im letzten Viertel des XII. Jahrhunderts statt; nichts destoweniger wäre möglich, dass die Abtei von Apátfalva ihr Privilegium lange vor dem Ausbau der noch bestehenden Kirche erhielt und sich einstweilen durch lange Jahre an Bedürfnissbauten genügen liess. Ich sage diess wäre nicht unmöglich, doch widerspricht wieder dieser Annahme der Styl und der ganze Habitus der Apátfalvaer Kirche, welcher ein älterer als jener von Toplicza, nemlich der des Überganges ist, und ebenfalls der französischen Bauart, und noch näher bezeichnet jener der strengeren, der Zisterziten angehört, wie sie von dem Gründer des Ordens, dem h. Bernhard, als Gegensatz zur reicheren der Benedictiner angegeben wurde.

Es hat nemlich das Sanctuarium in Apátfalva, wie dies die Einfachheit der Schule verlangte, einen einfachen geraden Schluss, und fehlt jede Andeutung eines Thurmes, wie solcher an den gleichzeitigen Kirchen der Benedictiner sogar als Doppelthurm gebräuchlich ist. Die Einfachheit zeigt sich sodann auch in der geringen Länge der Kirche, welche bloss $4\frac{1}{2}$ Einheit misst, d. h. die Mittelschiffbreite von Axe zur entgegenstehenden Axe der Pfeiler, hier 333 Wiener Zoll multipliziert mit $4\frac{1}{2} = 1498$ Zoll; ebenso gehört die Apátfalvaer Kirche zu den niedreren, indem die Höhe des Mittelschiffes bis zum Dache nicht mehr beträgt als die Diagonale eines aus der Einheit construirten Würfels, das ist $333'' \times 1,732 = 576,75''$. Endlich ist auch auf die sehr einfachen Pfeiler der Kirche aufmerksam zu machen, indem diese blos aus einem an den Ecken abgefasten Quadrate bestehen. Scheidebogen und Quergurte des Gewölbes haben einen stumpfen Spitzbogen; die Fenster sind jedoch überall noch im Halbkreis geschlossen; im Chorschluss, an den Kreuzarmen und in der Westfronte sieht man Rundfenster; jenes der Westfronte ist ein Radfenster, an welchem sich noch ursprüngliche Speichen erhalten haben. Kurze Streben kommen bloss am Thorschluss und am nördlichen stark ausspringenden Querschiffe vor. Den Schmuk der Kirche bildet das westliche, in das Mittelschiff führende Portal, die Kapitäle und die Kragsteine, deren Blattverzierungen und Profilirung offenbar auf französische Muster hinweisen. Auusserst zierlich ist eine den Halbkreis des Tympanums am Hauptportale umgebende Einrahmung, welche aus trefflich gearbeiteten, in fortlaufende Voluten eingeschlossenen, gut stylisirten

Blättern besteht. Das *Portal* ist durch regelmässige Anwendung verschiedenfarbiger Steine *polychrom*, was in unserer Vaterlande als grosse Seltenheit erscheint. Die Pfeiler des Mittelschiffes haben reich profilirte Consolen, aus welchen einfache Gurten entspringen, während in den Seitenschiffen den Pfeilern entsprechende Halbsäulen angebracht sind, deren Kapitäle wie auch die Füsse auf französische Vorbilder hinweisen, dies gilt vorzüglich von letzteren und von den Kämpfern.¹ Die ausgehöhlten Knorren oder Knospen der Kapitälblätter, wie auch ihr Übergreifen und Zusammenwachsen von einem Säulchen zum anderen, sowohl hier wie am Hauptportale, endlich ihr gewandartiger nach unten ausgebreiteter Styl sind echt französisch.²

Es können hier zur Vergleichung noch zwei dem französischen strengen Spitzbogenstyle zugehörige ungarische Kirchen angeführt werden beide in Oedenburg: die Kirche des Erzengels Michael und die Benedictinerkirche; beide haben mit dem Gotteshause in Toplicza gemein, das ihre mittleren von den Seitenschiffen nicht durch Pfeiler oder Schafte, sondern durch *Säulen* getrennt werden. Bekanntlich hat die französische Schule sich hier der Säulen sehr lange bedient, so im Chore der Kathedrale von Rheims, während in Deutschland die Säule bereits im Anfange des Spitzbogenstyles dem Schafte weichen musste. Ich habe beide Kirchen mit Beigabe von, nach Stornos Zeichnungen gefertigten Holzschnitten kurz beschrieben und in „Magyarország csúcsíves stílyü műemlékei“ welches Werk ich im Auftrage des k. ung. Ministers für Cultus und Unterricht im Jahre 1880 schrieb, publicirt.³

In der *Michaelerkirche* gehört bloss das dreischiffige Langhaus und der untere Theil des Einzelthurmes bis etwas unter der Höhe des Giebels dem ursprünglichen Baue an, das unvollkommene Quer-

¹ Vgl. die zu obigem Artikel über die Kirche von mir verfassten Angaben ihrer Verhältnisse und von mir gezeichnete sieben Tafel.

² Vgl. Tafel V. und VI. in der Beschreibung der „Arch. Közlemények“ Jahrg. 1866.

³ Die „Michaelerkirche ist publicirt in den Mittheil. der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler“ I. Band (Jahrg. 1856) und die Benedictinerkirche im VIII. Bande (Jahrg. 1863) derselben Zeitschrift.

schiff, Chor und Sakristei bilden einen späteren Umbau, oder eine Zusatzerweiterung nach Osten und Süden. Demnach kommt bloss das Langhaus hier in Betracht, dessen Seitenschiffe etwas mehr als die Hälfte des mittleren zur Breite haben; alle drei haben einfache Kreuzgewölbe über sich, und zwar beginnen diese nicht über den Kämpfern der Säulen, sondern es steigen deren Rippen über kleineren Säulchen empor, die auf Kopfconsolen ruhen, welche einen Zwischenraum zwischen sich und den Kämpfern der Hauptsäulen lassen. Die Scheidebogen sind stumpf-spitzbogig, die Säulen und Säulchen haben keine Kapitäle, sondern bloss vielgliedrige Kämpfer, Fenster kommen bloss in den Seitenschiffen vor, sie sind zweitheilig, schmal, in Spitzbogen geschlossen, in welchem über zwei Kleeblattbogen eine vierblättrige Rose erscheint, also eine noch dem strengen Style entsprechende Bildung. Ebenso zeigt auch das westliche Portal des südlichen Seitenschiffes noch eine strenge Bildung; sehr schmale Hohlkehlen tiefen sich an jedem Gewände zwischen drei Halbsäulen ein; letztere haben den französischen Fuss und das französische Kapitäl; die Gliederung des Gewändes wiederholt sich ganz im Spitzbogen, in dessen Felde die Kreuzabnahme gemalt war. Unter dem, aus dem verkehrten attisirenden Säulenfuss gebildeten Kranzgesimse zieht sich ein Rundbogenfries hin, dessen Schenkel zugerundet sind; dieses Glied ist noch aus dem romanischen Style herübergenommen, sonst gehört Alles dem Spitzbogen-Style an. Die Streben sind mässig vorspringend, sie haben zwei Abtheilungen und schliessen oben mit Giebeln unter dem Bogenfriese ab.

Obschon bedeutend kleiner, erscheint durch ihre reichere Verzierung bedeutender als die besprochene eine Kirche, welche ursprünglich den Franziskanern angehörte, in neuerer Zeit aber in den Besitz der das Ödenburger Gymnasium versehenden *Benedictiner* übergegangen ist; sie besteht aus einem dreischiffigen, nahezu quadratem Langhause, einem bedeutenden Sanctuarium und einem in der Mitte der nördlichen Langhauswand aufsteigenden, verhältnissmässig sehr hohem und schlankem Thurme. Das Hauptschiff wird von dem bezüglichen Seitenschiffe durch zwei starke Säulen getrennt, hat daher bloss drei Joche. Diese Säulen ermangeln des Fusses und haben statt eines umlaufenden Kapitäls Kopf- und Blätter-

consolen unter jeder zusammenhängenden Rippenparthie; die sich über den Kämpfern erhebenden Rippen des später erneuerten Kreuzgewölbes bilden spitzere Bogen als die eines gleichseitigen Dreieckes sind. Im Chore treten aus der Seitenwand Halbsäulen vor, über deren Kämpfern die Rippen der gleichfalls einfachen Kreuzgewölbe aufsteigen; die Kapitäl-Blätter dieser besonders am Choreingange zahlreichen Säulendinste haben den Charakter der französischen Schule. Ganz im Charakter derselben Schule ist es, dass die dreitheiligen Fenster den ganzen Zwischenraum zwischen den Säulenbündeln innen und den Streben aussen einnehmen; die Fensterpfosten haben Füsse, jedoch keine Kapitäle, sie bilden oben Kleeblätter, über welchen ganz einfach und streng wieder drei ganze Kleeblätter erscheinen. Das Strebensystem ist besonders am Chore vollkommen entwickelt.

Weder die Michaeler- noch die Benedictinerkirche hat eine Unterkirche; von keiner der beiden ist die Erbauungszeit genau bekannt.

Wir können nun an die Beschreibung 'der *Kirchenruine von Toplicza* gehen.

Nach den von Erben, mit Angaben der Maasse gefertigten voraussetzlich genauen Zeichnungen sind in der Ruine erhalten: etwas mehr als die Grundmauern des Chorschlusses und die Süd- wand des Langchores, die letzten drei Säulenstumpfe im Süden so wie der erste im Norden des Langhauses, ferner theilweise die Lang- wand des südlichen Seitenschiffes und beinahe die ganze westliche Façade an welcher bloss die Spitze des Giebels fehlt. Das Haupt- portal ist oben ausgebrochen, erhalten aber ist das darüber befindliche im schwachen Lanzettbogen geschlossene grosse Fenster, und ein über diesem im Giebel befindliches kleines über dem gleichzeitigen Dreieck geschlossenes. Erhalten sind auch die Streben bis zur Höhe, in welcher der Spitzbogen des grossen Fensters beginnt.

Es scheint, dass die Fundamente der Mauer des nördlichen Sei- tenschiffes nicht blossgelegt wurden.

Das Sanctuarium ist der zumeist befolgten Regel der Zister- zienser Kirchen gemäss aussen geradlinig, innen in noch älterer Weise im Halbkreise geschlossen, jedoch so, dass der Halbkreis nicht ganz genommen wurde, aussen zeigt sich die Kreislinie

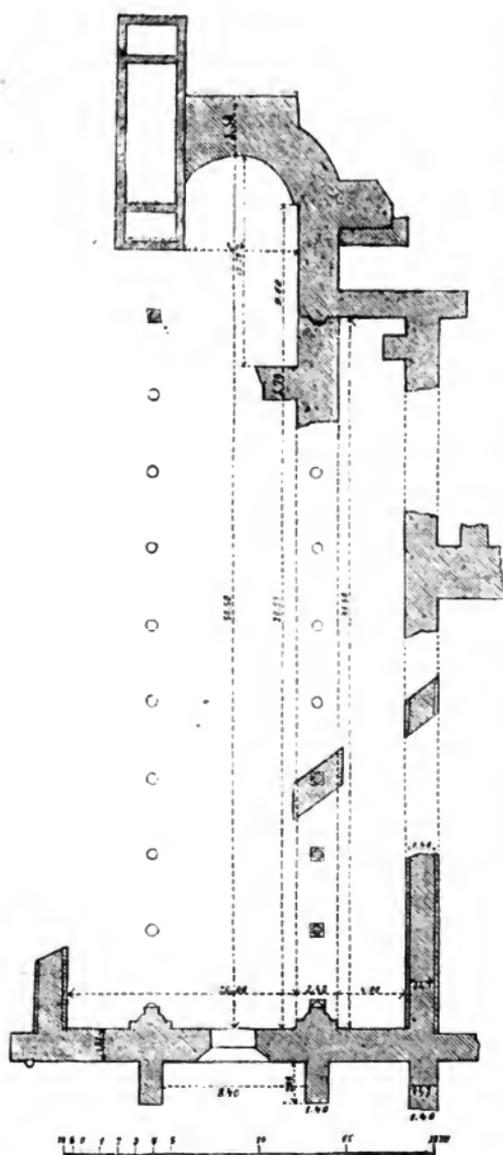


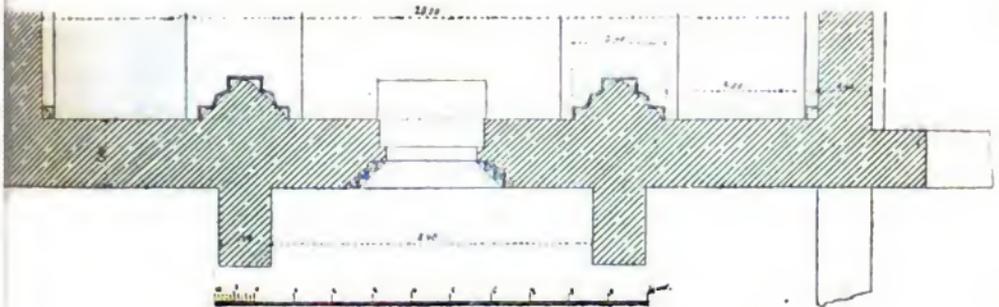
Fig. 1.

in einer kurzen Strecke rechts und links vom geraden Schluss. Der Langchor wurde ursprünglich kürzer angetragen, so dass das Langhaus neun Travées erhalten hätte; doch scheint es als ob man den Langchor, einer grösseren Anzahl der Ordensgeistlichen entsprechend, bereits während des Baues verlängert und das Langhaus bloss acht Travées erhalten hätte. Das achte Travée wird von einer Halbsäule,¹ geschlossen, welche mit einem aus der Westfrontmauer vorspringenden sehr starken Wandschaft verbunden erscheint. Es folgt eine Schlussmauer, welche stärker ist als jene der Seitenschiffe und in welcher sich das einzige Hauptportal öffnet, an dessen Seiten vollkommen entwickelte Streben stehen. Die Westfrontmauer verlängert sich als kurze dicke

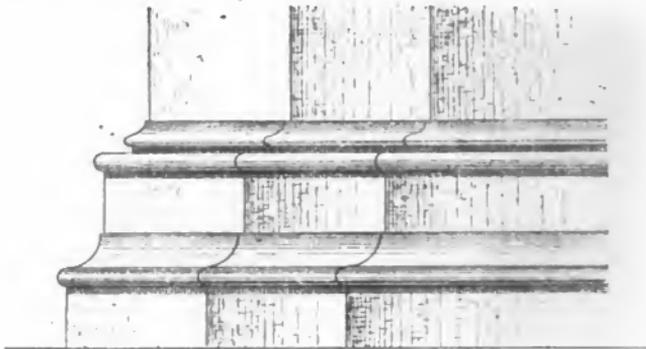
¹ Ist diese Halbsäule in der That vorhanden, oder hat sie Erber bloss vorausgesetzt?



Fig. 2.



Strebe nach Norden. Ob an der Schlussmauer des nördlichen Seitenschiffes noch weitere Streben standen ist, wegen mangelhafter Nachgrabung, nicht bestimmt; am südlichen Seitenschiffe ist der Abgang der Streben durch die hier sich an dasselbe anschliessende



- Fig. 3.

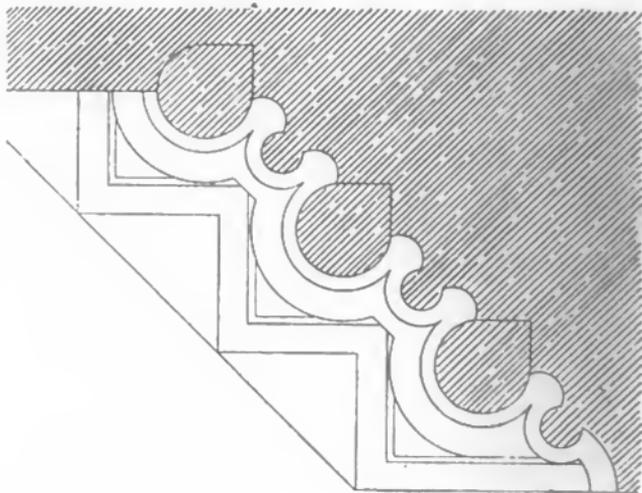


Fig. 4.

Gebäudenmauern ersetzt. Gegen Thürme eiferte der h. Bernhart, sofort finden wir auch an unserer Kirche keinen mit derselben organisch verbundenen und zweifeln auch, wegen der hier vorkommenden schwachen Mauern dass ein an die Südwestecke des

Gotteshauses anstosendes Gebäude, wie es Erber bezeichnet, als Thurm zu betrachten sei. Wahrscheinlich wurde die Ausgrabung an der Nordseite nicht unternommen, weil man hier die Anpflanzung schonen wollte.



Fig. 5.

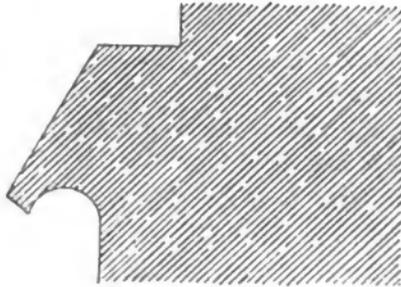


Fig. 6.

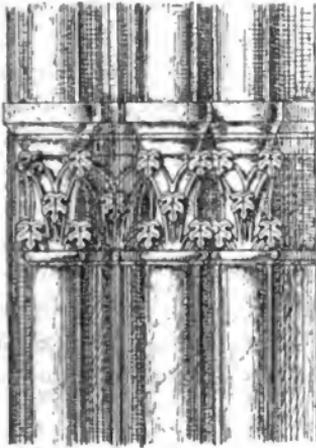


Fig. 8.

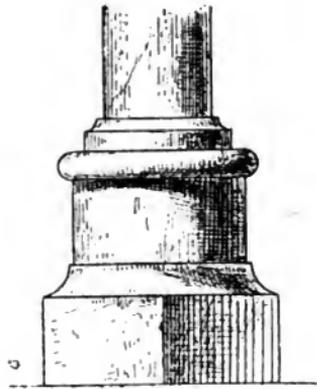


Fig. 7.



In Fig. 2 ist der noch aufrecht stehende Theil der Westfaçade und deren Grundriss in grösserem Maasstabe gegeben.

In Fig. 3. der Doppelsockel. 4. Portalgrundriss. 5. Profil

des grossen Fensters. 6. Strebengesimse. 7. Ecksäule. 8. Kapitäl der Fenstersäulchen.

Das Gewände des Fensters besteht aus drei, durch Kehlen von einander getrennten Halbsäulchen, ihre Blätter haben fünf Lappen, sie stehen in drei Reihen übereinander und sind von einem Säulchen zum andern, wie in Apátfalva, verbunden. Der Kämpfer hat nicht die Form des umgestürzten attisirenden Fusses, sondern zu oberst ein breites Bandglied, er ist rand. In der Mitte des Säulenschaftes befindet sich ein durchlaufender Ring. Der Säulenfuss ist undeutlich, da er bei der im grösseren Maasstab gegebenen Zeichnung nicht vorkommt.

Die über Eck im Winkel des Seitenschiffes stehende Säule hat 0,19 m. im Durchmesser, und einen doppelten Untersatz; dessen Glieder sind von oben: Kehle, Band, Plinthe und höherer Cylinder, dann Kehle und über Eck gestellte Basis.

Die Gewände des Hauptportales stehen mit ihrer stufenförmigen Basis auf der Hypothenuse eines gleichschenkligen Dreieckes. Darüber haben sie drei grössere (0,21 messende) und drei kleinere (0,07 messende) Wandsäulchen, alle sind durch 0,07 im Durchmesser haltende Kehlen von einander getrennt; ganz nach französischer Art, welche den Hohlkehlen keine bedeutendere Breite gestattet. Die Gliederung des Säulenfusses erscheint in Erbers Zeichnung primitif einfach. Dagegen ist jene des Untersatzes desto reicher; denn dieser besteht (Fig. 3.) aus einem Doppelsockel der von oben nach unten hat: einen umgekehrten Karnies, Kehle, Plinte; dann kommt der Würfel des oberen Sockels und unter diesen der aus Kehle Plinthe und Würfel bestehende untere Sockel.

Ganz einfach ist das Hauptgesimse der Strebe: ein grosser Wasserschlag und Hohlkehle, verbunden durch ein kurzes schräges Glied, bildet das Gesimse.

Maasverhältnisse.

Das Vorgehen der Alten bei Bestimmung ihrer Massverhältnisse habe ich in meinen „Grabungen des Erzbischofs von Kaloesa, Pest und Leipzig 1873“ und im VI. (Juni) Hefte (1881) dieser Zeit-

schrift erörtert; ich kann mich demnach zur Erklärung der hier vorkommenden Buchstaben auf das dort Gesagte berufen.

Die Einheit, bezeichnet mit H' , ist im Langhause in der Breite des Mittelschiffes und in der Chorlänge zu 9·60 angegeben d. h. dort ganze Breite der Kirche im Lichten 20·00 M. wovon die Breite des jedseitigen Seitenschiffes von 5·20 abzuziehen kommen. Vor der Kirche finden wir zwischen den zwei Portalstreben 8·40 und zur Axe einer jeden Portalstrebe entsprechend der Axe des Mittelschiffes haben wir 0·70, daher ist hier die Einheit um jederseits 0·10 hinausgerückt.

Nehmen wir den Meter zu 40·639 altröm. Zollen, so geben $32\frac{1}{2}$ altrömische Fuss ziemlich genau 9·60 Meter, was zum Beweise dient, dass die mittelalterlichen Baumeister sich des altrömischen Fusses bedienten.

Längenmaasse der Kirche. Tafel I.

Angaben

	Mauerdicke der Apsis	3·50	
50·50	Zum Beginn des Langchores 12·20—9·60 =	2·60	17·40
	Länge des Langchores 12·20—2·60 =	9·60	
	Stärke des Triumphbogens 38·30—36·60 =	1·70	
	Langhauslichte 38·30—1·70 =	36·60	
	Stärke der westlichen Frontmauer	1·80	
	Strebenvorsprung	2·00	
	Gesamnte Kirchenlänge	57·80	

Prinzipielle Maasse

Mauerdicke der Apsis	2 \mathfrak{D} =	3·58	17·40
Zum Langchoranfang	4 \mathfrak{J} =	2·56	
Langchorlänge	H' =	9·60	
Triumphbogenmauer	$\frac{1}{2}$ k' =	1·71	
Zum ersten Travée	4 \mathfrak{G} =	3·84	50·52
Sieben Travées à $\frac{1}{3}$ \mathfrak{D}' d. h.	$4·52 \times 7 =$	31·64	
Zur westlichen Mauer (1·18)	\mathfrak{f} =	1·17	
Mauerdicke	4 i =	1·80	
Strebenvorsprung	$\frac{1}{2}$ \mathfrak{R}' =	1·98	

Gesamtlänge der Kirche . 57·83 Meter.

9·60 d. h. die Einheit = \mathbb{H} sechsmal gibt 57·60, es ist demnach zwischen den Maassangaben und den prinzipiellen Massen bloss ein Unterschied von 0·20, und auch dieser wird weit geringer, wenn man bei der übermässig starken Apsismauer statt 2 \mathbb{D} = 3·53 die vollkommen genügende Stärke von λ = 3·24 annimmt.

Die Breite eines Seitenschiffes wird angegeben $4\cdot00 + 1\cdot20 = 5\cdot20$, welchem zunächst entspricht die Stelle der Serie 2 \mathbb{B} = 5·29.

Die Länge des Seitenschiffes ist 41·50 entsprechend $4\frac{1}{2}$ Einheit = 41·60.

H ö h e

Angaben der Höhe der Fronte \mathbb{H} = 9·60

$$7\cdot85 - 0\cdot85 + 0\cdot20 = 7\cdot20$$

$$4\cdot01$$

$$3\cdot71$$

$$2\cdot30$$

$$1\cdot70$$

$$1\cdot20$$

$$2\cdot10$$

Ergänzung zur Giebelhöhe $0\cdot95 \mathbb{D}' = 13\cdot57$

Zusammen $23\cdot17 \mathbb{H}' + \mathbb{D}' = 23\cdot17$ Meter.

Der Durchmesser einer Säule des Mittelschiffes beträgt auf der Zeichnung im kleinen Maasstabe zwischen 0·65 und 0·70, kann demnach nach Analogie andrer ähnlicher Bauten angenommen werden zu $g = 0\cdot67$; eine Travéelänge misst $\frac{1}{4} \mathbb{D}' = 4\cdot52$, demnach ist der Säulendurchmesser enthalten in einer Travéelänge $\frac{4\cdot52}{0\cdot67} = 6, \frac{50}{67}$ demnach nahezu siebenmal.

Wir haben zweierlei Mauerdicken, die überstarke der Apsis ungerechnet, nemlich an der Westfaçade der Angabe nach 1·80 prinzipiel $4 i = 1\cdot80$, und am Langhause gemessen 1·40 prinzipiel $\frac{1}{2} k' = 1\cdot40$.

Die Strebenlänge ist, die Mauerdicke mitgerechnet = 3·80 prinzipiel $4 \mathbb{C} = 3\cdot84$.

Die gerade Höhe des grossen Frontfensters ist angegeben zu 4·01, diesem entspricht $\mathbb{K}' = 3\cdot97$. Die gerade Höhe des kleineren oberen Fensters ist angegeben zu 1·70, dem entspricht $\frac{1}{2} k' = 1\cdot71$.

Vergleichen wir nun unsere angezogenen vier der französischen Schule angehörigen Kirchen untereinander, werden wir finden:

Länge der Benediktinerkirche in Oedenburg, mit	
Hinzurechnung der Mauerdicke des Chores	4 W'
Apátfalva, Chormauerdicke und Strebenvorsprung	4 1/2 W'
Topuszko	6 —
Die ursprüngliche Länge der Michaelskirche in	
Oedenburg ist unbekannt	? —

Die Höhen sind in den Zahlen der theoretischen Serie gerechnet in:

Apátfalva, Giebel 4 t = 0.425 vom Sockel zum	
Dache D' = 1.732 zusammen	2.157
Toplicza D' = 1.414 + W' = 1.000	2.414
Michaelkirche, Giebel 4 C = 0.601 + 2 W' = 2.000	2.601
Benedictinerkirche 3/2 W' = 1.500 + 2 W' = 2.000	3.500

Verhältniss der Stützendurchmesser zur Länge der Travées:

In Apátfalva der Pfeilerdurchmesser zur Travéelänge	1 : 4
In der Benedictinerkirche Säulendurchmesser zur	
Travéelänge	1 : 6
In Topuszko	nahezu 1 : 7
In der Michaelskirche	nahezu 1 : 8

Hiernach wäre die Michaelskirche in Oedenburg der kühnste Bau, der schwerfälligste jener zu Apátfalva, während das Gotteshaus von Topuszko zwischen beiden die Mitte einnähme.

Als Schluss der Untersuchung und Beschreibung stellt sich, mit Beizichung der zahlreichen, bloss theilweise angeführten Urkunden heraus, dass der in Frankreich erfundene Spitzbogenstyl wenigstens ein Jahrzehent früher in Ungarn eingeführt wurde als in Deutschland, wo das älteste Denkmal dieses Styles, die Liebfrauenkirche zu Trier, in das Jahr 1227 gesetzt wird.

DR. E. HENSZLMANN,

Referent der Landes-Denkmal-Commission.

NACHSATZ.

Das eben ausgegebene Heft des „Archaeologiai Értesítő“ bringt einige Bemerkungen von Julius Rainiss zu meinem im letzten vorjährigen Hefte des „Értesítő“ erschienenen Aufsätze über „Die Kirchenruine von Topuszko“, welche ihre Geltung auch auf vorliegende Abhandlung haben.

Rainiss setzt den Anfang des Kirchenbaues bereits i. d. Jahr 1211, die Ankunft der Mönche von Clairvaux und die Erbanung des Klosters aber noch weit früher i. d. Jahr 1208. Im Wesentlichen stimmen daher unsere Ansichten überein, was bei der Fülle der hierher bezüglichen Urkunden auch nothwendig ist.

Dagegen bemerkt Rainiss, in Hinsicht auf eine meiner Nebenbemerkungen, wie unter dem Worte „Agriensis“ (Erlauer), — falls Tkalsics nicht unrichtig gelegen, — im Decrete Andreas II. bloss das Kloster von Egres im Torontaler Komitat, welches auch unter dem Namen „Argia“ vorkommt, gemeint sein könne; denn jenes von Apátfalva sei nie als agriensis (als Erlauer) bezeichnet worden.

Indem ich für diese Berichtigung meinen Dank ausspreche, beharre ich andererseits dabei, dass der Kirche zu Apátfalva der Charakter der Uebergangszeit unverkennbar aufgeprägt ist.

Vom Langhause der Kirche in Egres, welche unmittelbar aus Pontigny berufene Zisterzienser erbauten, haben sich ziemlich bedeutende Reste im Garten des dortigen Försters erhalten, an diesen stösst, gegen Osten, die Fahrstrasse unmittelbar an, und fährt man über dieselbe, klingt es hohl unterm Wagen, was gut mit der Nachricht übereinstimmt, als sei hier, in einer Unterkirche, Andreas II. beigesetzt worden. Aeusserst wünschenswerth wäre es daher, hier systematische Nachgrabungen anzustellen.

DR. E. HENSZLMANN.

UNGARISCHE DICHTUNGEN IN AMERIKA. ✓

Die Anerkennung und Verbreitung ungarischer Geisteswerke von vornehmerem Range, zieht immer breitere Kreise um sich. Bisher erschienen Übersetzungen unserer Lieblingsdichter vorzugsweise in dem uns auch geographisch von allen Weltsprachen am nächsten liegenden Deutschen, und so sehen wir denn mit Freude, dass sich zum Beispiel unser gefeierter Romancier Maurus Jókai bei unsern Nachbarn in und ausser dem Reiche immer mehr einzubürgern beginnt, — und wer möchte die grosse Anzahl all' der ungarischen Autoren auch nur dem Namen nach nennen, die — die Älteren mit einbegriffen — in deutscher Übersetzung und somit auch in fernen Landen, wo nur deutsch gelesen wird, schon einheimisch zu werden anfangen! Es gäbe dies vom alten biedereren Jósika an bis zu den erst jüngst aufgetauchten, viel versprechenden jüngeren Novellisten Ungarns eine gewiss recht stattliche Reihenfolge.

Und ist es nicht dennoch eigenthümlich, dass die für den Ruhm ihrer Nation warm fühlenden Söhne eines jeden Volkes es als eine grössere Errungenschaft betrachten, wenn *nicht* ihre Prosaiker — und seien es auch die besten — sondern ihre grossen *Lyriker*, ihre geliebten Nationalpoeten den literarischen Triumphzug durch die gebildete Welt machen? Der nationale *lyrische* Sänger ist einmal und bleibt dem Herzen seiner Landsleute enger angewachsen, als alle anderen grossen Schriftsteller, die aus deren Mitte hervorgingen. Ein Franzose, dem man von der Grösse seiner *Dichter* spricht, wird in erster Reihe nicht an Sue oder Dumas, auch nicht an die Sand oder die Staël denken, sondern sogleich seinen Victor Hugo oder Lamartine oder Béranger und Musset preisen. Der Brite freut sich mehr der Anerkennung seines Byron, Burns oder Shakespeare (denn auch der „Schwan von Avon“ war ja ein Poet in gebundenen Worten und „auch Lyriker dazu“), ja auch nur seines neuesten „Poet Laureate“ als selbst Dickens oder Bulwer's und Scott's. Schiller und Goethe bleiben einmal für immer die grössten Repräsentanten des deutschen Volksgeistes. Daher die innige Freude, welche das ganze ungarische Volk erfüllt, wenn es sieht, dass *sein* Petöfi und *sein* Arany wieder einmal einen Schritt weiter auf dem schweren Wege der *Weltanerkennung* gethan haben, — vol-

lends Petöfi, diese Verkörperung all' der Fehler und Vorzüge seines Volkes, diese Incarnation magyarischer Denkungsart, magyarischen Freiheitsdranges, magyarischen Humor's und magyarischer Liebe.

Und gerade neuerdings mehren sich die Anzeichen dafür, dass unser Nationalpoet auch in die fernsten Regionen zu den fernsten Völkern mit seinem Ruhme, seinen ewigen Schönheiten und Wahrheiten dringt. Während früher eine *nicht* deutsche Übersetzung Petöfi's ein wahres Ereigniss bildete, häufen sich seit allerneuester Zeit die italienischen, englischen, schwedischen und französischen Übersetzungen seiner Lieder. Im fernen Eilande Siziliens und auf Italiens klassischem Boden bildet sich aus italienischen „Petöfiverehrern“ eine eigene Schule. Und was besonders hervorzuheben ist, schon tauchen einzelne Fälle auf, wo moderne Lyriker eines fremden Volkes, rein vom gewaltigen Genius des magyarischen Dichters dazu verleitet, sich die Mühe nicht verdriessen lassen, unsere Sprache sich anzueignen, nur um aus dem frischen Born jener dichterischen Schönheiten, selbst, unmittelbar schöpfen zu können.

Da liegt ein schön ausgestattetes Buch in Grossoktav vor uns, an dessen Schnitt, Druck und Papier seine amerikanische Provenienz sogleich zu bemerken ist. Der etwas lange Titel * zeigt uns, dass sich hier zwei unserer drüben, über dem „grossen Wasser“ lebenden Landsleute zusammengethan haben, um die „Edelsteine“ unserer dichterischen Produktion auch in englisch-amerikanischer Fassung glänzen zu lassen.

Im Ganzen beschäftigten sich bisher nicht gar viele Engländer mit der Bekanntmachung ungarischen Geisteslebens. Was speziell englische Übertragungen magyarischer *lyrischer* Dichter anbelangt, so zeigt sich erst neuerdings etwas mehr Leben auf diesem Gebiete. Und wieder ist auch hier die erfreuliche Thatsache zu verzeichnen, dass die englischen Übersetzer fast ausnahmslos (sogar Sir John *Bowering* mit eingerechnet, der unsere älteren vormärzlichen Lyriker noch im Jahre 1830 übertrug) sich die magyarische Sprache genügend angeeignet haben, um aus dem Originale zu übersetzen. In allerneuester Zeit that sich diesbezüglich besonders der tüchtige Bibliothekar an der Bibliothek

* *Gems from Petöfi and other Hungarian Poets* (translated) with a Memoir of the Former and a Review of Hungary's Poetical Literature by Wm. N. Loew. New-York. 1881. Published by Paul O. D. *Essterházy*.

des „British Museum“ zu London, Herr John *Buttler* hervor, den die ungarische Akademie wegen seiner mannigfachen Verdienste um die Übersetzung ungarischer Poeten erst neulich zu ihrem externen Mitglied gewählt hat.

Bei dem vor uns liegenden „Gems“ haben wir es aber mit einer ganz anderen Sorte von Übertragungen zu thun. Hier haben wir thatsächlich den *ersten* Fall vor uns, dass ein *gebürtiger Ungar* sich durch längeren Aufenthalt in englisch-sprechenden Ländern diese Sprache so gut angeeignet hat, um in derselben unsere Lieblingsdichter mit Erfolg wiedergeben zu können. Bisher hatten gebürtige *Ungarn* sich höchstens nur an *deutsche* lyrische Übertragungen magyarischer Dichter herangewagt, und die schüchternen Versuche, die von einzelnen poetisch begabteren Mitgliedern der ungarischen Emigration diesbezüglich z. B. in französischer und italienischer Sprache während der fünfziger Jahre gemacht wurden, können auf bleibenden Werth nicht recht Anspruch machen.

Der Name „Emigrant“ passt übrigens auch auf unseren Übersetzer. William *Löw*, ein Sohn des ob seines Patriotismus und seines stupenden Wissens hochgeachteten gewesenen Ober-Rabbiners in Szegedin, Leopold Löw, ist schon seit nunmehr 16 Jahren Bürger der grossen nordamerikanischen Republik. Er ist aber in Amerika nur der Aussenseite nach Amerikaner, richtiger Engländer geworden. Sein Herz hängt heute noch wie vordem, mit allen Fasern an seinem geliebten ungarischen Vaterland. Schon vor vielen Jahren befasste sich der junge amerikanische Rechtsgelehrte — von Haus aus mit poetischem Sinne reich begabt, — mit Übersetzungen heimathlicher Dichterwerke, die nebst anderen verschiedenen Artikeln über ungarische Literaturverhältnisse, in angesehenen amerikanischen Blättern erschienen waren. Dieselben sprachen ausserordentlich an, und sowohl seine englischen als ungarischen Freunde zu New-York ermunterten ihn zur Sammlung und Herausgabe seiner lyrischen Übersetzungen. Der Anfang wurde nun in wirklich vielversprechender Weise mit dem vor uns liegenden ersten Bande gemacht, dem, wie wir hören, bald ein zweiter — Gedichte der verschiedensten klassischen Dichter Ungarns bringend — nachfolgen soll. Nebstbei gesagt führte Löw auch sehr interessante amerikanische Correspondenzen für Budapester Blätter („Ellenör“ etc.), in tadellosem Ungarisch verfasst, und hält er die geistige Verbindung

mit seiner Heimath fortwährend aufrecht. Auch ist derselbe eines der thätigsten Mitglieder des New-Yorker Ungarvereins, und zu festlichen Gelegenheiten „Sprecher“ desselben, und gar viele Ungarn, die ihr Schicksal nach Amerika führt, finden sich in seinem gastfreundlichen Hause zusammen.

Im vorliegenden Bande sind im Ganzen 92 Gedichte wiedergegeben. Von diesen fällt natürlich der Löwenantheil Petöfi zu, nämlich 45 Dichtungen, wie denn überhaupt der Übersetzer zuvörderst nur diesen Dichter in seine Sammlung aufnehmen wollte, so dass alle Anderen eigentlich nur einen Anhang bilden. Von anderen heimischen Poeten finden wir die beiden Dichturfürsten *Arany* und *Vörösmarty* durch je acht, *Eötvös* und *Garay* durch je drei Gedichte vertreten. Es folgen Übertragungen von Kőlcsey, Bajza, Karl Szász, Karl Kisfaludy, Czuczor, Tompa, Koloman Tóth, Erdélyi, Jókai und von den jüngsten: Kiss, Anton Várady und Ladislaus Névy. Ob diese Nomenclatur nicht bei weitem geschickter hätte zusammengestellt werden können, ist eine sich unwillkürlich aufdrängende Frage, auf die wir übrigens weiter unten noch zurückkommen werden.

Vor Allem will ich es mit Freude constatiren, dass unser junger Landsmann die Sprache Byrons und Longfellows mit einer Ungezwungenheit und Leichtigkeit handhabt, die einem jeden Vollblutamerikaner oder Engländer nur zur Ehre gereichen könnte. Nebstdem geht unserem Übersetzer eine entschiedene poetische Begabung, ein feiner Sinn, ein gerader untrüglicher Instinkt für das *formell* und *inhaltlich* Schöne bei Schritt und Tritt hilfreich zur Hand. Wie sollte da ein günstiges Resultat ausbleiben können, zumal wenn ein *Hauptpostulat aller poetischen Übertragungen* nämlich die *der vollständigen Kenntniss der Originalsprache des zu übertragenden Dichters selbst*, also hier der magyarischen, in so reichlichem Masse wie bei Lőw vorhanden ist!

Vor allem Anderen müssen wir der *Treue* lobend eingedenk sein, mit der Lőw den originalen Text behandelt, eine Treue die sich nicht nur auf Wiedergabe der kleinsten Metaphern, umso mehr der die einzelnen Gedichte beherrschenden Gedanken, sondern auch auf die Stellung der Reime, auf die Zeilenzahl der Strophen, kurz auf Äusseres und Inneres der Gedichte erstreckt. Und hier sei gleich des Umstandes erwähnt, dass während die deutschen Übersetzer Petöfi's öfters, zur Erleich-

terung ihrer Arbeit aus den Kreuzreimen des Originals nur Halbreime machten, indem sie — gar oft auf Kosten des melodiösen Tones der Gedichte selbst, nur die zweite und vierte Zeile reimen liessen, Löw im Gegentheil sich seine Aufgabe oft geradezu erschwert, indem er den entgegengesetzten Weg einschlägt, und mehr Reime als im Original gibt. Dies ist für die Gewandtheit des Übersetzers immer ein günstiges Omen, und vollends bei *englischen* Übersetzungen sehr von Nöthen. Der englische Vers liebt nämlich die reimlosen Zeilen mit den reimenden gemischt durchaus nicht, und der bekannte Wohlklang, jener süsse, volle Ton der englischen Verse, die sogar manches minder gelungene Gedicht eines Wordsworth, Shelley, Longfellow, Bryant oder Poe (von den grossen britischen Dichtern à la Byron etc. gar nicht zu sprechen) mit einem solch' unwiderstehlichen Zauber umgibt, ist oft zum grossen Theile eben in dieser Formvollendung englischer Verse zu suchen. Diesen wichtigen Vortheil hätte sich auch kein deutscher Übersetzer entschlüpfen lassen sollen, da ja das eben Gesagte auch auf den deutschen Vers passt. Und so überrascht es uns denn eigenthümlich, wenn wir bemerken, dass manches Petöfi'sche Gedicht in englischer Gewandung, wenn auch nicht kräftiger, doch — man möge uns hierbei nicht missverstehen — melodiöser, harmonischer als selbst im Originale klingt. Man lese — um von den vielen Beispielen nur eines zu erwähnen — natürlich wenden wir uns hierbei nur an diejenigen Leser unserer Zeilen, die der Sprache Petöfi's kundig sind — das schöne, herzige Gedicht „My wife and my sword“ (Feleségem es kardom). Wie annuthig klingt es auch englisch wenn der Dichter beginnt :

Upon the roof a dove,
 A star within the sky,
 Upon my knees my love,
 For whom I live and die ;
 In raptures I embrace
 And swing her on my knees,
 Just as the dewdrop sways
 Upon the leaf of trees.

Man wird gestehen müssen, dass die Bereicherung der Strophe mit neuen reimenden Zeilen und die Vervollkommnung des Verses selbst dadurch, dass der Übersetzer hier volltönende Jamben benützte, dem Gedicht nur zum Vortheil gereicht.

Löw ist aber weit davon, der schönen Form auch nur *einen Hauptgedanken* leichtsinnig oder nothgedrungen hinzuopfern. Und thut er es, so ist er *selbst genug Poet dazu*, das Fallengelassene durch eine andere edle Idee, durch ein anderes schönes des Originals meistens würdiges Bild, durch eine andere geschickte Redewendung alsbald zu ersetzen, lauter Dinge, die er in seinem eigenen poetischen Hausrath in reichem Masse zu besitzen scheint. Man sieht während des Durchlesens seiner Übersetzungen — wir könnten hier füglich auch während des „*Durchgenießens*“ sagen — wieder jene Grundmaxime bewahrt, dass der Übersetzer eines Dichters *zur selben Zeit ein forgewandter und an eigenen Ideen reicher Poet sein muss*. Trifft dies bei einem Übersetzer nicht zu, so entstehen eben jene sinnestörenden, unschönen, aller Poesie baren, oft barocken und geschmacklosen „*Einschiebsel*“, die unter anderen die Übertragungen unseres unermüdlchen Kertbeny oft so hölzern, holperig und ungenießbar machten, von Opitz, der Petöfi gar mächtig zu malträtiren verstand, gar nicht zu sprechen. Doch auch bessere Übersetzer, wie Adolf Dux, Neugebauer, der biedere alte Steinacker etc. konnten diesen unangenehmen Fehler nicht ganz los werden, was wir mit zahlreichen Beispielen darthun könnten.

Bekanntlich hören sich Daktylen in englischer Sprache nicht sehr geschickt an, noch weniger geschickt als in deutscher, womit auch etwas gesagt werden will. Löw spürte diese Klippe, bevor er sich ihr noch näherte und so finden wir denn das herrliche Gedicht Petöfi's „*Szeptember végén*“ — eines der schönsten des Dichters — dessen Übersetzung auch dem neuesten deutschen Übersetzer desselben, Herrn Ladislaus Neugebauer, mit am besten gelungen ist, englisch nicht in würdevoll dahinschwebenden Daktylen wie im Originale, sondern in leicht dahinführenden Jamben wieder. Man möge uns ausnahmsweise gestatten, damit der Leser dieser Zeilen wenigstens selbst einen Vergleich der Übersetzungskunst der Genannten anstellen könne, das wundervolle Gedicht in beiden Sprachen hier ganz wiedergeben zu dürfen.

Bei Neugebauer deutsch :

Ende September.

Noch spriessen die duftigsten Blumen im Thale,
Noch grünt vor dem Fenster die Espe so schön.

Doch siehst du dort drüben das Walten des Winters?
 Verhüllet vom Schnee sind die bergigen Höhn.
 Gluthstrahlender Sommer erfüllt noch mein *Herze*,
 Der wonnigste Frühling noch blüht mir darin,
 Doch sieh da mein Haar schon, das dunkle sich bleichen.
 Den Reif schon des Winters mein Haupt überziehn.

Es welket die Blume, entschwindet das Leben . . .
 Komm theuere Gattin nur her in den Arm,
 Die jetzt an die Brust mir du legtest dein Köpfchen
 Sinkst morgen du hin auf mein Grab nicht *roll Harm*?
 O sag', wenn ich sterbe, wirst weinend du breiten
 Das Grabtuch, worin man zur Erde mich senkt?
 Und könnte Dich jemals ein Jüngling bewegen
 Vom Namen zu lassen, den ich dir geschenkt?

Doch wirfst du von Dir einst den Schleier der Wittwe
 Dann pflanz' auf mein Grab' ihn als *Trauerpapier*,
 Ich komme herauf aus dem Reiche der Schatten
 Um Mitternacht — nehme hinab ihn zu mir :
 Zu trocken die Thränen um Dich, Du Geliebte,
 Die *leichtlich* vergessen Du hast deinen Mann,
 Die Wunden des Herzens damit zu verbinden.
 Das ewig dich liebet, selbst dort noch, selbst dann! —

Bei William *Lôw* englisch :

At the End of September.

The garden flowers still blossom in the vale,
 Before our house the poplars still are green;
 But soon the mighty winter will prevail,
 Snow is already in the mountains seen
 The summer sun's benign and warming ray
 Still moves my youthful heart, now in its spring;
 But lo! my hair shows signs of turning gray,
 The wintry days thereto their colour bring.

The life is short, too early fades the rose;
 To sit here on my knee, my darling, come!
 Wilt thou, who now dost on my breast repose,
 Not kneel, perhaps, to morrow o'er my tomb?
 O tell me, if before thee I should die,
 Wilt thou with broken heart weep o'er my bier?
 Or will some youth efface my memory
 And with his love dry up thy mournful tear?

If thou dost lay aside the widow's veil:
 Pray, hang it o'er my tomb. At midnight I
 Shall rise, and coming forth from death's dark vale
 Take it with me to where forgot I lie.
 And wipe with it my ceaseless flowing tears,
 Flowing for thee, who hast forgotten me;
 And bind my bleeding heart, which ever bears
 Even then and there the truest love for thee.

Eine der Hauptschönheiten des Petöfischen, hier zu Grunde liegenden Gedichtes besteht — ausser der stillen, ahnungsvollen Wehmuth, und dem ergreifenden Endausklang desselben — auch in dem Reiz des rhythmischen Wechsels der *Kreuzreime* des Originals, die aber der deutsche Übersetzer, wie man aus Obigem ersehen kann, um sich sein Werk zu erleichtern, ganz einfach wegließ und lieber *diese* Äusserlichkeit als den Daktylus opferte. Damit hat er aber das Gedicht seines schönsten *äusseren* Schmuckes beraubt. Gewissen Gedichten geht es wie gewissen, an sich allein wohl auch schon schönen Frauen, die aber des Glanzes ihrer äusseren Geschmeide beraubt, eines ihrer Hauptanziehungsmittel verloren haben. . . . Nun wird man auch manche willkürliche Wortverrenkungen im deutschen Gedichte bemerkt haben, die das Englische in seiner edlen, ungezwungenen Haltung nicht verräth. Ich erinnere nur an das gar zu oft störend wirkende „Du“ und „Dir“, das meistens nicht nothwendig, als Lückenansfüller dient, an Ausdrücke wie „mein Herze“, „voll Harm“, „leichtlich“ etc. Auch darf man sich Zusammensetzungen wie „Trauerpanier“ und dergleichen nicht erlauben, es sei denn auf Kosten der Poesie, und wenn — was ich ja gerne zugebe — der deutsche Übersetzer in einigen Zeilen an schönen Epitheta reicher ist, so wird dies durch die oft geschrobene, künstliche Haltung des ganzen Gedichtes, in dem man zu oft daran erinnert wird, dass es *kein* Originalgedicht ist, wieder aufgewogen. Wir wollen damit bei weitem nicht alle Schönheiten desselben leugnen, und geben gerne zu, dass „Ende September“, so wie es uns Herr Neugebauer verdeutschte, von allen *deutschen* Übersetzungen des Gedichtes die gelungenste ist.

Dem gegenüber werden aber Kenner der englischen Sprache willig anerkennen müssen, dass „At the End of September“ fast in *sämmlichen* Theilen ein gelungenes Ganze bildet, das sich überall frei und ungekünstelt liest, wo auch die äusserliche Zierde des Poems

getreu eingehalten, und die Hauptgedanken des Dichters treffend und richtig wiedergegeben sind. Das Ganze macht den Eindruck *des natürlich und nicht mühsam Entstandenen*, und das ist ja bei jeder metrischen Übersetzung — wir wiederholen es — die Hauptsache. Auch that Löw sehr recht, von zwei Übeln, nämlich: entweder die Daktylen oder die Kreuzreime des Originals opfern zu müssen, das bedeutend kleinere, nämlich die Verwendung des daktylischen Verses zu wählen, umso mehr, da derselbe sich im Englischen nicht angenehm liest. Die zarten Empfindungen des schönen Gedichtes sind auch in Folge dessen mit neuer Unmittelbarkeit und bei aller Gedankentreue in so gutem Englisch wiedergegeben, dass wir nicht anstehen, der Löw'schen Übersetzung von „Szeptember végén“ vor allen anderen bisher erschienenen den Vorzug einzuräumen. Und das ist — mit geringen Ausnahmen — fast bezüglich aller anderer dieser „Gems“ der Fall. Es würde viel zu weit führen die einzelnen hervorragenderen der Sammlung des Näheren beleuchten zu wollen. Eben um diesem vorzubeugen, und um die Vorzüge des englisch-amerikanischen Übersetzers in's gehörige Licht zu stellen, haben wir in Obigen ein ganzes Gedicht herausgegriffen — und mit eines der schönsten — und es mit einer anderen, ebenfalls gelungenen Übersetzung gleichsam zur Herausforderung des Urtheils der Leser selbst confrontirt.

Im Ganzen genommen lässt sich aber dennoch sagen, dass es unserm, in der Hudsonstadt lebenden Landsmann besser gelungen ist, die Liebeslieder Petöfi's wiederzugeben, als diejenigen kriegerischen oder politischen Inhaltes, als die eigentlichen Tendenzgedichte des Tyrtäus unseres Freiheitskrieges. Wie glänzend es ihm aber gelingt, oft der kühnsten Phantasie des Dichters in englischer Sprache zu folgen, davon können wir uns nicht enthalten, den besten Beweis dadurch zu liefern, dass wir das berühmte Gedicht „Egy gondolat bánt engemet“ (Nur ein Gedanke quält mich) in der Löw'schen Übertragung, die die volle Kraft, den grossartigen Schwung des Originals mit seltener Treue uns so zu sagen ohne den geringsten Zwang wiedergibt, hier „in extenso“ abdrucken:

The thought torments me.

The thought torments me sore, lest I
Upon a pillowed couch should die —

Should slowly fade like the fair flower,
 Whose heart the gnawing worms devour;
 Or like the light in some void room,
 Should faintly flicker into gloom.
 Let no such ending come to me,
 Oh God! but rather let me be
 A tree through which the lightning shoots,
 Or which the strenuous storm uproots.
 Or like the rock from hill out-torn,
 And thundering to the valley borne!
 When every nation wearing chains
 Shall rise and seek the battle-plains,
 With flushing face shall wave in fight
 Their banners blazoned in the light:
 „For liberty!“
 Their cry shall be —
 Their cry from east to west,
 Till tyrants be depressed.
 There shall I gladly yield
 My life upon the field.
 There shall my hearts last blood flow out,
 And if my latest cry shall shout.
 May it be drowned in clash of steel
 In trumpet's and in cannon's peal;
 And o'er my corse
 Let tread the horse,
 Which gallops home from victory's gain
 And leaves me trodden mid the slain.
 My scattered bones shall be interred
 When all the dead are sepulchred —
 When, amid slow funereal strains,
 Banners shall wave o'er the remains
 Of heroes who have died for thee
 O world-delivering Liberty! —

Wir hätten hauptsächlich bei diesem Gedichte nur gegen den Titel etwas einzuwenden, der doch mit „one thought torments me“ bedeutend kräftiger und treuer als mit „the thought etc“ ausgedrückt wäre.

Schöne Beispiele wahrhaft gelungener Übersetzungen sind noch — nun nur einige wenige anzuführen — „At the hamlets outskirts“ (Faln végén kurta kocsmá), „Farewell“ (Toward the end of the year 1847) (Búcsú), „If born a man, then be a man“ (Ha férfi vagy, légy

férfi), „Ragged heroes“ (Rongyos vitézek), „On a railroad“ (Vasúton), Das grosse und wundervolle Gedicht „The ruins of the inn“ (A csárda romjai), „The last charity“ (Az utolsó alamizsna), besonders aber das heute schon allerweltbekannte eigenthümlichste Poem Petőfi's „Der Wahnsinnige“ dem wir hier unter dem Titel „*The Maniac*“ begegnen, ein Werk, in dem sich der bizarre, unstete und dennoch mächtige Geist des uns so früh entrissenen Sängers in gewaltiger Weise und packender Form ausspricht, und über das sich schon allmählig eine ganze kleine Literatur im Auslande zu bilden beginnt. Der Klausenburger Universitätsprofessor Hugo von Meltzl übersetzte den „Wahnsinnigen“ zum letzten Male in deutscher Sprache, und gab das Gedicht nebst Commentar dazu in einem eigenen Hefte heraus. Giuseppe Cassone, der geniale und nach so vielen Richtungen geistesverwandte italienische Dolmetsch Petőfi's, hielt den „Pazzo“ auch für viel zu eigenartig und interessant um denselben in den Topf der anderen Gedichte Petőfi's gleichsam mit hinein zu werfen, und gab demselben unter eigener und selbstständiger Flagge in Brochuren-Form das Geleite zu seinen italienischen Landsleuten. Löw's „Maniac“ reiht sich diesen Bearbeitungen würdig zur Seite, ja steht denselben in Bezug auf Klarheit des Ausdruckes, knappe und präzise Form und richtige Auffassung vielleicht voran.

Klarheit des Ausdruckes! Gewiss ein schätzenswerther Vorzug jedes Dichters, sobald er nur nicht in's Extreme verfällt, nämlich *zu klar* zu werden, und das ist es — um auch mit den Fehlern des Löw'schen Werkes anzufangen — was wir hier und da in den „Gems“ zu rügen haben. William Löw ist manchmal zu breitspurig, was nicht ohne Gefährdung der *poetischen* Ausdrucksweise geschehen kann. Man sieht es seiner Muse förmlich an, dass sie sich auf dem stark prosaisch angehauchten Boden der praktischen Yankees bewegt, und ich möchte fast sagen, dass seine Redewendungen oft eine in das Gebiet halb mystisch anmuthender, züchtig und verhüllt einerschreitender Poesie nicht passende „spekulative“ Form annehmen. Wir könnten diesen Abweg förmlich als einen Americanismus bezeichnen.

Stellen, wie da folgende sind:

„Love's drink to quaff *I often did make bold*“ (Seite 39, eben auch im „Maniac“) oder ebendasselbst drei Zeilen weiter unten:

„Yet from one drop such gall can be distilled
As though the sea with *poisonous drogs* were filled“

(Bei Petöfi wörtlich, von der Liebe sprechend : „ein Tropfen von dir ist süsser als ein Meer von Honig, doch ein Tropfen von dir ist bitterer als ein Meer von Gift.“) Dann Ausdrücke, wie „on parole“ (die höchstens in ein humoristisches, aber nicht in ein seriöses Gedicht hineinpassen) „The travellers . . . enjoyed thy store“ etc, endlich dergleichen Trockenheiten wie :

„The fond remembrance of that spot so dear
will ever make my heart well with the tear“

(Seite 17, 1. Strophe), und derlei mehrere können unmöglich zur Erhöhung der Schönheiten eines Gedichtes beitragen. Zum Glück passiert dies bei Löw nur ausnahmsweise, wirkt aber immerhin störend, umso mehr, da man überzeugt ist, dass der Mann das Zeug hat, an Stelle der fraglichen Ausdrücke überall entsprechendere, poesievollere zu setzen.

Nicht minder störend und unangenehm ist die nicht zu kleine Zahl der sogenannten „*fictiven* Reime“, einer Spezialität auf dem Gebiete des Reimens, die eigentlich nur im Englischen zuhause ist. Wir meinen mit der obigen Benennung jene bekannten Fälle in den englischen Gedichten, wo die Reime eigentlich nur dem Auge sichtbar, dem Ohr aber nicht hörbar sind. Es ist und bleibt dies eine Unart des englischen Verses, die damit, dass sie die grössten Dichter Albions und Amerikas, von Shakespeare bis Byron, und von Longfellow bis zur Hemans ebenfalls anwendeten, ja so zu sagen durch ihr Beispiel nachahmungswürdig machten, von ihrem unschönen Charakter unserer Ansicht nach nicht das Geringste eingebüsst hat. Man mag nur die akademische Richtigkeit von Reimen wie : tears — hears, wo ein *e* mit einem *i* reimen soll, oder come — home (ö mit o), dann : mind — wind (ei — i), move — dove, love — thereof, come — tomb etc. noch so haarklein beweisen, das Ohr, das bei Reimen allein den Ausschlag geben darf, wird *solche* Reime nie anerkennen, und sie stören entschieden den harmonischen Klang der Strophen. Nun macht Löw von diesem allerdings durch den höchsten Aeropag englischer Dichtkunst sanktionirten Unfug reichlich, etwas zu reichlich Gebrauch, ja versteigt sich sogar hin und wieder zu Reimen wie : this is — kittes (S. 18) etc.

Andererseits muss man es dem Übersetzer als Verdienst anrechnen, dass er eigentliche Americanismen, an denen die prosaischen Ex-

zeugnisse jener andern Hemisphäre der englischen Weltsprache oft ziemlich reich sind, in seinen Versen nicht aufkommen liess. Ausdrücke wie: „is begun“ (statt *has begun*), „on parole“ etc. kommen so selten vor, dass sie gar nicht in Betracht genommen werden können. Hingegen wendet der Übersetzer die — allerdings erlaubten — Verkürzungen einzelner Wörter wieder etwas zu oft an. So: t'were, statt it were, he 'll, we'll (statt he will etc.), e'en (statt even), 's statt is, I've statt I have (dies schon etwas gewagter) u. s. w. Ein Übersetzer, sogar begabter Poet von der Fertigkeit und von dem feinen poetischen Schönheitsgefühl Löw's sollte dergleichen Aushilfsmittel womöglich immer zu vermeiden trachten.

Sind all' dies nur kleine Mängel im Vergleiche zu den grossen Schönheiten der Löw'schen Übersetzungen, so muss ich besonders eines mit grossem Bedauern bemerkten *grösseren* Versäumnisses erwähnen, das das völlige Verstehen dieser Gedichte für den englischen Leser sehr erschweren dürfte. Es ist der fast gänzliche Mangel erklärender Glossen zu den einzelnen speziellen ungarischen Ausdrücken, die sich in den Originalgedichten vorfinden. Die *sieben* kleinen Notizen am Ende des Buches sind viel zu wenig für diesen Zweck. Selbst Neugebauer, der doch für *Deutsche* schrieb, also einer Nation, die uns Ungarn bedeutend näher steht, und von Ungarn doch mehr weiss, als Engländer oder gar Amerikaner wissen, fand es für angezeigt seinen Übersetzungen sieben Seiten Erklärung beizufügen, während diese bei Löw keine halbe Seite ausmachen. Wir fragen: wie soll der Leser ohne Erklärung in New-York, Cincinnati, Chicago oder auch nur in London, Edinburgh wissen, was eine „Csárda“ ist, eine „Puszta“ etc. ist? Zudem scheint uns der Übersetzer in die historischen und geographischen Kenntnisse seiner amerikanischen Adoptivlandsleute bezüglich Ungarns doch zu viel Vertrauen zu haben, wenn er Namen wie „Szamos“, Ladislaus V., Mohács, Kont u. s. w. ohne alle Erklärung in seinen „Gems“ stehen lässt. Auch wäre die zu Grunde liegende Begebenheit irgend einer hervorragenden historischen Ballade (z. B. der „Clara Zách“, Ladislaus V. etc.) einer kurzen erklärenden Besprechung sehr bedürftig gewesen. Haben ja die meisten amerikanischen und englischen Leser solcher Gedichte mit magyarisch-historischem Hintergrunde von dem Ereigniss, auf das sich das Gedicht bezieht, keine blasse Ahnung, ja, wir zweifeln daran, ob sie es der Mehrzahl nach begreifen können werden, warum

z. B. der Ungar an Mohács nur mit Wehmuth und Schmerz denken kann. (Siehe Eötvös's „Farewell“ Seite 91).

Desto angenehmer berührt es uns, dass Löw seinen Gedichten eine sehr warm, mit der vollen Begeisterung eines seiner Nation und seinem Lande treu anhängenden Sohnes geschriebene literarische Einleitung voraus schickt, die den englischen Leser des Buches wenigstens in die Hauptfasen der Literaturgeschichte unseres Volkes einzuführen geeignet ist. Die kurzen Kritiken der einzelnen Dichter sind meistens gut und zutreffend, wenn auch hier und da zu überschwänglich, z. B. über Bessenyei, dessen Verdienste und Talente gar zu hoch hinaufgeschraubt werden. Besonders gelungen sind die Stellen, die vom grossen Freiheitssänger Petöfi selbst sprechen, und diejenigen, die sich mit dem ewig denkwürdigen Freiheitskampfe der Nation in den Jahren 1848—49 befassen. Man sieht es hier dem Verfasser an, dass er sich dessen wohl bewusst ist, zu einer Nation wie der amerikanischen zu sprechen, die, selbst in allen Schichten von dem Geiste der Freiheit durchweht, allen Dichtern, die dieses hehre Ideal der grossen transatlantischen Republik mit Feuer und Überzeugung besingen, schon deshalb ein grosses Mass von Sympathie entgegenbringen wird.

Und das ist nun eine Seite des Löw'schen Buches, deren Erwähnung wir uns zum Schlusse aufgespart haben. Wohl hätten wir noch manches Wort der Anerkennung für den talentvollen Übersetzer zu sagen, und wohl müssten wir noch speziell nochmals darauf hiiweisen, dass sich diese Übersetzungen durchaus nicht auf Petöfi'sche Poesie allein beschränken, sondern auch manche unsterbliche Perlen der Muse eines Arany, Vörösmarty, Eötvös, Tompa etc. in frappant gelungener Weise vorführen, wir müssten, um gerecht zu sein, die in ihrer Art bisher *unerreichte* Wiedergabe des herrlichen Arany'schen Gedichtes „A dalnok buja“ (The minstrel's sorrow), von Vörösmarty's Szép Ilonka („Beautiful Helen“), „The song from Fot“ (Fóthi dal), dann wider von Arany's „Clara Zach“ und „Ladislaus V.“, von Garay's „Kont“, Karl Szász' „Hungarian Music“, Eötvös's „Farewell“ etc. etc. des Näheren erwähnen. Alldies würde aber diese, ohnedies vielleicht schon zu lange Besprechung gar zu sehr anschwellen, und müssten wir ja dann, schon des Gleichgewichtes halber, auch einige andere, allerdings kleinere, oder unwesentliche Mängel berühren, die wir bisher verschwiegen.

Wir erwähnten zuvor, dass uns gerade Amerika der geeignete Boden erscheint, wo mit solch gelungenen Übertragungen unserer Dichter der Achtung und der Verbreitung des guten Rufes unserer Nation ein grosser Vorschub geleistet werden kann. Zweifelsohne schwebte dem Auge des Übersetzers auch dieses schöne Ziel vor, als er vorzugsweise darauf Acht hatte, in seine Sammlung je mehr solche Gedichte aufzunehmen, in denen sich der Freiheitsgeist, der tolerante Charakter, die rührende und glänzende Vaterlandsliebe, und die ritterliche Bravour der ungarischen Nation am kräftigsten ausdrückt. Löw hat somit mit seinen „Gems“ nicht nur ein schönes, sondern auch ein unserem ganzen Volke nützlich Werk vollbracht. Ist ja er selbst das beste, und beredteste Beispiel für die nie versiegende Heimathsliebe des Ungarn, der nach Jahrzehnte langer Trennung von seinem Vaterlande, noch immer an die süssen Laute seiner Muttersprache, an die lieben heimathlichen Halden und Fluren, an die so zu Herzen dringenden Lieder seiner Dichter zurückdenkt, und für den es als der theuerste Triumph gilt, wenn er den guten Ruf seines Volkes in seinem grossen und mächtigen Adoptivvaterland durch einige literarische Bekanntmachung weiter verbreiten, demselben unter seinen neuen Landsleuten eine edle Propaganda machen kann. Zu dem gibt es da drüben jenseits des „grossen Wassers“ tausende und tausende „Versprengte“ unsrer Nation, die oder wenigstens deren schon dort geborene Kinder allmählig der „Anglisirung“ anheim fielen. Die Macht der Verhältnisse, die vielen Jahre des Ringens und Kämpfens drohte bei diesen schon das letzte Band, das sie noch an ihre vierflüssige Heimath da drüben, mitten im alten Europa gebunden hätte, zu zerreißen. Nun denn, mit den „Gems from Petófi and other Hungarian Poets“, denen bald eine zweite Sammlung folgen soll und wird, ist ihnen allen ein neues, theueres, festes Band der Erinnerung an die längst gesehene Heimath geschaffen, und manche, die an den Ufern des Ohio, Mississippi und Hudson im Herzen wohl noch ungarisch, in der Sprache aber schon längst englisch sind, werden die-e „Gems“ daheim in trauten Winternächten, oder draussen im laubigen kühlen Schatten der amerikanischen Wälder und Parks wieder und wieder durchblättern, und eine freudige Rückerinnerung wird ihr Herz dabei durchzittern, „hat doch ihnen, und ihren Nachkommen der Landsmann aus Pápa eine theuere *bleibende* Erinnerung an ihre geliebte Heimath, die *erste* dieser Art in Amerika, in die Hand

gegeben“, eine Erinnerung, die in ihnen das alte Gefühl der Vaterlands-
 liebe und der gerechtfertigten Freude ihrer Zusammengehörigkeit mit
 einer Nation, die *solche* Geister, *solche* Lieder hervorgebracht, immer
 wieder rege halten und anfachen wird. Ja! es ist ein Stück heisser, glü-
 hender Vaterlands-*liebe*, diese „Gems“, und *das* ist es, was mir an
 ihnen wenigstens so gut gefällt, als die poetische Begabung des
 wackeren William Löw, die sie auf jeder Seite, in jeder Zeile beur-
 kunden.

PROF. L. PALÓCZY.

FESTLICHE JAHRESSITZUNG DER UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Am 4. Juni d. J. hielt die ungarische Akademie der Wissenschaf-
 ten ihre *zweihundvierzigste* Jahresversammlung in Gegenwart eines zahl-
 reichen Publikums, welches die interessanten Vorträge mit gespannter
 Aufmerksamkeit verfolgte und mit lautem Beifall entgegennahm.

Präsident Graf MELCHIOR LÓNYAI eröffnete die Versammlung mit
 einer Ansprache, deren wesentlichste Theile wir im Folgenden repro-
 duzieren :

Unsere Akademie hat in ihrer heutigen Plenarversammlung die
 Modalitäten festgestellt, unter welchen ihre Statuten zu ändern sein
 werden. Meiner Ansicht nach war es korrekt, in dieser Beziehung zu
 verfügen; denn jede lebensstarke Schöpfung strebt nach Vervollkomm-
 nung und ihre Normen können sich nicht auf ewige Zeiten erstrecken.
 Doch hat jede Schöpfung ihre Grundlagen, welche ihre Existenz-Beding-
 ung bilden und diese zu ändern wäre kein korrektes Vorgehen.

Die Basis, auf welcher die Organisation unserer Akademie be-
 ruht, ist eine eigenartige und weicht von der Organisation aller ande-
 ren Akademien ab, was in der eigenthümlichen Lage der ungarischen
 Nation seine Erklärung findet.

Es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit über diesen Gegen-
 stand zu sprechen.

Unsere Akademie ist keine *königliche* Akademie, unterscheidet
 sich daher von jenen Akademien, die ihren Bestand der Initiative von
 Herrschern verdanken. Der allerhöchste Protektor unserer Akademie ist

wohl der König, der auch die Gnade hatte, den Stammfond durch seine Gabe zu bereichern und der, als gekrönter König, auch das Recht hat, die gewählten Präsidenten zu bestätigen und der Abänderung der Statuten die allerhöchste Approbation zu ertheilen; in jeder anderen Hinsicht aber ist die Akademie ein unabhängiges, selbstständiges Institut.

Sie ist keine *Landes-Akademie*, die auf öffentliche Kosten, durch die Beiträge der Spender erhalten wird; in neuerer Zeit erst hat die Gesetzgebung für bestimmte Kulturzwecke bescheidene Summen bewilligt, wobei die Verwendung durch das Gesetz der Akademie überlassen wurde.

Sie ist keine ausschliesslich aus *Gelehrten und literarischen Notabilitäten* bestehende Akademie; von Beginn ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag sehen wir in dem Direktionsrathe und in den Reihen der Ehrenmitglieder der Akademie die hervorragendsten Männer unseres Landes, die sich durch einen altherwürdigen Namen, durch ihr Interesse für Wissenschaft und Literatur, durch Opferwilligkeit für das Gedeihen der Akademie hervorgethan, ebenso Jene, die sich im öffentlichen Leben in den Reihen der Ersten erhoben und ihren Namen in der Geschichte unserer Nation verewigt haben; sie Alle geniessen Einfluss auf die Leitung der Angelegenheiten der Akademie. Durch ihre Wahl zeichnet die Akademie sie aus, damit ihr eigener Glanz gehoben werde, ihre Wirksamkeit Nachdruck erlange und in schweren Zeiten der bescheidene Kreis der Gelehrten Unterstützung finde.

Unsere Akademie ist somit kein königliches und kein Landes-Institut, auch kein ausschliesslich von Gelehrten geleitetes Institut, sondern eine *ungarische* Akademie im wirklichen Sinne des Wortes. Ungarische Patrioten haben sie initiirt, die freiwilligen Gaben der ungarischen Nation haben sie geschaffen und heute noch, nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert seit ihrem Bestande verflossen, vergeht kaum ein Jahr, in welchem nicht ungarische Patrioten durch ihre Gaben oder Legate ihre Fonds bereichern. Sie ist eine *ungarische* Akademie, weil ihre erste und grösste That darauf gerichtet war, eine gebildete ungarische, literarische Sprache zu schaffen und mit solchem Erfolge zu verbreiten, dass die von ihr gebildete literarische Sprache heute schon die Sprache des Volkes geworden, und bildet die Pflege

die er Sprache, die Bewahrung ihrer Reinheit auch heute noch den Gegenstand ihrer vornehmsten Sorgfalt.

Unsere Akademie ist ein *ungarisches* und *nationales* Institut, denn obgleich sie in ihrer Thätigkeit allezeit innerhalb der Schranken der Verbreitung der ungarischen Wissenschaftlichkeit und der Pflege der Sprache geblieden, wusste sie doch jene grossen Ideen, welche die Nation von Zeit zu Zeit begeisterten, sich zuzueignen und den Interessen der Nation in stiller, aber konsequenter Arbeit zu dienen.

Vermöge der eigenartigen Lage unserer Nation war das erste wissenschaftliche Institut des Landes schon bei der Gründung nicht allein und ausschliesslich idealen Zwecken gewidmet, sondern es war seine Bestimmung, idealen und praktischen Zwecken gleichmässig zu dienen und neben der Pflege der Wissenschaften auch die praktische Richtung nicht ausser Acht zu lassen.

Graf Stefan Széchenyi, der Gründer der Akademie, hat in seiner Person diese beiden Richtungen auf das Glücklichste vereinigt; er war Idealist in seinen Zielen, überaus praktisch in der Benützung seiner Mittel. Diese Richtung hat die Akademie in der Wahl ihrer Präsidenten fortwährend und vielleicht instinktmässig zur Geltung gebracht. Die erste Wahl fiel auf den Grafen Josef Teleki, der ein grosser Historiker und Gelehrter war in des Wortes wirklicher Bedeutung. Ihm zur Seite stand Graf Széchenyi, der selbst in seiner literarischen Thätigkeit praktisch war, praktisch in der Gründung der Akademie und in allen seinen grossen Schöpfungen.

Auch bei den späteren Wahlen blieb diese Richtung vorherrschend. Die Leitung der Angelegenheiten der Akademie übernahm Graf Emil Desseffy, die hervorragendste Notabilität der damaligen praktischen Ziele. Zum Vizepräsidenten wurde Baron Josef Eötvös gewählt, der die ausgezeichnetste Gestalt unseres öffentlichen Lebens und unserer Literatur und die edelste Verkörperung des idealen Lebens war. Diese Wahl war würdig der grossen Vorgänger und entsprach vollständig den Forderungen der damaligen schweren Zeit.

Nicht nur in der Geschichte unserer Akademie, sondern auch in der Geschichte des 19. Jahrhunderts unseres Vaterlandes wird stets eine hervorragende Gestalt Graf Stefan Széchenyi sein, der junge Husaren-Rittmeister, der, als er durch einige auf dem Reichstage gespro-

chene begeisterte Worte und durch seine grosse Spende die Akademie begründet hatte, damit seine lange patriotische Carrière begann. Es wird dies eine jener Szenen sein, welcher noch die späte Nachwelt begeistert gedenken wird. Aber eine zweite hervorragende Gestalt in der, wenn auch nur kurzen Epoche der Geschichte dieses Jahrhunderts wird auch Graf Emil Dessewffy sein, in jenem kurzen Zeitraum, wo er das Präsidium der Akademie innehatte. Als Privatmensch war er eine gebildete, gelehrte, liebenswürdige Persönlichkeit, als Präsident der Akademie wurde er eine Macht in jener Zeit, da einzig und allein die absolute Gewalt herrschte; denn umgeben vom Glanze seiner Stellung, verkündigte er von diesem Platze aus laut der Nation, die schon ihre Hoffnung zu verlieren begann, dass eine Nation auf dem geheiligten Boden dieses Vaterlandes lebe, und wenn ihr auch jetzt die 800 Jahre lang offen gestandene Laufbahn des politischen Lebens verschlossen sei, so hat sie doch eine ungarische Akademie, die höhere Verkörperung ihrer Nationalität, von deren Präsidialsitze herab die Devise zur Ausführung patriotischer Thaten ertönt, und er brauchte nur zu sagen: „Die Akademie hat kein Haus“, und Reich und Arm brachten ihre Gaben zum Bau dieses prächtigen Palastes. Kaum hatte er gesagt: „Gedenken wir der hundertsten Jahreswende der Geburt Kazinczy's“, und die Bessern der Nation pilgerten an den Geburtsort des ersten Pflegers ihrer Sprache, um das Fest des Triumphes der ungarischen Nationalität in der Zeit der amtlichen Germanisation zu feiern. Und die Akademie, um in den Herzen der Zweifler Hoffnung zu erwecken hinsichtlich der Zukunft unserer Nation, begann mit zweifachem Fleisse die vaterländische Geschichte zu pflegen, als ob sie sagen wollte, dass die Nation, die eine tausendjährige Vergangenheit hat, welche die durch das Schicksal, aber häufig durch eigene Schuld über sie verhängten Leiden zu ertragen im Stande war, zu neuem Leben erwachen müsse. Ja, das Staatsleben wird neu aufblühen, indem das Andenken an die gemeinsame geschichtliche Vergangenheit die verschiedenen Stämme mit der den Staat bildenden Nation verknüpft.

Als auf Grund kühner Missdeutung und Fälschung der geschichtlichen Thatsachen neben der Theorie der Rechtsverwirkung die Nichtexistenz laut verkündet wurde, war es ein Ehrenmitglied unserer Akademie, das auf der festen Basis der geschichtlichen Wahrheit und des Rechtes gegen diese Richtung sein wichtiges Werk schrieb. Die

Akademie zeichnete dieses Werk mit dem grössten Preise aus, und die ganze Nation vereinigte sich auf dem Boden der Rechtskontinuität um diesen grossen Patrioten und dieses Mitglied der Akademie, und an ihm unerschütterlich festhaltend, erreichte sie die Wiederherstellung ihrer Verfassung.

Diese, aus der Glanzzeit der Akademie in Erinnerung gebrachten Thatsachen zeigen wohl deutlich, dass die Organisation der Ungarischen Akademie eine eigenthümliche ist und von jener der anderen Akademien abweicht.

Ob es ihr gelungen wäre, auf die Nation einen so entscheidenden Einfluss auszuüben, wenn sie sich, wie anderwärts, ausschliesslich aus den namhaftesten Gelehrten und Schriftstellern zusammensetzt, und nicht aus den bedeutendsten Vertretern der Wissenschaft und des Patriotismus besteht, — die Akademie vergesse nie, dass sie ihre bisherigen grossen Erfolge zum guten Theile jener eigenthümlichen Organisation danken kann, welche sie eng mit der Nation verbindet. Zeit und Erfahrung versetzen auch die Akademie in die Nothwendigkeit, ihre Statuten wieder zu ändern; dabei aber verliere sie nie aus den Augen die als gesund erwiesene Grundorganisation, welche ihre Gründer mit weiser Voraussicht für sie schufen, und welche durch ihre halbhundertjährige Vergangenheit und durch ihre glänzenden Erfolge sanktionirt wurden. Auf dieser Basis baue die künftige Generation weiter und lasse sich nicht verführen durch die anderwärts und unter anderen Verhältnissen als richtig erwiesenen Theorien.

Dem Grafen Desseffy, dem durch seine glänzende Vergangenheit berühmten Präsidenten und neueren Begründer unserer Akademie, hat das Schicksal nicht gestattet zu erreichen, dass er in dem durch seine konsequente und ausdauernde Thätigkeit errichteten Palast bei Gelegenheit der ersten feierlichen Gesamtsitzung selbst die erste Eröffnungsrede halten könne.

Zum dritten Mal seit seinem Tode ist die Nothwendigkeit herangetreten, das Präsidium der Akademie zu besetzen. Der edelste und würdigste Vertreter der Wissenschaftlichkeit und Ideenwelt, Baron Josef Eötvös, wurde vor 16 Jahren einstimmig zum ersten Präsidenten der Akademie gewählt, und ich bin kaum im Irrthum, wenn ich der Tendenz, auch die vom Anbeginn befolgte praktische Richtung zur Geltung zu bringen, das unerwartete Glück verdanke, dass man mich,

der von erster Jugend angefangen der Pflege der mit dem praktischen Leben zusammenhängenden Wissenschaften und Interessen meine gesammte Thätigkeit widmete, ihm zur Seite hob.

In dieser Zeit begann die Epoche der Pflege und Verbreitung der Wissenschaften in ungarischer Sprache. Im Jahre 1870 hat zu diesem Zwecke die Akademie ihre Statuten umgestaltet, und indem sie die einzelnen Klassen den verschiedenen Wissensfächern gemäss selbstständig umgestaltete, hat sie zur Ausbildung der Wissenschaften weiten Spielraum gewährt. Mit der Organisation der selbstständig fungirenden ständigen Kommissionen hat die planmässige Ausbildung der Wissenschaften ihren Anfang genommen, und hiedurch wurden auch ausserhalb der Akademie stehende Fachmänner in die Thätigkeitssphäre der Akademie gezogen.

Allein kaum hatte die Akademie diese nennenswerthe Umgestaltung passirt, als zum tiefen Schmerz der Akademie und der Nation der Tod des Barons *Eötvös* eintrat, und ich, der sein Präsidenten-Kollege war, wurde, und zwar vielleicht deshalb durch das Vertrauen meiner Kollegen mit der Stellung des ersten Präsidenten beehrt. Diese Stellung habe ich stets als die grösste und glänzendste Auszeichnung in meinem langen öffentlichen Leben betrachtet, als die ausgezeichneteste von allen jenen Stellen, welche in Ungarn durch Wahl besetzt werden. Zu gleicher Zeit hat die Stelle des zweiten Präsidenten Anton Csengery eingenommen, jener ausgezeichnete Gelehrte und Patriot, welchem die Akademie auch früher viel zu verdanken hatte, der nicht nur als ausgezeichnete Individualität des öffentlichen Lebens, sondern auch als Akademiker in seinem Vaterlande massgebenden Einfluss ausübte, der während jener ganzen Zeit, so lange er mein Präsidenten-Kollege war, mich in der Erledigung der Angelegenheiten der Akademie, in der Führung der Präsidial-Agenden unermüdlich und erfolgreich unterstützte.

Auch er fehlt nun schon in unserem Kreise und er bringt mir lebhaft in Erinnerung, dass ich einer der letzten Vertreter der schon im Schwinden begriffenen Generationen bin. Ich habe schon vier Mal das Präsidium der Akademie erlangt. Jetzt beginnt das letzte Jahr meiner letzten Wahldauer. Vielleicht spreche ich jetzt zum letzten Male von dieser Stelle; gestatten sie mir also, dass ich bei dieser Gelegenheit kurz nur jenen Theil meiner Präsidenten-Aufgabe bezeichne,

welcher sich auf die wesentliche Bedingung der erfolgreichen Thätigkeit, auf den materiellen Zustand, beschränkt.

Vor Allem habe ich es als meine Aufgabe betrachtet, mit der Mitwirkung meiner Präsidentenkollegen und mit der Unterstützung des Direktionsrathes dahin zu wirken, dass die in früherer Zeit nach alter Methode geführte Kassengebarung und Verrechnung radikal umgestaltet und systemisirt werde, dass der Stand der Stiftungen geklärt und vollkommen sichergestellt sei, dass die grossen Rückstände aufhören und die Rechtsangelegenheiten in Evidenz gebracht werden. All dies ist vollkommen gelungen. Die Ungarische Bodenkredit-Anstalt hat mit patriotischer Bereitwilligkeit, kraft des Interesses, welches die erste Hypothekar-Anstalt unseres Vaterlandes für das erste ungarische wissenschaftliche Institut bekundet, die Kassen- und Buchführungs-Agenden, und zwar ohne jede Gebühr übernommen. Schon seit 11 Jahren leistet sie uns diesen patriotischen Dienst. Hier liegen uns die 1881-er Schlussrechnungen vor, welche, verglichen mit dem ersten Jahre ihrer Manipulation, nennenswerthe Ergebnisse aufweisen.

Ich will mich nicht in Details einlassen und erwähne nur, dass, während vor 12 Jahren die Akademie noch unter namhaften Lasten laborirte (aus dem Bau ihres Palastes und Zinshauses — unter Anderem schuldete sie 40,000 fl. der I. ungarischen allgemeinen Assekuranz-Gesellschaft), sie heute ihre Schulden vollkommen zurückgezahlt hat, ja sogar trotz der inzwischen nöthig gewordenen neueren Bauten, wie zum Umbau des Akademie-Palais-Daches, welcher 144,332 fl. kostete, und dessen Kosten sie ebenfalls vollständig tilgte, ihre Bilanz heute um 355,095 fl. günstiger steht, ohne dass wir in der Bilanz im Palaste und im Zinshause der Akademie den anfänglich mit einer Million Gulden angenommenen Werth um die neuen Bauauslagen erhöht hätten. Ein grosser Theil namhafter Stiftungen ist eingeflossen; der Stand des in Werthpapieren — sichersten Pfandbriefen — placirten Vermögens hat sich, mit dem früheren Zustand verglichen, von 321,340 fl. auf 574,334 fl. erhöht. Dieses Ergebniss können wir einerseits dem Umstande verdanken, dass die Spenden und Legate sich stets vermehrten, allein andererseits auch dem, dass der Direktionsrath bei der Verwaltung des Akademie Vermögens die nüchterne Sparsamkeit geltend machte, jedoch ohne dass er die durch die einzelnen Klassen zur För-

derung wissenschaftlicher Ziele erwünschten materiellen Mittel nicht stets mit grösster Bereitwilligkeit votirt hätte.

Ich habe von der Vergangenheit gesprochen, gestatten Sie mir, dass ich noch von einer wichtigen Aufgabe der nahen Zukunft spreche, welche in der Verbreitung der Wissenschaften der Akademie harret.

Unser Vaterland ist an die Schwelle einer bemerkenswerthen Umgestaltung gelangt. Heute ist die Ueberzeugung eine immer allgemeinere geworden, dass es zum Tragen unserer schweren Lasten und im Interesse unserer materiellen Wohlfahrt unvermeidlich nöthig ist, dass Alles geschehe, was zur Entwicklung der nationalökonomischen Kräfte, zur Steigerung der nationalen Arbeit, zur Geltendmachung vernünftiger Spar amkeit dient; dies aber können wir nur durch selbstbewusstes Handeln erreichen. In dieser Richtung kann der sichere Fortschritt nur so erhofft werden, wenn jene Kenntnisse sich verallgemeinern, welche, wie die Erfahrung zeigt, reich und so selbstständig und zufrieden machen. Die allgemeine Verbreitung der nationalökonomischen Kenntnisse ist somit dringend nothwendig geworden. In einem konstitutionellen Staate ist die Macht der öffentlichen Meinung gross, und weil das Schicksal der Nation von den Vereinbarungen der Legislative abhängt, verursachen die Fehler, ja auch die Versäumnisse derselben unendlichen Schaden; hingegen kann deren selbstbewusstes und zweckmässiges Handeln nicht nur die zukünftige Blüthe begründen, sondern auch die Steigerung derselben in grossem Masse bewerkstelligen. Es ist deshalb nöthig, dass die durch Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse entstandene unwiderstehliche öffentliche Meinung auch auf die Gesetzgebung entscheidenden Einfluss ausübe und damit dieser Zustand in unserem Vaterlande ehestens eintrete, muss die Akademie ihre Thätigkeit in dieser Richtung steigern.

Diese Richtung begann in der Akademie auch schon zur Geltung zu gelangen. Die nationalökonomische Kommission hat in jüngster Zeit eine lebhafte Thätigkeit entwickelt. Diese Kommission wird zur Aufgabe haben, vereint mit den ausserhalb der Akademie stehenden Fachmännern eine verdoppelte Thätigkeit zu entfalten. Ein zweiter wichtiger Faktor der materiellen Wohlfahrt ist die Verbreitung der Kenntnisse der Naturwissenschaften, und besonders die Darlegung jener grossen Errungenschaften, welche diese Wissenschaften auf dem Gebiete der prakti-

schen Anwendung erreicht haben; und in dieser Hinsicht harrt auch der dritten Klasse eine grosse Aufgabe; in welcher Weise sie dieselbe im jüngsten Jahre erfüllte, darüber wird der Generalsekretärs-Bericht Details gewähren.

Es ist nicht lange her, dass die hochwichtige Arbeit der Verbreitung der Wissenschaften in dem damals bescheidenen Kreise der Akademie lebte; seit jener Zeit ist eine ganze Serie wissenschaftlicher Gesellschaften entstanden, welche insgesamt von der Akademie als ihre Kinder betrachtet werden.

Und damit von dieser Stätte aus auch in Zukunft sich das Licht auf das ganze Vaterland erstrecke, möge die Akademie auch ferner die wissenschaftliche Thätigkeit anführen, ihr die Richtung angeben, möge sie auch ferner das eifrige Streben unterstützen und das wahre Verdienst belohnen. Sie möge die Talente der jüngeren Generation zu sich erheben, damit sie der Wissenschaft und der vaterländischen Sprache stets neue Priester zuführe und damit von hier aus von Geschlecht zu Geschlecht sich stets das Licht auf das ganze Vaterland verbreite!

Die Wissenschaft ist der gemeinsame Schatz der Menschheit, deren Fortschritt die Verbreitung der Zivilisation, die Befestigung der Freiheit sichert. Eine höhere Aufgabe gibt es wohl nicht, als unsere Nation auf ein Niveau mit den in Bildung und Wissenschaften fortgeschritteneren Nationen zu heben, und dadurch die höchsten Interessen unseres Stammes zu fördern. Dieses Ziel zu fördern, war die Akademie bestrebt, dies möge auch in Zukunft ihre höchste Aufgabe sein!

* * *

Der Bericht des Generalsekretärs WILHELM FRANKÓI konstatirt vor Allem, dass das Leben unserer Nation stets eine Kette von Kämpfen gewesen; doch haben diese Kämpfe, wenn sie auch unsere Verbreitung hinderten und unsere Entwicklung hintanhielten, unsere Lebensfähigkeit und die Berechtigung unserer Hegemonie bewiesen. Und wenn sich auch Böswilligkeit und Befangenheit dies anzuerkennen sträuben, so muss unsere Akademie sie eines Besseren belehren, unsere Akademie, in welcher sich jene Assimilationskraft, welche wenn auch nicht die Masse, so doch die edelsten Elemente der eingewanderten Völker amalgamirt und die Söhne Hunt's, Pázmán's und Druget's zu ungarischen Magnaten machte, in auffälliger Weise manifestirt.

Während die nicht-ungarischen Nationalitäten Ungarns seit Jahrzehnten kein literarisches Werk von Bedeutung geschaffen, sind die hervorragendsten Geister des Landes, ohne Unterschied des Ursprungs oder der Abstammung Mitarbeiter unserer Akademie von Anbeginn an und es ist gewiss bezeichnend, dass Jene, deren Ahnen nicht im Lager Árpád's zu suchen sind, das Gebiet der ungarischen Sprachwissenschaft am fleissigsten kultiviren. Und eben auf diesem Gebiete zeigt die Akademie, dass sie von jenem Chauvinismus und jener Einseitigkeit frei ist, deren man unseré Nation zu zeihen pflegt. Soeben erscheint in unserem Verlage das grosse Werk Armin Vámbéry's über den Ursprung der Ungarn. In diesem Werk führt der gelehrte Autor den Beweis, die ungarische Race und die ungarische Sprache seien türkisch-tatarischen und nicht finn-ugrischen Ursprungs, und er kommt darin zu folgendem Resultate: „Jene sittliche Kraft, welche dem Ungar in Pannonien die Herrschaft verlieh über Petschenegen, Kumanier, Chazaren und sonstige verwandte und fremde Stämme, sie lebt selbst nach tausend Jahren in dem Ungar der Neuzeit, der inmitten von Slaven, Rumänen und Deutschen lebt, die stärker sind als er, ungeschwächt fort. Auch anderen türkisch-tatarischen Stämmen war die staatenbildende Potenz eigen, denn von China bis zum Balkan sassen auf allen Thronen türkisch-tatarische Herrscher; allein nur der Ungar hat sich die Macht der Staatserhaltung bewahrt. Nur der Ungar ist in Europa heimisch geworden, hat diesem Welttheil wichtige Dienste erwiesen und ist berufen, ihm in den unausbleiblichen Wandlungen des europäischen Ostens noch wichtigere Dienste zu leisten.“

Der Bericht schildert nun die Thätigkeit der einzelnen Klassen; er enumerirt deren Editionen und die Vorträge, die in ihrem Schoss gehalten wurden und liefert ein knappes aber prägnantes Bild der Gesamththätigkeit der Akademie. Dann widmet er Worte des Bedauerns den Todten des Instituts: Anton *Gorove*, Moriz *Lukács*, Nikolaus *Szemeré*, Johann *Baintner*, Stefan *Morócz*, Ludwig *Asbóth*, Aladár *Molnár* und Graf Stefan *Károlyi*, und schliesst mit folgenden Sätzen:

„Es hat sich heuer der im Leben der Akademie seltene Fall ereignet, dass die neugewählten Mitglieder nicht alle durch den Tod der im verflorenen Jahre verstorbenen Mitglieder freigewordenen Plätze ausfüllen. Ich glaube, mit den Pflichten der Stelle, auf der ich mich befinde, nicht in Kollision zu gerathen, wenn ich meiner individu-

ellen Ueberzeugung Ausdruck gebe und mein Bedauern über das Resultat der heurigen Wahlen ausspreche, die unsere Akademie *der Mitwirkung vieler hervorragender Männer beraubten, welche nicht nur das Prestige, sondern auch das Niveau unseres Instituts auf mehreren Gebieten hätten heben können.* Unsere Akademie, welche eine andere Organisation, als die Nestor-Anstalt unter den bestehenden gelehrten Gesellschaften: die französische Akademie, besitzt, sie ist in erster Reihe berufen, die bescheidenen, aber thatsächlich und kontinuierlich thätigen Pfleger der Wissenschaft aufzunehmen. Aber ebenso die Intention unserer Gründer, wie der Text unserer Statuten eröffnet unsere Akademie all' Jenen, die sich um die Entwicklung der nationalen Bildung auf welchem Gebiete und auf welche Weise immer bedeutende Verdienste erworben. Wir wissen, dass man zur Beurtheilung der Verdienste keine Regeln von absolutem Werthe, zu deren Würdigung keine das individuelle Gewissen unbedingt verpflichtende Gesetze schaffen kann. So kam es, dass Stefan *Horváth* nicht wollte, dass Georg *Fejér* nicht konnte die Schwelle unserer Akademie übertreten, obgleich die Thätigkeit eines Jeden von ihnen einer ganzen Gelehrtengesellschaft zur Ehre gereicht hätte.

Doch möchte ich dabei bemerken, dass solche Ausnahmefälle nicht nur an unserer Akademie vorkommen. Es ist bekannt, dass Molière, Rousseau und Béranger vergebens bemüht waren, die Fauteuils einzunehmen, welche das Andenken Richelieu's hüteten, so dass der Biograph des Einen mit Recht sagen konnte: „Zu seinem Ruhme hat nichts gefehlt, doch fehlte er zu dem unserigen.“ Und selbst Viktor Hugo bewarb sich dreimal um diese Auszeichnung und einmal wurde er sogar von einem Konkurrenten besiegt, dessen Namen und Andenken bloß von dem geistvollen Epigramme Dupaty's bewahrt wird, in welchem bedauert wird, dass er für einen Augenblick die Siegespalme dem berühmten Autor von „*Notre Dame de Paris*“ entrissen habe. Dennoch ist es unzweifelhaft, dass *wir mit der grössten Sorgfalt selbst den Schein fern halten müssen, als liessen wir uns in der Ausübung unserer wesentlichsten Pflichten von anderen Motiven, als von den Interessen der Akademie und der Wissenschaft leiten.* Dann werden wir aber auch das Recht haben, von den Dolmetschen der ausserhalb der Akademie stehenden öffentlichen Meinung zu erwarten, dass sie bei vollem Gebrauch der freien Kritik das Institut schonen, an dessen

Schwelle die politische Leidenschaft, die konfessionelle Befangenheit und die individuelle Antipathie verstummen müssten.

Wir für unseren Theil beanspruchen nicht den Titel „Unsterbliche“, doch reklamiren wir die Pietät, welche der Zauber der Unsterblichkeit selbst Alltagsseelen abringt, für unser unsterbliches Institut und für jene unsterblichen grossen nationalen Interessen, über welche unsere Akademie zu wachen berufen ist, über welche sie treu wachen wird für und für!“

Hierauf folgte die Denkrede AUGUST TRÉFORT'S auf MORIZ LUKÁCS, welche wir an der Spitze dieses Heftes der „*Ungarischen Revue*“ vollständig mittheilen.

Zum Schlusse betrat Graf BÉLA SZÉCHENYI die Redner-Tribune, um über die von ihm geleitete ost-asiatische Expedition und über deren wissenschaftliche Resultate Bericht zu erstatten.

Der Vortragende schilderte vor Allem die Vorbereitungen, die er für seine Expedition traf. Die Idee, eine grössere wissenschaftliche Reise zu unternehmen, hatte er im Jahre 1874 gefasst. Nachdem er seine Verhältnisse geordnet und nachdem er sich selbst drei Jahre hindurch durch das Studium der einschlägigen Literatur auf das Unternehmen vorbereitet — die körperliche Eignung hatte er sich schon vorher durch Reisen in Amerika und Afrika und durch Befolgung des Wahlspruchs seines Vaters: „Der beste Fussgänger ist der unabhängigste Mensch“ erworben —, sah er sich nach Reisegefährten um. Er fand dieselben in Gabriel BÉLINT, der die Reise in sprachwissenschaftlicher Beziehung, in Oberlieutenant KREITHNER, der sie in geographischer und in Ludwig LÓCZY, der sie in geologischer Beziehung verwerthen sollte. Er selbst hatte sich den ethnographischen und als leidenschaftlicher Jäger den zoologischen Theil der Arbeit, wie die Leitung des Ganzen vorbehalten, wie er denn auch sämtliche Kosten aus Eigenem bestritt. Nach Asien zog es ihn aber als nach der Wiege der Menschheit, nach dem Ausgangspunkt aller Zivilisation, vornehmlich aber als nach dem Ursprung seiner geliebten Nation.

Nachdem er von dem damaligen Minister des Aeussern Grafen Julius ANDRÁSSY ein Empfehlungsschreiben an unsere Vertreter in Ostasien und von dem ungarischen Minister-Präsidenten Koloman TISZA eine Legitimation in ungarischer und französischer Sprache erhalten,

machte er sich mit seiner Reisegesellschaft auf den Weg. Bálint, der erkrankte, musste bald zurückkehren und so musste der Chef der Expedition auch den sprachwissenschaftlichen Theil der Arbeit übernehmen.

In *Peking* that er, nachdem die letzte Ausrüstung vollendet war, Schritte, um „*libre passage*“ durch chinesisches und tibetisches Gebiet zu erhalten. Es gelang ihm das leicht, da er weder Russe noch Engländer, weder Kaufmann noch Missionär war und er durfte endlich dem Ministerrath, der aus 9 Ministern, sämtlichen Staatssekretären und dem Vorsitzenden Prinzen Chun bestand, seine Bitte vortragen. Der Sekretär der deutschen Botschaft, Herr *Achen*, hatte die Freundlichkeit, seine Bitte zu verdolmetschen. Da er von dem Respekt, den die Chinesen vor allem Schriftlichen haben, hörte, setzte er sich auch ein schriftliches deutsches Gesuch auf, welches Achen ins Chinesische übersetzte und das er nun dem Ministerrathe überreichte. In dem Gesuche sagte er unter Anderm, dass er, seines Stammes ein Ungar, ausgezogen sei, um die Stätten zu finden, von denen seine Ahnen einst ausgezogen, um an der Wiege seiner Väter für das Wohl seines Vaterlandes zu beten. Das Gesuch ging unter Grabesstille von Hand zu Hand, endlich heiterten sich die finsternen Mienen auf, die Minister liessen sich mit ihm in ein Gespräch ein und endlich wollten sie gar hören, wie das Ungarische klinge, weshalb er auch einen Theil des „*Szózat*“ und des „*Fóti dal*“ vortrug, was ihnen nicht wenig zu gefallen schien. Allein der Kriegsminister hatte noch immer Bedenken. Er fragte den Grafen, ob er vielleicht Karten von dem zu durchstreifenden Gebiete anfertigen wollte. Graf Széchenyi antwortete, er werde das thun und werde sich auch erlauben, der chinesischen Regierung Exemplare einzusenden, wie er auch das Kabinet von dem Fortgange seiner Reise unterrichten wolle.

So erhielt er denn endlich die ersehnte *passage libre*, die ihm freilich in Tibet nicht viel nützte, weil die Llamas das Volk gegen ihn aufhetzten, so dass er endlich vom Blauen See aus die Heimreise antreten musste. Dennoch hatte er die Genugthuung, weiter vorgedrungen zu sein, als vor ihm je ein Europäer gekommen war, weshalb denn auch die durch die Expedition gefertigten Karten die ganze Gegend in einer anderen Gestalt erscheinen lassen, als dies bisher der Fall gewesen.

Nach einer eingehenden Schilderung des Verhältnisses, das zwischen Tibet und China besteht, der Rolle, welche der Dalai-Llama in

Tibet spielt, und der geringen Aussichten, welche für europäische Reisende in jenen Gebieten vorhanden sind, skizzirte der Vortragende kurz die wissenschaftlichen Resultate der Expedition und schloss mit einem Hinweis auf sein im Entstehen begriffenes grosses Werk, das er anfangs in ungarischer, deutscher und englischer Sprache zugleich erscheinen lassen wollte. Allein er habe sich eines Anderen besonnen; er wolle seinem Vaterlande die Priorität wahren und das Werk vor Allem in ungarischer Sprache herausgeben. Reich belohnt werde er sich für alle Mühsale und Opfer sehen, welche ihn die Expedition gekostet, wenn dieselbe in ihren Resultaten das Gebäude der Wissenschaft und der vaterländischen Ehre, wenn auch nur um ein Staubkörnchen, bereichert haben wird.

DIE KROATEN.

Von dem grossen Sammelwerke „Die Völker Oesterreich-Ungarns“ liegt uns der die Kroaten behandelnde Band* in der bereits wiederholt rühmlichst charakterisirten vorzüglichen Ausstattung dieses Unternehmens vor. Der Verfasser dieses Bandes zählt nicht zu den giftigen, enragirten Kroaten, und darum wollen wir seine Irrthümer mit grösserer Schonung besprechen. Er schreibt am Schluss seines Werkes (Seite 152): „Gemeinsame staatliche Interessen haben im Laufe der Zeiten zwischen den Kroaten und den von ihnen stammverschiedenen Magyaren ein freundschaftliches Verhältniss geschaffen, welches indessen seit dem Erwachen der Nationalitätsidee am Ende des vorigen Jahrhunderts vielfach getrübt worden ist. Unser Vertrauen auf den stetigen Fortschritt der Menschheit nährt auch hier in uns die Hoffnung, dass schliesslich der Ausgleich im Interesse beider Theile doch zu Stande kommen werde.“

Wir setzen diese Zeilen, denen ähnliche wir im ganzen Werke nicht wiederfinden, an die Spitze unserer Anzeige, um Herrn Staré, indem wir seine Irrthümer nachweisen, bei unsern Lesern die *bona fides* zu retten.

Der eigentlich historische Inhalt seines Buches ist sehr gering;

* Die Kroaten im Königreich Kroatien und Slavonien. Von Joseph Staré. Wien und Teschen, 1882.

der grössere Theil desselben beschäftigt sich mit der Ethnographie des Kroatienländchens, dem Charakter des Volkes, seinen Gebräuchen, Klassen, seinem gesellschaftlichen Leben, seinen volkwirtschaftlichen Factoren u. s. w. Hier ist der Verfasser, wiewohl er wenig Neues sagt, in der Darstellung klar und nüchtern. Er sagt in der Charakteristik des Volkes und der Schilderung seiner Sitten viel Interessantes, die Sympathie für sein Volk führt ihm die Feder, und wir achten dies. Das Volk ist überall interessant und sympathisch, wo es uns in seiner Unverdorbenheit entgegentritt.

Wir entnehmen der Volkscharakteristik Staré's zwei Punkte, um sie weiteren Kreisen zur Kenntniss zu bringen. Wir meinen die Hausgemeinschaft und den Ursprung der Schupaneien.

Wie bei allen Slaven — sagt Staré — haben sich auch bei den Kroaten die staatlichen Verhältnisse auf der Grundlage der Familie aufgebaut, welche sich nicht blos auf Vater, Mutter und Kinder beschränkt, sondern sämmtliche von einem Vater stammende männliche Nachkommen nebst ihren Frauen und Kindern umfasste, bis die übermässige Vermehrung einer solchen Familie eine theilweise Trennung nothwendig erscheinen liess. Der gemeinschaftliche Haushalt solcher aus demselben Blut entsprossener Familie wird Hausgemeinschaft oder Zadruga genannt. Sämmtliche Glieder der Zadruga haben gleiches Recht; sie wählen unter sich das Familienoberhaupt, welches den Besitz der Gemeinschaft verwaltet, Zwistigkeiten schlichtet und für die Vertheilung der Arbeit Sorge trägt. In der heidnischen Zeit war dieses Haupt des Haushalts auch der Priester der Familie, leitete den Gottesdienst und brachte im Namen seiner Sippe die nöthigen Opfer. Der Name des ersten Familienhaupts wurde der Zuname sämmtlicher Glieder der Zadruga und der Name der Zadruga selbst. Daher kommt es, dass die ältesten Kroatischen Dörfer, welche ursprünglich nichts anderes als je eine grössere Hausgemeinschaft gewesen, noch heute Familiennamen tragen. Hiess z. B. der Begründer irgend einer Familie Vinko (Vincenz), so wurden seine Nachkommen, sowie auch die Zadruga, und endlich die daraus erwachsene Ortschaft Vinkovci genannt. So ist eine Ortschaft namens Andrijeveci von einem Familienhaupt namens Andrija (Andreas), ein Vidovci von einem Vid (Veit), ein Petrijeveci von einem Peter abzuleiten. Erst wenn wegen allzustarker Vermehrung einer Familie ein Theil derselben auszuwandern genöthigt wurde und eine neue

Hausgemeinschaft gründete, erhielten die Ortschaften topische Namen, indem die neue Niederlassung, zum Unterschied von der alten, den Namen des benachbarten Berges oder Flusses, oder einer anderweitigen Natureigenthümlichkeit erhielt. Beschäftigte sich irgend eine Zadruga mit einem besonderen Wirthschafts- oder Industrie-Zweige, so konnte der Name der neuen Ortschaft auch von diesem entlehnt werden.

Mit dem Voranstehenden steht in engem Zusammenhange auch der zweite, die Schupanien betreffende Punkt. Die Hausgemeinschaften, welche ursprünglich aus je einer Zadruga entstanden, bewahrten auch nach ihrer Trennung das Bewusstsein ihrer verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit, und bildeten eine Sippe oder Schupanschaft (*comitatus*), welche die Grundlage alles staatlichen Lebens war und theilweise auch in die neuere Zeit herübergebracht wurde. Das Oberhaupt dieser ersten staatlichen Einheit, der Schupan, wurde immer aus der ältesten Zadruga gewählt. Die Glieder der letzteren standen daher in höherem Ansehen, als diejenigen der anderen, und bildeten eine Art Adel, ohne dessen Vorrechte. Unter dem Einflusse Westeuropas erwirbt der Adel alle Vorrechte der Klasse, erhält vom König Landlehen, entzieht sich und seine Unterthanen dem Verbande und den Verbindlichkeiten der Schupanei, bis seine Mitglieder schliesslich unter eigenem Banner im Lager des Königs oder im eigenen Interesse kämpfen (Seite 29, 30). Ottokar Lorenz (*Deutsche Geschichte* I. Seite 358) fasst das staatliche Verhältniss der Schupanschaften etwas anders auf, vielleicht weil er vornehmlich Böhmen und Mähren im Auge hatte, aber auch Dümmler, wiewohl er von den Dalmatiner Kroaten redet. Die Darstellung Staré's ist für die Begründung der Frage jedenfalls beachtenswerth.

Was den historischen Theil des Werkes betrifft, so ist darin keine Spur selbstständiger Forschung und Bearbeitung wahrnehmbar. Die Schicksale des Landes, seine Stellung zu den allgemeinen Begebenheiten, sein Rechtsverhältniss sind in verschwommenen Umrissen gezeichnet, — auch das wenige Gesagte ist im Dienste einer krankhaften politischen Idee gesagt. Die tausendjährige Geschichte Ungarns wird zurückgreifend im Interesse der gegenwärtig an der Save sich vordrängenden Strebungen umgemodelt. Die Familie Zrinyi wird vom Verfasser Zrinszky genannt, wiewohl die Welt den Helden von Sziget nur unter

dem Namen Zrinyi kennt — wovon abzuweichen unnöthig war, wenn gleich sich das eine oder andere Glied der Familie auch Zrinszky geschrieben haben mag. Der arme König Mathias Corvinus muss sich gefallen lassen, kroatisch-ungarischer König genannt zu werden; der ungarische Königsthron ist bei Staré ein kroatisch-ungarischer Königsthron — eine Bezeichnung, worin ihm übrigens schon andere neuere kroatische Schriftsteller zuvorgekommen sind. Es ist bekannt, dass sie auch die ungarische Krone kroatisch-ungarische Krone genannt haben, bis es ihnen von allerhöchster Stelle untersagt wurde.

Nie hat sich ein ungarischer König — weil er es ja gar nicht nöthig hatte — zum kroatischen König krönen lassen, mit der einzigen Ausnahme des Königs Koloman, der die Grenzen seines Reichs bis an die Adria ausdehnte. Staré schreibt nun, die Kroaten hätten Koloman auf den kroatischen Thron berufen, jedoch nur mit dem Bedinge, dass er die Selbstständigkeit Kroatiens auch fernerhin anerkennen werde. Es sind die alten Ammenmärchen, die Staré nicht erfunden hat, sondern bloß gläubig und gedankenlos einem Kvaternik und anderen Historikern (?) von ähnlicher Gewissenhaftigkeit nachbetet. Eine kleine Texterweiterung, Hinweglassung eines unbequemen Ausdrucks, Einschmuglung einer falschen Urkunde, wie sie aus den berüchtigten dalmatinischen Klöstern allezeit zu haben waren — und das sogenannte kroatische Staatsrecht, von welchem übrigens die Geschichte kein Sterbenswörtchen weiss, war fix und fertig. Wer sich von derartiger Arbeit einen Begriff bilden will, lese das L. Leouzon de Duc-sche Buch: *La Croatie et la confédération italienne*.

Wenn man die heutigen Kroaten reden hört, muss man glauben, ihre Vorfahren hätten den Ungarkönig Koloman aus purer Gefälligkeit als ihren Herren anerkannt. Wie weit entfernt Koloman war, an einen Vertrag mit Kroatien zu denken, beweist der Umstand, dass er mit seinem Heere wiederholt nach Kroatien ging, um die unter seiner Regierung ausgebrochenen Empörungen mit Waffengewalt zu unterdrücken. Oder sollten die Kroaten ihren eigenen Vertrag gebrochen haben?

Wir wiederholen es, dass sich nach Kolomann Niemand mehr zum König von Kroatien krönen liess. Demungeachtet spricht Staré an mehreren Stellen (Seite 14, 38, 70) von Personalunion. Nach ihm bestanden zwischen Ungarn und Kroatien auch allezeit gemeinsame Angelegen-

heiten und waren die diesbezüglichen ungarischen Reichstagsbeschlüsse erst dann gültig, wenn sie auch der kroatische Landtag annahm. (!)

Auch von Kroatiens Lage, Bestand und Ausdehnung hat Staré irrige Begriffe. Er zählt dahin nicht bloß die Stadt Kreuz, wo nach ihm Kolomann die „Union“ mit den Kroaten geschlossen haben soll, sondern auch Sissek, welches die Kroaten doch nie besessen haben. Dass sie vor der Einwanderung der Ungarn hier ein Bisthum gehabt haben, ist bloß aus einem Schriftstück von verdächtiger Glaubwürdigkeit herausgelesen worden. Constantinus Porphyrogenitus, der die Lage des damaligen Kroatiens jedenfalls besser kannte, sagt: „Die Kroaten aber grenzen gegen das Gebirge zu an die Ungarn.“ Also nicht die Drave, nicht die Save, ja auch nicht einmal die Kulpa trennte die Ungarn von den Kroaten, sondern erst das Velebit-Gebirge, denn dieses ist unter dem vom Kaiser Constantin erwähnten Gebirge zu verstehen. Damit stimmt vollständig, was Constantinus Porphyrogenitus im weiteren Verlauf seines Werkes von dem Bestande des alten Kroatiens sagt. Nach ihm zerfiel dieses Land in elf Schupanschaften, die er auch namentlich aufzählt. Aber welche von diesen liegt im Bereiche der Drave und Save? Nicht eine einzige. Alle liegen jenseits der Kulpa und des Velebitgebirges.

Das zwischen der Drave, Save und Kulpa liegende Gebiet gehörte nie zum Bestande Kroatiens. Dies ist schon oft genug und zwar ganz unumstößlich bewiesen worden. Die Voreingenommenheit der Kroaten indessen achtet die Thatsachen, die tausendjährigen Urkunden und Gesetze gleich nichts. Ihre fixen Ideen führen oft zu komischen Quidproquos. Ivan Kukuljevic publicirt Seite 40. des II. Bandes des von ihm herausgegebenen Codex diplomaticus Regni Croatiae, Slavoniae, Dalmatiae einen Brief des Franzosenkönigs Ludwig VII. an den von ihm während seiner Abwesenheit mit der Regierung des Landes betrauten Abt von St. Denis, worin der König diesem seine Ankunft an den Grenzen Ungarns mit den Worten anzeigt: „De portis Hungariae scribinus vobis.“ Kukuljevics verstand die Worte „de portis Hungariae“, als ob sie „de portibus Hungariae“ lauteten, von „ungarischen Häfen“, worüber sein kroatischer Patriotismus in Aufruhr gerieth. Er fand es nöthig, den Text zu „berichtigen“, und damit Niemand glaube, dass der Franzosenkönig die dalmatische Küste ungarische Küste genannt haben könnte, erklärte er die Worte „u luke ugarske“ in der kroatischen

Überschrift der Urkunde als „dalmatisch-kroatische Küste“ und schmugelte in den Text hinter das Wort Hungariae zwischen Klammern das Wort Dalmatiae ein.

Kukuljevics wusste also nicht, dass Ludwig VII. im Jahr 1147 von Regensburg angefangen längs der Donau gegen Wien zog und bei Ungarisch-Altenburg den Boden unseres Vaterlandes betrat, den er bei Belgrad wieder verliess, um über Nissa, Sophia, Philippopol und Adrianopel zu Lande Konstantinopel zu erreichen. Er wusste nicht, dass die „porta Hungariae“ gegen Westen zu am rechten Donauufer unterhalb Haimburg liegt, ebenso wie der Vereczkeer Engpass, welcher von Russland her nach Ungarn hereinführt, das „Thor Ungarns“ genannt worden ist.

Der kroatische Autor würde in diesen Irrthum *vielleicht* nicht verfallen sein, wenn er die Geschichte der Kreuzzüge des Erzbischofs von Tyrus, Wilhelm, gelesen hätte. Der Kausler'schen Verdeutschung dieses Werkes ist sogar eine Karte beigegeben, welche die Marschlinie des Kreuzheeres aufweist.

Die Geschichte steht jenseits der Drave im Dienste der kroatischen Aspirationen. Es wird von Personalunion und Parität, von dortigem Münzrecht, von der Banal-Gewalt und vom dortigen gesetzgebenden Körper gesprochen. Staré sieht darin das Souveränitätsrecht Kroatiens, dass dieses angeblich eigenes Geld prägen liess. Auf Joseph Wesseler's numismatischen Tafeln (Gruppe E. Tafel I.) liegen uns über dreissig Münzabbildungen vor, darunter nur drei (Nr. 33—35) auf Slavonien bezügliche. Ihre Aufschrift lautet: *Moneta Ducis pro Slavonia* oder: *Moneta Regis pro Slavonia*. Soviel ist factum. Aber lässt sich daraus die Souveränität Slavoniens oder, wenn es beliebt, Kroatiens folgern? In diesem Falle würde auch Steiermark, während es unter ungarischer Oberhoheit stand, seine Souveränität bewahrt haben, weil Béla IV. und Stephan V. als Herzoge oder Kapitäne von Steiermark Münzen mit dem Gepräge „*Moneta Stiriae*“ in Umlauf setzten. (Üj m. muzeum 1858. II. p. 208. f.) Ja, da auch Ofen und Kronstadt Geld prägten und das Recht dazu bedingterweise auch Kaschau ertheilt wurde — da ferner 1430 Pressburg von König Siegmund das Recht Gold- und Silbermünzen zu prägen erhielt, Nagy-Bánya aber 1468 dieses Recht erwarb, müsste gesagt werden, dass dies souveräne Städte gewesen seien. Matthäus Csák liess Geld prägen, nun ja, das war jedoch

ein Rebell. Giskra that das Gleiche, weshalb Ladislaus V. an den Kaschauer Rath den Erlass richtete, dass Giskra ohne des Königs Genehmigung kein Geld prägen dürfe. Dies hat aber den Sinn, dass er mit königlicher Einwilligung allerdings würde Geld prägen haben dürfen, ohne dass für ihn hieraus ein Majestätsrecht erwachsen wäre. Kaiser Friedrich gab 1459, als er zum ungarischen König gekrönt wurde, den Grafen Johann und Siegmund von Böhmen und St. Georgen, Ludwig II. 1524 dem Bischof von Bosnien, Michael Keserü, und dem kön. Kämmerer Johann Szerecsen das Münzprägerecht. Ich weiss, dass diesfalls das in Rede stehende Recht für ein oder mehrere Jahre in Pacht gegeben wurde, so wie bei uns, in Frankreich und anderwärts zu gewissen Zeiten die Steuereinnahmen in Pacht gegeben wurden; deshalb haben jedoch unsere Königs ihre Majestätsrechte nicht verpachtet. Die Kroaten mögen uns slavonisches Geld aus der Zeit *nach* der Schaffung des 7. Artikels der ersten Verordnung Königs Mathias I. vorzeigen, und wir werden geneigt sein mit ihnen bezüglich der Souveränität Slavoniens zu unterhandeln.

Das Irrlicht der Selbstständigkeit Kroatiens foppt Staré unaufhörlich und führt ihn in bodenlose Brüche, aus denen kein Entrinnen. Wer wäre im Stande die kroatischen Autoren aus denselben herauszureissen? Oder wer würde dazu Lust verspüren, da wir wissen, dass sie gar nicht willens sind, sich aus den Pfützen herausziehen zu lassen? Bei Staré spukt auch die Frage der Königswahl, welche er ganz und gar nicht versteht. Er sagt nämlich (Seite 16), dass die Kroaten nach der unglücklichen Mohácsers Schlacht, kraft ihres staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn das Recht gehabt hätten, unabhängig von diesem einen neuen König zu wählen. Aber wo steht dies geschrieben, dass die Kroaten je berechtigt gewesen wären, von Ungarn unabhängig sich einen König zu wählen? Nach dem Aussterben des Árpádenhauses übte die Nation mehreremale ihr Königswahlrecht aus. Auf Grund solcher Wahl nahm, von Wenzel und Otto abgesehen, Karl Robert den Königsthron ein, auf solche Weise erhielten Siegmund, Albert, Uladislaus I., Mathias Hunyadi und Uladislaus II. die Krone. Wo ist in allen diesen Fällen eine Spur davon, dass Kroatien apart um seine Meinung gefragt worden sei? Und was beweisen die Wahlen nach der Mohácsers Schlacht? Wir sehen, dass, wie in Ungarn, so auch in den kroatischen Landestheilen, die eine Partei zu Zápolyai, die andere zu Ferdinand I. hielt,

Die Dombróer Versammlung erkannte am 18. Dezember 1526 Zápolyai, die Cettiner am 1. Jänner 1527 Ferdinand als König an. Jeder der beiden Thronprätendenten wird im demjenigen Theile des Landes gewählt, in welchem seine Partei die stärkere war. Aber die Mitglieder der Cettiner Congregation fühlten es selbst, dass ihr legitimer König nur der ungarische König sein könne, und forderten deshalb Ferdinand zur Abhaltung eines ungarischen Wahlreichstags auf, auf welchem sie auch erscheinen und nach dessen Schluss sie sich auch selbst erklären werden. Dieser Reichstag wurde 1526 am 16. Dezember zu Pressburg gehalten und die Cettiner Versammlung vom 1. Jänner folgenden Jahres beruft sich in der That auf diese Wahl in folgender Weise: „Nachdem wir mit Fleiss jene Rechte erwogen haben, mit welchen unser genannter erhabener König sammt seiner Gemahlin, unserer erwähnten erhabenen Königin, behufs erbrechtmässiger Erlangung des ungarischen heiligen Reiches vollständig und hinreichend bekleidet und ausgestattet ist, indem wir sie grünelich betrachteten, lasen und wiederlasen: haben wir endlich, *den ungarländischen Verordnungen und Beschlüssen gemäss*, in der Generalversammlung der Stände dieses Reiches, am 16. Tage des letztverflossenen Monats Dezember in der Stadt Pressburg mittelst ordnungs- und gesetzmässig geschehener, ausgeschriebener *Wahl*, aber ebenmässig ins Auge fassend jene vielen Gnaden u. s. w. . . ihn zum Könige dieses ganzen edlen Kroatienlandes erwählt.“ Sie haben ihn aber, wie die Urkunde der Stände besagt „Vormittag gewählt, als sie noch nüchtern waren.“

Die Cettiner Versammlung beruft sich hier auf kein kroatisches Staatsrecht, sondern auf ungarische Verordnungen und Bestimmungen; und weder die Dombróer, noch die Cettiner Versammlung wählt einen besonderen König, sondern denselben, der in Ungarn bereits gewählt worden ist. Weder Zápolyai, noch Ferdinand fällt es im Traume ein, sich in Kroatien krönen zu lassen, und selbst Ferdinand betrieb seine Anerkennung in Kroatien nur auf Grund des ihm in Ungarn zustehenden Rechtes.

Übrigens war eine separate und von der ungarischen abweichenden Wahl gar nicht gestattet, da unsere Gesetze den Bestand Ungarns und seiner Appertinenzen schon damals als untrennbares Ganzes betrachteten.

Es fehlt nicht an Analogien aus neuerer Zeit,

Wir wissen aus der Geschichte der auf österreichischer Seite sogenannten pragmatischen Sanction, dass die Annahme derselben ein Jahrzehnt früher vorbereitet wurde. Die Kroaten erklärten durch eine nach Wien entsandte Deputation ihre Bereitwilligkeit zur Anerkennung des Erbrechts der weiblichen Linie (1712), ebenso acceptirte Siebenbürgen (1722) dieses Prinzip, die Erbländer aber hatten bereits früher ihre Einwilligung zur neuen Erbfolgeordnung gegeben. Dies war die politische Taktik des Wiener Hofes. Alles dies machte es jedoch nicht überflüssig, dass, als Ungarn auf dem 1723-er Reichstage die Thronfähigkeit der weiblichen Linie des Hauses Habsburg aussprach, das hierüber geschaffene Gesetz, welches keine pragmatische Sanction ist, gleichzeitig auch für die annexen Theile Ungarns geschaffen wurde. Es geschieht auf die zu anderer Zeit erfolgte Einwilligung Kroatiens keine Berufung; eine solche war unnöthig, da der ungarische Reichstag auch die annexen Theile obligirte; und daraus, dass die Kroaten im Jahre 1712 in Wien bezüglich der Erbrechtanererkennung der weiblichen Linie eine verfassungswidrige Zuvorkommenheit bethätigten, folgt ebensowenig, dass Kroatien unabhängig von Ungarn über die Erbfolge verfügen konnte, als die Souveränität Böhmens, Österreichs, Steiermarks, Tirols u. s. w. daraus folgt, dass die Dynastie es in den Jahren 1720 und 1721 für gut befand, die Anerkennung der pragmatischen Sanction auch bei ihnen einzelweise zu betreiben.

Die obenerwähnte Einwilligung der Kroaten übte so sehr keinen Einfluss auf die ungarischen Stände aus, dass dieselben gerade auf dem 1712-er Reichstag zu Pressburg ein Gesetz schufen, welches die weibliche Erbfolge in Ungarn ausschliesst, und dieses Gesetz war natürlich auch für Kroatien bindend. Die Kroaten wagten es gar nicht dessen Erwähnung zu thun, dass sie die Angelegenheit in Wien zu der ihrigen gemacht hätten, der König aber sanktionirte das die weibliche Linie ausschliessende Gesetz, und erkannte damit an, dass die Kroaten als Kroaten über den ungarischen Thron nicht verfügen, ja ohne den ungarischen Reichstag auch nicht einmal über sich selbst.

Aus den Gesetzartikeln von 1687 und 1723 (A. 2. §. 11.) folgt zwar, dass, wenn sämmtliche Nachkommen Leopold I. ausstürben, in den österreichischen Erblanden auch die übrigen Nachkommen weiblicher Linie des Hauses Habsburg regieren würden, während Ungarn sein Kö-

nigswahlrecht wieder erhielt, das aber lässt sich aus keinerlei Gesetz herausdeuteln, dass Kroatien andere Wege wandeln dürfte als Ungarn.

Wir würden indessen den Rahmen einer Kritik weit überschreiten, wenn wir auf Alles antworten wollten, wozu dieses Buch auffordert. Wir übergangen also was Staré über den gesetzgebenden Körper Kroatiens, über die Macht des Báns, und über ähnliche Auxesen sagt, um sich selbst und die Welt (wofern diese nämlich sein Buch liest) an die nahezu tausendjährige Selbstständigkeit Kroatiens glauben zu machen.

Wir wollen nur noch zu jenem Ausspruche Staré's eine Bemerkung machen, nach welchem die Kroaten ihre Provinzial-Autonomie dadurch wiedererworben hätten, dass sie im Jahre 1848 zu Österreich hielten. Eine sonderbare Behauptung, da Staré weiter unten auch selbst angiebt, dass nach dieser Epoche in Kroatien die Zeitungen aufhörten, die Literatur verfiel, dass die mit so vielen Verheissungen aufgetretene „Matica“ völlig bedeutungslos war, die jeden Donnerstag gegebenen Theatervorstellungen nicht im entferntesten fähig waren Interesse für die nationale Kunst zu erwecken. Er sagt, dass anstatt des Illyrismus, die Idee des Südslaventhums aufgetaucht sei, aber keine grosse Begeisterung erregt habe; er klagt schliesslich, dass Jelasics dem Volke so manigfaltige Versprechungen gemacht habe und dass keine derselben in Erfüllung gegangen sei.

Dies Alles wissen wir in Ungarn sehr gut, — aber man hört von kroatischer Seite selten ein Einsicht verrathendes Wort und darum haben wir diese Äusserung der Erwähnung werth gehalten.

Dessenungeachtet ist die ganze Tendenz des Buches die Negation des ungarischen Staatsrechts. Croatia fará da se. Dies ist das geheime und meist unbewusste Streben. Aber die Geschichte der Neuzeit beweist, dass die Kroaten aus eigener Kraft es zu nichts bringen konnten, und Miskatovics hat am 4. Mai d. J. in der Agramer Generalversammlung richtig gesagt: dass Kroatien einzig und allein in Folge des Sieges des ungarischen historischen Rechtes über den Absolutismus aus dem Nichts entstanden sei; dass es erst seit dieser Zeit bei ihnen einen „Aufschwung“ gebe.

Auch dies hat die Geschichte für die Nachwelt aufgezeichnet.

FRIEDRICH PESTY.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

Ungarische Akademie der Wissenschaften. 1. Sitzung der volkswirtschaftlichen und statistischen Commission vom 23. März 1882. Gegenstand der Sitzung war : *Die ungarische Montan-Industrie und die Bedingungen ihres Gedeihens*, vorgetragen von ALEXANDER KONEK.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Vortragende darauf hinweist, dass in Staaten, die mit grossen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die Reform des Staatshaushaltes nur durch parallel gehende Reformen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft erreicht werden kann — wie dies in neuerer Zeit das Beispiel Italiens zeigt —, geht er auf die Schilderung der Entwicklung unseres Bergbauwesens vom Jahre 1867 bis zum Jahre 1880 über.

In den meisten Zweigen des Montanwesens zeigt sich in den letzten Jahren Verfall, namentlich was Menge und Produktion betrifft. Aber auch in der Zahl der Bergwerksbesitzer und Arbeiter zeigt sich eine Abnahme. Es waren

	Bergwerksbesitzer	Arbeiter
1867—1876 . . .	1245 . . .	44,609
1879 . . .	1224 . . .	41,803
1880 . . .	1222 . . .	41,799

Die Zahl der Freischürfe war :

1867—1876	14,856
1877	21,331
1880	12,239

Der Werth der gesammten Montanproduktion war :

1871	12'6 Millionen
1875	19'7 „
1880	18'6 „

Es muss Alles daran gesetzt werden, hier eine günstige Ausbeute des Nationalvermögens zu sichern.

Zu den einzelnen Zweigen der Montan-Industrie übergehend, ist zuerst der Erzmetall-Produktion zu gedenken. Silber zeigt entschieden Abnahme, was mit der Depreziation dieses Edelmetalles zusammenhängt. Die Hebung dieser Zweige hängt namentlich vom Staate ab, weil ein ansehnlicher Theil unserer Edelmetall-Bergwerke sich in den Hän-

den des Staates befindet. Nun zeigt sich gerade hier eine bedeutende Abnahme.

Die Produktion an Edelmetallen betrug :

	Gold	Silber
1867—1876 . . .	1534·5 Kilogr.	21786·5 Kilogr.
1880 . . .	1604·0 „	17443·8 „

In der Eisenproduktion zeigt sich gleichfalls eine Abnahme, welche aber gleichermassen in allen europäischen Ländern in den letzten Jahren sich geltend machte. Es ist also hier den Bergwerksbesitzern kein Vorwurf zu machen, da sich bei denselben geringeres Bestreben zeigt.

Die Produktion von Roheisen betrug :

1867—1876	1·2 Mill. Mztr.
1879	1·0 „ „
1880	1·3 „ „

Die Produktion der Steinkohlen zeigt namentlich in den einerseits der Oesterreichischen Staatsbahn, andererseits der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft gehörigen Kohlen-Revieren Fortschritte. Auch in der Produktion der Braunkohle zeigt sich konstante Zunahme. Hier ist übrigens der Absatz nicht in genügender Weise gesichert.

Die Kohlenproduktion betrug :

1867—1876	12·9 Mill. Mztr.
1879	16·0 „ „
1880	16·2 „ „

Zur Hebung der Kohlenproduktion wäre namentlich auch die Regelung des Eigenthumsrechtes an Kohlenlagern nothwendig.

Zum Schlusse wirft der Vortragende noch einen Blick auf die übrigen Zweige des Montanwesens und macht eine Reihe von höchst beachtenswerthen Vorschlägen zur Hebung dieses wichtigen Zweiges unserer Nationalwirthschaft und wünscht namentlich Einschränkung des Staatsbetriebes.

An diesen Vortrag knüpfte sich folgende interessante Debatte:

Ministerialrath KERPELY : Die Daten der Bergwerksdirektionen werden bei den betreffenden Unternehmungen eingeholt. Auch die durch den „Pester Lloyd“ veröffentlichten Daten sind nicht sehr verlässlich. Bei uns ist die Privatindustrie nicht fortschrittlich genug; die Bessemerstahl-Erzeugung wurde — mit Ausnahme der Oesterreich-

sehen Staatsbahn — von keinem Unternehmer eingeführt. Es wäre nicht wünschenswerth, wenn der Staat diese Industrie ganz aufgeben würde.

KAUTZ : Bezüglich der Staatsbergwerke ist er der Meinung, dass wir noch nicht auf dem Punkte stehen, dem Staatsbetrieb Alles entziehen zu können. Wo der Staat Musterwirthschaften aufstellen kann, dort ist es wünschenswerth, den Staatsbetrieb zu erhalten.

FÖLDES wünscht namentlich die Errichtung von Bergwerksschulen niederen Ranges zur Ausbildung von Bergwerks-Arbeitern und eine Schule für Eisenindustrie in einem der grösseren Eisenbezirke. Er macht darauf aufmerksam, dass Ungarn für einen so unbedeutenden Artikel, wie Eisennägel, monatlich circa 150,000 fl. an Oesterreich zu zahlen hat. Diese Industrie, wie auch die Erzeugung von Werkzeugen, müsste befördert und von der Regierung unterstützt werden, wie ja auch in früheren Perioden der stärkste Impuls zur Hebung dieser Industrie von der Regierung ausging.

Graf M. LÓNYAY vermisst Eines in dem Vortrage, nämlich den Nachweis dessen, was wir importiren an Eisenwaaren. Wir müssen trachten, Eisenwaaren selbst zu produziren. Nach den älteren Ausweisen haben wir für diese Waaren durchschnittlich 20—25 Millionen Gulden ausgegeben. Auch er ist der Ansicht, dass der Verkauf der Staats-Bergwerke nicht als Prinzip aufzustellen sei. Der Staat hat indirekt viele Interessen durch seine Bergwerke zu fördern. Der Staat könnte dann an dem Werthe seiner Wälder, und an den indirekten Steuern Verluste erleiden. Die grössten Schwierigkeiten bei Hebung der Bergwerke bilden die hohen Eisenbahn-Tarife und Steuerbefreiungen. Er glaubt, das Ministerium habe sehr gut gehandelt, indem es eine neue Organisation ins Leben gerufen hat. Auch das Vorgehen hält er für gut, dass der Staat die schlechten Betriebe aufgibt und auf die guten alle Kraft vereinigt. Er erörtert eingehend die günstigen Bedingungen der Eisen-Industrie und eventuell deren Hebung mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln.

2. Sitzung derselben Commission vom 27. April 1882. — Gegenstand : *Der Waarenverkehr Ungarn's mit Oesterreich und dem Auslande*, vorgetragen von KARL KELETI.

Nach einer langen historischen Skizze über die Entwicklung unsrer Verkehrsstatistik weist Vortragender die Resultate der mit G. A.

XIII: 1881. angeordneten Waarenstatistik nach. Die Daten beziehen sich auf das II. Halbjahr (Juli—Dezember) 1881. Für diese Zeit wurden in der Einfuhr 549,000, in der Ausfuhr 369,000 Waarenklärungen aufgearbeitet. Betrachtet man die Eisenbahn und Dampfschiffslinien, welche unsern Hauptverkehr mit Österreich und dem Auslande vermitteln, so erscheint die Südbahn in der Einfuhr mit 21·97, in der Ausfuhr mit 24·29%, die ung. Staatsbahn mit 22·49 und 13·88, die österr. Staatsbahn mit 27·11 und 35·44, die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft mit 12·71 und 9·28 betheiligt. Es sind daher von den gesammten 17 Linien diese vier diejenigen, welche mehr als vier Fünftel, das heisst 83·78% des ganzen Waarenzuges bewältigen, während auf die anderen 13 Linien bloß 16·22% entfallen. Bezüglich der Zeit ergibt sich, dass sowohl Import als Export im Monate September kulminiren, von Oktober an aber gegen das Ende des Jahres wieder abnehmen. Nachdem bereits das Material für 1882 Jänner—März vorliegt, kann konstatiert werden, dass der gesammte Verkehr in diesen Monaten wieder zunimmt, um in der zweiten Hälfte des Jahres wahrscheinlich die frühere Höhe zu erreichen oder noch zu übersteigen. Trotzdem auf den Waaren-Deklarationen die Auf- und Abgangsstationen verzeichnet sind, lässt sich hieraus die Provenienz der Waaren nur annähernd ermitteln. Unser ganzer Aussenhandel hat sich nämlich so sehr an Österreich anzulehnen gewöhnt, dass auf Österreich allein 67·20% desselben entfallen. In das restirende Drittel theilen sich die übrigen Staaten in der Weise, dass in die westeuropäischen Länder unser Export überwiegt, und zwar nach Deutschland mit 13·23%, Schweiz 2·23%, Italien 3·26%, Frankreich 6·03%, Grossbritannien 1·73%, während der Import aus denselben (nach obiger Reihe) bloß 9·01, 0·04, 1·35, 0·02, 0·96% beträgt. Umgekehrt ist das Verhältniss bei Rumänien und Serbien, von wo die Einfuhr 14·79 und 2·06% erreicht, während die Ausfuhr dahin bloß 2·57 und 1·24% ist. Diese Perzente beziehen sich auf die *Gewichtsmenge* der Waaren, welche im besprochenen Halbjahr für den Import 5.977,000 Meterzentner, für den Export 13.729,000 Meterzentner erreichte, im Ganzen daher einem Waarenverkehr von 19.706,000 Meterzentnern entsprach. Nach dem Gewichte der Waaren überwiegt demnach unser Export um 7.752,000 Meterzentner. Weniger verlässlich sind die Ziffern bezüglich des *Werthes* der ein- und ausgeführten Waaren. Nimmt man den *angemeldeten* Werth an, so

betrug die Einfuhr im II. Semester 150.586,991 fl., die Ausfuhr fl. 197.494,024, somit der Export-Ueberschuss fl. 46.907,033. Nun dürfen aber diese Ziffern nicht ohne Kritik angenommen werden. Nach den eingehenden Untersuchungen des Vortragenden stellt es sich nämlich heraus, dass, ganz im Gegentheile zu den in anderen Staaten gemachten Erfahrungen, die *Exportdaten* bedeutend besser und vertrauenswürdiger sind als jene des *Imports*. Die Waare und deren Werth, welche im Lande aufgegeben werden, sind genau gekannt, der Werth und auch die Gattung jener Güter, welche uns im Import zugehen, weniger. In dieser Richtung ist man ganz an die oftmals evident unannehmbare Werthangabe der Deklaration gebunden. Nur auf diese Weise war es möglich, dass Ungarns Export Monat für Monat um einige Millionen den Werth der Waareneinfuhr übersteigen konnte, aus welchem Umstände theilweise schon ganz falsche Folgerungen gezogen wurden. Um der Wahrheit näher zu kommen, versuchte der Vortragende für die einzelnen Waarengattungen den *Handelswerth* nach den Aufzeichnungen der österreichischen statistischen Central-Commission zu substituieren. Hierbei muss jedoch hervorgehoben werden, dass dies nur ein *Versuch* war und wurden die Schwierigkeiten betont, welche sich bei der Feststellung des Durchschnittswerthes namentlich solcher Waarengattungen ergeben, welche, wie Schaf- und Baumwollezeuge, Seidenwaaren u. s. w., einen Werth zwischen 20 fl. und mehreren hundert, ja selbst tausend Gulden per Meterzentner repräsentieren. Das derart erhaltene Resultat führte natürlich zum entgegengesetzten Extreme und würden sich hiedurch die Werthe der Ausfuhr von 197 Millionen auf 229 Millionen, d. i. um 13%, jene der Waaren-Einfuhr aber von 150 Millionen auf 336 Millionen, oder nahezu 55% heben. Dass auch diese Berechnung gerechte Zweifel wachruft, ist ersichtlich und folgt daraus, dass, um zu einem in jeder Richtung befriedigenden Resultate zu gelangen, die Mitwirkung von Sachverständigen zur Feststellung des *Handelswerthes der einzelnen Waarengattungen* unvermeidlich sein wird, wie dies auch von Seite der Regierung in Aussicht genommen wurde. Durch die vom Vortragenden weiter vorgeführten verschiedenen Daten würde, unter Hinweisung darauf, dass sich aus den Resultaten eines so kurzen Zeitraumes durchaus keine Schlüsse auf unsere Handelsbewegung ziehen lassen, das Eine klargelegt, dass die *Mengen-nachweisung* unseres Aussenverkehrs zwar ziemlich richtig und an-

nehmbar sei, jene der *Werthnachweisung* aber noch vieler gründlicher Studien und Arbeit bedürfe, um ebenso glaubwürdig zu werden. Nichtsdestoweniger erwies der wissenschaftlich-gründliche Vortrag und die daran geknüpfte Diskussion, dass die mit G.-A. XIII : 1881 geschaffene Basis zur Eruirung unserer Waarenverkehrs-Verhältnisse eine gesunde sei und die pünktliche Fortführung der Arbeiten binnen weniger Jahre ein werthvolles Hilfsmittel unserer volkswirtschaftlichen und Handelspolitik bilden wird.

IM BALLSAL.

VON PAUL GYULAI, Uebersetzt von LADISLAUS NEUGEBAUER.

Ich lehn' im Saal, in mich versunken,
 Die schönen Paare, jugendtrunken,
 Umkreisen mich, und keines ahnet
 Des Lebens Sorg', die sie nicht mahnet.
 Der Klänge Schwall, des Frohsinns Fluthen,
 Die ihre Herzen so durchgluthen,
 Ergreifen mich mächtig . . . ich denke an's Glück
 Verlorener Jugend und Liebe zurück !

Auch mich erfreuten nächt'ge Feste,
 Musik und Tanz, der Strom der Gäste ;
 Der Lichter gold'ne Strahlengarbe,
 Der Blumensträusse Duft und Farbe,
 Der Frauen Liebreiz, Lächeln, Scherzen,
 Der stumme Kampf in meinem Herzen . . .
 Vorbei ist das Alles — ich denke an's Glück
 Verlorener Jugend und Liebe zurück !

Wie oft sah ich in diesen Räumen
 Sie, der mein Sinnen galt und Träumen,
 Sie schwebte hin voll Anmuthschimmer,
 Doch liess für mich sie Tand und Flimmer.
 Ihr Seelenschmuck, ihr himmlisch Lieben.
 Sind tief im Herzen mir geblieben.
 O selige Tage ! . . . Ich denk' an's Glück
 Verlorener Jugend und Liebe zurück !

So freut sich manches Mädchen heute
 Im Kreise hier, wie *sie* sich freute,
 Es kennt noch nicht des Daseins Sorgen. —
 Heut ist es Braut und Gattin morgen
 Und schwelgt im Glück! — Nach wen'gen Jahren
 Wird wohl auch sie zu Grabe fahren . . .
 Umdüsterten Sinnes, ach, denk' ich an's Glück
 Verlorener Jugend und Liebe zurück!

Manch' Jüngling unter diesen Paaren
 Ist glücklich, wie ich's war vor Jahren.
 Und wird nach flücht'ger Tage Schwinden,
 Gleich mir, verstört sich wiederfinden,
 Wird in dem Glanz nur Weh erblicken,
 Am Heute nimmer sich entzücken,
 Wird leben im Gestern und denken an's Glück
 Verlorener Jugend und Liebe zurück!

Verloren geht, trotz unserer Thränen,
 Gar bald, was wir uns eigen wähnen;
 Ach, uns're Blüth' ist rasch geknicket,
 Ein Hauch nur ist's, was uns beglückt!
 Doch laßt den Kelch, ihr Paare, schäumen,
 Ich stör' Euch nicht mit meinem Träumen,
 Und mir bringt es Lind'rung . . . ich denke an's Glück
 Verlorener Jugend und Liebe zurück!

VERMISCHTES.

— **Statistik der inländischen Zeitschriften im Jahre 1881.** Im Kommunikations-Ministerium wurde eine Statistik der auf dem Gebiete der Länder der ungarischen Krone im Jahre 1881 erschienenen Zeitschriften zusammengestellt. Das Resultat ist das folgende: 1. Im Ganzen erschienen 531 Zeitschriften gegen 508 des Jahres 1880. Darunter waren: a) *politischen* Inhalts (die eingeklammerten Ziffern bedeuten die entsprechenden Daten des Jahres 1880): in ungarischer Sprache 46 (43), in deutscher 25 (25), in kroatischer 3 (4), in slovakischer 2 (2), in ser-

bischer 4 (3), in italienischer 1 (1), in französischer 2 (2), zusammen 87 (84); b) von *lokalem* Interesse : in ungarischer Sprache 91 (83), in ungarisch-deutscher 1 (1), in deutscher 48 (43), in kroatischer 2 (1), in slovakischer 1 (1), in hebräischer 1 (0), zusammen 144 (129), c) *belletristischen* Inhalts : ungarisch 53 (51), deutsch 4 (4), kroatisch 4 (4), slovakisch 2 (1), serbisch 6 (3), bulgarisch 1 (0), rumänisch 2 (3), zusammen 72 (66); d) *Fachblätter* : ungarisch 135 (134), ungarisch-deutsch 5 (7), deutsch 33 (38), kroatisch 14 (14), slovakisch 6 (7), russisch 1 (1), serbisch 3 (5), rumänisch 7 (6), italienisch 1 (1), italienisch-ungarisch 2 (0), hebräisch 1 (1), in verschiedenen Sprachen 1 (1), zusammen 209 (215); e) *Witzblätter* : ungarisch 9 (7), deutsch 5 (3), kroatisch 1 (0), slovakisch 1 (1), serbisch 1 (1), rumänisch 2 (2), zusammen 19 (14). — Von diesen Zeitschriften wurden durch die *Post* versendet : a) *Politische* Blätter : ungarisch 11.174,431 (9.741,907), deutsch 8.137,646 (8.897,260), kroatisch 146.000 (726,000), slovakisch 133,890 (136,512), serbisch 289,160 (281,620), rumänisch 286,948 (247,322), italienisch 78,490 (25,628), französisch 11,400 (21,736), zusammen 20.857,965 (20.077,985); b) *Lokalblätter* : ungarisch 1.372,047 (1.176,440), ungarisch-deutsch 7000 (7000), deutsch 775.632 (661,899), kroatisch 60,700 (26,000), slovakisch 20.412 (18,997), hebräisch 2617 (0), zusammen 2.238,408 (1.890,336); c) *belletristische* Blätter : ungarisch 2.441,647 (2.313,796), deutsch 6640 (9556), kroatisch 78,656 (86,794), slovakisch 3473 (3682), serbisch 71,500 (56,200), bulgarisch 2853 (0), rumänisch 54,868 (70,414), zusammen 2.659,637 (2.540,442); d) *Fachblätter* : ungarisch 2.435,928 (2.115,763), ungarisch-deutsch 156,072 (253,894), deutsch 243,464 (377,430), kroatisch 135,881 (103,210), slovakisch 58,493 (46,703), russisch 9600 (15,000), serbisch 11,224 (9980), rumänisch 40,718 (45,033), italienisch 41,600 (572), italienisch-ungarisch 17,040 (0), hebräisch 568 (13,150), in verschiedenen Sprachen 4344 (4344), zusammen 3.154,831 (1.985,084); e) *Witzblätter* : ungarisch 159,886 (159,514), deutsch 22,250 (12,216), kroatisch 49,000 (0), slovakisch 6121 (4794), serbisch 21,600 (36,000), rumänisch 10,952 (16,162), zusammen 269,809 (228,739).

DENKREDE AUF ANTON CSENGERY.

VON PAUL GYULAI.*

SO OFT ich diese Rednerbühne betrete, muss ich der Dollmetsch eines neuen grossen Verlustes der Akademie, eines neuen grossen Schmerzes meines Herzens sein. Die Akademie verliert nacheinander ihre hervorragenden Mitglieder, welche Jahrzehnte hindurch ihre Zierden und Stützen gewesen, und ich verliere in ihnen nacheinander meine besten Freunde, an die mich die starken Bande der Liebe und Anhänglichkeit gekettet haben. Und doch welch ein Unterschied! Die Akademie ist eine Körperschaft, deren Leben sich über Jahrhunderte erstreckt, deren Verluste durch neue Capacitäten ersetzt werden, die ihr zu noch grösserer Zierde gereichen, zu noch stärkeren Stützen werden können.

Wo aber findet der Einzelne, der Freund einen Ersatz des Verlustes, insbesondere in einem Alter, in welchem das Herz für neue Eindrücke nicht mehr sehr empfänglich ist, neue Verhältnisse nicht anknüpfen mag und sich mehr und mehr vereinsamt fühlt? Nicht das ist das Schmerzlichste, dass wir das Leben, dass wir unsere Lieben verlassen müssen, sondern das, dass unsere Lieben uns verlassen, dass das Leben gleichsam von uns zu scheiden scheint, indem es seinen Werth zu verlieren beginnt. Aber das menschliche Herz vermag nicht ohne Trost zu bleiben. Wenn uns die Gegenwart wenig Freude gewährt, wenn uns in der Zukunft keine Hoffnung schimmert, flüchten wir in die Vergangenheit, um unsere besseren Tage in der Erinnerung wiederzuleben. O wie oft gedenke auch ich meiner dahingeschiedenen Freunde, wie oft lichtet sich in meiner Seele das Dunkel der Vergangenheit, dämmert

* Gelesen in der 41-ten feierlichen Generalversammlung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften am 22. Mai 1881.

wieder meine verlorene Jugendzeit herauf, wo ich, von ihrem Vorbilde begeistert, mit ihnen, an ihrer Seite zu kämpfen gelernt habe! O wie oft erscheint mir Csengery's bleiches, ernstes Antlitz, wie oft taucht seine Laufbahn vor mir auf, die durch die edelsten Kämpfe des Verstandes und des Herzens bezeichnete Laufbahn, deren Richtung mehr durch Pflichtgefühl und Überzeugung, als durch Ehrbegier und Leidenschaft bestimmt ward, die auf ihrem Wege der hochehporragenden Glanzpunkte, der romantisch reizenden Partien entbehrt, aber als Ganzes, gerade in ihrer ernsten Einfachheit schön und durch ihre nicht in die Augen fallenden, aber desto manigfaltigeren Ergebnisse segensreich ist. Und ich glaube, indem ich das Andenken dieser Laufbahn auch an dieser Stelle wiederanleben zu lassen beabsichtige auch in Ihren Herzen eine verwandte Saite zu berühren, und, indem ich Linderung meines noch brennenden Schmerzes suche, zugleich Ihrer Pietät Ausdruck zu leihen.

Csengery war einer der hervorragenden Typen der verjüngten ungarischen Gesellschaft, unterschied sich aber in Vielem von den Gefährten seiner Laufbahn. Er betrat die politische Arena in Szalay's und Eötvös's Genossenschaft, war sodann Kemény's treuer Gefährte und schliesslich der intimste Vertraute Deák's. Er übte auf alle diese Männer einen bedeutenden Einfluss, jedoch nicht als ihr Nebenbuhler. Er war nicht Parteiführer, wie Deák, nicht Redner, wie Eötvös, nicht Fachgelehrter, wie Szalay, und lebte nicht so anschliesslich der Literatur, wie Kemény. Es mangelten ihm die Eigenschaften, die den Menschen zum Parteiführer oder Redner befähigen. Er vermochte sich vor einem grösseren Publikum selten einer gewissen Steifheit oder Befangenheit zu entschlagen; nur in engerem Kreise erschloss sich der ganze Reichthum seines Verstandes und Herzens. Er empfand eine instinktmässige Scheu vor der Menge. Seine Stimme war zu schwach, um den Lärm und die Leidenschaften der Versammlungen beherrschen zu können, und seine Natur der rednerischen Glut und Findigkeit sozusagen fremd. Aber im Fremdeskreise, in der Konferenz oder im Comité, vermochte sich Keiner seinem Einflusse zu entziehen. Seine grosse Bildung, sein Gedankeureichthum, sein eindringender Geist gaben der Berathung, bald in der Hauptfrage, bald in den Einzelheiten,

nicht selten die Richtung, und unser Gesetzbuch zeigt häufigere Spuren der Einwirkung dieses stummen Volksvertreters, als derjenigen vieler wohlredenden. Nebstdem lag in seinem Charakter etwas, was auf seine Freunde höchst wohlthätig einwirkte und ihn im vorzüglichsten Grade zum Vermittler zwischen Personen und Parteien eignete. Auf Eötvös nachdenkliche und Eindrücken nachgebende Natur wirkte er mit seinem entschiedenen und praktischen Wesen, Kemény's Skepsis und Pessimismus mässigte er mit seinem starken Glauben, die Thätigkeit des zeitweise zaghaften Szalay belebte er mit den Antrieben der aufrichtigen Anerkennung, den aufgeregten Deák wusste er mit seinem Takte fast immer zu beschwichtigen, und ihn nicht selten in Fragen, in denen er minder gut bewandert war, zu orientiren. Da er nie den Ehrgeiz Anderer verletzte, Niemand an seiner uneigennützigem Ehrlichkeit zweifelte, Jedermann seiner Fähigkeit und seinem Wohlwollen vertraute, nahmen Personen und Parteien seine Vermittlung willig an. Und in der That verstand es Niemand besser, als er, die auseinandergelassenen Ansichten in einem Mittelpunkt zu vereinigen, die fragmentarischen Gedanken zu einem organischen Entwurf zu verschmelzen und präcis zu formuliren. Darum war er seit 1865 die Seele der reichstäglichem Commissionen und die rechte Hand Deák's.

Als Schriftsteller befasste er sich mit mehr Fächern als seine Genossen und strebte eine harmonischere Bildung an. Er vertiefte sich nicht bloß in die moralischen Wissenschaften, er hatte auch Neigung zu den Naturwissenschaften, interessirte sich auch für die schönen Künste und hing mit besonderer Vorliebe an der Poesie. Unter unseren Politikern hatte für die literarisch schöne Form und die Eleganz der Sprache kaum Einer so viel Sinn, wie er. Gleich wie er in der Politik für die innigere Verschmelzung von Leben und Wissenschaft, Theorie und Praxis eiferte: ebenso forderte er in der Literatur die Vermählung von Wissenschaft und Geschmack. Sein drangsalreiches Leben, seine schwache Gesundheit, seine zerstreute Thätigkeit gestatteten ihm nicht, seine Kraft auf einige grössere Arbeiten in demjenigen Fache, welches ihn am meisten anzog, zu konzentriren, und er übte gegen sich selbst, wie gegen Andere, eine zu strenge Kritik, als dass er sich mit

einem halben Erfolge hätte begnügen können. Darum hat er in unserer Literatur mehr nur als Redakteur, Kunstübersetzer, Journalist und Essayist tiefere Spuren zurückgelassen. Er vergass aber auch unter den Unfällen des häuslichen und den Aufregungen des öffentlichen Lebens niemals die grossen Interessen der Wissenschaft und Literatur. Das wahre Talent schätzte Niemand mehr als er, während er sich dem unberechtigten Ehrgeiz, der überschätzten oder geradezu usurpirten Autorität gegenüber kalt und ablehnend verhielt. Durch seine Kommexionen, vermöge seines persönlichen Einflusses verhalfte er mehreren vorzüglichen Gelehrten und Schriftstellern Anstellung oder Arbeit; als Redakteur gab er so Manchem Antrieb oder Richtung, und bei der Regierung that er bis zu seinem letzten Lebenshauche alles nur Mögliche für die Förderung der Interessen der Wissenschaft und Literatur. Was unsere wissenschaftlichen und literarischen Institute an besonderen Begünstigungen seitens des Staates geniessen, haben sie grossentheils ihm zu verdanken. Er wusste wohl, dass die neuere Zeit, die Zeit der Demokratie, nicht mehr gut auf aristokratische Mäccenaten warten könne, und dass sich jede Nation, als Staat und Gesellschaft, in ihren wissenschaftlichen und literarischen Anstalten und Vereinen, ihre neuen Mäccenaten selbst erschaffe. Die zweckmässige Organisation und geordnete Vermögensverwaltung dieser Anstalten und Vereine bildet eine der Hauptbedingungen des Aufblühens der nationalen Kultur. Ehendeshalb widmete er seine Thätigkeit mit vollem Eifer der Sache der öffentlichen Anstalten. Durch seine vielseitige Bildung, seine juristische und finanzielle Fachkenntniss, seine gewissenhafte Strenge war er für diese Rolle sozusagen prädestinirt. Seine Ideen, Vorschläge, Massnahmen führten bei so manchem dieser Institute den Wendepunkt zum Emporgange herbei. Die Akademie verdankt ihm in dieser Hinsicht besonders viel, und deshalb betrachtete sie ihn nicht bloß als einen ihrer Zierden, sondern auch als einen ihrer Wohlthäter.

Csengery's Namen umstrahlt weniger *jener* Ruhm, welcher den Namen seiner Genossen mit soviel Glanz umgab. An Deák's Namen haftet die Erinnerung einer grossen Idee, einer grossen That; Eötvös's, Szalay's und Kemény's Laufbahn ist durch eine ganze Reihe politischer, geschichtlicher und dichterischer Werke

bezeichnet. Csengery nahm zwar lebendigen Antheil an den politischen und literarischen Kämpfen seiner Genossen, ja er übte selbst auf ihre Werke Einfluss, dennoch waren die höchsten Glorien seines Ruhmes nicht diejenigen des Staatsmannes und Schriftstellers, wiewohl er auch in diesen Eigenschaften glänzte. Sein Ruhm, welchen seine Genossen mit ihm in geringerem Masse zu theilen vermögen, ist der Ruhm des einfachen Bürgers, der sich für jedes Moment des ungarischen Staatslebens interessirt und bei gegebener Gelegenheit zu jeder Zeit, auf jedem Gebiete mit grossem Erfolge seine Pflicht erfüllt. Seinen Genossen eröffnet ihre Geburt, ihr Vermögen, ja die Eigenart ihres Talents sofort einen weiten Wirkungskreis. Csengery dringt allmählig und unter minder günstigen Umständen empor. Seine Genossen dürfen ihre ganze Kraft auf *ein* Gebiet konzentriren : Csengery wird durch Eifer und Pflichtgefühl, Neigung und Nothdrang auf viele Gebiete hingerrissen. Seine Genossen interessiren sich sozusagen nur für die geistigeren Seiten der Wissenschaft und Politik : Csengery's Interesse erstreckt sich auch auf ihre materiellen Seiten. Er befasst sich mit Fragen des Staats- und Privatrechts, der inneren und äusseren Politik ebenso, wie mit volkswirtschaftlichen und finanziellen Fragen ; er spricht mit gleicher Gründlichkeit zur Frage des Eisenbahnetzes und des öffentlichen Unterrichts ; er füllt seinen Platz als Präsident der Akademie und Direktor der Bodenkreditanstalt gleich vortrefflich aus ; er organisirt mit derselben Sachkenntniss die Dramenbeurtheilungs-Kommission des Nationaltheaters und den ungarischen Industrieverein ; er nimmt ebenso eifriger Antheil an den hauptstädtischen, wie an den Landesangelegenheiten, und erweist sich ebenso gerne Einzelnen, wie Gemeinschaften mit Ertheilung von Rathschlägen und Entwerfung von Plänen gefällig. Seine Genossen erscheinen, als rednerische Vorkämpfer einer grossen Idee oder als literarische Schöpfer eines grossen Werkes, unter dem Beifall der Nation auf der Bühne des öffentlichen Lebens : Csengery wirkt mehr zwischen den Koulissen und wird bloss der Würdigung der Eingeweihten theilhaft. Er erwies sich mehr rathgebend, als handelnd, mehr zeitigend, als lenkend, mehr kodificativ, als initiativ. Er kannte die ausländischen und ungarischen Verhältnisse genau und war ein harmonischerer

Repräsentant der Verschmelzung des ungarischen Geistes mit den europäischen Ideen, als seine Genossen es waren. Niemand verstand und empfand so gut wie er die unabweislichen Bedürfnisse und heiklichen Verwickelungen des neuerstandenen ungarischen Staates, und Niemand diente demselben als einfacher Bürger mit Rath und That so vielseitig, wie er. In der That, Csengery erscheint gleichsam als das Ideal des modernen ungarischen Bürgers, und dies bildet den höchsten Ruhm seiner Laufbahn.

Die Laufbahn des Mannes bereitete sich bereits im Knaben vor. Sein Vater war einer der vorzüglichsten Rechtsgelehrten und gesuchtesten Rechtsanwälte Grosswardeins, den auch der gefeierte Redner und Dichter Kőlesey häufig besuchte und dessen Haus gleichsam der Sammelpunkt der freisinigen Jugend des Biharer Komitates war. Csengery wuchs schon als Schulknabe unter den literarischen und politischen Eindrücken seines väterlichen Haus auf, denen sich alsbald diejenigen der Komitats- und Reichstagsversammlungen zugesellten. Er zeigte als Knabe den Ernst des Jünglings, als Jüngling denjenigen des Mannes. Er las im Selbstbildungsclub seiner Studiengenossen nicht Gedichte vor, sondern Abhandlungen über die Hauptfragen des ungarischen Staatslebens. Als zwanzigjähriger Jüngling, im Jahre 1842, praktizirte er an der Seite Edmund Beöthy's, des berühmten Vizegespans und Reichstagsabgeordneten des Biharer Komitates, und schrieb in den wichtigeren Fragen jene berühmten Circulare, welche in den oppositionellen Komitaten eine so gewaltige Wirkung hervorriefen. Er begleitete ihn auch auf den 1843-er Reichstag nach Pressburg und war zugleich Reichstagsreporter des zuerst von Kossuth, dann von Szalay redigirten „Pesti Hirlap“ (Pester Zeitung). Er las und lernte viel, aber dachte noch mehr. Nach Pest übersiedelnd legte er die Advokatenprüfung ab, fühlte sich jedoch weder von der ungarischen Rechtswissenschaft, noch von dem öffentlichen Leben Ungarns befriedigt. Kossuth stand damals als Journalist eben auf der Mittagshöhe seiner Wirkung und hatte sich als Redner bereits in die Reihe der Führer der Opposition emporgeschwungen. Csengery bewunderte in ihm den grossen Redner in Wort und Schrift, stand aber nicht unter dem Banne seines Zaubers. „Wir sehen selbst in den wirkungsvollsten Reden Kossuth's vergebens nach

Gedankenreichthum, Gehalt — schreibt er einige Jahre später in einer seiner handschriftlichen Skizzen — ; er huscht meist nur über die Spitzen der Prinzipien und thatsächlichen Grundlagen hinweg, wie ein Windhauch über das Ährenmeer dahinhuscht. Er vermied die theoretischen Debatten, wie er vor Aurel Dessewffy selbst eingestand. Desto reicher waren seine Reden an wohlklingenden Perioden und glänzenden Bildern. Wir finden in ihnen die allverbreiteten Ideen, Losungsworte, Fahndevisen der Neuzeit, welchen die Menge nachgeht. Seine Rede hob in den Himmel oder trat in den Staub, sie entwickelte aber den Gegenstand nicht, sondern beleuchtete ihn bloß wie der Blitz. Und dennoch wurden Viele von diesem Glanz getäuscht. Er schimmerte wie das Bild der Sonne oder des Mondes auf der Oberfläche des Wassers, schien aber tief. In Kossuth manifestirte sich scheinbar tiefe Überzeugung als Ergebniss langwierigen Studiums und gründlicher Kenntniss, in Wahrheit war es jedoch nichts Anderes, als eine gewisse Inspiration, welche mehr ein Ausfluss der Empfindung, als des Verstandes ist; starke Einbildungskraft mit flammendem Gefühl, fieberhafte Leidenschaft und aufgeregtes Gemüth, welche so reiche Quellen der Ausbrüche patriotischen Schmerzes sind.* Csengery war der Ansicht, dass der Nation, ausser den begeisternden und entflammenden Reden und Artikeln, auch erörternde und detaillirende Noth thäten; er suchte in der Anarchie der Ideen umsonst die Richtung, deren Anforderungen entsprechend, das Detail der Reformfragen sich gestalten, umsonst das System, dessen Grundzügen folgend, die Regeneration Ungarns durchgeführt werden sollte. Was er als System darin fand, war nichts Anderes, als das Komitatssystem, als höchste Bürgschaft unserer Verfassung und unseres Fortschritts zu einem politischen System, zu einer ganzen Doktrin erhoben. Csengery war im Komitat, im oppositionellen Biharer Komitat aufgewachsen, dessenungeachtet theilte er nicht die Ansichten Kossuth's, der das Komitatssystem vergötterte, „in welchem sich — wie er 1841 in einem seiner Leitartikel schreibt — die Vorsehung des Gottes der Ungarn bei dieser Nation verkörpert, welches mit dem Leben der Nation in dem Masse verschmolzen ist, dass die intuitive Anhänglichkeit an dasselbe, gleichwie der Glaube an die Gottheit, der Fürsprache der Gründe wohl ent-

rathen kann.“ — Csengery sah in dem Komitatssystem weder für die Verfassung, noch für den Fortschritt eine starke Garantie, und wiewohl er glaubte, dass dasselbe unter unseren unglückseligen staatsrechtlichen Verhältnissen einstweilen beizubehalten sei, suchte er dennoch nach neuen, stärkeren Bürgschaften und schloss sich eben deshalb jener Fraktion der Oppositionspartei an, welche dem vom Föderativsystem nicht weit entfernten Komitatssystem gegenüber die Fahne der parlamentarischen Centralisation aufpflanzte und für die radikale Reform der ungarischen Verfassung nach dieser Richtung hin ihre Stimme erhob.

Szalay war der Doctrinär, Eötvös der Redner und Csengery der Journalist dieser Fraction. Szalay redigirte das neue „Pesti Hirlap“ (Pester Zeitung) nur ein Jahr lang und trat es im Sommer 1845 an Csengery ab. Der junge Redakteur leistete seiner Partei vorzügliche Dienste. Er arbeitete unausgesetzt in alle Rubriken des Blattes, trotzdem dass die Redaktionsorgen seine Zeit um so mehr in Anspruch nahmen, je mehr sein Streben darauf gerichtet war, dem Blatte nicht allein strenge Consequenz im Prinzip, sondern auch in Bezug auf Stil eine gewisse Gleichförmigkeit, Eleganz und Präcision zu verleihen. Zu jener Zeit überflutete das rhetorische Pathos unsere ganze Literatur. Die Verfasser von Romanen, Abhandlungen, Geschichtswerken schrieben unterschiedlos oratorisch. Die Journalisten kopirten die Manier der grösseren und kleineren Redner, und selbst die Ballreporter der Modeblätter referirten mit Pathos. Csengery verbannte aus seinem Blatte den rhetorischen Schwulst und war bestrebt in demselben einen einfacheren, den Verschiedenheiten des Gegenstandes und der Situation angepassten Stil einzubürgern. Das gute Beispiel seines Blattes hatte überhaupt keinen geringen Antheil daran, dass unser Zeitungsstil allmählig ein mehr europäisches Aussehen gewann. Im Übrigen besass er, indem er sich als einen Tagelöhner der Sache des Fortschritts ansah, keine grosse Ambition auf literarischen Ruhm; der Redakteur, der seiner Aufgabe vollständig entsprechen will, ist genöthigt in seinem Blatte aufzugehen, und Csengery erstreckte seine Aufmerksamkeit in der Regel auch auf Bagatellen. Er schrieb Tagesneuigkeiten, Literaturanzeigen, Theaterkritiken, Auslandsrubrik, bisweilen auch Berichte aus dem Pester Komitathausaale. Er war

der Ansicht, dass die Wirkung eines Journals nicht allein durch einzelne grosse Artikel, sondern auch durch kleine Details, ja durch einzelne Notizen, mit einem Worte durch den Geist desselben bedingt sei. Indessen schrieb er auch grössere Artikel, jedoch anonym und vorzugsweise über Gegenstände, mit denen seine Kollegen sich weniger beschäftigten, wie Regelung der Städte und Gemeinden, Zoll- und Handelsangelegenheiten. Und er unterstützte seine Kollegen nicht allein mit seiner literarischen Thätigkeit, sondern auch mit der Energie seines Charakters. Mit jener äusseren Ruhe, aber inneren Glut, mit jenem gewissenhaft erwägenden, aber entschiedenen Wesen, welches sein ganzes Leben charakterisirt, hielt er die, zu wiederholten Malen der Entmuthigung und Auflösung entgegengehende Fraktion gleichsam in seinem Blatte zusammen und warb ihr neue Anhänger.

Es gab im ungarischen öffentlichen Leben kaum etwas Eigenthümlicheres, als die Situation und das Schicksal dieser Fraction. Sie wurde als Verbindung einiger Theoretiker betrachtet: als aber die Stunde der That schlug, folgten die Männer der That der von jenen angedeuteten Richtung. Die Genossen dieser Fraction wurden als träumerische, unpraktische Politiker verspottet, und die praktischen Politiker verwirklichten die Träume derselben schneller, als sie selbst sie geträumt hatten. Sie legten ihre kaum vierjährige Laufbahn unter den vereinten Spötteleien und Verdächtigungen der Regierung und der Opposition zurück. Die Regierung hörte ihnen gerne zu, wenn sie für die Nothwendigkeit einer starken Regierung eintraten und gegen die auf die Schmälerung des Rechtskreises der Regierung und der Legislative gerichteten Bestrebungen der Komitate eiferten, aber sie zürnte ihnen, weil sie praktisch fortwährend mit jener Opposition stimmten, deren Ideen sie öfter verurtheilten. Die Opposition sah sie gerne an ihrer Seite kämpfen, verargte es ihnen aber ebenfalls, dass sie in der Theorie unablässig die Schattenseiten des Komitatssystems erörtern, während dasselbe doch die stärkste Bürgschaft unserer Verfassung sowol als unseres Fortschrittes sei. Csengery und seine Genossen liessen diese Anklagen nicht unbeantwortet und entwickelten ihre Ansicht dahin, dass insolange, als die Garantie der parlamentarischen Concentration und verantwortlichen Regierung nicht errungen

sei, jene Garantie, welche wir in unserem Komitatssystem besitzen, nicht aufgegeben werden könne, dass es jedoch nothwendig sei, die Mängel des Systems sowohl der Regierung als auch der Opposition aufzudecken. Und indem sie einerseits die Grenzen des Rechtskreises der Komitate, der Legislative und der Regierung gegenüber, umschrieben, steckten sie andererseits auch die Schranken der executiven Gewalt ans. Ihr Rath ging mit einem Worte dahin: der Regierung alle jene Rechte zuzugestehen, welche ihr, damit sie ihrer Aufgabe entsprechen könne, in jedem Staate nothwendigerweise zukommen; sie forderten indessen für die Ausübung dieser Rechte, anstatt des Widerstandes der Komitate, in der Kontrolle der Volksvertretung, in der parlamentarischen Verantwortlichkeit eine Bürgschaft höheren Ranges. Und sie hatten in alledem Recht, aber einen dritten und den wichtigsten Einwurf machte ihnen niemand, und auch sie selbst dachten kaum daran: die Frage nämlich, wie sie das Institut der parlamentarischen Regierung den Verhältnissen der Monarchie einfügen zu können glauben? und welche Gestalt das Band der gemeinsamen Interessen den konstitutionslosen oder konstitutionellen Erbländern gegenüber dann annehmen würde?

Diese Frage blieb im Dunkeln, und auch Csengery wandte ihr seine Aufmerksamkeit nur in einem Punkte zu, indem er in der Zoll- und Handelsfrage dieselbe Basis empfahl, welche zwanzig Jahre nachher auch der Gesetzartikel XVI. 1867 acceptirte. Indessen dient zu ihrer Entschuldigung, dass sie die Verwirklichung ihrer Ideen in viel weiterer Ferne wähten, als dass sie die Discussion dieser heiklen Frage bereits für nothwendig hätten erachten können. Und als die Märztage anbrachen, war ihnen nicht vergönnt, an der Formulirung der neuen Gesetze theilzunehmen. Zwanzig Jahre später jedoch sind sie es gewesen, welche diese Frage zuerst auf das Tapet brachten, und alles aufboten, dass dieselbe im 1867-er Gesetze ihre Lösung erhalte.

Csengery blieb auch während der 1848-er Bewegung Redakteur; er verwandelte sein Blatt in ein Tagesblatt, und erhob es zugleich zum Organ der Regierungspartei, des Ministeriums Battyányi. Er kämpfte mit gleicher Energie sowol gegen die Wiener wie gegen die Pester extremen Tendenzen; er schrieb auch damals

anonym, aber in jenen kleinen Artikeln, in welchen er die Evolutionen der Bewegung von Tag zu Tag verfolgte, konnte die Präcision, Prägnanz und ernste Schönheit seines Stils unschwer erkannt werden. Und als wir in die Revolution hineingerissen wurden, blieb er ebenfalls auf seinem Posten, seine Ideen jedoch änderten sich eben sowenig, wie sein Stil. Man sagt, die Revolution sei dem Philosophen Idee, dem Volk Rache. Csengery'n war sie *blos* Idee; er hatte an ihren Leidenschaften keinen Theil. Als er Ende Dezember 1848 die Regierung nach Debresin begleitete, zog er sich von der journalistischen Laufbahn zurück, und später, als Ministerialrath, beschäftigte er sich grösstentheils mit Codification. Nach dem Tage von Világos irrte er eine Zeitlang flüchtig umher, und als er gegen Ende 1849, reich an Täuschungen und Schmerzen, aber desto ärmer an Vermögen, nach Pest zurückkehrte, sah er sich jede Laufbahn verschlossen. Indessen vermochte das Missgeschick weder seinen Charakter, noch seinen Geist zu unterjochen. Er verlebte jene zehnjährige schwere Zeit, in welcher unsere Verfassung und Nationalität mit Füßen getreten wurde und der Patriot zur Unthätigkeit oder Erniedrigung verdammt war, so würdevoll und so thätig, wie nur Wenige. Um seinen Unterhalt zu gewinnen, gab er Unterrichtsstunden in einer Privaterziehungsanstalt; um die wüste Gegenwart zu vergessen, versenkte er sich in die Vergangenheit, in historische Studien; da die Grundlagen der moralischen Wissenschaften in ganz Europa zu schwanken schienen, verlegte er sich mit Leidenschaft auf einen und den anderen Zweig der Naturwissenschaften; da für die Pflege unserer Nationalität nur ein einziges, das literarische Feld übrig blieb, nahm er aufs Neue die Feder in die Hand und schrieb, jedoch keine politischen Leitartikel mehr.

Als unsere verstummte Literatur im Herbst 1849 wieder das Wort nahm, zogen die eben dahingebrausten grossen Ereignisse am Publikum so rasch vorüber, dass seine Erinnerung vollständig gleichsam an ihnen haftete, und die Namen der erst eben vom Schauplatz abgetretenen Männer nahm bereits die Muse der Geschichtsschreibung auf ihre Lippen. Es erschienen kleinere und grössere Werke über die Ereignisse der jüngstvergangenen Tage, Charakteristiken der Männer, die in dieser bewegten Epoche eine

thätige Rolle gespielt hatten. Es waren meist oberflächliche, übereilte Urtheile, von Principien und geschichtsphilosophischen Gesichtspunkten keine Rede. In dieser Zeit der politischen Charakterzeichnungen beschloss auch Csengery eine Sammlung solcher herauszugeben, welche ein treuerer Spiegel der jüngsten Vergangenheit sein und diese, ebendamals ihren Abschluss erreichende Epoche in ihren Vertretern jeder Richtung charakterisiren sollte. So gab er 1851 sein „Magyar szónokok és államférfiak könyve“ (Buch ungarischer Redner und Staatsmänner) heraus, in welchem die Charakterbilder Paul Nagy's, Edmund Beöthy's, Moriz Szentkirályi's, Aurel Dezseffy's, Josef Eötvös's und Ladislaus Szalay's von ihm herrühren. Das Charakterbild Kossuth's wurde für den nicht erschienenen zweiten Band reservirt, und ist bis heute nicht gedruckt. Später schrieb er auch noch eine Charakteristik Deák's, die er an dieser Stelle als Denkrede vorlas; sie ist jedoch mehr als Denkrede, sie ist ein wirklicher Essay, sein gelungenster Essay. Csengery ist bei uns einer der hervorragenden Vertreter der Essay-Literatur, ja in Hinsicht auf Form und Sprache vielleicht der hervorragendste. Er hatte eine besondere Vorliebe für diese Gattung, welche zwischen Buch und Journalartikel, Abhandlung und Kritik in der Mitte steht, von der Wissenschaft ihre Ideen, von der Literatur ihre Formen entlehnt, und in gleichem Masse den Fachmann und das gebildete grosse Publikum vor Augen hat. Csengery war während seiner ganzen literarischen Laufbahn fortwährend bestrebt, diese literarische Gattung bei uns einzubürgern, welche von den Engländern und Franzosen erfunden worden ist, von den Deutschen mit wenig Glück nachgeahmt wird. Ein Hauptforderniss dieser Gattung ist die Kunst der Darstellung, und auf diese verstand sich Csengery vortrefflich. Die Komposition baut sich bei ihm, ob er nun einen politischen oder einen wissenschaftlichen Essay schreibt, in harmonischen Proportionen auf, und ist ebensowenig weitschweifig, wie überladen. Kemény's und Eötvös's Essay's sind an Ideen und Empfindung reicher, aber ihre Komposition ist eine losere und ihr brillanter Stil weniger präcis. Csengery paarte die Durchsichtigkeit mit Wohlklang und die Kürze mit Flüssigkeit. Er meidet die Perioden, aber seine kurzen Sätze rangiren sich symmetrisch um einen Hauptgedanken. Es ist seine Art.

mehr zu urtheilen und zu orientiren, als zu analysiren, mehr zu erzählen und zu schildern, als auseinanderzusetzen, mehr nur die Hauptideen und Hauptpunkte hervorzuheben, aber derart, dass er in seinen Lesern die ganze Gruppe der Nebenideen, den ganzen Umriss des Gemäldes lebendig zu machen vermag.

Diese Sammlung politischer Charakterbilder, in welcher auch die Széchenyi- und Wesselényi-Essays des Barons Josef Kemény Platz fanden, wurden, wahrscheinlich ihrer historischen Objectivität wegen, vom Publikum nicht sehr beifällig aufgenommen. Die Leidenschaften waren noch nicht so weit beschwichtigt, um die Reflexion anhören zu können. In Frankreich war es anders; dort warf Guizot eben um diese Zeit die Frage auf: warum reussirte die englische Revolution? Csengery glaubte, dass diese Frage am besten durch Macaulay's unlängst erschienenenes Werk *„England's Geschichte seit der Thronbesteigung Jakob's II.“* gelöst worden sei. Die Verpflanzung des ewig werthvollen Werkes in unsere Literatur schien ihm daher ein Tagesinteresse zu haben. Er schätzte Macaulay hoch, hielt ihn für den grössten Geschichtsschreiber der Neuzeit und hegte besondere Vorliebe für seinen Helden, Wilhelm von Oranien. Dieses Buch war ihm ein grosser Trost und er glaubte, es würde ein solcher auch seiner Nation sein. Auch bei uns grassirte, wie einst in England, eine verblendete Regierung, als Reaction der Revolution: aber dort machte sie den Keim der Freiheit emporschiessen, der versöhnliche Patriotismus der Parteien, die Weisheit des Führers beendete die Revolution, stellte die Verfassung wieder her. Csengery glaubte, dass früher oder später auch bei uns eine Wendung eintreten werde, aber er frug sich, ob unsere Parteien soviel versöhnlichen Patriotismus, ob wir einen so weisen Führer haben werden, wie die Engländer? Eben um diese Zeit übersiedelte Deák nach Pest, mit dem Csengery eine immer engere Frenndschaft schloss. Wer hätte es wohl damals geahnt, dass zu dieser grossen Rolle eben Deák berufen und Csengery sein treuester Schildträger sein werde? Deák las das Buch; es war auch ihm ein Trost; der alte Kritiker Paul Szemere aber rief begeistert aus: „wie würde Kazinezy, wenn er lebte, über diese Prosa entzückt sein! welch eine Präcision, Feinheit und Kraft im Ausdrucke!“ Diese Übersetzung ist in der That die beste Leistung prosaischer

Übersetzungskunst aus dieser Zeit und sie ist auch auf die Entwicklung des ungarischen historischen Stils nicht ohne Einfluss geblieben.

In den fünfziger Jahren nahm Csengery noch an drei literarischen Unternehmungen, als Mitredakteur oder Gründer Theil. Er rief 1854 mit Kemény das „Magyar nép könyve“ (Buch des ungarischen Volkes) ins Leben, übernahm 1855 die Redaktion des Feuilletons des „Pesti Napló“ (Pester Tageblatt), und begründete 1858 die „Budapesti Szemle“ (Budapester Revue). Nach der Revolution bildete sich bei uns eine ganze besondere Literatur für das Volk. Csengery und seine Genossen hielten es für ihre Pflicht, dagegen aufzutreten und es auszusprechen, dass die Einfachheit nicht in der Einfältigkeit und das Volksthümliche nicht im Pöbelhaften bestehe; dass andere gebildete Nationen unter dem Volksmässigen das für das grosse Publikum Geschriebene verstehen; dass es die beste Schreibweise sei, wenn das Geschriebene von jedem Leser verstanden wird, vorausgesetzt dass dieser bereits einige Kenntnisse besitze. Und sie stellten für die Werke der schönen Literatur die Regel auf, dass das Volksmässige die Kunst nicht ausschliesse. Das Werk gewinnt nur an Werth, wenn wir es allgemein verständlich machen, wir dürfen jedoch, indem wir es dazu machen, seine Voraussetzungen nicht ändern. Das in diesem Sinne redigirte Unternehmen wurde von zahlreichen vorzüglichen Schriftstellern unterstützt, und war von nicht unbedeutendem Einfluss darauf, dass unsere volksthümlichen Blätter richtigere Bahnen einschlugen. Csengery selbst bearbeitete für das Unternehmen Johnston's *Chemische Bilder*, welche nachher auch in einer Separatausgabe erschienen. Als Redakteur des Feuilletons des „Pesti Napló“ und Gründer der „Budapesti Szemle“ wollte er eine noch grössere Lücke ausfüllen, einem noch fühlbareren Bedürfnisse begegnen. Der Strom der ungarischen Wissenschaft und Literatur bewegte sich in einem ziemlich engen Bette. Wir kultivirten vorzugsweise die sogenannten vaterländischen Wissenschaften und nahmen von den Bewegungen des Auslandes wenig Notiz, oder wenn wir das auch thaten, blieb es für das grosse Publikum ein todtes Kapital. Csengery hielt es für unumgänglich nothwendig, dass das Feuilleton irgend eines Blattes oder, wenn möglich, eine ganze besondere

Zeitschrift gleichsam der Vermittler einerseits zwischen der Wissenschaft und dem gebildeten Publikum, andererseits zwischen der vaterländischen und ausländischen Literatur sei, und den ungarischen Leser über alle die Ideen orientire, welche die Geister der ganzen Welt beschäftigen. Daneben sollte auch der kritische Geist, sowohl in der Wissenschaft, als auch in der Literatur, geweckt werden. So wurde das Feuilleton des „Pesti Napló“ und später die „Budapesti Szemle“ zum Vertreter dieser Richtung. Csengery nahm dabei nicht blos an der Aneiferung zur Arbeit, sondern auch an der Arbeit selbst theil. Er lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums auf die bei uns so sehr vernachlässigte Weltgeschichte. Er schrieb einige kulturgeschichtliche Essay's über China, Indien und Egypten. Er zeigte zahlreiche ausländische Werke an, oder bearbeitete darüber geschriebene Essay's. Bei der Betrachtung unserer vaterländischen Geschichtsschreibung fielen ihm insbesondere zwei Dinge auf, die er für schädlich hielt. Die Erforscher unserer Urgeschichte hatten sich, den Fustapfen Otrokocsi's und später Stephan Horváth's folgend, vollständig auf Abwege verirrt, und er bestrebte sich, indem er ihre Methode angriff, zugleich auf die richtige Methode hinzuweisen, welche nicht aus einzelnen verwandt klingenden Wörtern verwegene Folgerungen zieht, sondern Organismus mit Organismus vergleicht, nicht aus dem Zusammenreffen einzelner Züge, oft mit Ausserachtlassung der wesentlichen Verschiedenheiten, auf die Verwandtschaft der Völker schliesst, sondern sozusagen Physiognomie mit Physiognomie zusammenhält. Er glaubte ferner, dass die Materialsammlung mit der Aufarbeitung Schritt halten müsse und dass die Zeit gekommen sei, wo auch unsere Schriftsteller, die klassischen Muster des Alterthums und die grossen Geschichtsscheiber der neueren Völker zu Vorbildern nehmend, die Wissenschaft mit Kunst paaren müssten, weil dieselbe nur in künstlerischer Form wirklich nationales Gemeingut werde. Er begann deshalb Studien über die künstlerische Seite der Geschichtsschreibung zu schreiben. Es sind, wie er selbst sagt, fragmentarische Artikel über die Form der Geschichtsschreibung in concreter Gestalt: Charakteristiken namhafter ausländischer Geschichtsschreiber nebst denen einiger vaterländischer, dazu Beleuchtung der Ansichten der hervorragenderen Kritiker des Aus-

landes. Diese fragmentarischen Artikel ergänzen einander indessen. Sie stellen insbesondere den wohlthätigen und nachtheiligen Einfluss, den die Belletristik auf die Geschichtschreibung ausübt, vor Augen, und bezeichnen nach Polybios die Grenze, welche das schön-literarische Werk vom Geschichtswerke scheidet.

Mit der Gründung der „Budapesti Szemle“ ging ein alter, sehnlicher Wunsch Csengery's in Erfüllung. Im Anfange der vierziger Jahre hatten Szalay und Eötvös eine Zeitschrift ähnlichen Inhalts und gleichen Titels begonnen, aber nur bis auf zwei Bände bringen können. Csengery gelang es, die seinige zwölf Jahre lang zu redigiren. Es scharten sich um ihn die Mitarbeiter der alten Szemle: Eötvös, Szalay, Trefort, Moriz Lukács, die Männer die in unserer Literatur zuerst bemüht waren, die Politik und die Wissenschaft, das Leben und die Literatur in engere Verbindung zu bringen. Diese Zeitschrift war gleichsam der Sammelpunkt der älteren wissenschaftlichen und literarischen Kräfte und die Schule der jüngeren Talente. Csengery war vermöge seiner vielseitigen Bildung und seines vorzüglichen Geschmacks zur Redaction einer solchen Zeitschrift grade der geeignete Mann. Er suchte die ungarische Essay-Literatur zu begründen, und wenn er keinen genügenden Vorrath von Original-Aufsätzen hatte, liess er ausländische übersetzen oder bearbeiten. Er veranlasste so manchen verstorbenen Autor, wieder das Wort zu nehmen, er bewog so manchen Gelehrten, für das grosse Publikum zu schreiben. Er überredete selbst Deák, das berühmte Werk Lustkandl's in der Szemle zu beurtheilen und bot ihm dabei zugleich seine Mithilfe an. Die Entwicklung der europäischen Wissenschaft und Literatur unausgesetzt mit Aufmerksamkeit verfolgend, mit den Lücken der unsrigen wohlvertraut, gab er seinen Mitarbeitern die Richtung und den Gegenstand an, und vertheilte die Arbeit unter sie. Er lenkte so manchen Autor auf dasjenige Gebiet, auf dem er am meisten an seinem Platze war, und aus so manchem in seiner Zeitschrift erschienenen Essay wurde später ein ganzes Buch, das unserer Literatur zur Zierde gereichte. In den fünfziger und sechziger Jahren war seine einfache Wohnung einer der Hauptsammelplätze des ungarischen Literatenthums. Es kamen bei ihm nicht selten die hervorragendsten Staatsmänner und Schriftsteller jener

Zeit zusammen. Sein einziger Luxus war, dass er Diejenigen, die er besonders verehrte und liebte, hie und da zu einer kleinen Soirée lud. Er suchte und fand im Schosse des Familienlebens und im Verkehr mit seinen Freunden seine Freude, seinen Trost. Seine Verschlossenheit erschloss sich, sein Ernst erheiterte sich bei solchen Gelegenheiten. Hinter seiner schweigsamen und kühlen Art bargen sich starke Gefühle der Zu- und Abneigung. Auch Theilnahme und Anhänglichkeit äusserte sich bei ihm mehr in Thaten, als in Worten. Er wurde von einer Idee, einer Sache oder einer Person nicht leicht eingenommen, blieb ihr aber, wenn er sie einmal lieb gewann, um so anhänglicher. Er war bedächtig, aber energisch, vorsichtig, aber ansharrend und consequent. Die Leute kannten seinen Ernst und seine Opferwilligkeit, sie schätzten sein Talent hoch und wandten sich in öffentlichen Angelegenheiten aller Art gerne an ihn.

Es gab in der That von 1850—1880 in Ungarn kaum eine namhaftere, auf die kulturelle oder materielle Hebung des Landes gerichtete Anstalt oder Gesellschaft, an deren Begründung, Organisation oder Reform Csengery nicht wesentlichen Antheil genommen hätte. Unsere Akademie, der landwirthschaftliche Verein, die ungarische Bodenkreditanstalt waren vorzugsweise Gegenstände seines Eifers. Am Ausgange der fünfziger Jahre, als unsere Akademie sich wieder freier bewegen durfte, nahm auch Csengery lebhafteren Antheil an ihren Angelegenheiten. Er nahm Einfluss auf die neue Ausarbeitung der Geschäftsordnung, regelte die Geschäftsbahrung, beantragte die Organisation mehrerer stehender Kommissionen, und belebte mit seinen Journalartikeln im Publikum fortwährend die Theilnahme für die Wirksamkeit der Akademie. Vordem hatten sich die Zeitungen um die Akademie blutwenig gekümmert; Csengery begann die regelmässige und systematische Besprechung der Wirksamkeit ihrer Klassen; seitdem ist die Akademie eine stehende Rubrik unserer Zeitungen. Später, im Jahre 1867, wurde die Reform ihrer Statuten, die Regelung ihrer Geldangelegenheiten seinen Anträgen entsprechend ins Werk gesetzt. Er wurde zuerst zum Mitglied ihres Direktionsraths, dann 1874 zu ihrem zweiten Präsidenten gewählt; er war von allem Anfang an Präses des Bücherverlagsunternehmens und später auch der

historischen Kommission. Die geistigen und materiellen Interessen der Akademie lagen ihm gleicherweise am Herzen und er war von dem Doppelzwecke dieses Instituts: gleichmässig und gleichzeitig den Interessen der Wissenschaft und der Nationalität zu dienen, vollkommen durchdrungen. Im landwirthschaftlichen Verein nahm er an zwei wichtigen Angelegenheiten, welche auf die materielle Hebung Ungarns von grossem Einfluss waren, thätigen Antheil. Er schrieb 1862 im Auftrage des Vereins jenes in mehreren Sprachen erschienene Memorandum, welches das ungarische Eisenbahnnetz zuerst feststellte und den zweifachen Zweck verfolgte: die ausländischen Kapitalisten über die öffentliche Meinung Ungarns, die sich anderswo nicht äussern konnte, zu orientiren, und der künftigen ungarischen Regierung die Richtung zu geben. Weit früher, im Jahre 1858, verfasste er, mit Melchior Lónyay vereint, ebenfalls im Auftrage und Interesse des landwirthschaftlichen Vereins, ein an die Regierung gerichtetes Memorandum über den Stand des ungarischen Bodenkredits. Als im Jahre 1862 die Bodenbesitzer, dem Memorandum gemäss, an die Gründung der ungarischen Bodenkreditanstalt gingen, arbeitete Csengery die Statuten derselben und ihre Geschäftsordnungs- und Manipulations-Instruktionen aus. Nicht minder schrieb er im Auftrage der Direktion das an den Reichstag gerichtete Memorandum. Als die Anstalt ins Leben trat, wurde er zum Secretär und später zu einem ihrer Direktoren gewählt. In beiden Eigenschaften machte er sich um die Vervollkommnung der Geschäftsgebarung und um das Aufblühen der ganzen Anstalt in bedeutendem Masse verdient. Zahlreiche Geldinstitute bedienten sich seines Rathes oder gingen ihn um Pläne an. Er entwarf einen ungarischen Volksbankplan, welcher in mehreren Theilen des Landes verwirklicht wurde. Auf Eötvös's Ansuchen arbeitete er den Entwurf eines, den Pester Industrieverein zu erzetzen bestimmten Landes-Industrievereins, in Verbindung mit dem eines Industriemuseums aus, und sicherte mittels des Landestitels den ungarischen Charakter desselben.

Indessen nahm die im Jahre 1860 in Fluss gerathene politische Bewegung die Thätigkeit Csengery's am meisten in Anspruch. Er betheiligte sich an dem Kampfe zuerst als Journalist, indem er dem Oktober-Diplom gegenüber mit grosser Energie für

die 1848-er Gesetze eintrat. Als er darauf im Jahre 1861 zum Abgeordneten gewählt wurde, schloss er sich eng an Deák an. Seitdem war er bis zu seinem Tode Mitglied des Abgeordnetenhauses und entwickelte insbesondere seit dem Jahre 1866 eine grosse Thätigkeit in den reichstäglichen Kommissionen. Er hatte bedeutenden Theil an der Zeitigung und Formulirung der Ausgleichspläne Deák's. Der Reichstag betraute eine fünfundsechziger Kommission mit der Formulirung des Ausgleichs. Diese Kommission wählte Csengery zu ihrem Referenten, und entsandte eine Subkommission, deren Referent ebenfalls Csengery wurde. Die Subkommission betraute Deák und Csengery mit der Formulirung der Details. Der Entwurf wurde fertig, da indessen der Reichstag am 26. Juni 1866 plötzlich vertagt wurde, blieb für die Schlussredaktion des Textes nur eine einzige Nacht übrig. Auf Antrag des im Jahre 1867 ernannten Ministeriums wurde dieser Text sodann als VII. Artikel in das ungarische Gesetzbuch aufgenommen. Csengery empfand hohe Freude darüber, das alles dasjenige, wofür er nahezu drei Jahrzehnte hindurch gekämpft hatte, endlich zur Wahrheit geworden sei. Bald jedoch überkamen ihn neue Besorgnisse und Befürchtungen, und er nahm eine einigermaßen eigenthümliche Stellung zwischen Deák und der Regierung, seiner eigenen Partei und dem linken Centrum ein. Diese seine Stellung bot mitunter Anlass zu Missverständnissen, und sie war auch wirklich nicht natürlich; dies waren jedoch auch die Verhältnisse nicht. Csengery gab nicht den Einflüsterungen persönlichen Ehrgeizes, ränkespinnenden Eigennutzes Gehör, sondern den Rathschlägen der Nothwendigkeit und der Vaterlandsliebe. Deák war zwar der Führer jener in der grossen Majorität befindlichen Partei, welche mit ihrer Energie und Mässigung die Verfassung wiederhergestellt hatte, er selbst trat aber nicht in die Regierung, wiewohl ohne seine Unterstützung wohl schwerlich irgend eine Regierung hätte Bestand haben können. Csengery fühlte den Widersinn dieser Stellung, er fühlte aber auch, dass Deák seinen Einfluss nur so behaupten, die Opposition nur dann entwaffnen könne, wenn die noch in der Schwebelage befindlichen Einzelfragen des Ausgleichs im Geiste des Ausgleichs gelöst werden, und die Regierung die neuen Institutionen überhaupt in dieser Richtung in Activität treten lässt. Deswegen machte er Deák

fortwährend auf jedes Versäumniss, auf jeden Missgriff in dieser Hinsicht aufmerksam, suchte aber zugleich mit seiner Erfindsamkeit und seinem Wohlwollen jedem Konflikt zwischen Deák und dem Ministerium vorzubeugen. Ein Vermittler dieser Art war er auch zwischen seiner Partei und dem linken Centrum. Niemand hielt am Ausgleich fester, niemand verurtheilte die staatsrechtlichen Sturmfläufe der linken Mitte heftiger als er, dennoch hielt er dafür, dass der Parlamentarismus bei uns nicht Wurzel schlagen werde, wenn nur eine einzige Partei zur Regierung berechtigt sei, und dass es deshalb nothwendig scheine, mit dem linken Centrum Berührungspunkte zu suchen, für den Fall einer Krise die Fusion mit dieser Partei vorzubereiten oder sie mindestens nicht der äussersten Linken in die Arme zu treiben, und jedenfalls bezüglich alles dessen, was gemeinnützig ist, und womit nichts preisgegeben wird, mit ihr zu unterhandeln, sich mit ihr zu vertragen.

In diesem Geiste trat Csengery gleich in jener reichstäglichen Kommission auf, welche, im Sinne des 1867-er XII. Gesetzartikels, bezüglich der Lasten der als gemeinsam erkannten Staatsangelegenheiten, das Verhältniss zwischen Ungarn und Österreich feststellen sollte. Seinem Antrage gemäss wurde die Art der Berührung der miteinander unterhandelnden Parteien auf internationaler Basis geregelt; er beantragte und redigirte die Nuncien der ungarischen Kommission. Als zwischen den zwei Ministerien bezüglich der Staatsschulden eine Übereinkunft zu Stande kam, wurde dieselbe von Csengery angefochten und auf Grund seiner Amendements eine andere geschlossen, welche, wenn sie im Ganzen seiner Absicht auch nicht entsprach, bezüglich der Staatsschulden wenigstens die Wahrung der im XII. Gesetzartikel bezeichneten Rechtsbasis, und insbesondere die Aufhebung der Solidarität aussprach. Für die Gebahrung blieb zwar auch in der Übereinkunft die Gemeinsamkeit aufrecht, aber schliesslich sahen es beide Parteien doch ein, dass sie nicht haltbar sei, und sie hörte auch wirklich alsbald auf, als im folgenden Jahre, 1868, in der ersten Delegation auf Grundlage der von Csengery entwickelten Motivation die Angelegenheit der Staatsschulden aus dem Wirkungsbereiche der Delegationen faktisch ausgeschlossen wurde. Csengery nahm in den Sitzungen dieser ersten Delegation noch eine hervorragendere

Stellung ein. Er betrachtete es als seine Aufgabe, streng im Geiste des Ausgleiches vorzugehen und Alles dafür anzubieten, dass die Delegation sich innerhalb der Schranken des Gesetzes bewege. Deswegen wies er alles nicht dahin Gehörige und alle nicht als gemeinsam anerkannten Angelegenheiten consequent zurück. Er wirkte, dass die beiden Delegationen, als die Vertretungen zweier Nationen, miteinander unter Beibehaltung der internationalen Form in Berührung treten und als zwei besondere Körperschaften betrachtet werden, welche lediglich behufs der Einförmigkeit der Beschlüsse in gemeinsamer Sitzung, jedoch ohne Debatte, abstimmen dürfen. Mit einem Worte: er formulirte die wesentlicheren Punkte der Geschäftsordnung der Delegation, und er setzte auch das durch, dass die beiden Delegationen, als zwei besondere Körperschaften, durch besondere Rescripte aufgelöst werden müssen. Seine Stellung war in dieser Hinsicht eine umso schwieriger, als er nicht allein die Ansichten der beiden Ministerien und Delegationen zu vermitteln, sondern auch jene vielen Meinungs-differenzen auszugleichen hatte, welche zwischen dem damals noch in der Delegation erschienenen linken Centrum und der Deák-Partei zu Tage traten. Der ungarisch-kroatische Ausgleich kam ebenfalls auf Grundlage seines Vorschlages zu Stande, welcher die Meinungsverschiedenheiten Deák's, des Ministeriums und der Kroaten in einem vermittelnden Punkte zu vereinbaren bemüht war. Er nahm ferner ratgebenden Einfluss auf das mit Oesterreich geschlossene Handels- und Zollbündniss: den Gesetzartikel XVI. vom Jahre 1867. Er war von Anfang an Mitglied, lange Zeit hindurch Präsident der reichstäglischen Finanzkommission. Er formulirte die Budgetgesetze, und stellte die gegenwärtig bei der Abfassung der Gesetze gebräuchliche Form fest. Er nahm an der Verbesserung der Steuergesetzgebung Theil, brachte auch bei den Budgetverhandlungen viele Reformen in Anregung. Von ihm wurde unter Anderem auch die Errichtung des obersten Staatsrechnungshofes beantragt, formulirt und durchgesetzt. Er arbeitete das die Kontrolle der schwebenden Schulden betreffende Gesetz aus, gestaltete die auf die gemeinsamen Pensionen und auf die Expropriation bezüglichen Gesetze um und brachte zum neuen Gemeindegesezt die meisten Amendements ein.

Ganz besonders aber lag ihm die Sache des öffentlichen Unterrichts am Herzen. Er hielt dafür, dass nur die allgemeine Bildung unseren demokratischen Institutionen tieferen Gehalt und unserer Nationalität ein stärkeres Fundament geben könne. Er liess bereits am Anfange der sechziger Jahre für seine *Szemle* eine ganze Artikelreihe über den Stand des öffentlichen Unterrichts in Europa ausarbeiten, und als im Jahre 1868 der seitens des Ministeriums vorgelegte Volksschulgesetzentwurf den Antipathien aller Parteien und Glaubensbekenntnisse begegnete, gestaltete ihn Csengery durch seine Amendements dergestalt um, dass er nahezu einstimmig angenommen wurde. Er befasste sich eingehend mit den Fragen des Unterrichts an den Mittel- und Hochschulen und seine darauf bezüglichen Artikel und Abhandlungen, welche auch gesammelt erschienen sind, liefern einen schätzbaren Beitrag zum Programm der ungarischen Unterrichtspolitik. Als Pester Stadtrepräsentant hatte er grossen Antheil an dem, was in Pest für die Hebung des öffentlichen Unterrichts geschah. Seine dem Volksschulgesetze eingefügten Abschnitte entschieden die Controverse: ob die hauptstädtischen Volksschulen kommunal oder konfessionell sein sollen. Er war Präses der städtischen Finanz- und Bürgerschul-Kommission. Die Idee der Bürgerschulen führte er in das Schulgesetz ein, und veranlasste hauptsächlich in Pest die Eröffnung solcher Schulen. Für die Vereinigung Ofens und Pests angenommen, bewirkte hauptsächlich er die Aufnahme derselben in den die Regelung der Hauptstadt betreffenden Gesetzentwurf. Er formulirte schon vorher im Unterrichtsgesetz bezüglich der beiden Städte den gemeinsamen Schulrath, er beantragte auch den gemeinsamen Baurath und er brachte, unter den vortheilhaftesten Bedingungen, im Wege öffentlicher Subskription, auch die erste grössere hauptstädtische Anleihe zu Stande, indem auf sein Anrathen die Anbote der einzelnen Geldinstitute zurückgewiesen wurden.

Sein unter der Last so vieler Kämpfe und Arbeiten sich immer mehr und mehr erschöpfender schwacher Körperbau schien, ungeachtet dessen, dass er noch 1875 an der Fusion der beiden grossen Parteien, und beinahe bis 1879 auch an den Reichstagsverhandlungen lebhaften Antheil nahm, dennoch zu ermatten und

hinfällig zu werden. Er sagte oftmals: wie gerne er sich von der Politik zurückziehen und wieder der Literatur leben und die Geschichte Ungarns von 1790—1848 schreiben möchte, für welche er viele Vorstudien gemacht hatte. Er konnte es nicht thun; seine Vielbeschäftigung und seine Kränklichkeit hielten ihn fortwährend davon zurück. Wenn er aber auch sein Buch nicht schreiben konnte, zeichnete er doch seit 1866 alle bedeutenderen und geheimeren Evolutionen des ungarischen politischen Lebens, an welchen er selbst Antheil nahm oder von welchen er durch Deák's Mittheilungen Kenntniss bekam, getreulich auf. Diese Aufzeichnungen, welche über die Geschichte so mancher Frage, ja selbst über den Charakter Deák's ein neues Licht verbreiten, werden für die Geschichtsschreibung dieser Epoche eine unschätzbare Quelle abgeben. Er hat dieselben in seinen letzten Jahren noch einmal durchgesehen, und ihre namhafteren Partieen gleichsam zu einem Memoire verarbeitet. In den letzten Monaten konnte er wenig mehr arbeiten, nahm aber an den öffentlichen Angelegenheiten, Rathschläge ertheilend, Botschaften sendend, noch immerfort Antheil. Er starb in seinem Armsessel, angekleidet, wie der Soldat auf seinem Wachposten.

Wie in seinen letzten Augenblicken, so wurde er sein ganzes Leben hindurch von der Vaterlandsliebe getrieben, vom Pflichtgefühl geleitet, von der Ehrenhaftigkeit gehoben, von der Thätigkeit belebt, und vom Bewusstsein belohnt. Er war eine einfache, ernste, thatkräftige Natur. In ihm war kein Pathos und Schauspielerthum, aber desto mehr tiefe Empfindung und Wahrheit; kein Hochmuth, keine Überhebung, aber desto mehr Würde und Charakterkraft. Er war ein wahrer Mann, der seinen Platz ausfüllt, und sich nicht einmal unabsichtlich dorthin verirrt, wo er nicht an seinem Platze ist; ein Patriot, der starkes Nationalgefühl mit europäischer Bildung, die Traditionen unserer Vergangenheit mit den Ideen der Neuzeit verschmilzt, stumme Begeisterung mit ausdauernder Arbeit paart, unablässig predigend, dass man dem Vaterlande zu jeder Zeit, an jedem Orte dienen könne, und dass Nichts bedeutungslos sei, was zu seinem Wohle dient. In unserem Vaterlande hat es zu keiner Zeit an grossen Talenten gefehlt, welche von Ehrsucht oder Leidenschaft auf die öffentliche Lauf-

bahn getrieben wurden und dort eine rege Thätigkeit entwickelten, ja selbst im letzten Ungarn erwacht zuweilen jene Begeisterung, in kritischen Zeiten, in grossen Momenten sich für das Wohl des Vaterlandes aufzuopfern : aber ohne Ehrsucht, ohne Eitelkeit das Vaterland zu lieben, im Verborgenen und geräuschlos für dessen Interessen zu kämpfen, unter allen Lebensverhältnissen und vielleicht selbst unter kleinlichen Umständen ausdauernd und unentwegt die Patriotenpflicht zu erfüllen — alles dies sind Eigenschaften, welche bei uns zu den selteneren zählen. Die Lücke, welche Csengery bei uns zurückgelassen hat, das Grab, welches seine gesegnete Asche deckt, das Thätigkeitsbild, welches sein Lebenslauf vor uns entrollt, mögen uns an die Gesammtheit dieser Eigenschaften, dieser Bürger-, sozusagen bürgerlichen Tugenden gemahnen, deren wir so sehr bedürftig sind. Wenn Ungarn seine wiedereroberte Stellung behaupten, ja dieselbe höher hinaufrücken will, thun ihm je mehr von solchem Geiste beseelte Bürger noth. Dieser Gemeingeist, diese ausharrende Arbeit ist eine unserer Existenzbedingungen. Ohne dieselbe bewahrt uns weder die Gunst des Geschicks, noch die Macht des Genies vor dem Niedergange. Dies müssen wir uns immer mehr zu eigen machen, uns immer mehr das Dichterwort einprägen :

Denn du, o Vaterland, musst leben
 Und, ewig lenzgleich blüh'n und grünen,
 Weil, ach, wir selbst in's Nichts zerstöben
 Auf deines Untergang's Ruinen,
 O Vaterland !

DIE LANDES-BÜCHERAUSSTELLUNG.

Die letzten Monate haben ein bedeutendes Moment in der Entwicklungsgeschichte des ungarischen Kunstgewerbes zu verzeichnen. Das zur Hebung des vaterländischen Kunstgewerbes und Kunstgeschmackes berufene Ungarische Landes-Gewerbemuseum hat einen neuen Weg eingeschlagen, um das Interesse der betheiligten Fachmänner und des grossen Publikums zu erregen, es hat neben seinen permanenten Ausstellungen in den Museumsräumen

begonnen grössere periodische Expositionen aus einzelnen Zweigen des Kunstgewerbes zu veranstalten, und ist sein erster diesbezüglicher Versuch über Erwartung vorzüglich gelungen. Die vom Senatspräsidenten an der königl. Curie Georg v. Ráth unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner und unter thatkräftiger Unterstützung des Kultusministeriums veranstaltete Landesbücherausstellung, welche vom 5-ten März bis 15-ten Mai l. J. eine immer grössere Anzahl wissbegieriger Besucher in die Räume der Landesbildergalerie lockte, errang vollauf den Erfolg, welchen ein grosses Ziel und eine umsichtige Leitung unter allen Umständen verdienen.

Der Anfang wurde mit einer Specialausstellung aus dem Gebiete der Buchdrucker- und Buchbinderkunst gemacht, theils weil sich dieser Zweig des Kunstgewerbes bei allgemeinen, mehr umfassenden Ausstellungen an der Seite von stärker in das Auge fallenden Objekten nicht recht geltend machen kann, theils und besonders, weil die geschmackvolle Ausstattung eines unserer nothwendigsten Lebensbedürfnisse, des Buches, vom grössten Einflusse auf die Veredelung des Geschmacks ist, und es auf diesem Gebiete am leichtesten ist, durch die bei solchen Ausstellungen rege gewordene Concurrenz bedeutendere Erfolge zu erzielen. Demnach sollte also eine historische Zusammenstellung der in Ungarn gedruckten und gebundenen Bücher die Hauptaufgabe der Ausstellung sein, doch wurden nach und nach in Verwirklichung eines von Wilhelm Fraknói bereits im Jahre 1877 gelegten Planes auch andere einschlägige Gegenstände in den Rahmen der Ausstellung einbezogen, welche einerseits den Gewerbetreibenden, andererseits den Gelehrten willkommene Gegenstände eingehenden Studiums sein sollten. So namentlich die von Ungarn oder für ungarische Besteller geschriebenen Handschriften (besonders Codices Corvini), welche den Miniaturmalern und Kalligraphen als Muster dienen konnten, im Auslande gedruckte und theilweise von ungarischen Buchhändlern bestellte Incunabeln, welche die Vergleichsobjekte für die ersten Erzeugnisse der ungarischen Buchdruckerkunst abgaben, schliesslich im Privatbesitze befindliche interessante Handschriften und Druckwerke, für welche sich so bald wieder keine Gelegenheit bieten dürfte, auch von den den Besitzern ferneste-

henden Fachgelehrten eingesehen zu werden. Somit können wir die in der Landesbücherausstellung zur allgemeinen Besichtigung vorgelegten Objekte in folgende acht Gruppen theilen :

1. Werke ungarländischer Copisten und Miniatoren, darunter besonders ungarische Sprachdenkmäler und Geschichtswerke. 2. In ungarischen Bibliotheken aufbewahrte Handschriften, welche zwar auf Ungarn keinen Bezug haben, aber wegen der Pracht ihrer Ausstattung besondere Beachtung verdienen. 3. Eine möglichst vollständige Sammlung von Codices Corviniani. 4. Bedeutendere Incunabeln, die sich im Besitze ungarischer Bibliotheken befinden. 5. In Ungarn gedruckte Werke von 1473 bis 1848. 6. Interessante Druckwerke aus Privatsammlungen und sonstige bibliographische Merkwürdigkeiten. 7. Die bedeutenderen Produkte der noch bestehenden ungarischen Druckereien, und 8. Vergangenhheit und Gegenwart der ungarischen Buchbinderkunst.

Um eine Übersicht dieses bedeutenden Materials zu ermöglichen, hat die Ausstellungskommission von unseren tüchtigsten Fachmännern einen „Führer“ * verfassen lassen, welcher nicht nur dem grossen Publikum in leicht fasslicher Form jeden wünschenswerthen Aufschluss über die ausgestellten Werke ertheilte, und den Fachmännern die Auffindung jener Werke erleichterte, welche sie zum Gegenstande ihrer speciellen Studien zu machen wünschten, sondern auch eines unserer bedeutendsten bibliographischen Quellenwerke bildet.

Dieser im Laufe von drei Monaten zweimal aufgelegte „Führer“,

* „Kalauz az Orsz. Magy. Iparművészeti Múzeum részéről rendezett könyvkiállításhoz.“ (Führer zu der vom Ung. Landes-Gewerbemuseum veranstalteten Bücherausstellung. Budapest, MDCCCLXXXII. 4^o. 265 S.). Die zweite vermehrte und verbesserte Auflage dieses Werkes führt den Titel : „Könyvkiállítási emlék. Kiadja az Országos Magyar Iparművészeti Múzeum. A „Könyvkiállítási Kalauz“ 2-ik bővített kiadása.“ (Andenken an die Landesbücherausstellung. Herausgegeben vom Ung. Landes-Gewerbemuseum. Zweite vermehrte Auflage des „Führers zur Bücherausstellung.“ Budapest, Kommission von Friedrich Kilian. MDCCCLXXXII. 4^o. 267 S. Preis 2 fl. 70 kr.). Ferner erschien ausser einem ungarischem Auszug dieses Katalogs noch folgender, von A. Szemere verfasster Führer in französischer Sprache : „Visite à l'exposition des livres au palais de l'académie. A. de Szemere. Budapest, MDCCCLXXXII.“ kl. 8^o. 46 S.

ein glänzendes Zeugniß für die Leistungsfähigkeit unserer hauptstädtischen Druckereien, ist mit seinen zahlreichen schönen Initialen, alten Handschriften und Druckwerken entnommenen Titelblättern und Vignetten, und hauptsächlich mit seinem gediegenen Inhalte ein wirklich monumentales Denkmal dieser Ausstellung, und lässt schon jetzt ahnen, wie reichhaltig die in Vorbereitung begriffenen Werke sein werden, welche sich zur Aufgabe gestellt haben, das hier aufgespeicherte Material für die Wissenschaft zu verwerthen. An der Hand dieses Prachtwerkes wollen auch wir versuchen, ein möglichst treues Bild von der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Ausstellung zu geben.

In der ersten der oben skizzirten acht Gruppen verdient insbesondere die beinahe vollständige Sammlung ungarischer Sprachdenkmäler vom Anfange des XIII. Jahrhunderts bis 1539 hervorgehoben zu werden, an der Zahl vierzig Handschriften, welche eine unschätzbare Quelle der Geschichte der ungarischen Sprache bilden und in solcher Vollständigkeit noch niemals an einem Orte beisammen waren: ausser den hier ausgestellt gewesen Codices sind uns überhaupt bloß noch sechs alte Handschriften in ungarischer Sprache bekannt, darunter freilich einige der ältesten: das Königsberger Fragment aus dem XIV., sowie der Ehrenfeld-Codex und der Wiener Codex aus dem XV. Jahrhundert. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften hat schon fast alle diese Werke einer genauen Herausgabe gewürdigt, und beschäftigen sich unsere Gelehrten schon seit geraumer Zeit mit der Verwerthung des in denselben enthaltenen literarhistorischen, grammatikalischen und syntaktischen Stoffes, eine Arbeit, die umso grösseren Erfolg verheißt, da ein nicht geringer Theil dieser Handschriften mit ziemlich grosser, manchmal sogar mit absoluter Sicherheit datiert werden kann und wir z. B. aus dem ersten Drittel des XVI. Jahrhunderts fast aus jedem Jahre datierte ungarische Handschriften aufzuweisen haben. Die vortreffliche Beschreibung dieses Theiles der Ausstellung verdanken wir dem verdienstvollen Herausgeber altungarischer Sprachdenkmäler, Georg Volf, aus dessen Aufsatz wir insbesondere den Umstand erwähnen, dass der zwar nicht besonders werthvolle aber immerhin interessante Codex Nr. 89 aus dem ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts, seit 1877 Eigenthum des reformirten Lyceums zu Miskolcz,

bisher ganz unbekannt war. — Eine weitere Serie von sechzig Handschriften gibt uns erwünschten Aufschluss über die Thätigkeit der alten ungarischen Copisten und Miniatoren, welchen erst seit kurzem durch die eifrigen Bemühungen Johann Csontos's verdiente Würdigung zu theil wurde. Während Franz Toldy im Jahre 1862 aus dem XIV. und XV. Jahrhunderte bloß zwölf ungarische Copisten lateinischer Handschriften zu nennen wusste. (Wattenbach in seinem „Schriftwesen des Mittelalters“ kennt keinen derselben) können wir schon jetzt nach wenigen Jahren emsiger und angestrenzter Forschung auf mehr als hundert solcher Copisten hinweisen. Die überwiegende Mehrzahl der von ihnen copierten Werke ist zwar theologischen Inhaltes und findet man unter ihnen nur ausnahmsweise Klassiker, sowie philosophische und naturwissenschaftliche Schriften, doch kommt diesmal der Inhalt der kopierten Werke bloß in zweiter Reihe in Betracht; die Hauptsache bleibt, dass unsere Compatrioten auch vor Erfindung der Buchdruckerkunst durch das Copieren und Illuminieren von Büchern ihrer Pflicht der vaterländischen Kultur gegenüber genüge leisteten, und dass sich ihre Werke ähnlichen Arbeiten des Auslandes kühn an die Seite stellen lassen.

Dass diesen von Ungarn geschriebenen und illuminierten Handschriften auch für die Geschichte der ungarischen Malerei interessante Daten zu entnehmen sind, erfahren wir aus einem kurzen Artikel Karl Pulszky's, welcher höchst interessante Beiträge zu den Resultaten bietet, welche sich Franz Römer und Arnold Ipolyi aus den spärlichen, schlecht erhaltenen und nicht datierten Überresten von Wandmalereien in ungarischen Kirchen über die Geschichte der älteren ungarischen Malerei ergaben. Die Malereien in unserem ältesten Sprachdenkmal vom Anfange des XIII. Jahrh. stehen noch ganz unter byzantinischem Einflusse, doch zeigt sich in seinen vier grossen Illustrationen (die Kreuzigung und Einbalsamirung Christi, die Kreuzesabnahme, die Marien bei dem Grabe des Herrn und der Erlöser auf dem Throne) besonders im Ausdrucke der Köpfe und in der Bewegung der einzelnen Körpertheile, lebhaft Beobachtung der Natur. Der Westphäler Heurich Stept, Pfarrer zu Csukárd im Pressburger Komitate, war nach seinem 1377 gemalten und an den Styl der Burgundischen Malerschule erin-

nernden Grauer Missale zu urtheilen, ein sehr geübter Künstler: seine Ranken und Blumen sowie der Hintergrund seiner Bilder zeugen von frappirendem Realismus, der Faltenwurf seiner freilich ziemlich steifen menschlichen Gestalten von vielem Geschmack und sorgfältiger Detailausführung. Italienischer Einfluss lässt sich in dem Missale des Ladislans von Miskolcz (Maria und Johannes am Fusse des Kreuzes, aus dem Jahre 1394) erkennen, dessen Gestalten trotz der im Ganzen weniger feinen Ausführung durch bedeutendere Conception, innigen Ausdruck und weichen Faltenwurf wirken. Denselben Gegenstand finden wir in dem grössten der sechs Miniaturen dargestellt, mit welchen ein Unbekannter des XIV. Jahrhunderts das Missale Nr. 13 schmückte, und von welchen wegen der originellen Auffassung das Bild des Königs David besondere Erwähnung verdient, wie er den Anfangsworten des Psalms gemäss (Ad levavi animam meam Deus meus) auf den Knien ruhend ein Wickelkind, seine Seele, dem über ihm erscheinenden Erlöser überreicht. Von den übrigen Bildern aus dem XIV. Jahrhundert erinnert eine Verkündigung Mariae in einem Augustinus de doctrina christiana (Nr. 14) an den Verfall des Byzantinischen Styls, während das Kreuz und das Ecce Homo in dem Missale Nr. 15 durch die primitive Ausführung auffällt. Die von Ungarn gemalten Handschriften des XV. Jahrhunderts (zu welchen die Codices Corviniiani selbstverständlich nicht zu zählen sind) sind durchgehends im gotischen Style gehalten; und scheint es eine besondere Eigenthümlichkeit von Handschriften ungarischer Provenienz zu sein, dass in ihnen das gothische Laubwerk als Randverzierung im XV. Jahrhunderte sehr häufig, vereinzelt auch im XIV. Jahrhunderte vorkommt, so auch in dem jetzt zu Augsburg aufbewahrten Ptolomaeus aus dem Jahre 1465, dessen Initialen jedoch schon ganz im Style der Renaissance gehalten sind. Am werthvollsten unter diesen Handschriften sind die Protokollbücher der Bergstädte Kremnitz (1426) und Schemnitz (1432), welche wahre Meisterwerke gothischer Kunst enthalten. Letztere mit Jesus auf dem Kreuze als Titelbild sind ein Werk des Schemnitzer Bürgers Valentin Gobil, doch muss dieser dem unbekanntem Meister, der die Kremnitzer Stadtakten mit seinen zwei kostbaren Illustrationen schmückte (Christus auf dem Kreuze mit Maria und Johannes, das letzte Gericht), unbedingt die Palme

reichen; und steigert sich noch unsere Bewunderung für die Begabung des Künstlers, wenn wir bedenken, dass er die beiden einzigen übrig gebliebenen Zeugen seiner Kunst in demselben Jahre schuf, welches durch den Altar der Brüder Eyck zu Gent in der Kunstgeschichte der Transalpinen Länder gleichsam zum Markstein einer neuen Epoche wurde.

Die letzte Abtheilung dieser ersten Gruppe bilden die ungarischen Geschichtsquellen des Mittelalters, fünfundsiebzig meist lateinische Handschriften vom Anfange des XIII. Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Mohács (1526), welche sich zwar nur schwer in den Rahmen einer Gewerbeausstellung einfügen lassen, aber bei den Historikern und zwar in erster Reihe bei den Kulturhistorikern sicherlich nicht den kleinsten Skrupel über die Berechtigung dieses Theiles der Ausstellung aufkommen lassen; denn noch nie hatten sie Gelegenheit, so viel werthvolles Material an einem Orte benützen zu können, mögen sie sich nun mit den Legenden der heilig gesprochenen ungarischen Könige und Königstöcher, den verschiedenen Ungarischen Kroniken, den Statuten in Ungarn ansässiger geistlicher Orden, den Rechnungsbüchern nordungarischer Städte (Éperies, Tirnau, Bartfeld, Kremnitz etc.) oder mit der Zusammenstellung der Überreste ungarischer Bibliotheken des XIV. und XV. Jahrhunderts (der Carthäuser zu Lechnitz und Látókő, des Johannes Vitéz und anderer Humanisten etc.) eingehender beschäftigen.

Die an letzter Stelle erwähnten Handschriften bilden den Übergang zum Glanzpunkte des historischen Theiles der Ausstellung, zur Gruppe der Codices Corvini. Die Hofbibliotheken zu Wien, Dresden, Petersburg und Parma, die Bibliothek des Jesuitenkollegiums in Wien, die Marciana in Venedig, die Laurentiana in Florenz, die Staatsbibliothek in München, die Bibliotheken der Benedictinerstifte zu Mülk und Göttweih, der Universitäten Jena und Prag, die k. k. Studienbibliothek in Salzburg, die Bibliothek des Gymnasiums zu Thorn, des Nationalmuseums, der Universität und der Akademie zu Budapest, des bischöflichen Seminars zu Raab, die gräflich Teleki'sche Bibliothek zu Maros-Vásárhely, die Distriktsbibliothek zu Gran und die Franciskaner-Bibliothek zu Pressburg, haben der Bücherausstellung ihre kostbarsten Cimelien mit der grössten Bereitwilligkeit überlassen und durch ihr vereintes Be-

mühen vierundsechzig Werke aus der Bibliothek des Königs Matthias zusammengebracht, eine Zahl, wie sie seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts, also seit mehr als drei hundert Jahren nimmer und nirgends beisammen war. Diese schon an sich bedeutende Zahl gewinnt noch an Interesse, wenn man das Resultat der neuesten, fast ausschliesslich von ungarischen Gelehrten der Erforschung der Corvinaüberreste gewidmeten Untersuchungen in Betracht zieht. Während nämlich von den hundert oder hundert und drei lateinischen, griechischen und arabischen Corvinahandschriften, welche Vogel (1849) und Edward (1869) verzeichneten, bloß fünf- undvierzig unzweifelhaft der Corvina angehört haben, und auch der um vieles genauere Fischer (1879) bloß von zweiundsechzig sicheren und dreiundfünfzig wahrscheinlichen Corvinahandschriften authentische Kunde hatte, konnte Römer schon 1876 konstatiren, dass ihm vierundachtzig sichere Codices Corviniani aus europäischen Bibliotheken bekannt seien, und veröffentlichte Csontos vor kurzem, um der Kommission der Landesbücherausstellung ein sicheres Urtheil über die auszustellenden Handschriften zu ermöglichen, ein äusserst lehrreiches „Bibliographisches Verzeichniss lateinischer Corvina-Codices“ (Magyar Könyvszemle, 1881. p. 137—176.), in welchem er aus dreiunddreissig Bibliotheken hundertundsieben solche Corvinahandschriften beschreibt, über deren Authenticität das an denselben, sei es am Einbände, sei es am Titelblatte angebrachte Wappen des Königs Matthias auch nicht den geringsten Zweifel aufkommen lässt.

Wenn wir nun auch diejenigen zwei oder drei ausgestellten Corvinahandschriften in Abrechnung bringen, von denen man nicht mit der nöthigen Sicherheit behaupten kann, dass sie einst in der Bibliotheca Corviniana gestanden, so war doch immerhin mehr als die Hälfte der bekannten sicheren Codices Corviniani ausgestellt und bot diese Sammlung eine wohl kaum jemals wieder zu erhoffende günstige Gelegenheit, um diese, in die entlegensten Theile Europas zerstreuten Schätze besonders aus kunsthistorischem Interesse zu untersuchen.

Es gereicht uns zur Freude mittheilen zu können, dass unsere Kunsthistoriker mit Dr. Karl Pulszky an der Spitze nicht versäumt haben, diese Kunstschätze eingehend zu studiren und dass

sie die Resultate dieser Forschungen in einem mit Facsimiles versehenen Prachtwerke niederlegen wollen.

Viel bescheidener als die glänzende Reihe dieser von Johann Csontos mit gewohnter Genauigkeit beschriebenen Corvinahandschriften, nimmt sich ein Appendix derselben aus, einundsiebzig Handschriften des IX. bis XV. Jahrhunderts, welche im Vereine mit den schon oben erwähnten ein beredtes Zeugniß für den Kultursinn des ungarischen Mittelalters ablegen. Den ersten Rang unter denselben nimmt der sogenannte Codex Aureus der Batthyányischen Bibliothek zu Karlsburg ein, eine prachtvolle Evangelienhandschrift vom Ende des neunten Jahrhunderts, mit zahlreichen Miniaturen, Randverzierungen und zwei grossen Bildern der Evangelisten in ziemlich primitiver Ausführung. Diese Handschrift, welche blos die Evangelien Matthaei und Lucae enthält, ist die älteste und prachtvollste Handschrift im Lande, und ausser dem „Codex aureus quatuor evangeliorum“, dem einstigen Bestandtheile der Corvinischen Bibliothek (jetzt im Escorial), und einer mit goldenen Lettern geschriebenen Bibel des Vicepalatins Paul Mághy (1529) auch der einzige Codex Aureus ungarischer Provenienz. Ausserdem finden wir hier eine Handschrift des X. Jahrhunderts von Paul's Briefen an die Römer, drei Exemplare der Evangelien in griechischer Sprache aus dem X. und XI. Jahrhundert, einen Boëtius de arithmetica, geometria, musica und zu Cicero's Topica aus dem X. Jahrhundert, einen Virgilius aus dem XI. Jahrhundert, die Scriptores Historiae Augustae, Lucanus, Livius de Bello Punico, die Episteln des Horatius, einen Lactantius de falsa religione und einen Curtius aus dem XV. Jahrhundert (letztere von philologischem Standpunkte nicht eben werthvoll zu nennen), zwei altslavische Evangeliiarien und ein altslavisches Psalterium aus dem XIV. und XV. Jahrh., zwei buddhistische Handschriften, Werke des Dschagataischen Dichters Mir Ali Sir, eine Amharische Bibel aus unbekannter Zeit, das Buch des Mardechai-ben Hillel aus dem Jahre 1373, die Divina Commedia des Dante aus dem XV. Jahrhundert, schliesslich zahlreiche Bibeln, Psalteria und andere Werke theologischen Inhaltes. Kurz, dieses gleichfalls von Johann Csontos verfasste Verzeichniß kann mit den früher erwähnten getrost die Grundlage eines ausführlichen „Catalogue générale“ der in

Ungarn befindlichen Handschriften genannt werden, und wollen wir hoffen, dass das jüngst erschienene Handschriftenverzeichniss der Budapester Universitätsbibliothek und die günstige Aufnahme, welche ihm allerorts zu Theil wurde, weit entfernt die Herausgabe eines solchen Generalkatalogs auf unbestimmte Zeit zu vertagen, die beteiligten Kreise nur zu beschleunigter gemeinschaftlicher Arbeit anregen wird.

Hiemit schliesst die dritte Gruppe von Ausstellungsgegenständen, und was jetzt folgt, gehört dem Gebiete der Buchdruckerkunst an, demjenigen Gebiete des Kunstgewerbes, welches in Ungarn vor allen andern auf der höchsten Stufe der Entwicklung steht und welches allein unter unseren südöstlichen Nachbarn, den Serben und Rumänen, eine civilisatorische Mission erfüllt hat. Der Prodrumus des Verzeichnisses ungarischer Druckwerke besteht aus siebenzig mehr oder weniger seltenen Incunabeln, deren Verzeichniss wir Árpád Hellebrandt verdanken. Wir finden darunter das dritte datierte Druckwerk, des Durandus Rationale Divinorum Officiorum, ein auf Papier gedrucktes Exemplar der zweiten Ausgabe von Fust und Schöffers „Biblia Sacra Latina“ aus dem Jahre 1462, die Editio princeps der Epigrammata des Hieronymus Balbus (Wien, 1494), die von Conrad Celtis besorgte Apuleius-Ausgabe (Wien, 1497), das von Wilhelm Fraknói in der Krakauer Universitätsbibliothek entdeckte Fragment einer ungarischen Bibelübersetzung (das älteste Druckwerk in ungarischer Sprache, welches jedenfalls vor dem Jahre 1539 erschienen ist) u. s. w. Ein besonderes Interesse verleiht aber dieser Sammlung der Umstand, dass sie einige Druckwerke enthält, welche in der bibliographischen Literatur noch nicht verzeichnet wurden, daher wohl als Unica anzusehen sind. Es sind dies ein aus neun Blättern bestehendes Heftchen aus dem Jahre 1460 (1450?), welches in neun Holzschnitten „Die Anbeter Christi“ darstellt (im Besitze der Bibliothek des evang. Lyceums zu Pressburg), ein deutsches Prognosticon auf das Jahr 1473, das „Büchlein des Sterbens“ in einer Ausgabe des Jahres 1339, eine zu Augsburg von Anton Lorg im Jahre 1479 gedruckte „Historie von Troja“, welche Ausgabe in Zapf's Buchdrucker-geschichte Augsburg's nicht verzeichnet ist (ebendasselbst), schliesslich ein „Breviarium Strigoniense“, welches Erhardus

Radtoldt im Jahre 1480 zu Venedig drucken liess, und ein auf Kosten des Ofner Buchhändlers Johann Paep 1502 zu Venedig gedrucktes Missale Strigoniense (beide im Besitze des Ung. Nationalmuseums). Im Anschluss daran beschreibt Ludwig Szádeczky einige von der Budapester Universitätsbibliothek ausgestellte interessante Prognostica und Kalender für die Jahre 1478—1496, 1483—1487, 1499—1531, 1514, 1518—1556, welche jedoch bloß das grössere Alter vor den in Ungarn meist in ungarischer, seltener in lateinischer, deutscher und slavischer Sprache gedruckten Kalendern voraus haben; eine sehr lehrreiche Collection dieser schon der ungarischen Bibliographie angehörenden Büchlein vom Jahre 1579 an aus den Städten Tirnau (1579), Freistadt (1582), Bartfeld (1583), Hermannstadt (1589), Debreczin (1593), ferner aus Kreuz, Kaschau, Karlstadt, Csepreg, Pápa, Klausenburg, Milchdorf, Leutschau, Grosswardein, Sárospatak, Sillein und Csik aus dem XVII., Komorn aus dem XVIII. Jahrhundert (1704—1711), von denen sich die Klausenburger und Leutschauer Kalender in grösster Anzahl erhalten haben, enthält die folgende Abtheilung der Ausstellung, in welcher an zahlreichen auserlesenen Druckwerken die Geschichte der Buchdruckerkunst in Ungarn vom Jahre 1473 an bis auf unsere Tage vorgeführt wird.

Wir unterscheiden drei grössere Perioden in der Geschichte der ungarischen Buchdruckerkunst. Die erste geht von 1473, dem Jahre, wo Andreas Hess zu Ofen den Druck der „*Chronica Hungarorum*“ beendete, bis zum Jahre 1711, dem Jahre des Szatmárer Friedensschlusses, welcher nicht nur deshalb mit Recht den Abschluss einer Periode bildet, weil er den erbitterten religiösen und politischen Kämpfen ein Ende bereitete, sondern auch weil mit ihm eigentlich die Periode des Privilegiums und der Censur in der ungarischen Buchdruckerkunst anhebt. Unter dem Einflusse dieser beiden Factoren stagnirte dann die Buchdruckerei, bis endlich der 15. März 1848 dem Lande die Press- und Druckfreiheit brachte, unter deren Einwirkung die Buchdruckerkunst besonders seit dem denkwürdigen Jahre 1867 die grössten Fortschritte machte. — Die Anordnung und theilweise Beschreibung der aus dem ersten Zeitraume unserer Buchdruckerkunst stammenden Druckwerke rührt von Karl Szabó, dem bekannten Bibliogra-

phen her, dessen epochale „Altungarische Bibliothek“ (Régi Magyar Könyvtár. Budapest, 1879. Verlag der Akademie) das erste annähernd vollständige und bibliographisch genaue Verzeichniss der bis zum Jahre 1711 in ungarischer Sprache gedruckten Werke ist, und von welchem an eigentlich der Aufschwung in der ungarischen Bibliographie datiert. Karl Szabó hat in diesem Werke nicht weniger als 1789 ungarische Druckwerke beschrieben, wovon eines aus dem XV., 371 aus dem XVI., 1249 aus dem XVII. Jahrhundert, 168 aus der Zeit von 1701 bis 1711 stammen, und von welchen kaum ein Drittel aus fremden Sprachen übersetzt ist, mehr als die Hälfte theologischen Inhaltes ist, während die übrigen grösstentheils aus Schulbüchern, Kalendern und besonders Werken der schönen Literatur bestehen, jedoch nicht ohne dass auch historische, juridische, naturwissenschaftliche u. a. Werke vertreten wären. Schon aus diesen wenigen statistischen Daten, die wir mit zahlreichen nicht weniger interessanten vermehren könnten, ist ersichtlich, welch reiches Material diese Abtheilung der Ausstellung in sich vereinigte; fügen wir noch hinzu, dass seit dem Erscheinen von Szabó's bibliographischem Werke auf Anregung desselben mehr als zweihundert ungarische Druckwerke desselben Zeitraumes entdeckt wurden, wird man sich auch nicht der Einsicht verschliessen können, dass es im Interesse nicht bloß der Geschichte der einzelnen Wissenschaften in Ungarn, sondern in erster Reihe im Interesse der Geschichte der ungarischen Buchdruckerkunst gelegen war, eine möglichst vollständige Sammlung all dieser Druckwerke zusammen zu bringen. Andererseits musste man aber berücksichtigen, dass die lateinische Fachliteratur in früheren Jahrhunderten in Ungarn geradezu dominirte, dass manches auch in deutscher und slavischer Sprache gedruckt wurde, dass daher eine Ausstellung, die sich auf Werke in ungarischer Sprache beschränkte, nothwendigerweise ein unvollständiges und verzerrtes Bild sowohl unserer älteren Literatur als auch unserer älteren Buchdruckerkunst geben musste. Mit Recht haben sich daher die Veranstalter der Landesbücherausstellung nicht darauf beschränkt, die bei Szabó verzeichneten und die seit dem Erscheinen seines Buches neu aufgefundenen ungarischen Druckwerke dem Publikum vorzuführen; in richtiger Erkenntniss dessen, dass sich nicht so

bald wieder Gelegenheit finden dürfte, eine so grosse Anzahl seltener Druckwerke aus den entlegensten Bibliotheken an einem Orte dem Studium zugänglich zu machen, hat man aus mehr als zweihundert öffentlichen und Privatbibliotheken alle Druckwerke* ausgewählt, welche von der Einführung der Buchdruckerkunst in Ungarn an (1473) bis zum Jahre 1711 in den Ländern der heiligen Stephanskronen in welcher Sprache immer erschienen sind. Aus dem auf solche Weise gesammelten Materiale konnte Karl Szabó seine bibliographischen Notizen beträchtlich vermehren, und wird es hoffentlich nicht mehr lange dauern, bis wir von seiner Hand eine vollständige vaterländische Bibliographie von 1473 bis 1711 erhalten. Die Grundzüge hiezu enthält ein unserem „Führer“ einverleibter Aufsatz, welcher zugleich eine lehrreiche Skizze der Geschichte der Buchdruckerei** in Ungarn bietet.

Die Anfänge unserer Buchdruckerkunst waren viel versprechend. Schon zu Anfang des Jahres 1473 finden wir den durch den königlichen Vicekanzler Ladislaus Geréb aus Italien nach Ungarn berufenen Andreas Hess zu Ofen mit dem Drucke lateinischer Werke beschäftigt; und können wir mit berechtigtem Stolze auf die Thatsache hinweisen, dass die Ofner Druckerei nicht nur die erste auf dem Gebiete der Monarchie gewesen, sondern dass sie überhaupt unter die ältesten Druckereien Europas zählt: in Belgium (Alost) und Holland (Utrecht) wurde die erste Druckerei im Jahre 1473 errichtet, in England (Westminster) und Spanien (Va-

* Die Zusammenstellung der in einer andern Sprache als in der ungarischen gedruckten vaterländischen Druckwerke geschah auf die Weise, dass v. Ráth ein Verzeichniss derjenigen dieser Werke veröffentlichte, welche sich im Besitze der Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums befinden, und die Bibliotheksvorstände um Bezeichnung der darin etwa nicht enthaltenen Werke ersuchte. Das Verzeichniss führt den Titel: „Jegyzék azon Magyarországon és Erdélyben 1711-ig nem magyar nyelven nyomtatott munkákról, melyek a Nemzeti Múzeum könyvtárában őriztetnek. Budapest, 1881. Franklin-Társulat nyomdájá.“ (8^o. 44 S.).

** Das Hauptwerk über diesen Gegenstand ist: „A magyar nyomdászat történelmi fejlődése 1472—1877. Irta Dr. Ballagi Aladár.“ (Die geschichtliche Entwickelung der Buchdruckerkunst in Ungarn 1472—1877. Von Dr. Aladár Ballagi. Budapest, Verlag der Franklin-Gesellschaft. 1878. 8^o. 248 S.).

lencia) 1474, in Boehmen (Pilsen) und Polen (Krakau) 1475, in Oesterreich (Wien) und Dänemark (Odensee) 1482, in Schweden (Stockholm) 1483, und in manchen andern Ländern noch später. Doch konnte die neue Erfindung bei uns anfangs nicht recht Fuss fassen; aus unbekanntem Gründen gieng Hess' Buchdruckerei bald ein, und trotz dem, dass wir im letzten Drittel des XV. Jahrhunderts mehrere tüchtige Buchdrucker ungarischer Herkunft in Städten Italiens und Frankreichs bei der Ausübung ihres Gewerbes antreffen, musste Ungarn länger als ein halbes Jahrhundert sich ohne Druckerei behelfen und waren die geistlichen Behörden sowie die uns vom Jahre 1484 an in ziemlicher Anzahl bekannten Ofner Buchhändler schon 1480 gezwungen, ihre Missalien und andere Verlagsartikel in Nürnberg, Augsburg, Brünn, Verona und Venedig drucken zu lassen. Auch waren diese Druckwerke, wenngleich auf ungarische Gegenstände Bezug habend und für Ungarn bestimmt, ausschliesslich in lateinischer Sprache abgefasst, mit einziger Ausnahme des 1484 zu Nürnberg gedruckten Lobliedes auf die rechte Hand des h. Stephan. Erst der Religionskrieg in Folge der Reformation führte in dieser Beziehung eine entschiedene Wendung zum Besseren herbei. Die tonangebenden Kreise der Reformation konnten jetzt nicht mehr mit den entlegenen Krakauer und Wiener Druckereien vorlieb nehmen, die vitalen Interessen der Gegenwart zwangen sie ihren Bedarf an Büchern (in erster Reihe Bibeln und theologische Streitschriften) im Vaterlande zu decken, und so finden wir in Kronstadt schon 1534, wenige Jahre nach der zu Hermannstadt um 1529 aufgestellten aber bald wieder eingegangenen Handpresse, den bekannten Reformator Johann Honter eifrig bemüht, den Lehren Luthers durch den Druck möglichste Verbreitung zu sichern. Denselben Zweck verfolgte die von Thomas Nádasdi, Ban von Kroatien, auf seinem zu Ujsziget (Neanesos, Insula Nova) bei Sárvár im Eisonburger Komitat gelegenen Gute errichtete Buchdruckerei (1536—1541), die erste in Ungarn, die in ungarischer Sprache abgefasste Werke veröffentlichte. Honter und die Leiter der Ujszigeter Druckerei, Johann Sylvester und Benedict Abádi eröffnen die lange Reihe der mit wahren Feuereifer für die Reformation thätigen Buchdrucker. Ihrem Beispiele folgte der tüchtige Historiker Caspar Heltai, der im Jahre 1550 zum Seelsor-

ger der protestantischen Gemeinde zu Klausenburg erwählt, dort allsogleich eine Buchdruckerei errichtete, die er zeitweilig in Gemeinschaft mit Georg Hoffgreff bis zu seinem Tode (1575) leitete, und die auch noch unter der Leitung seiner Erben (bis 1630), sowie später, nachdem sie vom Fürsten Apafi dem Klausenburger und Gross-Enyeder reformirten Collegium geschenkt wurde (1672), nicht nur der Sache der Reformation grosse Dienste leistete, sondern auch in technischer Beziehung den Anforderungen der Zeit entsprach.

Doch während in Siebenbürgen * das Überwiegen der Reformirten die ungestörte Existenz der Kronstädter, Klausenburger und Hermannstädter (seit 1575) Buchdruckereien sicherte, ja die unitarischen Druckereien zu Karlsburg (1567—1571) und Gross-Schlatten (1569) durch den röm. katholischen Stephan Báthori zum Schweigen gebracht wurden, hatten die ungleich zahlreicheren protestantischen Typographien Ungarns einen ausserordentlich schweren Stand. Hätte nicht die reinsten Begeisterung für ihre Sache sie entflammt, so wären sie sicherlich der unsäglichen Mühe unterlegen; vor ihren unerbittlichen Verfolgern von Ort zu Ort zu fliehen, und dabei noch selbst die Typen zu verfertigen, das Werk zu drucken und auf den Jahrmärkten zu verschleissen, erforderte wahrlich nicht geringe Willenskraft. Die bedeutenderen dieser wandernden Typographen sind der reformirte Prediger Gallus Huszár, der 1558—59 zu Ungarisch-Altenburg, 1561—62 zu Debreczin, 1573—74 zu Komjáti seine Druckerei aufschlug, — der polnische Edelmann Rafael Hoffhalter (R. Skrzetuski, 1565 zu Debreczin, 1567—68 zu Karlsburg), nach dessen Tode sein Sohn Rudolf zu Alsó-Lindva (1573—74), Nedelicz (1574), Debreczin (1577—1587), und Grosswardein (1584—85) das väterliche Gewerbe fortsetzte; — dann Peter Bornemisza, Superintendent A. C., einer der frucht-

* Eine der interessantesten Seltenheiten der Ausstellung war die das erste und zweite Buch Mosis enthaltende rumänische Bibelübersetzung, welche vom Siebenbürgischen walachischen Bischof Michael Tordasi unter Mithilfe von vier Gelehrten verfasst im Jahre 1582 auf Kosten Franz Geszti's Herrn von Déva, durch Szerban und Marian zu Schässburg gedruckt wurde. Von öffentlichen Anstalten besitzt blos die Bibliothek des Nationalmuseums zu Budapest und die Batthyányi-Bibliothek zu Karlsburg je ein Exemplar dieses kostbaren Druckwerkes; ein drittes soll sich im Besitze des Canonicus H. Cipariu befunden haben.

barsten theologischen Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts, der seine dickleibigen Postillen und andere theologischen Arbeiten zu Schintau (1573—1579), Detrekö (1579—1584) und Rohrbach (1584) selbst druckte. Noch sind zu erwähnen Valentin Mantskovits (1581—1585 zu Freistadt, 1589—1599 zu Vizsoly im Abaujer Komitat), und besonders der Laibacher Buchdrucker Hans Manuel (Manlius), den wir 1582 zu Güssing bei den Batthyányi's, 1587 zu Varasd, 1587—1592 zu Eberau bei den Erdödi's, 1592—93 zu Deutsch-Schützen, 1595—97 wiederum zu Güssing, 1598 zu Kreuz bei den Nádasdi's, 1602 zu Sárvár, 1603—1604 wiederum zu Kreuz unter anderem auch mit dem Nachdruck älterer Werke beschäftigt finden. Alles zusammen können wir die Zahl der in den Ländern der heiligen Stephanskrone im Laufe des XVI. Jahrhunderts entstandenen Buchdruckereien auf dreissig angeben, welche mit wenigen Ausnahmen auch ungarische Werke druckten und mit einziger Ausnahme der gleich zu erwähnenden Tirnauer Buchdruckerei insgesamt im Dienste der Reformation standen, welcher sie ihre Entstehung und Erhaltung zu verdanken hatten. Ohne Zweifel gebührt ihnen ein grosser Theil der Schuld an der prekären Lage des Katholicismus gegen Ende des XVI. Jahrhunderts und war es daher natürlich, dass sie in erster Reihe von der katholischen Reaction bedroht wurden, als diese endlich unter der Führung des Kardinals Forgách und des Graner Grossprobst's Nikolaus Telegdi kühn das Haupt erhob und der Bedrängniss der Katholiken ein Ende bereitete. Telegdi hatte eingesehen, dass es nicht mehr angienge, die apologetischen Schriften der katholischen Partei in Wien und im Auslande drucken zu lassen; er kaufte daher 1577 die seit vierzehn Jahren unbenützt daliegende Buchdruckerpresse des Wiener Jesuitencollegiums um tausend Gulden an, und errichtete im nächstfolgenden Jahre zu Tirnau die erste katholische Druckerei im Lande. Im letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts hatte diese Druckerei, die 1603 in den Besitz des Pressburger Domcapitels, 1635 in den der Tirnauer Akademie übergienge, mit welcher sie 1777 als Universitätsbuchdruckerei nach Ofen verlegt wurde, allein den Kampf gegen den Protestantismus und seine noch übrig gebliebenen neun Druckereien zu führen, und dass sie diesen Kampf glorreich bestanden hat, trotz dass dem 1581

herausgegebenem Edikte Kaiser Rudolf's, demzufolge alle ohne Privilegien arbeitenden Druckereien, d. h. mit alleiniger Ausnahme der Tirnauer, alle Druckereien des Landes ihre Arbeiten einstellen sollten, keine Folge geleistet wurde, beweist unter andern auch der Umstand, dass seit dem Erscheinen der zu Tirnau gedruckten apologetischen und polemischen Schriften eines Telegdi und Pázmány die protestantische Streitletatur zusehends ein höheres literarisches Niveau zu erreichen bestrebt ist. — Im XVII. Jahrhundert suchten beide Lager ihre Streitkräfte zu vermehren. Kardinal Forgách schuf 1609 zu Pressburg seine schöne Primatialbuchdruckerei (1609—1650), deren grösserer Theil 1644 mit der Tirnauer Druckerei vereinigt wurde; 1667 errichtete das Kaschauer Jesuitencollegium zu Kaschau, wo bis dahin (seit 1610) blos protestantische Bücher gedruckt wurden, eine katholische Buchdruckerei, welche 1715 durch das Material der seit 1578 bestandenen Bartfelder Druckerei vergrössert wurde; schliesslich finden wir von 1676 bis 1685 auch im Franciscaner-Kloster zu Csik-Somlyó in Siebenbürgen eine Druckerei thätig, und trat 1697 zu Klausenburg die Druckerei des von Stephan Báthori gegründeten Jesuitencollegiums wieder ins Leben, nachdem sie seit ihrem ersten Auftreten, im Jahre 1599, fast ein ganzes Jahrhundert lang geschwiegen hatte. Andererseits legten aber auch die Protestanten die Hände nicht in den Schooss. In Kreuz (1610—1619), Pápa (1624—32), Csepreg (1625—43) und Pressburg (1671) wurde die Buchdruckerkunst wiederum eingeführt, in Trencsin (1637—63), Milchdorf (1637), Sommerein (1650), Eperjes (1656), Sillein (1665—1708), Maria-Laureten (1670) etc. wurden neue Druckereien errichtet, in Debreczin, dem Kalvinischen Rom, sehen wir von 1596 bis 1704 die Buchdrucker einander fast ohne Unterbrechung ablösen und die Erzeugnisse der Buchdruckerpresse der Praeventivcensur der reformirten Geistlichkeit und des Magistrats unterworfen; in Siebenbürgen ragt die von Susanna Lorántffy, der Witwe Georg Rákóczy's des Ersten, zu Sárospatak errichtete, jedoch vor den Verfolgungen der Sophie Báthori bald nach Klausenburg verlegte Druckerei (1651—1671) hervor und wurde in Kronstadt die Honter'sche Druckerei in neuen Stand gesetzt, in Karlsburg von Gabriel Bethlen eine neue Staatsdruckerei (1619—1658) errichtet, während im Norden Ungarns die protestanti-

schen Druckereien von Bartfeld (1578—1715) und Leutschau (seit 1614) mit Hintansetzung der mehr oder weniger unfruchtbaren theologischen Streitereien unter der Leitung des Jakob Khlösz (1598—1657) und der Familie Brewer (seit 1624) sich um die Verbreitung von Schulbüchern und der ungarischen Volksliteratur verdient machten, und in Keresd, dem Stammsitz der Familie Bethlen, Alexius Bethlen eigens zu dem Zwecke eine Druckerei errichtete (1684—1690), um das Geschichtswerk seines im Jahre 1679 verstorbenen Bruders Wolfgang, Kanzlers von Siebenbürgen, drucken zu lassen. In Bezug auf die Technik freilich ist in diesem Zeitraume der immer mehr um sich greifenden Buchdruckerkunst im allgemeinen wenig erfreuliches zu melden; wie in ganz Europa, so ist auch bei uns ein stetes Sinken der Kunstfertigkeit wahrzunehmen. Die katholischen Druckereien zu Tirnau und Pressburg machen hierin zwar eine rühmliche Ausnahme, auch den Brewer'schen Typen kann man zu ihrem Ruhme nachsagen, dass sie bei weitem eleganter als die deutschen und niederländischen waren, im ganzen aber kann man behaupten, dass unsere protestantischen Buchdrucker, trotzdem dass z. B. Debreczin junge Leute auf städtische Kosten nach Belgien behufs Erlernung der Buchdruckerkunst zu schicken pflegte, selbst hinter ihren niederländischen Vorbildern so weit zurückblieben, dass man sich wirklich wundern muss unter ihnen zweien so ausgezeichneten Typographen wie Christian Szeneci und Nikolaus Kiss von Tótfalu zu begegnen. Der erstere († 1667) arbeitete mit schönen, aus Holland mitgebrachten Typen seit 1640 zu Grosswardein, bis er sich 1660 vor der drohenden Türkengefahr nach Klausenburg flüchtete, aber nur um bald wieder nach Hermannstadt zu ziehen; der Letztere, einer der ersten Buchdrucker seiner Zeit, der während seines Aufenthaltes in Amsterdam aus Schweden, Italien, Belgien und Frankreich Aufträge erhielt, und der den Armeniern und Georgiern in Asien ihre ersten Druckereien einrichtete, kam 1690 nach Siebenbürgen, um seinem Vaterlande und der Reformation zu dienen, erlag aber schon 1702 einem Schlaganfälle und den zelotischen Verfolgungen des reformirten Klerus; — seine Druckerei gieng in den Besitz der reformirten Gemeinde über und blieb bis 1730 in Thätigkeit.

Mit Nikolaus Kiss von Tótfalu können wir in der Geschichte

unserer Buchdruckerkunst den ersten, dreihundert Jahre längen Abschnitt schliessen, in welchem Fürsten, Magnaten und der hohe Klerus gleichmässig bemüht waren Guttenbergs Erfindung im Interesse der einen oder der andern Confession zu verwerthen. Seit dem Szatmárer Friedensschlusse (1711) ist der Verfall unserer Buchdruckerkunst noch augenfälliger, doch liegen auch die Ursachen desselben klar zu Tage. Das siebenbürgische nationale Fürstenthum war erloschen, mit dem Aufhören der religiösen Kämpfe bemächtigte sich der Geister eine unüberwindliche Lethargie, die ungarische Literatur beschränkte sich auf die Befriedigung der täglichen Bedürfnisse, mit dem Erstarken des Zunftwesens schwanden die vielgeplagten, aber begeisterten Buchdrucker des XVI. Jahrhunderts vom Schauplatze, und — last not least — legte sich die Censur, welche manchen ungarischen Schriftsteller nöthigte seine Werke im Auslande, in Amsterdam, Utrecht, Leyden, Wittenberg, Marburg, Nürnberg, Frankfurt und Basel drucken zu lassen, wie Mehlstaub auf die noch gar sehr pflegebedürftigen Triebe der Typographie. Der vom 18. Juli 1715 datirte Erlass Kaiser Karl's des Dritten, in welchem die Frage des Privilegiums und der Censur geregelt wurde, hatte zwar auf Ungarn von Rechtswegen keine Anwendung, auch hielt man sich nicht überall und immer streng darnach, wie ja z. B. es noch 1772 in Siebenbürgen nicht weniger als neun Buchdruckereien ohne Privilegium gab und die Komorner Buchdruckerei von 1789 bis 1835 ohne Privilegium bestand, im allgemeinen aber war die Präventivcensur und der „Catalogus librorum a commissione caes. reg. aulica prohibitorum“ ganz geeignet, die Buchdrucker in den höheren Orten vorgeschriebenen Schranken zurückzuhalten.

Die bedeutenderen Buchdruckereien dieser Zeit sind die von Komorn (1705 auf die Dauer von fünfzehn Jahren blos für den Druck von Kalendern privilegirt) und Debreczin (vom Feuer zu wiederholten Malen verwüstet und von der Wiener Regierung hart bedrängt), dann die zu Raab und Ofen. An ersterem Orte wirkte seit 1730 der 1726 von Wildberg nach Oedenburg eingewanderte Joseph Anton Streibig, dessen Druckerei noch heute unter dem Namen der Sauerwein'schen Buchdruckerei fortblüht (eine fast komplette Sammlung ihrer Erzeugnisse war auf der Landesbücherausstellung zu sehen), und an letzterem Orte seit 1724 der eine Zweig der Buchdruckerfamilie Lau-

derer, welcher aber bis auf die neueste Zeit grösstentheils blos Kalender, ungarische und deutsche Volkslieder, Litaneien, Traumbücher und kleinere Erzählungen „gedruckt in diesem Jahr“ auf den Markt brachte. Bessere Dienste leistete der vaterländischen Literatur der Pressburger Zweig der Familie Landerer, deren Chef, Johann Michael Landerer im Jahre 1750 die 1715 gegründete Royer'sche Druckerei um 11,000 ¹/₂ Gulden käuflich an sich brachte und bis zu seinem 1795 erfolgten Tode in Pressburg und in seinen Filialbuchdruckereien zu Kaschau und Pest an der Hebung der Buchdruckerkunst thätig war. Am rührigsten jedoch waren die Jesuiten, die um die Wette bemüht waren ihren ohnehin schon gewaltigen Einfluss auf das Volk noch durch die Buchdruckerei zu steigern. Mit ihren billigen und zahlreichen ungarischen, lateinischen und slavischen Druckwerken in 12^o, (meist theologische Werke, Streitschriften, Universitätschriften und Schulbücher) welche auf schlechtem Papier mit schlechten, vom Auslande bezogenen Typen gedruckt wurden, suchten sie die Erzeugnisse anderer Officinen zu verdrängen, und von 1711 bis zur Auflösung des Ordens (1773) producirte ihre Tirnauer Buchdruckerei allein beinahe ebensoviel, wie alle übrigen Druckereien des eigentlichen Ungarns zusammengenommen.

Als dann im Jahre 1773 der Jesuitenorden aufgelöst wurde und auch seine Druckereien in fremde Hände übergehen sollten, waren es besonders Buchdrucker aus Deutschland und den österreichischen Kronländern, die zum Theile durch Joseph's des Zweiten aufgeklärtes, den Buchdruckern günstiges Regime herbeigelockt ihr Gewerbe in Ungarn weiter zu betreiben suchten; sie wussten sich Privilegien zu verschaffen, und errichteten sodann in einzelnen grösseren Provinzstädten ihre Pressen; nur in Debreczin konnte auch während dieses Zeitraumes die Buchdruckerei den Händen von Ungarn nicht entrissen werden. Diesem Hereinströmen frischer Kräfte ist es zuzuschreiben, dass wir im Jahre 1787 im dreieinigem Königreiche zusammen 29 Druckereien finden, welche Zahl sich im Jahre 1810 in Ungarn und Kroatien (Siebenbürgen nicht inbegriffen) auf 36, im Jahre 1817 im ganzen dreieinigem Königreiche auf 50 hob. Doch hatten später fast alle diese Buchdruckereien mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, in

erster Reihe mit den die gewinnbringendsten Verlagsartikel betreffenden Privilegien einzelner Druckereien, besonders aber mit der Concurrenz der aus der Tirnauer Jesuitendruckerei hervorgegangenen Universitätsbuchdruckerei, welche insbesondere seit dem sie im Jahre 1777 nach Ofen überführt wurde, mit grosser Beharrlichkeit und später auch mit schönem Erfolge ihr Ziel verfolgte, durch ihre vollendete Technik alle übrigen Druckereien des Landes zu übertreffen. * Und da sie seit ihrer Übersiedelung nach Ofen mit umfassenden Privilegien ausgestattet wurde, z. B. allein das Recht hatte serbische und hebräische Bücher, Landesschematismen, und — was am einträglichsten war — die Schulbücher für die katholischen Schulen zu drucken, ist es nicht zu verwundern, dass die Erzeugnisse der übrigen Buchdruckereien, deren Erwerbsquellen sehr spärlich flossen, an Gefälligkeit der Ausstattung selbst hinter den Druckwerken der letzten Hälfte des XVII. Jahrhunderts zurückblieben. Einige bekanntere Kalender zählten sich zwar ohne Zweifel aus (der Komorner Kalender z. B. erschien in jährlich 84,000, der Ofner in 15,000, der grössere Temesvárer in 4,000 Exemplaren), doch fanden es selbstverständlich die Buchdrucker nicht für nothwendig auf die Herstellung solcher ephemeren Produkte ihrer Presse besondere Sorgfalt zu verwenden.

* Vgl. die interessante Zusammenstellungen Stephan Baloghy's „A magyar királyi egyetemi nyomda termékeinek czimjegyzéke. 1777—1877. A Magy. Országos könyvészeti kiállítás alkalmából összeállította Baloghy István“ (Verzeichniss der in der königl. Ung. Universitätsbuchdruckerei von 1777 bis 1877 gedruckten Werke. Aus Anlass der Ung. Landesbücherausstellung zusammengestellt von St. Baloghy. Budapest, Universitätsbuchdruckerei. 1882. 8°. VII. und 272 S.), aus welchen ersichtlich ist, dass die Universitätsbuchdruckerei, die bis zum Jahre 1870 auch als Staatsdruckerei fungirte, im Laufe von hundert Jahren 484 lateinische, 803 ungarische, 283 deutsche, 4 französische, 3 italienische, 4 griechische, 46 slovakische, 10 kroatische, 283 serbische, 23 ruthenische, 9 bulgarische, 9 windische, 87 rumänische und 100 hebräische Werke druckte. Ein ähnliches Verzeichniss der in der Druckerei des Marosvásárhelyer reformirten Collegiums 1786—1867 erschienenen Werke hat Joseph Konez zum Verfasser: „A Marosvásárhelyi Ev. Reform. Collegium könyvnyomdája termékeinek jegyzéke 1786—1867 október 1-ig. Maros-Vásárhelyt. Ny. Imreh Sándor, az Ev. Ref. Főtan. Gyorsajtóján. 1882“ (8°. 25 S.). Auch die Serbische Matica hatte die in ihrem Verlage seit 1826 erschienenen Werke ausgestellt; von 1826 bis 1863 wurden dieselben fast ohne Ausnahme in der Universitätsbuchdruckerei zu Ofen, seit 1863 meist in Neusatz gedruckt.

Erst mit dem Erwachen der National-Literatur finden wir, dass auch die Buchdruckerkunst anfängt, sich dem Niveau des Auslandes zu nähern, und sind es besonders die Geschichtsschreibung und die schönen Wissenschaften, welche den Anstoss zu dieser erfreulichen Bewegung gaben. Es hatten zwar schon früher von ungarischen Historikern Mathias Bél und Peter Bód ziemlich viel und mit Geschmack zu Hause drucken lassen, doch fanden erst seit Ende des XVIII. Jahrhunderts eine Reihe vortrefflicher Historiker, wie Pray, Katona, Kovachich, Schönwiesner, Fejér, Romy u. a. in dem langsamen Wiedererwachen des nationalen Geistes den Verbündeten, welcher zugleich mit der vaterländischen Geschichtsschreibung auch die Buchdruckerkunst in den Stand setzte ihre Kräfte zu entfalten. Dieser Geist war es, der den jüngeren Johann Thomas Trattner, den begeisterten Förderer der ungarischen Literatur beseelte, als er in seiner Pester Druckerei von 1817 bis zu seinem 1825 erfolgten frühzeitigen Tode, meist auf eigene Kosten 827 Werke, darunter 418 in ungarischer, 259 in lateinischer, 1 in französischer, 127 in deutscher, 5 in kroatischer, 11 in slovakischer, 6 in griechischer Sprache drucken liess. Auf der anderen Seite hinwieder sorgte das Aufblühen der schönen Wissenschaften dafür, dass sich der Fertigkeit in der Buchdruckerkunst auch der Geschmack beigesellte. Die eigentlichen Regeneratoren der ungarischen Nationalliteratur, die „Ungarischen Leibgardisten“ (seit 1772), liessen zwar ihre Werke meist an ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, in Wien drucken, konnten mithin kaum irgend welchen Einfluss auf die Hebung der Buchdruckerkunst in Ungarn ausüben, doch schon Gabriel Kazinczy bestrebte sich den guten Geschmack nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Buchdruckerkunst einzubürgern. Seine Briefe an seine Verleger sind voll technischer Unterweisungen für den Buchdrucker, er selbst pflegte sich bei der Herausgabe grösserer Werke in die Druckerei zu begeben, um die Typen und Ornamente auszusuchen, die Breite der Columnen zu bestimmen u. dgl., was zur natürlichen Folge hatte, dass Kazinczy's Werke in der zeitgenössischen Literatur auch in Bezug auf gediegene äussere Ausstattung einzig dastanden. In der Hauptstadt machte sich dieser Aufschwung besonders seit dem Jahre 1831 geltend, in welchem Jahre es dem vereinten Be-

mühen Kuzinczy's und Kisfaludy's gelang die „Ungarische Gelehrtenengesellschaft“ (Magyar Tudós Társaság), die spätere Akademie der Wissenschaften, ins Leben zu rufen. Bis dahin hatten die Pest-Ofner Privatdruckereien mit rühmlicher Ausnahme der bekannten Trattner'schen sich meist auf die Herstellung von Kalendern, Gebet- und Schulbüchern, und Erzeugnissen der Volksliteratur beschränkt, seit 1831 aber nahm von Jahr zu Jahr die Zahl der in Pest-Ofen gedruckten gelehrten Abhandlungen, der Zeitungen und Zeitschriften politischen und belletristischen Inhaltes zu, welche sich durch ihr geschmackvolles Äussere recht vortheilhaft repräsentirten. Hier wurde im Jahre 1835 von dem unermüdlichen Stephan Károlyi, der 1827 von seinem Schwiegervater, dem alten Trattner, die Pester Buchdruckerei der Trattner übernahm, die erste eiserne Handpresse in Ungarn aufgestellt, hier liess derselbe Károlyi im Jahre 1840 znerst auf der Schnellpresse arbeiten, und wurden bald darauf die „Nachrichten aus Ungarn und dem Auslande“ (Hazai s Külföldi Tudósítások), sowie Helmeczy's „Gegenwart“ (Jelenkor) schon auf der Dampfpresse gedruckt.

Hiemit, kann man sagen, hatte die ungarische Typographie die höchste Stufe erreicht, welche unter dem Drucke der Censur, des Zunftwesens und der Privilegienwirtschaft nur immer möglich war; der letzte und grösste Schritt blieb dem neuesten Zeitraume (seit dem Zusammenbruch des Ancien Regime im J. 1848) vorbehalten. Am 15-ten März 1848 zwang das Volk die Landerer und Heckenastische Druckerei, damals die erste der Stadt, die später auch die Kossuth-Banknoten erzeugte, unbekümmert um die Censur, Petöfi's „Talpra Magyar“ und das Credo der nationalen Partei, die „zwölf Punkte“ zu drucken, und bald darauf ratificirte das Parlament den Willen des Volkes. Der Erfolg liess nicht lange auf sich warten. Kaum hatte das Parlament die Censur „auf ewige Zeiten“ abgeschafft und das Princip ausgesprochen, „dass es jedem unbenommen sei, seine Gedanken durch die Presse frei auszusprechen und zu verbreiten“, so finden wir, dass sich in Pest-Ofen den bis dahin bestandenen fünf Druckereien, die in erweiterterem Wirkungskreise fortarbeiteten, vier neue zugesellten.

Auch in der Provinz nahmen während des Freiheitskampfes die Buchdruckereien in erfreulicher Weise zu, aber nur um beim Wieder-

eintritt des Absolutismus ebenso rasch wieder zu verschwinden. Das Prosperiren der ungarischen Literatur war eben für die Buchdruckerei eine Lebensfrage, und bekanntlich irrte in den fünfziger Jahren ein nicht geringer Theil unserer besten Literaten im Exil herum, während der zuhausegebliebene Theil unter dem harten Drucke der, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch de facto wiedereingeführten Censur seufzte. Doch war auch diese Zeit der grausamen Unterdrückung nicht ganz unfruchtbar und verloren. Die von der Politik gewaltsam ferne gehaltene Nation concentrirte ihre Bemühungen, so weit es eben gieng, auf dem Gebiete der socialen Arbeit, und dem haben wir es wohl zu verdanken, dass es beim Aufhören des ärgsten Druckes, im J. 1860, doch noch 68 Druckereien im eigentlichen Ungarn (davon 12 in der Hauptstadt) gab, welche dem Sturm der Zeit erfolgreichen Widerstand geleistet hatten, oder trotz der ungünstigen Verhältnisse festen Fuss zu fassen vermochten. Und dass unsere Druckereien während dieser Zeit auch in technischer Beziehung nicht geringe Fortschritte gemacht haben, beweist der Umstand, dass sich einige derselben auch mit der Herausgabe von Prachtwerken nicht ohne Erfolg versuchten; — namentlich ist die vom h. Stephansverein 1857 herausgegebene und bei Beigel und Kozma gedruckte „Legende der h. Elisabeth“ ein sprechendes Zeugniß für den hohen Grad der Vollkommenheit, welche einige unserer Typographen auch im Farbendrucke erreicht hatten; von späteren Erzeugnissen unserer Buchdruckereien wurde dieses Werk bloß durch die bei dem ersten Buchdrucker der sechziger Jahre, Gustav Emich, erschienene „Chronik des Marcus“ (1867) übertroffen.

Die Zeit des eigentlichen Aufschwunges auf dem Gebiete unserer Buchdruckerei datirt jedoch von 1867 her, dem Jahre der Herstellung unserer Verfassung. Einerseits ermöglichte die Abschaffung des Zeitungstempels (1870) das Erscheinen zahlreicher Provinzzeitungen und somit die Errichtung von Druckereien auch in den kleineren Städten der Provinz, andererseits aber konnte der Unternehmungsgeist unserer in die Fusstapfen Gustav Emich's tretenden hervorragenderen Typographen, mit der Buchdruckerei der Franklin-Gesellschaft, einer der ersten der Welt, an der Spitze, nur in der Aera der auf die Hebung aller Gewerbe so mächtig ein-

wirkenden politischen Freiheit zur Geltung gelangen. Während es im J. 1866 in der Hauptstadt 17, in der Provinz 105 Druckereien gab, welche Zahl sich im J. 1877 auf 51, resp. 195 erhöhte, können wir gegenwärtig die Zahl sämtlicher Buchdruckereien des Königreichs wohl mit 300 angeben, wovon allein 70 auf die Hauptstadt entfallen, welche demnach ebenso viele Buchdruckereien zählt als Leipzig, die erste Buchhändlerstadt Deutschlands. Und auf wie hoher Stufe unsere hauptstädtische Buchdruckerkunst sammt den übrigen mit ihr verschwisterten Kunstgewerben steht, hat die im Juni 1878 in der Hauptstadt arrangierte typographische Ausstellung bewiesen, und beweist der durch Mitwirkung der grössten Buchdruckereien der Hauptstadt hergestellte Band, welcher durch Bild und Schrift die Landesbücherausstellung verewigt.

Auch in Bezug auf ein anderes, mit der Buchdruckerei in fortwährender enger Verbindung stehendes Kunstgewerbe hat die Landesbücherausstellung interessante Betrachtungen ermöglicht, ja nach dem Urtheile Joseph Keszler's sind die hier über die Geschichte der vaterländischen Buchbinderkunst zu erlangenden Aufschlüsse eine wahre Revelation zu nennen. In manchen Fällen ist es zwar schwierig anzugeben, in welcher Stadt das betreffende Buch gebunden wurde, doch kann man im Allgemeinen den Grundsatz aufstellen, dass bei der Abneigung der älteren Verleger ihre Verlagsartikel ungebunden in den Handel zu geben, und bei dem engen Verhältniss der Buchbinderei zur Buchdruckerei in früheren Jahrhunderten, die Bücher in derselben Stadt gedruckt und eingebunden wurden. Bestätigt wird noch diese Annahme durch die Thatsache, dass grössere Städte, in welchen auch die Typographie blühte, einen eigenen Styl der Buchbinderei ausgebildet haben, insofern sie die aus dem Auslande genommenen Muster mit verschiedenen ungarischen Motiven vermehrten. So z. B. finden wir, dass auf Ledereinbänden nach deutscher Art dieselben Ranken, Reliefbilder und Scenen aus der Bibel zu sehen sind, wie auf Einbänden deutscher Provenienz, dass aber daneben in der Mitte und in den Ecken der Rahmen auf ausländischen Einbänden nirgends vorkommende Ornamente hinzugefügt sind, deren Fleurons daher in Ungarn erzeugt werden mussten. Übrigens kamen die Buchbinder unserer meisten Städte wohl aus Deutschland, denn nicht nur finden wir

meist deutsche Muster nachgeahmt, sondern machen wir auch die traurige Erfahrung, dass die Buchbinderei in Ungarn, von den neuesten Zeiten natürlich abgesehen, immer mehr verfällt, was wohl nicht bloß auf die Abnahme der Leselust nach Beendigung der religiösen Kämpfe, sondern vielmehr auf das langsame Aussterben der aus Deutschland herübergekommenen alten Kunsttradition zurückzuführen ist. Doch lassen sich, wie schon erwähnt, innerhalb des vorherrschenden deutschen Charakters der Einbände zahlreiche Variationen unterscheiden.

In Klausenburg finden wir gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts die Buchbinder nach deutschen Mustern zwar, aber mit Heranziehung von Bildnissen ungarischen Characters arbeiten; im XVII. Jahrhundert werden die Klausenburger Ledereinbände besonders durch den von Radien durchschnittenen Kreis gekennzeichnet, welcher das Mittelstück in den Verzierungen des Deckels bildet; gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wieder verfiel diese Specialität, und traten an Stelle der alten Ledereinbände immer mehr die Pergamenteinbände, in welchen besonders der im J. 1831 verstorbene Johann Guttman excellierte. — Die Kronstädter, Hermannstädter und Karlsburger gepressten Ledereinbände sind aus weniger feinem, jedoch dauerhafterem Material, sonst aber in demselben Style wie die Klausenburger, verfertigt. — Auch in Debreczin finden wir seit 1562 den deutschen Styl vorherrschend, doch schon um die Mitte des XVII. Jahrhunderts begegnen wir daselbst ungarischen Motiven, und wurden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die bemalten Pergamenteinbände beliebt; die Buchbinder pflegten bei ihrem Eintritte in den Zunftverband vom reformirten Collegium ein Buch auszuleihen und an ihm Proben ihrer Geschicklichkeit im angedeuteten Style abzulegen. — In Grosswardein, Sárospatak und in den meisten anderen Städten begegnen wir gleichfalls dem durch Anwendung ungarischer Motive variirten deutschen Style, bloß in den oberungarischen Bergstädten, den festen Burgen des Deutschthums und des Protestantismus, treffen wir daneben holländische Einbände mit weissem und gefärbtem Pergament an, und zeichnet sich neben Pressburg besonders Tirnan dadurch aus, dass bloß daselbst der italienisch-französische Styl festen Fuß gefasst hat. Die Einbände, die wir aus diesen beiden Städten

aus dem XVIII. Jahrhundert kennen, sind glatt, mit einfachem Rücken, reich vergoldet, und alles weist darauf hin, dass die mit der Tirnauer Jesuiten-Buchdruckerei und der Pressburger Primatialbuchdruckerei eng liierten Tirnauer und Pressburger Buchbinder, wohl unter dem Einflusse der Wiener Ordensbuchbindereien, bestrebt waren, der Einfachheit der deutsch-protestantischen Einbände den reichen Prunk der katholischen Einbände entgegenzustellen.

Über den gegenwärtigen Stand der Buchbinderkunst in Ungarn lässt sich an dieser Stelle nicht viel sagen. Unsere hervorragenderen Buchbinder aus der Hauptstadt (Posner, Dochnál, Érczhegyi, Fritz, Geller, Gottermayer und Halfer, Hirhager, Lázár, Mehner, Molnár und Peinitsch) und aus der Provinz (Czerny, Hantz in Klausenburg, Börner in Zenta, Milinaries in Eszék, Végh in Békés-Csaba) liessen sich auf der Landesbücherausstellung durch zahlreiche mehr oder weniger prächtige Einbände vertreten, und hat die Jury mehrere derselben der Auszeichnung würdig erachtet. Übrigens ist zu hoffen, dass eben dieser Zweig des Kunstgewerbes den grössten Nutzen aus der Ausstellung ziehen wird; die sorgfältige Vergleichung der einheimischen und der besonders durch den Grafen Alexander Apponyi ausgestellten französischen und englischen Einbände wird nothwendigerweise dazu beitragen, dass das Gefallen an soliden, eleganten Einbänden sich in immer weitere Kreise verbreite.

Den letzten Abschnitt unserer Ausstellung bilden die Sammlungen von Amateurs. Einen nicht geringen Theil derselben hätte man zwar, wie es ja auch mit einigen Werken geschehen ist, recht gut in eine der vorhandenen Hauptabtheilungen einreihen können, doch hat es sich als zweckmässig erwiesen, den Kern der einzelnen Sammlungen nicht auseinander zu reissen, und dem grossen Publikum einen Überblick über die Seltenheiten unserer bedeutendsten Privatbibliotheken zu ermöglichen. — An Privatbibliotheken ist unser Vaterland nie arm gewesen. Um von den Büchersammlungen des Mittelalters zu schweigen — es genügt in dieser Beziehung den König Matthias Corvinus, Johannes Vitéz, Janus Pannonius und Georg, Erzbischof von Kalocsa zu nennen — heben wir besonders hervor, dass das langsame Wiedererwachen des nationalen Geistes gegen Ende des XVIII.

Jahrhunderts den Impuls zur Errichtung *ungarischer* Bibliotheken gab, solcher Büchersammlungen, welche alles in Ungarn und über Ungarn Geschriebene und Gedruckte umfassen sollten, dabei aber natürlicherweise auch die sonstige Literatur keineswegs vernachlässigten. Der erste, der sich dieser Idee bemächtigte, war Graf Franz Széchenyi, der seine aus 50,000 Handschriften und Druckwerken bestehenden Privatbibliothek dem Lande zum Geschenke machte, womit er den Grund zur Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums legte. Seinem Beispiele folgten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Nicolaus Jankowich, Stephan Horváth und Graf Joseph Kemény. Die Sammlungen der beiden ersteren wurden später für die Bibliothek des Nationalmuseums angekauft, die des letzteren kamen in den Besitz des Siebenbürger Museums zu Klausenburg. Aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts haben wir besonders zwei bedeutende Sammler von Hungarica zu nennen, den Septemvir Stephan Nagy, dessen 2000 Werke und 4000 Flugschriften umfassende Bibliothek die Antiquarbuchhandlung List und Francke in Leipzig um den Preis von 10,000 Thalern erwarb und dessen werthvollster Theil in den Besitz des British Museum übergieng; — sodann den ausgezeichneten Publicisten Johann Török, dessen werthvolle Sammlung von 8000 Werken und 2,300 Flugschriften der Szatmárer Bischof Lorenz Schlauch im J. 1874 um den Preis von 20,000 Gulden an sich brachte.

Auch auf anderen Gebieten fehlte es uns nicht an begeisterten Bibliophilen. Graf Anton Apponyi brachte um 1774 eine werthvolle Sammlung von alten Handschriften* (theilweise aus der

* Ausgestellt war ein vollständiger Prudentius saec. XI., Rabani Mauri de laudibus S. Crucis Carmen saec. XII, Aelianus de instruentibus aciebus übersetzt von Theodorus Gaza, und Onosander de optimo imperatore übersetzt von Nicolaus Secundinus (beide saec. XV), der werthvolle Janus Pannonius-Codex, den ich in meinen „Analecta ad Historiam Renascentium in Hungaria Litterarum“ verwerthet habe, der von Rajdelius in seiner „Commentatio Critico-Litteraria de Claudii Ptolemaei Geographia“ (Nürnberg 1777) beschriebene lateinische Ptolomaeus saec. XV, ein in Frankreich geschriebenes Gebetbuch saec. XV, ein Breviarum saec. XV, dem Alexander Contarini von der Republik Venedig 1538—1549 ertheilte Instructionen, eine prachtvolle Sammlung von Wappen der Richter und Rechtsconsulenten der Bologneser Kaufmannszunft aus den Jahren 1576—

Ebner'schen Bibliothek zu Nürnberg), Incunabeln, Prachtwerken und Erzeugnissen der neueren Literatur zusammen, welche eine Zeit lang in Pressburg dem öffentlichen Gebrauche freistand, später aber nach dem Nagy-Apponyer Schloss des Grafen überführt wurde. Fast zu gleicher Zeit legten in dem kleinen Siebenbürgen drei Literaturfreunde grossartige Büchersammlungen an: Graf Ignaz Batthyány Bischof von Siebenbürgen, Graf Samuel Teleki und Baron Bruckenthal; ihre Sammlungen, die jetzt zu Karlsburg, Maros-Vásárhely und Hermannstadt aufbewahrt werden, bilden noch heutzutage wichtige Faktoren der Culturentwicklung Siebenbürgens. In der neuesten Zeit hat die Zahl unserer Bibliophilen nur noch zugenommen. Die Bibliothek des Grafen Alexander Apponyi zu Lengyel (im Tolnauer Comitate) hat, von den Werken der modernen Literatur ganz abstrahirt, eine lange Reihe von älteren auf Ungarn bezüglichen und — was das Äussere betrifft — vortrefflich conservirten und restaurirten Druckwerken des Auslandes, darunter Unica und Exemplare von höchster Seltenheit, aufzuweisen. Gustav Emich in Budapest hat zahlreiche werthvolle Incunabeln und Handschriften (darunter einen Cicero de Officiis saec. XV, einen Orosius aus dem J. 1470, einen Ovidius de arte amandi und de Remedio amoris aus dem J. 1433, einen Juvenalis und Persius aus dem J. 1471) ausgestellt. Aus der Bibliothek des Kanonikus Ferdinand Knauz verdienen besonders vierzehn ungarische Druckwerke, durchgehends Unica, aus der reichen Sammlung des Senatspräsidenten Georg v. Ráth eine Reihe seltener, auf Ungarn bezüglicher alter Druckwerke Erwähnung. Andere seltene Werke hatten Joseph Ágoston, Graf Stephan Keglevich, Bischof Johann Pauer, Emerich Szalay, Attila Szemere und Herzog Ludwig Windischgrätz ausgestellt, doch waren es besonders die Privatexpositionen von Victor Myskovszky und Joseph Dankó, welche nebst Enea v. Lanfranchoni's auf die Wasserstrassen Mittel-Europa's, besonders die Donau bezüglichen Prachtwerken in diesem Theile der Ausstellung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, theils wegen der Seltenheit der ausgestellten Gegenstände, theils wegen der eminent prakti-

1632, schliesslich die vom Kardinal Pázmány mit Randbemerkungen versehene Originalhandschrift der ersten zwanzig Bücher von Istvánffy's Ungarischer Geschichte.

schen Bedeutung derselben. Myskovszky's Ausstellung repräsentirt eine Collection von Zeichnungen hervorragender Initialen und von Ornamenten von Büchereinbänden aus dem XIV. XV. und XVI. Jahrhundert und dient hiemit denselben praktischen Zwecken wie die oben besprochenen reich verzierten Handschriften und Druckwerke. Auch des Graner Domherrn Joseph Dankó Sammlung aus dem Gebiete der Kunst-Ornamentik ist eine Ergänzung eines andern Theiles der Landesbücherausstellung; sie enthält nämlich eine auf das XV. XVI. und XVII. Jahrhundert beschränkte Auswahl aus Dankó's mehrere tausend Nummern umfassender Sammlung von Titelbildern, Vignetten und Initialen von Druckwerken, deren sorgfältige Beschreibung der Besitzer dieser kostbaren Sammlung in einem bloß in hundert Exemplaren gedrucktem Hefte * gegeben hat. Ein Theil dieser von Dankó noch während der Dauer der Ausstellung erheblich bereicherten Sammlung zeigt uns wirkliche Kunstwerke von der Hand eines Dürer, Holbein, Kranach und Künstlern gleichen Ranges; mit Recht konnte daher Dankó hoffen, dass sie würdige Studienobjecte unserer Gewerbetreibenden sein würden und dass das vaterländische Kunstgewerbe auch aus diesem Theile der Landesbücherausstellung nicht geringen Nutzen ziehen dürfte. Auch wir sind der festen Überzeugung, dass diesmal der Same auf fruchtbaren Boden gefallen ist, und dass der Erfolg dieser ersten Specialausstellung die Direction unseres Landes-Gewerbemuseums zum Festhalten an der mit so vielem Glück eingeschlagenen neuen Richtung bewegen wird.

EUGEN ÁBEL.

DER ALTRÖMISCHE KALENDER.

Wenn es dem geneigten Leser sonderbar erscheinen sollte, dass eine so oft und vielfach besprochene Frage wie die, welche die ursprüngliche Einrichtung und nachmalige fortschreitende Entwicklung des altrömischen Kalenders betrifft, noch heute Gegenstand einer langathmigen Abhandlung werden könne; so mag mir als Entschuldigung dienen, dass so viel auch über denselben ge-

* Dankó József esztergomi kanonok könyvornamentikai kiállítása. (Ausstellung aus dem Gebiete der Bücherornamentik des Joseph Dankó, Graner Domherrn. Budapest, 1882. 8^o. 36 S.)

schrieben worden ist, und so ausgezeichnete Männer der Wissenschaft sich auch mit Forschungen auf diesem Gebiete befasst haben: die Sache selbst dennoch noch ganz im Dunkeln liegt. Ich verweise einfach auf das aus dem Nachlasse des verstorbenen Otto Ernst Hartmann, von Herrn Professor Ludwig Lange jüngst herausgegebene Buch, um den Erweis für dieses Dunkel beizubringen.

Es liegt aber der Grund dieses Dunkels nach meiner unmassgeblichen Meinung nicht so sehr in den Widersprüchen und Undeutlichkeiten der alten Tradition und in den Willkürlichkeiten, die sich die neueren Gelehrten seit Scaliger und Petav theils wesentlich erlaubt, theils unbewusst begangen haben, als sie die ungefügigen Daten der Tradition sich für ihre Zwecke zurecht legten; als vielmehr in einem ganz andern Umstande. Auf Grundlage der bei Ovid (Fast. I. 27. u. folg.) erhaltenen, wohl ziemlich ältesten, und im Ganzen von den spätern Schriftstellern oft wiederholten Nachricht hat man die Theorie aufgestellt: das älteste römische Jahr, das Jahr des Romulus, sei zehnmonatlich gewesen; Numa habe dasselbe auf zwölf Monate ergänzt, und zwar seien die Monate des romulischen Jahres: Martius, Aprilis, Maius, Junius, Quintilis, Sextilis, September, October, November und December gewesen; diesen habe Numa den Januarius und Februarius hinzugefügt.

Abgesehen von den Abweichungen, die das *wie* der numanischen Ergänzung betreffen, auf die ich ohnehin noch zurückkommen muss, lässt sich wohl behaupten, dass dies seit dem 7. Jahrhundert Roms bis auf die neueste Zeit so ziemlich die allgemeine Auffassung war; so lernte, so lehrte man allgemein. Natürlich drängte sich die Frage auf, wie denn das romulische zehnmonatliche Jahr beschaffen gewesen sein möge. Wer aus Erfahrung wusste, dass auch zwölf Monate die Dauer des vollen Jahrs nicht ganz ausfüllen, dass man auch hier noch nicht wenig Tage zulegen muss, fragte erstaunt: konnten denn die Menschen je so einfältig sein, zehn Monate für ein volles Jahr zu nehmen? Die Frage war um so berechtigter, weil sich ja Weise gefunden hatten, die zu erzählen wussten, dass von den zehn Monaten vier 31 und sechs 30 Tage gehabt hätten, und somit das Jahr 304 Tage gezählt hätte.

Die hier sich häufenden Schwierigkeiten lassen sich kurz so zusammenfassen: a) die Dauer eines wirklichen Jahres beträgt noch

etwas mehr als 365 Tage; annäherungsweise konnte man wohl eine Zeit lang z. B. 360 oder 359 Tage für ein Jahr nehmen, allein der hierbei begangene Fehler musste sich ja doch schon nach 10 Jahren handgreiflich herausstellen; wie sollte man dennoch haben glauben können, dass 304 Tage ein Jahr ausmachen? Musste ja doch selbst der einfältigste Mensch schon am Ende des zweiten Jahres den auffallenden Unterschied wahrnehmen. b) Ein wahrer Monat dauert jedenfalls weniger als 30 Tage, und zehn Monate ergeben noch nicht ganz 300 Tage; mit 304 Tagen musste man schon nach Ablauf von 30 Monaten mit dem Neumondstag auf den Vollmond kommen, und dies konnte man doch unmöglich übersehen.

Theodor Mommsen beseitigt in seiner römischen Chronologie diese Schwierigkeit einfach und kurz mit der Behauptung: das zehnmonatliche Jahr sei überhaupt nie ein bürgerliches Kalenderjahr gewesen. Andere stellen die Meinung auf, die alten Römer hätten gar wohl gewusst, dass zehn Monate das Jahr nicht ausfüllen, hätten aber doch ihre sacralen, bürgerlichen und landwirthschaftlichen Agenden auf nur zehn Monate vertheilt, und nach Ablauf dieser zehn Monate nicht mehr weiter gezählt, sondern hätten Tage und Monate ungezählt verstreichen lassen, bis sie an gewissen Zeichen merkten, dass die Zeit der Arbeit wiedergekehrt sei, wo sie dann ihre zehn Monate wieder zu zählen anfangen. Die Formel hat bei verschiedenen einzelne Abweichungen; die Sache aber ist im Ganzen bei Allen dieselbe, und läuft offenbar auf die Annahme einer systemlosen Schaltung hinaus, deren Unhaltbarkeit ich zunächst nachzuweisen habe.

Die regelmässige Wiederkehr der Mondphasen hat sich zweifellos schon im primitivsten Alter der Menschheit bemerklich gemacht, und frühzeitig auf den Begriff des Monates geführt. Gewiss ist der Monat uralte, und es dürfte kaum ein so wildes Volk geben, das ihn nicht kennt. Aber eben aus dieser Gewissheit folgt etwas, was bisher noch nicht die entsprechende Würdigung gefunden, obgleich jederman davon spricht. Es ist dies der Unstand, dass *wenn unsere Erde keinen Mond, oder dieser Mond keine Phasen hätte, es nie jemanden eingefallen wäre einen Monat zu bilden, der Begriff des Monates würde überhaupt gar nicht existiren.* Wäre auch

jemand auf die Idee verfallen zwischen der kleinsten natürlichen Zeiteinheit, dem natürlichen Tage, und der grössten, dem Jahre, eine mittlere Einheit einzuschalten, so hätte man diese mittlere Einheit gewiss nicht Monat genannt, und wahrscheinlich weder aus 29 noch aus 30 oder 31 Tagen gebildet.

Eben so unzweifelhaft und gewiss ist es, dass das Jahr dem scheinbaren Kreislauf der Sonne und der Beobachtung des damit verbundenen Wechsels der Jahreszeiten seinen Ursprung verdankt. Es ist durchaus nicht nothwendig bei Bestimmung der Dauer dieses Jahres an irgendwelche genaue astronomische Beobachtungen zu denken. Das Hinzutreten solcher hat in Folge der Zeit die Genauigkeit dieser Dauerbestimmung erhöht; aber der Begriff des Jahres war durch die Beobachtung der mit dem Wechsel der Jahreszeiten verbundenen Erscheinungen des Pflanzenlebens schon viel früher gegeben und seine Dauer konnte bis auf einen Unterschied von 4—5 Tagen der Wirklichkeit so ziemlich nahe kommen.

Halten wir die constatirten beiden Thatsachen wohl im Auge, so kommen wir unmittelbar und naturgemäss zu dem Resultate, dass, da der *Monat* rein der Beobachtung der *Mondbewegung*, und das *Jahr* rein der Beobachtung der *Sonnenbewegung* und der damit verknüpften Erscheinungen ihren Ursprung verdanken, *das Jahr in der Natur mit dem Monate gar nichts gemein hat*; das Jahr ist vom Monate vollkommen unabhängig und umgekehrt. Die Auffassung, dass eine gewisse Anzahl von Monaten ein Jahr ausmache, oder dass das Jahr in eine gewisse Anzahl von Monaten getheilt sei, entbehrt in der Natur jeder Grundlage, ist also dem in der Natur lebenden primitiven Menschen vollkommen fremd. Sie kann nur bei vorgeschrittenen, spekulirenden und vergleichenden Völkern, mithin gewiss ziemlich spät entstanden sein.

Was aber früh geschehen sein kann, dass ist die Eintheilung des Monates nach den deutlich unterscheidbaren vier Phasen des Mondes. Wie es kam, dass diese Monatsviertel bei manchen Völkern — so auch bei den Römern — achttägig wurden, lässt sich nicht klar ermitteln; so viel ist aber gewiss, dass man diese achttägigen Wochen, die dem Lichtwechsel des Mondes eben so wenig genau entsprachen wie unsere siebentägigen, als bequeme Zeiteinheiten

fortbestehen und unabhängig und selbstständig als Nundinen neben Jahr und Monat herlaufen liess, ohne im Entferntesten daran zu denken, dass sie aliquote Theile des Jahres oder des Monates seien; eben so wie unsere Wochen ohne Rücksicht auf Jahr und Monat ununterbrochen fortlaufen. * Ich lege auf diesen Umstand ein ganz besonderes Gewicht.

War man nun so weit vorgeschritten, dass man daran gieng, eine systematisch geordnete und regelmässige Zeitrechnung einzuführen, so fanden die Gesetzgeber die dies unternahmen jedenfalls drei, beziehungsweise vier natürliche Zeiteinheiten vor; den Tag, den Monat, das Jahr und die Woche; und es musste bald das Bestreben hervortreten, diese Einheiten mit einander in Beziehung zu bringen. Die Nothwendigkeit des Vorherwissens der für die Aufnahme von Feldarbeiten, für die Eröffnung von Feldzügen, für die Anlage öffentlicher Bauten günstigen Zeitpunkte führte naturgemäss darauf, das natürliche Jahr als grosse Einheit zu adoptiren, während der Tag sich selbst als kleine Einheit darbot, und da die Eintheilung des Tages in Theile eine verhältnissmässig späte Erfindung ist, so war es natürlich, dass man im Jahre die Tage zählte, und zwar je nach den Umständen von einer Ernte zur andern, oder von einem Frühling zum Andern, wobei man als Frühlingsanfang entweder das Eintreten gewisser lauer Frühlingswinde (Favonius), wie in Italien, oder die durch das Schmelzen des winterlichen Schnees eingetretenen Überschwemmungen, wie in Aegypten, betrachtete. Wie genau sich aus der Beobachtung solcher Erscheinungen die Dauer des Jahres erkennen liess, ergibt sich daraus,

* Ich werde von befreundeter Seite aufmerksam gemacht, dass bei den nordischen Völkern ein Mondjahr von 13 Monaten zu 4 siebentägigen Wochen, mithin ein Jahr aus 52 Wochen oder 364 Tagen gebräuchlich war. Nun: 4 Wochen oder 28 Tage sind kein Mondmonat, dagegen sind 364 Tage offenbar — wenigstens der Absicht nach — ein Sonnenjahr. Es ist also dies nordische Jahr nichts weniger als ein Mondjahr, es hat mit dem Mondlaufe und den Mondphasen gar nichts gemein, es ist ein reines Sonnenjahr, willkürlich in 13 Abschnitte von 28 Tagen getheilt, und es müsste sehr sonderbar sein, wenn dabei nicht eine Schaltung von 5 Tagen in 4 Jahren, oder was wahrscheinlicher ist, eine 53-te Schaltwoche nach je 6 Jahren mit einbegriffen gewesen wäre. Der Charakter des Jahres deutet keinesfalls auf sehr hohes Alterthum.

dass das 365-tägige Jahr in Aegypten seit den urältesten Zeiten bekannt war.

Es schien nun aber zwischen Tag und Jahr eine mittlere Zeiteinheit deshalb nothwendig, weil es in den ältesten Zeiten noch keine Tabellen gab, mit Hülfe deren man die einzelnen Tage im Jahre genau bezeichnen und bestimmen konnte; und da standen der Monat und die Woche zur Verfügung.

Aber hier trat auch gleich eine grosse Schwierigkeit ein; wenn nämlich auch 365 Tage gegen das wahre Jahr zu kurz sind, und in Folge dessen diejenigen, die 365 Tage auf ein Jahr rechnen, nach Ablauf von vier solchen Jahren, die zusammen 1460 Tage zählen, ihr fünftes Jahr schon am 1461-ten Tage begannen, da doch in Wirklichkeit dieses fünfte Jahr erst am 1462-ten Tage beginnen sollte; so war doch der begangene Fehler verhältnissmässig gering, und überschritt während der Dauer eines Menschenalters noch nicht die Grenzen derjenigen Schwankungen, denen die Wiederkehr der nicht eben mathematisch genau eintreffenden Erscheinungen der Jahreszeiten unterworfen sind. Anders verhält sich die Sache bei Festsetzung der Beziehung zwischen Jahr und Monat. Wer z. B. wahrnahm, dass zu einer gewissen Zeit die Erntereife des Getreides z. B. um die Zeit des Neumondes eintrat, musste sich binnen kurzen, nach kaum 5 oder 6 Jahren schon völlig überzeugt haben, dass diese Reife des Getreides mit dem Neumonde nichts zu schaffen habe; trat hiezu irgendwie die Kenntniss, dass das natürliche Jahr ungefähr 365 Tage enthalte, so musste sich noch früher die Überzeugung herausstellen, dass diese 365 Tage sich durchaus nicht in natürliche Monate eintheilen lassen, denn zwölf Monate sind bedeutend zu wenig, dreizehn um noch mehr zu viel. Nichtsdestoweniger behielt der Monat bei einigen Völkern eine besondere Wichtigkeit. Da nämlich die von Monat zu Monat regelmässig wiederkehrenden Lichtphasen des Mondes bequeme Ausgangspunkte boten, um die Tage innerhalb des Monates leicht und sicher bestimmt bezeichnen zu können, und zum Verständniss dieser Bezeichnung es weiter nichts bedurfte, als die Kunst bis acht zu zählen; sah sich die Priesterschaft veranlasst, die Ansetzung der religiösen Feiertage nach dem Monde zu regeln, und die mosaische Gesetzgebung liefert uns einen glänzenden Beweis, dass die Neu-

monde und Vollmonde auch dort zur Feststellung der Feiertage benützt wurden, wo der Mond nicht als Gottheit betrachtet wurde. Das mehr oder weniger strenge Festhalten an dieser uralten Sitte hat zu verschiedenen Resultaten geführt, die sich in drei Klassen vertheilen lassen : 1. Wo man sich frühzeitig auf geregelten Ackerbau verlegte, wandte sich die Aufmerksamkeit zunächst den Erscheinungen der Jahreszeiten zu. Das religiöse Gefühl bestimmte für den Schutz der jungen Saat, für Bewahrung der reifenden Frucht gegen Hagelschlag und Brand, für das Gedeihen des heranwachsenden Kornes, für glückliches Spriessen des in die Erde geborgenen Samens zu den Göttern zu beten, ihnen Opfer darzubringen; eben so fühlte man sich gedrängt für die gedeihliche Zucht der Herde, für die Ergiebigkeit der eingeheimsten Ernte den Göttern Dank zu sagen u. s. w. Aber alle diese Dinge richten sich nach der Jahreszeit, und haben nichts mit den Mondphasen zu schaffen. Was ist nun natürlicher, als dass solche Völker bei der Einrichtung ihres Jahres den ihren Interessen sich durchaus nicht fügenden Mond einfach ausser Acht liessen, sich ein reines Sonnenjahr anordneten, und dasselbe ganz nach Willkühr und ohne Rücksicht auf die natürlichen Monate nach ihrer Bequemlichkeit eintheilten. So thaten die Aegypter, so höchst wahrscheinlich auch die alten Italiker.

2. Wo sich die Völker nur mit Viehzucht und Jagd beschäftigten und in Folge dieser Beschäftigung keine bleibenden Wohnsitze hatten, achteten sie auf ihren Wanderungen wenig auf die Jahreszeiten; dagegen spielte bei ihnen der bei Nacht leuchtende Mond eine so wichtige Rolle, dass sie sich um das Jahr gar nicht kümmerten, sondern die Mondmonate in ununterbrochener Reihe fortzählten. Es ist die Vermuthung längst ausgesprochen, dass die in der biblischen Urgeschichte so häufig erwähnten Lebensjahrszahlen der Erzväter nicht in Jahren, sondern in Mondmonaten ausgedrückt sind, welche jene nomadischen Urvölker ohne Rücksicht auf Sonne und Jahr in stetiger Reihe fortzählten.

3. Wo man aus religiösen Bedenken von den Mondphasen durchaus nicht abweichen, aber doch auch den Jahreszeiten sich unbequemen wollte, suchte man eine Formel, nach welcher Mondphasen und Jahreszeiten so mit einander verknüpft werden sollten.

dass sie sich von einander nie bedeutend entfernen, sondern innerhalb ziemlich enger Grenzen, wenigstens zeitweise wieder genau zusammen treffen sollen. Um überhaupt an das Suchen einer solchen Formel gehen zu können, war unbedingt nothwendig : a) die ziemlich genaue Kenntniss der Dauer des Sonnenjahres und Mondmonates; b) die Erkenntniss, dass die Dauer dieser beiden Zeiteinheiten incommensurabel, mithin jede zwischen ihnen aufgestellte Gleichung niemals genau sondern nur annähernd richtig sein könne, und dass man sich mit dieser Annäherung begnügen müsse; c) das Vorhandensein der Grundidee der Schaltung. — Resultat einer solchen Formel wird aber jedenfalls ein sogenanntes Mondsonnenjahr oder gebundenes Mondjahr sein, welches verschiedenartig construirt sein kann, aber nicht nothwendigerweise cyclisch sein muss.

Man kann sich nämlich ein Verfahren vorstellen, wo man von einem aus roher Beobachtung hervorgegangenen zwölfmonatlichen Jahre ausgehend zu dem Beschlusse kam, jedesmal, wenn man mit Ablauf des zwölften Monates zu weit von dem für das Neujahr gewählten Jahrpunkt zurückgeblieben war, durch Einschubung eines dreizehnten Schaltmonates wieder in das richtige Geleis zu kommen. Die Nothwendigkeit der Schaltung musste dann immer in dem betreffenden Jahre durch unmittelbare Beobachtung festgestellt werden. Die Existenz einer solchen Zeitrechnung ist kein Hirngespinnst. Nach Idelers sehr plausibeler Darstellung war die Zeitrechnung der alten Juden so eingerichtet.

Man kann mit einer solchen Zeitrechnung ganz gut auskommen; aber sie hat den grossen Mangel, dass man in ihr bedeutende Zeiträume weder voraus noch rückwärts berechnen kann, weil man eben nie im Vorhinein wissen kann, ob irgend ein zukünftiges Jahr ein zwölfmonatliches Gemein- oder ein dreizehmonatliches Schaltjahr sein werde; eben so wenig ob ein vergangenes Jahr Gemein- oder Schaltjahr war, wenn dies nicht ausdrücklich bezeugt ist.

Eben dieser Mangel führte auf die sogenannte cyclische Rechnung. Ich lasse mich auf die Erklärung des Wesens dieser Rechnung, das ich als allgemein bekannt voraussetze, nicht ein, eben so wenig erfordert es mein Zweck, die wirklich gebildeten und that-

sächlich benützten Schaltcyclen aufzuzählen. In dem bisher gesagten ist die Grundlage, auf die ich bauen will, gewonnen und ich bitte den geneigten Leser nur die folgenden Sätze als Resultat festzuhalten :

In einem reinen Sonnenjahr kann von eigentlichen Monaten überall nie die Rede sein. Man kann das Sonnenjahr zu gewissen Zwecken allenfalls in Abschnitte von einer gewissen Tageszahl eintheilen; aber diese Abschnitte werden schon darum keine wirklichen Monate sein, weil sie mit dem Kreislauf des Mondes in gar keiner Beziehung stehen. Man kann sie zwar Monate oder, wenn es gefällig ist, Sonnenmonate nennen, muss sich aber sehr hüten, sie mit den wahren Mondmonaten zu verwechseln.

Mondmonate bilden nie ein wirkliches Jahr. Man mag sie wie immer gruppieren, nie werden weder zwölf noch dreizehn Monate ein wirkliches Jahr von 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und 46·83 Secunden ausmachen. Man kann einen solchen zwölf oder dreizehn monatlichen Zeitraum wohl ein Jahr nennen und man nennt ihn auch Mondjahr, allein dies ist blos Redeweise; ein solcher Zeitraum ist kein wirkliches Jahr, und darf mit dem wirklichen Jahre nie verwechselt werden.

Es ist also auch das gebundene Mondjahr oder wie man es auch nennt das Mondsonnenjahr kein wirkliches Jahr; und wenn man auch einen geregelten Kalender mit einem solchen Mondsonnenjahr einrichten kann, so ist es doch gewiss, dass wir uns von der Einrichtung dieses Kalenders keinen richtigen Begriff machen können, solange wir nicht mit Sicherheit ermittelt haben, welcher Art das Jahr gewesen sei das ihm zur Grundlage diene, und in was für Monate man sich dies Jahr eingetheilt dachte. Eben hierin liegt nach meiner Meinung die Ursache des Dunkels und der Verwirrung, die über dem altrömischen Kalender herrscht.

Wenden wir uns nun zu unserem römischen Kalender.

— — — conditor urbis in anno
Constituit menses bis quinque esse suo.

Wortgetreu sagt der Dichter : „Der Gründer der Stadt setzte fest, das in seinem Jahre zweimal fünf Monate sein sollen.“

Ich lege Gewicht darauf, dass er weder von der Eintheilung des

Jahres in zehn Monate spricht, noch sagt, das Jahr sei aus zehn Monaten gebildet worden. Im ersten Falle müssten wir folgerichtig voraussetzen, dass die zehn Monate von gleicher Dauer waren; im letztern, dass das Jahr höchstens 300 Tage zählte. Keines von Beiden ist richtig.

Aber suchen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit zu ermitteln, was er denn unter dem Worte „Mensis“ verstand.

Dass er darunter nicht die zu seiner Zeit gebräuchlichen cäsarischen Monate verstand ist sicher; aber konnte er denn die sogenannten republicanischen oder, wenn es gefällig ist, numanischen Monate verstehen? Sehen wir uns diese Monate ein wenig näher an: die Überlieferung erzählt uns, dass in den ältesten Zeiten der Pontifex den Himmel beobachtete, und wenn er Abends die schmale Sichel des neuen Mondes am westlichen Himmel erblickte, liess er Senat und Volk auf den folgenden Tag vor die curia calabra auf dem Capitol berufen, und hier verkündete er, wie viel Tage vom Verkündigungstage (Calendae) bis zum Tag des ersten Viertels sein werden. Der Tag des ersten Viertels hiess Nonae, weil von ihm bis zum Vollmond acht Tage waren, er also nach römischer Zählungsweise auf den Neuntag vor dem Vollmond (Idus; — die nona ante Idus, oder nach später üblicher Ausdrucksweise: ante diem nonam Idus) fiel. Am Nonentag versammelte sich das Volk neuerdings vor der Arx, und hier verkündete dann der König, welche Feiertage in den laufenden Monat fallen werden, und bezeichnete auch die betreffenden Tage. Eigentlich ist dies so nirgends erzählt, man hat es nur aus den von verschiedenen Orten zusammengelesenen Notizen herausgefolgert. — Allein es ergibt sich hier gleich eine Schwierigkeit. Der Pontifex musste seine Beobachtung schon damals beginnen, als der Mond fünf oder sechs Tage nach dem letzten Viertel völlig verschwand; wenn er ihn nun vier-fünf Tage darauf wieder erblickte, woher wusste er, auf den wievielten Tag er die Nonen zu verkünden habe? Denn vorausgesetzt, dass die Verkündigung nach wirklicher Beobachtung geschah, so konnte dieses doch nur darin seinen Grund haben, dass man entweder im Vorhinein nicht wusste, wann der Neumond erscheinen würde, oder wenn es hiefür eine Art von Berechnung gab, man der Rechnung nicht traute. Nun ist aber der Fall des Nichtwissens dadurch

ausgeschlossen, dass das Intervall von acht Tagen zwischen Nonae und Idus festgesetzt war, sicherlich doch auf Grundlage der Erfahrung, dass von einer Lichtphase des Mondes bis zur nächsten ungefähr acht Tage verstrichen; war doch aus diesen acht Tagen das Nundinum gebildet worden; — man konnte sich demnach nur darum auf die directe Beobachtung stützen, weil man der Rechnung nicht traute (wie noch heute die Türken). Es war dies aber auch natürlich. Denn wir müssen doch voraussetzen, dass man all die kleinen Unregelmässigkeiten und Abweichungen, denen die Bewegung des Mondes unterworfen ist, gewiss nicht genau kannte und in Rechnung zog; rechnete man aber von einer Phase zur andern acht Tage, so ergab dies 32 Tage auf den Monat, und das war doch offenbar zu viel. Nun sind im synodischen Monate erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel Lichterscheinungen, die sich am Himmel leicht und sicher beobachten lassen; nicht so der wahre Neumond, die Conjunction, die sich nur ausnahmsweise, bei Gelegenheit sichtbarer Sonnenfinsternisse direct beobachten liess; bekanntlich sind aber solche Finsternisse seltene Erscheinungen. Von dem Tage, an dem der Mond als dünne Sichel am Morgenhimmel zuletzt sichtbar war, bis zu demjenigen, wo er in ähnlicher Gestalt am Abendhimmel wieder erschien, vergehen bald mehr, bald weniger Tage, an denen der Mond überhaupt nicht sichtbar ist, sein Stand also durch directe Beobachtung nicht bestimmt werden kann; da wird man sich denn so beholfen haben: Man hatte durch Beobachtung herausgebracht, dass der Vollmond fast genau in die Mitte zwischen das erste und letzte Viertel falle, und folgerte nun daraus, dass wohl die Conjunction eben so in die Mitte zwischen das letzte Viertel und das darauf zunächst folgende erste Viertel fallen werde. Das hatte nun aber wieder seinen Hacken. Die directe Beobachtung ergab zwar zwischen erstem Viertel und Vollmond nicht volle 8 Tage, aber doch mehr als 7; eben so stellte sich der Zeitraum vom Vollmond zum letzten Viertel, und eben dies hatte darauf geführt diese beiden Zeiträume 8-tägig zu zählen; allein, dann blieben für den Zeitraum vom letzten Viertel bis zum nächsten ersten Viertel nur 13, höchstens 14 Tage. Da man aber den Monat nicht mit der eigentlichen Conjunction, sondern mit dem ersten Erscheinen des erneuten Mondes beginnen wollte, dies Wie-

dererscheinen aber erst 1—2 Tage nach der wahren Conjunction eintritt, so kam man darauf, vom letzten Viertel bis zum Wiedererscheinen des Neumondes wieder 8 Tage, das heisst also von Vollmond bis Ende des Monates 16 volle Tage zu zählen, woraus natürlich folgte, dass vom ersten Erscheinen des Neumondes bis zum ersten Viertel nur 5 Tage blieben. So mag die Monatsformel entstanden sein : Kalendae -- Nonae 5 Tage ; Nonae — Idus, 8 Tage, Idus — nächste Kalendae 16 Tage.

Ist es nicht höchst bemerkenswerth, dass wir in dem sogenannten Kalender des Numa eben diese Eintheilung bei der Mehrzahl der Monate in der That wirklich antreffen ?

Offenbar war ein solcher 29-tägiger Monat ungenau, und ergab schon nach Verlauf von vier Monaten eine Differenz von 2 Tagen gegen die wahren Himmelserscheinungen. Wie hätte man sich auf eine solche Rechnung verlassen können ?

Man träute ihr auch in der That nicht, sondern beobachtete ; Zweck der Beobachtung war, den wirklichen Neumond nicht zu verfehlen, denn es war ernstlich darauf abgesehen, dass das erste Viertel auf die Nonae, der Vollmond wirklich auf die Idus falle ; um das letzte Viertel kümmerte man sich weniger : war doch der Mond nach demselben im Abnehmen, und ging erst nach Mitternacht auf.

Richtete man sich aber nach der Beobachtung, so war die Dauer des Monates unbestimmt. Man zählte zwar unabänderlich von Kalendae bis Idus immer 13 Tage ; aber von Idus bis zu den nächsten Kalenden waren nicht immer 16, sondern mitunter auch 17 Tage ; dies machte aber darum keine Schwierigkeit, weil der Neumond ja doch nur nach seinem wirklichen Sichtbarwerden angekündigt wurde.

Meiner Ansicht nach muss dies die ursprüngliche Einrichtung desjenigen Mondmonates gewesen sein, den die Römer für ihren Kalender adoptirten.

Sehen wir jetzt nach, ob denn die zehn Monate des romulischen Jahres solche Mondmonate gewesen sein können ?

Da müssen wir uns aber zuvor Antwort auf die Frage suchen : War denn das romulische Jahr ein wirkliches Jahr oder nicht ?

Nun, alles was darüber vorliegt, deutet auf ein wirkliches Sonnenjahr, das von Frühling zu Frühling lief. Der Beweis ist unnöthig; niemand zweifelt daran. Aber ein Sonnenjahr kann doch unmöglich aus 10 Mondmonaten gebildet sein; um so weniger wenn diese Monate nach wirklicher Beobachtung gemessen wurden; niemand konnte auch nur einen Moment daran denken, dass mit zehn solchen Monaten der volle Jahreskreis (annus) abgelaufen sei. Nach der oben bereits charakterisirten Hypothese Huschkes und Hartmanns hätte das Jahr mit dem Martius begonnen und wäre durch zehn Monate bis Ende December gelaufen; hier habe man zu zählen aufgehört, und abgewartet, bis der Favonius die Wiederkehr des Frühlings verkündete.

Da ist nun aber in Betracht zu ziehen, dass wenn die fraglichen Monate in der That Mondmonate (Monde) waren, so musste die Zeit von Ende Decembers bis Anfang März je nach den Umständen, bald zwei, bald drei Monde ausfüllen, die ungezählt verstrichen, und auch so können die Monate nicht gut mit den Jahreszeiten gestimmt haben. Es konnte doch aber das Verstreichenlassen der ungezählten Zeit keinen anderen Zweck haben, als den Parallelismus mit den Jahreszeiten festzuhalten. Wer nun sich die Mühe nimmt etwa an der Hand unseres Kalenders nachzurechnen, wird finden, dass man mit Zeiträumen von 10 Monden, also etwa 296—297 Tagen, zwischen denen man ungezählte Monde verstreichen lässt, vom 1. März eines beliebigen Jahres ausgehend, nach zwölf Monden (worunter nur zehn gezählt werden) höchstens bis zum 21 Februar gelangt, und es ist namentlich in Italien gar nicht unmöglich, nun schon den Frühling wiedergekehrt zu glauben, und am 22. Februar den neuen 1. März (mit dem Neumonde) eingetreten zu wähnen. Von hier ausgehend gelangt man mit 12 Monden bis zum 12. Februar; und nun müsste der neue 1. März etwa entweder schon am 13. Februar beginnen, oder man müsste noch einen Mond ungezählt verstreichen lassen, und das neue Jahr erst mit dem 15. März beginnen lassen, und welches von beiden zu geschehen habe, wird offenbar davon abhängen, ob das Frühjahrs-wetter in dem betreffenden Jahre sich etwas früher oder etwas später einstellt. Offenbar ist dies — wenn wir auch nur so weit gehen, — keineswegs ein roh angenähertes Schaltsystem, sondern eine

ganz ins Wilde laufende Willkühr; eine Jahresrechnung, die absolut nicht weiss, wie lange ein Jahr dauert; eine Zeitbestimmung, die eben so sehr, ja viel mehr von den Zufälligkeiten des Witterungswechsels als vom Sonnenlauf bedingt wird; kurz ein Kalender, worin ein zehnmonatlicher Zeitraum schwankend herumtaumelt ohne Zusammenhang mit seinem Vorgänger und Nachfolger, bald um einen Monat früher, bald um einen Monat später anhebend. Einen solchen Kalender einzurichten ist absurd; vielleicht noch unsinniger aber ist es, einem nüchternen Volke die Annahme eines solchen Kalenders zuzumuthen.

Sollte denn aber nicht, wie Hartmann annimmt, diese Einrichtung dennoch ein roher Annäherungsversuch gewesen sein können?

Nein! Auch dies ist völlig absurd. Wer es unternimmt ein Jahr anzuordnen, muss doch mindestens beiläufig einen Begriff von der Dauer des Jahres haben; und will er es aus Monaten construiren, so muss er doch wissen, welcher Art diese Monate seien. Nun kann es allerdings geschehen, dass jemand der sich nur auf die rohe Annäherung weniger Beobachtungen stützt, bei dem ersten Constructionsversuch stark fehlen wird; aber der mögliche Fehler ist quantitativ in Grenzen gebannt. Wer einmal ein Jahr von Frühling zu Frühling beobachtet hat, kann etwa im ersten Moment auf eine Jahresdauer von 345—380 Tagen kommen, je nachdem Zufälle der Witterung mit auf die Grösse des Fehlers einwirken; wer die Beobachtung nur dreimal wiederholt, muss unbedingt schon einsehen, dass das Jahr nicht weniger als 350 Tage haben könne. Eine primitive Beobachtung der Mondphasen kann zunächst zur irrthümlichen Annahme führen, dass jede Phase 8 Tage dauert; aber eine nur 4—5 Monate hindurch fortgesetzte Beobachtung lässt keinen Zweifel mehr darüber, dass ein Mondmonat niemals länger dauern kann, als 30 Tage. Wer noch nicht so weit gekommen ist, kann unmöglich daran denken, ein Jahr aus Monaten construiren zu wollen. Hat aber der erste Anordner des römischen Jahres so viel gewusst — und er musste so viel gewusst haben — so konnte er niemals auf die Idee verfallen, dass zehn Monate — auch nur approximativ — ein Jahr ausmachen.

Dagegen wird nun geltend gemacht, Romulus hätte gar wohl

gewusst, dass zehn Monate das Jahr nicht erfüllen. Er wollte eben nur die sacralen, bürgerlichen und wirthschaftlichen Geschäfte auf zehn Monate vertheilen, der Rest des Jahres sollte ein characterloses Anhängsel sein, ein Zeitraum, in den kein Festtag, keine Versammlung, keine Gerichtssitzung, kein Opfer, kein Gebetstag, ja nicht einmal ein wirthschaftliches Geschäft fallen sollte. Nun das heisst doch zu deutsch gradezu, Romulus wollte, der römische Staat und das römische Volk sollen einen Winterschlaf schlafen, bis der Favonius sie wieder erweckt. Das ist denn doch ein wenig zu bunt; eine Idee, würdig, in demselben Gehirn ausgeheckt zu werden, das den Bovigus ausbrütete.

Aber, wird man fragen, wie lassen sich die in der Tradition so consequent festgehaltenen zehn Monate erklären?

Jeder Gelehrte, der auf diesem Gebiete geforscht, ist bei Censorinus (22, 6) auf die Stelle gestossen: „apud Albanos Martius est sex et triginta, Majus viginti duum, Sextilis duodeviginti, September sedecim: Tusculanorum Quintilis dies habet XXXVI, October XXXII, idem October apud Aricinos XXXVIII“, und bei Lydus, de mensibus (1, 16) auf diese: „ἐπὶ δὲ Ῥωμαίων ὁρίζεται, ὡς ἐλέγομεν ἔμπροσθεν, δεκαμησιαῖος, τῶν μὲν ὑπὲρ τοιάζοντα ἡμέρας πολλῶ, τῶν δὲ ἐλάττονας λαχόντων μηνῶν.“ Ja Hartmann verfällt in einem lichten Augenblicke auf den Ausspruch: „Wenn ein Volk von der ursprünglichen Bedeutung seiner Monate als Mondumläufe absieht, und die Monate nur noch als Theile des Sonnenjahres betrachtet, so kann es denselben, je nach seiner Convenienz, eine beliebige Länge oder Kürze geben, und die Latiner hatten, in späterer Zeit, von dieser Möglichkeit wirklich Gebrauch gemacht;“ aber eben diese Äusserung zeigt, dass die vorgefasste Meinung, „mensis“ könne überall und ausschliesslich nur die Bedeutung Mondmonat haben, ihn so beherrscht, dass er die fertig gebotene Lösung bei Seite wirft, damit sein Vorurtheil Recht behalte.

Etymologisch — darin stimmen die Sprachforscher überein, — ist der Stamm von *mensis*, eben so wie der von *μήν*, jenes MEN, das auch der Grundstamm des verbums *metior* = messen ist. Demnach würde *mensis* etwas gemessenes, oder messendes bedeuten, und der Monat hätte den Namen davon, dass er ein Zeitmass ist,

was offenbar mit dem Monde gar nichts zu schaffen hat. Schon dies hätte Hartmann aufmerksam machen können, dass er die natürliche Reihenfolge auf den Kopf gestellt; und dies ist sein Irrthum. Die Latiner haben nicht „in späterer Zeit“ ihr Jahr in Monate von verschiedener Dauer getheilt, weil sie von deren ursprünglicher Bedeutung „als Mondumläufe“ absahen; sondern sie haben ohne Rücksicht auf den Mond, als ackerbautreibendes Volk ein reines Sonnenjahr zur Grundlage ihres Kalenders gemacht, und haben dasselbe nach Erforderniss ihrer landwirthschaftlichen Geschäfte und mit Rücksicht auf die Erscheinungen des Pflanzenlebens in Jahreszeiten von verschiedener Dauer getheilt, die sie berechtigt waren mit dem Wort *mensis* zu bezeichnen; sie waren ja doch abgemessene Jahresabschnitte von bestimmter Dauer. Dieser Ausdruck *mensis* nun hat das Unheil gestiftet, dadurch, dass ihn die späteren Schriftsteller mit dem gleichfalls *mensis* genannten Mondmonate verwechselten.

Wo hätte denn Romulus seinen Kalender hernehmen sollen, wenn nicht von den Latinern? Romulus legte also, wie Sie, seinem Kalender ebenfalls das reine Sonnenjahr zum Grunde, und theilte dasselbe in zehn Abschnitte von verschiedener aber festgesetzter Dauer (*menses*), die zusammen gewiss den ganzen Jahreskreis ausfüllten, so weit damals dessen wahre Dauer bekannt sein konnte, das heisst: etwa 360 Tage. Es ist dies meines Erachtens die einzige haltbare Auffassung des zehnmonatlichen Jahres, dessen Andenken die Tradition bewahrt; dessen Construction hingegen völlig missverstanden wurde.

Nur kurz berühre ich den hier bedeutend ins Gewicht fallenden Umstand, dass die zehn Monate in drei Gruppen zerfallen. Die ersten vier sind nach Naturerscheinungen und Phasen des Pflanzenlebens benannt, die letzten sechs sind mit Zahlen bezeichnet, aber von diesen haben die zwei ersten eine andere Endung als die vier letzten, die wohl die Zeit der Winterruhe, der herbstlichen Bestellung u. s. f. in sich fassten. Auf den letzten Tag des December folgte gewiss der 1. Martins, und wenn auch die nicht ganz genau bestimmte Jahresdauer die Zulegung einiger Ergänzungstage erforderte, so konnten ihrer nicht viele sein, und dieselben konnten entweder in den December eingefügt, oder als alleinstehende Fest-

tage (wie die aegyptischen Epagomenen) zwischen December und März eingeschaltet werden. Es mag eine dunkle Erinnerung an diese Ergänzungstage bei Licinius Macer und Fenestella die Notiz veranlasst haben, dass schon zu Romulus Zeit geschaltet worden sei. Alle Widersprüche und Einwürfe sind mit dieser einfachen und natürlichen Lösung beseitigt.

Wie lange dauerte nun aber jeder dieser Jahresabschnitte? Wir wissen es nicht. Ich vermüthe jedoch, dass in grauer vorrömischer Urzeit diese Dauer nicht bestimmt war. Ich stelle mir nehmlich die Sache so vor. Wo mehre Landwirth in einer Gemeinde zusammen Feldbau betrieben, war es nothwendig gewisse Arbeiten auf dem Gesamtgebiete der Gemeinde zu gleicher Zeit vorzunehmen. Noch heute thun unsere Bauern so, dass sie für den Beginn gewisser Arbeiten über einen gemeinsamen Termin sich einigen; wir sehen z. B., dass der Beginn der Weinlese an manchen Orten sogar behördlich angesetzt wird. So mag es auch bei den alten Latinern gewesen sein. Die erfahrenen alten Bauern beobachteten die Witterung — jeder alte Landmann ist mehr oder weniger auch Wetterprophet —, sie gingen hinaus auf die Felder, in die Weinberge, Oelpflanzungen, Obstgärten u. s. f. und hielten Umschau, ob das Getreide der Erntereife nahe, ob die Weinbeeren anfangen weich zu werden, ob die Heumaht vorgenommen werden könne und dergl.; darauf hielten sie eine Berathung und fassten Beschluss darüber, wann diese oder jene Arbeit in Angriff genommen werden könne, und dieser Beschluss wurde dann, höchst wahrscheinlich mit Dazwischenkunft der Behörde und Priesterschaft, öffentlich ausgerufen. Wahrscheinlich hat dies Ausrufen den Anfangsterminen der einzelnen Arbeitsperioden den Namen *Kalendae* verschafft, der wohl eher den auszurufenden Tag, als den Tag an dem ausgerufen wird bezeichnet haben wird. Zugleich wird wohl auch die Zählungsweise der Tage in dieser Sitte ihren Ursprung haben; denn wenn z. B. verkündet worden war: von heute über 15 Tage beginnt die Quintilis-zeit, so war es sehr natürlich, dass man an den folgenden Tagen so zählte: Es sind noch 14, 13, 12, 11 u. s. w. Tage bis zu den Kalenden des Quintilis.

Der Ursprüngliche Kalender des Romulus war also kein geordneter Kalender im heutigen Sinne. Seine Grundlage war ein

reines Sonnenjahr (von etwa 360 Tagen), das in zehn Arbeits-Saisonen eingetheilt war, deren Namen die bekannten zehn (sogenannten) Monatsnamen waren. Im Frühling, wenn der Favonius zu wehen begann, wurde verkündigt, an welchem Tage die Kalendae Martiae eintreten; im Laufe des Martius wurden die Kalendae Apriles ausgerufen und so fort von Saison zu Saison, bis im December wieder die Kalendae Martiae des neuen Jahres Kund gemacht wurden. Die Witterung wird wohl von bedeutendem Einflusse auf diese Kundmachungen gewesen sein; aber mit Ende December war der Jahreskreis (annus) sicher vollendet. So etwas mag Plutarch in seinen Quellen aufgezeichnet gefunden haben, als er (Numa, 18) schrieb: „*Ῥωμαίων γὰρ βασιλεύοντος ἀλόγως ἔχρῶντο τοῖς μηνὶ καὶ ἀτάκτως* z. r. l.“ (Vergl. Quaest. Rom. 19). Plutarch geräth zwar in einen kleinen Widerspruch mit sich selbst, denn wenn darauf geachtet wurde, dass das Jahr 360 Tage haben soll, so kann man nicht sagen, es wäre keine Rücksicht auf den Sonnenlauf genommen; aber darin hat er vollkommen recht, dass im Kalender des Romulus der Mond keine Rolle spielte; was er *ἀλόγως* und *ἀτάκτως* nennt, ist eben die Schwankung, die in den der directen Beobachtung folgenden Kundmachungen herrschte.

Die Latiner haben an diesem Kalender bis in verhältnissmäßig späte Zeit festgehalten, allenfalls mit dem Unterschiede, dass sie späterhin die Tageszahlen der einzelnen Jahresabschnitte fixirt haben, und dann die Kundmachungen eingestellt, oder höchstens als Formalität beibehalten haben werden. Der Mond hatte mit diesem Kalender nichts gemein; es wäre denn, dass man die Nundinen gezählt habe, die aber mit dem Jahre eben so wenig zu thun hatten, wie unsere heutigen Wochen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass im Jahre des Romulus auch die Götter ihre Festtage hatten; aber diese Feste haben höchst wahrscheinlich stets den Character der *Feriae conceptivae* behalten, und sind in der Regel nur kurze Zeit vorher angekündigt worden. Ob bei Ansetzung dieser *Feriae* auf die Mondphasen, Rücksicht genommen ward, kann ich nicht bestimmt behaupten; wahrscheinlich ist es nicht.

Mit einem Worte: das Jahr des Romulus war in keiner Beziehung ein Mondjahr, weder ein freies, noch ein gebundenes; alles

Missverständniß, aller Irrthum stammt daher, dass man es mit aller Gewalt für ein solches erklären, und als solches beurtheilen wollte.

So wie der Name Romulus in der römischen Urgeschichte Repräsentant des latinischen Elementes ist; so knüpft sich alles, was in den römischen Institutionen sabinischen Ursprungs ist, an den Namen Numa.

Diese Sabiner waren ein Gebirgsvolk. Wie in den Ebenen Latiums der Ackerbau, so musste im Gebirge Viehzucht und Jagd Hauptbeschäftigung der dort angesiedelten Völker sein, so dass wir voraussetzen dürfen, auch die Sabiner seien zumeist Hirten und Jäger gewesen, und haben die Zeit nach Mondmonaten gezählt. Wenn hiebei auch auf den Wechsel der Jahreszeiten Bedacht genommen worden ist, so waren diese hier von bedeutend geringerer Wichtigkeit, als bei den Ackerbauern, und nichts zwingt zur Annahme, dass sie ihre Zeitrechnung einem Sonnenjahre angepasst haben.

Dagegen kennt die Tradition die Sabiner als sehr fromm, und dies kommt auch in der Überlieferung zum Ausdruck, dass Numa die Religion und den Gottesdienst geordnet und geregelt habe. Daraus ergibt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit von selbst, dass das religiöse Ceremoniell, und die Ansetzung der Festtage sich nach den Mondphasen gerichtet haben wird.

Nun findet sich bei den Völkern, die einen Mondkalender haben, eine eigenthümliche Auffassung. Die Götter — sagen sie — wollen nicht nur zu einer gewissen Jahreszeit, sondern das ganze Jahr hindurch verehrt sein, es muss daher der kirchliche Kalender so eingerichtet werden, dass die Feiertage das Jahr durchwandern, d. h., dass derselbe Feiertag einmal ins Frühjahr, dann in den Sommer, dann in den Herbst u. s. f. falle. Im Alterthum begegnet uns diese Auffassung zuerst bei den Aegyptern (Siehe: Geminus, isagoge in Arati phaenomm. 6, und in der Teubner'schen Ausgabe des Martianus Capella pag. 409 das lateinische scholion zu Aratus s. v. Capricornus). — Heute sehen wir dasselbe bei den Mohamedanern. Ist ja doch das Festhalten der orientalischen Kirche am Julianischen Kalender, ein offener Beweis, wie wenig sich die

Religion um Astronomie und Mathematik kümmert. — Es ist demnach zulässig voranzusetzen, dass auch die Sabiner dieser Ansicht huldigten. Sie werden nach Mondmonaten gerechnet, und sich aus 12 Monaten eine Art von Jahr construirt haben. Wie war dies Jahr beschaffen?

Ich stelle mir es so vor:

Nach dem, was ich oben über die wahrscheinliche Form des uralischen Monats gesagt, zählte derselbe 29 Tage, von denen 5 die Zeit vom beobachteten Neumonde bis zum ersten Viertel ausfüllten; von da bis zum Vollmond waren ständig 8 Tage; die rückständigen 16 Tage machten die zweite Hälfte des Monats aus, aber nur durchschnittlich; denn so lange der Monatsanfang an wirkliche Beobachtung des Neumondes gebunden war, konnten die Monate keine bestimmte Dauer haben; die erste Hälfte war freilich mit $5 + 8 = 13$ Tagen unwandelbar bestimmt, aber die zweite Hälfte dauerte dann bis zum Wiedererscheinen des neuen Mondes. Es kann dieser Zustand sehr lange gedauert haben, obgleich er den Nachtheil hatte, dass so oft trübes Wetter die directe Beobachtung hinderte, der Kalender ins Schwanken gerieth. Mittlerweile fand man durch fortgesetzte Beobachtung, dass eine Monatsdauer von $29\frac{1}{2}$ Tagen der Wirklichkeit ziemlich nahe entspricht, und dass es auf dieser Grundlage möglich ist einen Kalender zu entwerfen, der mit den Himmelserscheinungen ziemlich Schritt hält, daher bei trübem Wetter verlässlich aushilft, und dazu die Möglichkeit bietet, das Vorwärts- und Zurückrechnen auf bedeutende Zeiträume zu gestatten. Auch andere Umstände mögen das Bedürfniss nach einem fixen Kalender erweckt haben. Es wäre nun nichts leichter gewesen, als so wie die Griechen und Orientalen aus abwechselnd 30 und 29-tägigen Monaten ein 12 monatliches Jahr von 354 Tagen zu bilden; allein dem standen eigenthümliche Bedenken im Wege. Zunächst der Aberglaube an die glückbringende Kraft der ungeraden Zahl. Schon dieser hatte zur Folge, dass man dem Jahr 355 Tage gab. Nun ergeben zwölf 29-tägige Monate 348 Tage, es mussten daher noch 7 Tage zugelegt werden; aber einzeln zu den Monaten gefügt, hätten sie die Tagzahl der Monate grade gemacht, und das wollte man meiden; man fügte sie also zu zweien ein, aber auch so blieb noch ein vereinzelter Tag übrig. Indess sah man ein,

dass es schlechterdings unmöglich sei, aus 12 Monaten von ungerader Tageszahl, ein Jahr von ungerader Tageszahl zu bilden, und da man das Jahr schlechterdings ungerade haben wollte, so musste man sich entschliessen, einen Monat von grader Tageszahl zuzulassen. Man wusste aber auch, dass der 355-ste Tag des Jahres überzählig sei, und dass man, um den Parallelismus mit den Mondphasen einzuhalten ab und zu genöthigt sein wird, einen Tag aus dem Jahre auszuschalten, welche Ausschaltung am zweckmässigsten im letzten Monat vorgenommen werden können wird; demnach wird dieser letzte Monat ohnehin schon hie und da nicht vollzählig sein. Nehmen wir ihm nun noch einen Tag, und fügen ihn den einzulegenden 7 Tagen hinzu, so erhalten wir 8, das heisst vier paar Tage, die 4 Monaten zugelegt dieselben 31-tägig machen, so werden wir ein Jahr haben von vier 31-tägigen, sieben 29-tägigen Monaten und einem letzten Monate der bald 28, bald 27 Tage zählen wird. Man fand sich veranlasst den 1., 3., 5. und 8. Monat 31-tägig zu machen, wofür sich mehre Gründe ausfindig machen lassen, von denen aber derjenige, der wirklich massgebend war, sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen lässt.

Aber in welchen Theil des Monates sollte man die zugelegten 2 Tage einfügen?

Es war am gerathensten es in dem ersten verkürzten Viertel des Monates zu thun, wodurch am wenigsten an der hergebrachten Monatsform geändert ward.

Entwirft man sich nun nach dem Gesagten eine Tabelle der 12 Monate, so wird man leicht sehen, dass bei gehöriger Aufmerksamkeit auf rechtzeitige Ausschaltung des überschüssigen Tages im letzten Monate, dieser Kalender fortwährend so ziemlich mit dem Mondlaufe stimmen konnte.

Es ist nun diese Jahreseinrichtung gewiss nicht auf so theoretischem Wege und so aus einem Gusse zu Stande gekommen, wie ich es hier dargestellt; aber eines kann als sicher angenommen werden, nemlich, dass sie bereits fertig war, als Numa (um mit der Tradition zu sprechen) in Rom Religion und Cultus nach sabinischen Formeln ordnete.

War aber diese Formel fertig und tabellarisch zusammengestellt, so war die Verkündigung eine blosser Formalität, die nur

darum beibehalten wurde, um bei den nothwendig eintretenden Differenzen zwischen den kalendarischen und wirklichen Mondphasen möglichen Irrungen vorzubeugen.

Ob die sabinischen Monate Namen gehabt, und welche, wissen wir nicht; sie mögen früh vergessen sein. Aber wahrscheinlich dünkt mir, dass die Benennungen: Kalendae, Nonae, Idus, bekannt und gebräuchlich waren.

Das Resultat der bisherigen Entwicklung hat zunächst das für sich, dass es mit der Tradition übereinstimmt, die von Numa erzählt, er habe an die Stelle des romulischen Jahres ein anderes gesetzt, das genau so construiert war, wie hier angegeben. Diese Tradition ist nie angefochten worden. Offenbar kann ein, die Jahreszeiten so völlig ausser Acht lassendes Jahr, wie dies, kein gebundenes Mondjahr sein. Nun habe ich oben nachgewiesen, dass das romulische Jahr ein reines Sonnenjahr war, das von Frühling zu Frühling, mithin 360—365 Tage dauerte. Aus diesem konnte sich das 355-tägige Jahr nicht entwickelt haben; denn der Übergang vom reinen Sonnenjahr auf ein freies Mondjahr wäre ja ein entschiedener Rückschritt. Im späteren Rom war bis Caesar nachweislich ein gebundenes Mondjahr im Gange, das doch nur so zu Stande kommen kann, wenn das freie Mondjahr sich dem Sonnenlaufe anbequemen will. Im Kalender des Romulus finde ich keine Spur des Mondjahres, ich leite es also von da her, woher es die Tradition ableitet: Numa hat es eingeführt, Numa war Sabiner, mithin ist die Institution ursprünglich sabinisch. In seiner Urform konnte dies Jahr kein gebundenes Mondjahr sein, da ein solches nicht aus 355 Tagen besteht, es musste also ein freies sein.

Aber die Tradition liefert auch directe Beweise.

Lydus, de mens. I. 16, sagt mit dürren Worten, es habe vor Gründung Roms ein, nach dem Mondlauf sich richtendes Jahr in Italien gegeben. Freilich knüpft er die irrthümliche Folgerung daran, Romulus habe aus diesem sein zehmonatliches Jahr gebildet, weil er ja auch in dem Wahne befangen, war, dass das romulische Jahr ein gebundenes Mondjahr gewesen sei; das thut aber der Glaubwürdigkeit der Notiz, dass in Italien in vorrömischer Urzeit ein freies Mondjahr im Gange war, keinen Eintrag: nur

ist dies Jahr nicht in Latium zu suchen, wo man den Mondlauf nicht beachtete.

Macrobius spricht Sat. 1, 12, 39 in seiner Erörterung über den alten Kalender von einem Wandeljahr. Es ist in seiner Notiz ein Irrthum und ein Missverständniß. Irrthümlich ist die Angabe, das Jahr sei 304-tägig gewesen; missverstanden die Behauptung, das Jahr sei deswegen mit den Jahrszeiten nicht im Einklange gewesen, weil es dem Mondlaufe sich nicht fügte: aber das Wandeljahr ist ächt! Aber das Jahr des Romulus wars nicht, auch das des Numa nicht; sondern es war das sabinische alte freie Mondjahr von 355 Tagen, das Numa nach Rom brachte.

Ganz so wie Macrobius und mit demselben Missverständnisse sprechen davon Plutarch. Caes. 59, und Geminus a. a. O.

Jedenfalls ist dies sabinische Mondjahr plausibler als die Künsteleien Huschke's und Hartmann's, die doch am Ende resultatlos bleiben.

Numa schmolz das sabinische Mondjahr mit dem römischen Sonnenjahr zusammen, und construirte so ein gebundenes Mondjahr als Grundlage des römischen Kalenders.

In der gesammten Tradition erscheint die Verfügung Numas, im Vergleich zu den romulischen Zuständen als Verbesserung, als auffallender Fortschritt; Numas Kalender ist vollkommener als der des Romulus, voll Beweisen von Wissenschaft und Weisheit. — Ist dem so, so kann das Jahr des Numa nur ein solches sein, das sich gleichmässig dem Sonnenlauf und den Mondumläufen anpasste, d. h. mit einem Worte ein gebundenes Mondjahr, und ein solches ist ohne Schaltmonat nicht denkbar.

Ehe ich aber auf die Untersuchung über den Schaltmonat und das Schaltsystem eingehe, muss ich zuerst eine andere Frage erörtern.

Als Numa durch Verschmelzung des sabinischen Mondjahres mit dem romulischen Sonnenjahre ein Mondsonnenjahr construirte, musste er zunächst die Eintheilung des alten Jahres abändern. Die gewöhnliche Tradition erzählte, dass das Jahr des Romulus aus 10, das des Numa aus 12 Monaten bestand. Da man nicht wusste oder nicht beachtete, dass die romulischen sogenannten

Monate himmelweit von den Mondmonaten Numa verschieden waren, bildete sich die irrthümliche Auffassung, dass Numa den 10 Monaten des Romulus zwei Monate hinzugefügt, und so das Jahr ergänzt habe. Diejenigen, die das 304-tägige Jahr ernst nahmen, sahen in den 355 Tagen des Numa einen bedeutenden Fortschritt. Sie vergassen dabei, dass die angeblich dem Jahr angefügten 2 Monaten $29 + 28 = 57$ Tage zählten, und $304 + 57 = 361$ und nicht 355 ergibt. Alle Künsteleien Huschke's und Hartmann's, reichen nicht aus den Widerspruch zu lösen. Sie müssen entweder den Character der Mondmonate ganz aufgeben, oder eingestehen, dass sie die Sache nicht zu erklären vermögen.

Ist es nun nicht viel einfacher und natürlicher, dass Numa das sabinische Mondjahr herüber nahm, und da er sah, dass dies gegen das Sonnenjahr um 10 Tage zu kurz war, ein Schaltjahr stiftete, von dem ich weiter unten ausführlich handeln werde. Aus Rücksicht auf die hergebrachte römische Gewohnheit, übertrug er die Namen der alten Jahresabschnitte auf die neuen Mondmonate, und da solcher nur 10 waren, soll er aus einem alten latinischen Kalender die beiden Namen: Januarius und Februarius aufgenommen haben; ich vermuthe vielmehr, dass es sabinische Monatsnamen sind.

Aber es entsteht nun die Frage, wo standen die zwei neuen Monate im Jahre?

Aus Ovids oben angeführten Versen scheint zu folgen, dass die beiden neuen Monate vor den Jahresanfang gesetzt worden; allein das steht in evidentem Widerspruche mit der unlängbaren, und weiterhin noch zu erbärtenden Thatsache, dass der Februar nicht nur ursprünglich, sondern gewiss bis zu Caesar's Reform, der letzte Monat des Jahres war und blieb. Hiezu kommt noch, dass Ovid (*fast.* 2, 47. u. ff.) zu sagen scheint, es sei Januar an den Anfang, Februar ans Ende des Jahres gestellt worden, und hiemit stimmt auch Augustinus (*de civ. dei* 7, 77) überein, anderer noch jüngerer Schriftsteller nicht zu gedenken. Daraus hat nun schon Petavius (*Doctr. temp.* II., 74.) gefolgert, Numa habe die beiden neuen Monate so an das Jahr gefügt, dass Januar vor dem März an den Anfang, Februar hinter den December an den Schluss des Jahres zu stehen kam. Scaliger hingegen und mit ihm die grosse

Mehrzahl der Chronologen, hielten fest, dass die Reihenfolge der Monate mit dem März begonnen habe, und nach dem December, Januar und Februar folgten, wie nachweislich später in der republikanischen Zeit. Neuerdings ist nun Hartmann wieder zu Petav's Ansicht zurückgekehrt, und sucht darzuthun, dass Ovid nur fast. 2, 47 das Richtige sage, aber fast. 1, 43 sich ungenau ausdrücke; dabei legt er grosses Gewicht darauf, dass die Äusserung St. Augustin's aus Varro geflossen sei.

Nun mich dünkt, nicht nur St. Augustin, auch Ovid hat aus derselben Stelle Varros geschöpft. Die Identität der Quelle verräth sich durch die Identität der Begründung: *Jani mensis primus, quia janua prima est: — propter initia (est additus Januarius, ideo dicuntur rerum initia ad Janum pertinere)*. Man sieht: Varro hat nicht gesagt, dass er unwiderlegliche Beweise für die Stellung des Januar am Jahresanfang habe, sondern er stellte eine Etymologie auf, worin er Januarius, Janus und janua zusammenfasste, und in seiner auch sonst befolgten Weise zu dem Schlusse kam, Januarius müsse das Jahr eröffnet haben.

Schon der Umstand, dass die ganze Behauptung auf einer Etymologie beruht, macht sie verdächtig. Halten wir uns gegenwärtig, dass Numa keine neuen Monate gebildet, dass er nicht den vorhandenen zehn Monaten zwei hinzugefügt, sondern an die Stelle des in 10 Saisonen abgetheilten romulischen Jahres das 12 monatliche sabinische Mondjahr zur Grundlage des römischen Kalenders machte, mithin gar keinen Grund hatte die Reihenfolge der Monate abzuändern. Nun ergibt sich aus dem, was ich oben über das sabinische Mondjahr dargethan habe, dass der verkürzte Februar nur am Jahresschlusse gestanden haben kann, und dies ist auch nie in Zweifel gezogen worden. Es dreht sich also offenbar die ganze Controverse um die Frage, ob auf den Februar als erster Monat des neuen Jahres Januar oder März gefolgt sei, und diese Frage muss wieder in zwei zerlegt werden. Zuerst haben wir zu untersuchen, ob ein plausibler Grund für die Annahme existire, Januar sei ursprünglich der erste Monat im Jahre gewesen; dann müssen wir uns Überzeugung davon verschaffen, ob der Januar je so auf den Februar folgen konnte, dass der letzte Tag Februars pridie Kal. Januarias geheissen haben könne.

Dass im romulischen Jahre März der erste Monat war, ist so sicher, dass es keines weiteren Beweises bedarf. Was konnte nun Numa dazu bewogen haben den Jahresanfang vom Beginne des Frühlings um einen Monat zurück auf einen solchen Zeitpunkt zu verlegen, der durch gar nichts ausgezeichnet, überhaupt kein Jahrpunkt ist?

Die Verfechter der Priorität des Januar wissen hierauf nichts zu erwidern, als dass Numa, der auch Religions-stifter war, dem Beginn des Jahres einen Vorbereitungs-Monat voraufgehen lassen wollte. Das heisst denn aber doch dem nüchternen Staatsordner des Alterthums eine geradezu absurde Künstelei in die Schuhe schieben. Naturgemäss gehört doch eine Vorbereitungs-frist auf einen beginnenden Zeitabschnitt nicht in diesen selbst, sondern an das Ende des ihm voraufgegangenen Zeitabschnittes; und der römische Kalender gibt uns ja selbst das unverdächtigste Zeugnis an die Hand, dass man in Rom so gedacht. Man hatte in den letzten Monat des Jahres das Jahresschlussfest, die Terminalia, gelegt, aber nicht an das Ende des Monats, sondern auf den 23-ten Tag; offenbar damit nach diesem Schlussfeste noch 4—5 Tage erübrigen, an denen man sich für den Beginn des neuen Jahres vorbereiten konnte; wozu hätte es da noch eines weiteren Vorbereitungsmonats bedurft? Diese ganze Behauptung ist nichts anderes, als ein schlecht erfundener Lückenbüsser; dies ist kein Beweis für die Anfangsstellung des Januar!

Die Tradition weiss nichts davon; die Stellen bei Ovid und St. Augustin stehen ganz isolirt da; ja die letztere spricht es gar nicht bestimmt aus, man muss es erst hineinlesen; die bei Hartmann Seite 18 und 19 aufgeführten Belege sind viel jüngern Datums und entweder direct aus Varro oder mittelbar aus Augustin geflossen, beweisen also weiter nichts. Desto mehr aber bestärken sie den Satz, dass Februar der letzte Monat des Jahres war.

Am 23-ten Februar war das Fest der Terminalien. Nach dem einstimmigen Zeugnisse der Tradition bezeichnete dies Fest den Jahresschluss. Nun war bekanntlich Terminus ein sehr halsstarrer, conservativer Heiliger, der sich nicht von seiner Stelle schieben liess. Diejenigen, die ursprünglich den Januar an die Spitze des Jahres stellen, und nun sehen, dass in historischer Zeit die

Reihenfolge stets diese war: Januar, Februar, März u. s. w., sind genöthigt anzunehmen, dass einmal in der Urzeit der Februar, und mit ihm natürlich auch der Terminus von der letzten Stelle an die zweite verlegt worden sei. Ist dies nun denkbar zu einer Zeit, wo die religiöse Scheu noch so mächtig war, wie z. B. zur Zeit der Decemviren? Julius Caesar konnte es wagen und durchsetzen; in jener Urzeit hätte sich gewiss ein Attus Navius gefunden, der dem gottlosen Neuerer das Handwerk gelegt hätte. Konnte aber Februar nicht von der zwölften auf die zweite Stelle versetzt werden, so musste die Änderung so bewirkt werden, dass man den Januar von der ersten Stelle an die elfte versetzte. Aber diese Absurdität wagte gar niemand zu behaupten.

Wenn ursprünglich Januar der erste, Februar der letzte Monat im Jahre war, was mag wohl die Römer, etwa die Decemviren dazu bewogen haben, den Februar vom Ende des Jahres neben den Januar zu versetzen?

Auf diese Frage sucht Hartmann von Seite 83 seines Buches bis S. 100, also einen vollen Druckbogen hindurch, die Antwort. Der langen Rede kurzer Sinn läuft darauf hinaus, dass man den Jahresanfang auf die Bruma zurückschieben wollte aus einem nicht ganz klaren religiös-mystischen Grund; dass man hiezu ein Schaltjahr abwarten musste, um den Februar unvermerkt vor den März schlüpfen lassen zu können, und hiedurch den Januar um einen Monat nach rückwärts zu drängen. Es ist erstaunlich zu sehen, wie der Mann sich abmüht, um eine einfache Sache möglichst zu verballhornen. Um den 1-ten Januar auf die Bruma zu bringen, durfte man ja nur einen einzigen Schaltmonat weglassen: vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, dass der 1-te Januar Neujahrstag war.

Aber wie, wenn man diese Zurückschiebung des Januar so bewerkstelligen wollte, dass darum doch der 1-te März Frühlingsanfang bleibe? War der 1-te März nicht Neujahrstag, so lässt sich hiefür gar kein vernünftiger Grund angeben; wo hingegen das Terminalienfest ein sehr triftiger Grund war, den Februar am Ende des Jahres zu belassen. War aber der 1-te März Neujahrstag, so konnte es der 1-te Januar nicht sein, und die ganze Argumentation zerfällt in Nichts.

Es ist also durchaus nicht einmal ein Schein eines genügenden Grundes für die Umsetzung des Februar vorhanden, und da wir in historischer Zeit den Februar zwischen Januar und März stehend finden, so können wir ohne Scrupel folgern, dass er immer da gestanden; und da Februar unbestreitbar der letzte Monat des Jahres war, so war Januarius nicht der erste, sondern der elfte Monat, und das Jahr begann mit dem März. Es ist aber auch natürlich, dass der Gesetzgeber, der der hergebrachten Gewohnheit so gewissenhaft Rechnung trägt, dass er bei Einführung einer neuen Jahrform die Namen der alten Jahresabschnitte für seine neuen Monate adoptirte, sein Volk nicht durch eine ungegründete und unnöthige Verschiebung der gewohnheitsgemässen Jahrpunkte ärgern werde.

Für mich ergibt sich hieraus als unzweifelhafte Gewissheit, dass als Numa den sabinischen Mondkalender in Rom einführte, er den 10 ersten Monaten seines Mondjahres die Namen der römischen Jahresabschnitte gab, dem elften und zwölften aber die Namen Januarius und Februarius gab, oder wohl gar nur diese altsabinischen Namen beliess.

Aber sein Jahr zählte nur 355 Tage, füllte daher das Jahr nicht aus.

Will ein Mondjahr sich dem Sonnenlaufe so anbequemen, dass seine Monate mit den Jahrszeiten Schritt halten, so kann es ohne Schaltmonat nicht bestehen; und dieser Schaltmonat kann nur ein wirklicher Mondmonat sein. Dies bedarf keines Beweises.

Numa musste also, sollte sein 355-tägiges Jahr kein Rückschritt sein, ein Schaltsystem anordnen, um die dem Jahre abgehenden 10 Tage herein zu bringen.

Die natürlichste und primitivste Art der Schaltung ist die, dass man den Gang des Kalenders durch unausgesetzte Beobachtung controllirend, so oft man merkt, dass der Kalender der wahren Zeit vorausseilt, die Uhr des Kalenders stehen lässt, und sie nur dann wieder in Bewegung setzt, wenn die Natur sie wieder eingeholt hat. Numa wird nun wohl auch ein solches Schaltsystem adoptirt haben, dessen Formel ungefähr folgende gewesen sein mag:

Von Neumond zu Neumond ist ein Monat, ungefähr 29 Tage. Damit diese 29-tägigen Monate mit dem Mondlauf in Einklang bleiben, erhalten der 1., 3., 5. und 8. Monat je einen Tag mehr, dagegen wird dem 12-ten Monate ein Tag abgezogen, oder wenn dies nicht ausreicht, auch 2; Das zwölfmonatliche Gemeinjahr wird demnach 355 oder 354 Tage zählen. Aber dies Jahr ist zu kurz, und wird daher der wahren Zeit vorseilen. In der Regel soll März den Frühling, Juni den Sommer, September den Herbst, Dezember den Winter beginnen. Wird man nun bei fortgesetzter Zählung von Gemeinjahren merken, dass der Kalender bereits beim März etc. angelangt, der Frühling etc. aber noch lange nicht da ist, so lässt man den vorausgeeilten Kalender stehen, das heisst, man lässt einen vollen Monat als überzählig verstreichen, damit die Jahreszeit den vorausgeeilten Kalender einholen kann. Die Durchführung dieser Massregel wird dem Pontifex übertragen.

Das mag Numas Kalendersystem gewesen sein. Offenbar wird, wenn der Pontifex seinem Auftrage nur mit mittelmässiger Aufmerksamkeit nachgeht, ein solcher Kalender ziemlich mit Mondlauf und Jahreszeit stimmen, um so mehr, da in der Königszeit kein Grund vorhanden war, weshalb der Pontifex mit der ihm übertragenen Gewalt Missbrauch treiben sollte. Aber auch das ist klar, dass in einem solchen Kalender die durchschnittliche Jahresdauer nicht 355, sondern wenigstens 365 Tage beträgt. Nur die Gemeinjahre zählten 355 Tage, die aber durch die von Zeit zu Zeit eintretende Schaltung ergänzt wurden; es ist daher einfach unrichtig zu sagen, dass das römische Jahr seit Numa 355, täglich war.

Aber das System war mangelhaft; es war weder im Voraus bestimmt, welche Jahre Schaltjahre sein sollen, noch war dem Schaltmonate sein Platz im Schaltjahre angewiesen, das heisst, nach unserer Redeweise: der Schalteycelus war nicht festgesetzt. Die gegebene Weisung war für den wissenden klar genug, aber der Laie konnte darin, dass zwischen je zwei Schaltjahre bald zwei, bald drei Gemeinjahre traten, und dass im Schaltjahre der Schaltmonat bald in die eine, bald in die andre Jahreszeit fiel, nur Systemlosigkeit und pontificale Willkühr erblicken. Ein geringes Missverständniss, eine kleine Unachtsamkeit von Seite des Ponti-

fex, und der Kalender gerieth in Verwirrung und stimmte weder mit dem Mond, noch mit der Sonne; und das konnte leicht vorkommen. Der Kalender war daher einer Verbesserung bedürftig, und es ist Servius Tullius, dem die Tradition diese Verbesserung zuschreibt.

Worin bestand nun die Verbesserung des Servius Tullius?

Einfach in der Festsetzung des Schaltcyclus. Wie er dabei vorgegangen, hat die Tradition nicht bewahrt; aber durch Rückschluss aus dem was wir in historischer Zeit vorfinden, können wir uns doch beiläufig ein Bild seiner Reform entwerfen.

Wie gesagt, muss derjenige, der ein Mondsonnenjahr, und einen dazu gehörigen Schaltcyclus entwerfen will, die Dauer des Sonnenjahrs und des Mondmonates kennen. Wie genau diese Kenntniss ist, kommt hier nicht in Betracht. Eine ungenaue Kenntniss wird eben auf einen ungenauen Schaltcyclus führen.

Es muss aber der Anordner des Cyclus auch darüber mit sich im Klaren sein, was für einen Character er seinem Jahre zu geben beabsichtigt.

Fragen wir nun, eine wie genaue Kenntniss der Dauer des Jahres und Monates wir bei Servius Tullius und seiner Zeit voraussetzen dürfen, so glaube ich getrost annehmen zu können, dass man theils aus eigener Erfahrung, theils auch aus griechischen Quellen bereits wissen konnte, dass das Sonnenjahr etwas über 365, das zwölfmonatliche Mondjahr etwas über 354 Tage zählte, mithin der Unterschied der Tagzahl beider ziemlich genau 11 Tage betrage. Auf einfache, naturgemässe Weise rechnend, fand man demnach die Differenz um die das 12 monatliche Mondjahr dem Sonnenjahr vorauseilte, und die durch Schaltung auszugleichen war, nach Ablauf des 1, 2, 3, 4 u. s. f. Jahres in 11, 22, 33, 44 u. s. w. Tagen ausgedrückt, und da die Schaltung in Mondmonaten zu geschehen hatte, so war unter diesen Differenzen die möglichst kleinste zu suchen, die auf eine volle Anzahl von etwas über 29-tägigen Monaten auskam, und fiel so auf die nach Verlauf von 8 Jahren aufgelaufene Differenz von 88 Tagen, die gerade 3 Monate zu $29\frac{1}{3}$ Tagen gab. Man hatte also in 8 Jahren 3 Monate einzuschalten, und zwar nach Anweisung der gefundenen Tagesdifferenzen am Schlusse des 3-ten, 5-ten und 8-ten Jahres. Da man

aber die Schaltmonate nur 29-tägig nahm, so ergab der ganze Schaltcyclus $8 \times 354 + 3 \times 29 = 2832 + 87 = 2919$ Tage, da doch 8 Sonnenjahre zu 365 Tagen 2920 Tage ergeben. Der Cyclus war demnach gegen acht Jahre um einen Tag zu kurz, doch das konnte den Ordner des Kalenders nicht beunruhigen; denn da das Sonnenjahr selbst noch etwas länger dauert als 365 Tage, dagegen aber die Mondjahre des Numa 355-tägig waren, mit dem Vorbehalte jedoch, dass sie den Umständen nach eventuell um einen Tag gekürzt werden können; konnte es ohne grosse Mühe gelingen einen 8-jährigen Cyclus aus fünf 12 monatlichen und drei 13 monatlichen Jahren, also im Ganzen aus 99 Mondmonaten so zu construiren, dass die 8 Jahre zusammen eben auf 2920 Tage auskommen.

Mag man nun selbst auf dies Resultat gekommen sein, oder mag die griechische Octaëteris als Muster gedient haben, so viel steht meiner Ansicht nach fest, dass der Schaltcyclus des Servius Tullius ein 8-jähriger war aus 5 gemeinen und 3 Schaltjahren gebildet, dass die Jahre in demselben wirkliche Mondsonnenjahre waren, d. h. solche, in denen die Monate dem Mondlaufe folgten, während die Jahre im Durchschnitte der Dauer des wahren Sonnenjahrs ziemlich entsprachen.

Offenbar kann in einem so geregelten Cyclus von willkürlicher Schaltung überall nicht die Rede sein. Ebenso halte ich es für unzweifelhaft, dass man bei Construction des Cyclus eine Tabelle zusammenstellte, die Jahre, Monate und Tage des ganzen Cyclus bis ins Einzelne nachwies, so wie dass nach der Absicht des Verfassers der Tafel auf den letzten Tag des abgelaufenen Cyclus unmittelbar der erste Tag des neuen Cyclus folgen sollte, und die einzelnen Schaltkreise sich ohne irgend welche Änderung vollkommen gleich sein sollten. Die Stelle des Schaltmonats im Schaltjahr war gewiss die dreizehnte, er schloss sich dem 12-ten Monate an.

Ich glaube nun, es lasse sich gegen die Voraussetzung, dass die Kalenderverbesserung des Servius Tullius nichts anderes gewesen sei, als die Einführung eines fest geordneten Schaltkreises, nichts erhebliches Einwenden. So wenig ich für die Richtigkeit des eingeführten Cyclus einstehe: ich wage dennoch zu behaupten, dass ihm grobe Fehler und Unrichtigkeiten nicht anhafteten. Nun

zeiht freilich Mommsen auf Schritt und Tritt die alten Römer krasser Unwissenheit und stupiden Aberglaubens, wo hingegen Henschke und Hartmann bei ihnen die Kenntniss des Meton'schen und Eudoxischen Kalenders voraussetzen. Aber die Römer waren schliesslich doch nicht so gar einfältig. Wo eine *cloava maxima* erbaut werden konnte, war auch die Construction des beschriebenen Schaltkreises möglich.

Der Einwand, dass die hier aufgestellte Formel viel vollkommener ist, als das verworrene Kalenderwesen, das in der republikanischen Zeit nachweislich in Rom Geltung hatte, wäre stichhaltig, wenn sich nicht die handgreiflichen Ursachen des bezeichneten Rückschrittes nachweisen liessen. So lange Könige in Rom herrschten, blieb gewiss die entworfene Tafel in Anwendung, und lief ohne Zweifel ziemlich geordnet fort, so dass gewiss keine grössere Differenz entstand, als welche die Ungenauigkeit des Kalenders selbst bedingte; ja vielleicht wurde auch diese durch fortwährende controlirende Beobachtung constatirt, und nach Erforderniss durch ausserordentliche Schaltung berichtigt.

Was war nun die wahre Dauer des servianischen Jahres?

Wir haben gesehen, dass das Gemeinjahr Numas nominell 355 Tage hielt. Nun beträgt die Dauer von 12 mittleren Mondmonaten nach unserem heutigen Wissen 354 Tage 8 Stunden, 48 Minuten. Bleiben wir mit Rücksicht auf das Alterthum bei 354 Tagen, 8 Stunden stehen, so sind 355 Tage um 16 Stunden zu viel, eine Differenz, die schon in 3 Jahren auf volle 2 Tage anwächst. Diese Rechnung geht von der mittleren Dauer der synodischen Belenchtungsmonate aus. In der Wirklichkeit sind die Mondmonate nicht völlig gleich, besonders ist das Sichtbarwerden des neuen Mondes durch Umstände, deren Erörterung eine hier nicht einfügbare astronomische Darlegung erfordern würde, einer Schwankung unterworfen, so dass eine Abweichung von 1–2 Tagen zwischen Kalender und Himmel anfangs gar nicht auffällt. Wenn aber die Differenz von Jahr zu Jahr stetig zunimmt, dann muss sie auffallen. Die Römer haben sie auch wahrgenommen, und haben Abhilfe gesucht. Sie beobachteten nemlich unausgesetzt, und wenn sie sahen, dass der Neumond, der nach dem Kalender am 28. Februar erscheinen sollte, schon am 27-ten sich zeigte,

liessen sie den 28. Februar einfach weg, und liessen auf den 27-ten Februar den 1. März folgen. Diese Ausmerzung wurde wahrscheinlich schon an den Nonen des Februar angekündigt, man konnte ja schon damals wissen, ob sie nothwendig sei. Aber durch diese Ausmerzung ward das betreffende Jahr 354-tägig. Nun haben wir aber gesehen, dass der Fehler bei fortgesetztem Zählen von 355-tägigen Jahren in drei Jahren auf 2 Tage anwächst; ja da drei Jahre eigentlich ohne Dazwischenkunft eines Schaltjahres garnicht auf einander folgen konnten, so müssen wir annehmen, dass die Ausmerzung jedes zweite Jahr nothwendig wurde, also jedes zweite Jahr 354-tägig war. Demnach hatte der Cyclus: $4 \times 354 + 4 \times 355 + 3 \times 29 = 2923$ Tage, und dies ist gegen 8 Sonnenjahre von 365 Tagen um 3, ja selbst die Jahre zu $365\frac{1}{4}$ Tag gerechnet noch um 1 Tag zu viel; dazu kommt noch, dass 99 Mondmonate genau gerechnet noch etwas über 2923 Tage ergeben. Fortwährende Beobachtung musste also zu dem Resultate führen, dass 8 Jahre, von denen 4 zu 354 und 4 zu 355 Tagen gerechnet werden, nebst drei 29-tägigen Schaltmonaten in 8 Sonnenjahren keinen Raum finden. Es muss also entweder im Vorhinein der Cyclus so construirt werden, dass die überzähligen zwei Tage irgendwo geblieben; oder wenn damals die Differenz noch nicht so genau bekannt war, konnte die entworfenen Tafel unberührt bleiben und durch ausserordentliche Ausschaltungen nachgeholfen werden. Dies letztere ist wahrscheinlicher, und sind wahrscheinlich einzelne Schaltmonate zu diesem Zwecke um je einen Tag gekürzt worden. Es können wohl einzelne Details dieser Darstellung beanstandet werden, aber im Ganzen ist es gewiss, dass in diesem Systeme die gemeinen Mondjahre nur nominell 355-tägig waren, und dass mit Adoption dieses Systems der erste Schritt zur Beseitigung des Mondjahrcharacters geschehen, und der Übergang zum reinen Sonnenjahr angebahnt war. Die durchschnittliche Jahresdauer aber in diesem Cyclus war weder 354 noch 355, sondern 365 Tage und wohl noch etwas darüber

So wie überall, wo Mondsonnenjahre gezählt werden, so war auch ihm römischen Kalender die Dauer der einzelnen Jahre ungleich; es gab 354, 355, 382, 383, 384-tägige Jahre, die miteinander abwechselten, aber nicht in sicher vorher bestimmter Reihen-

folge; denn die Kalendertafel gab wohl an, welche Jahre gemeine, welche Schaltjahre sein sollen, ob aber irgend ein Gemeinjahr 354 oder 355-tägig, ein Schaltjahr 382, 383 oder 384-tägig sein werde das war aus den Tafeln nicht zu entnehmen.

Neben den Jahren liefen die Nundinen her; jeder 8-te Tag war Markttag, und dies regelmässig ohne irgend welche Rücksicht auf Mondphase oder Jahreszeit, regelmässige oder ausserordentliche Aus- und Einschaltung, ganz eben so wie unsere Wochen.

Der Schaltmonat folgte im Schaltjahr am Jahresschluss unmittelbar auf den Februar; man zählte dann im Februar statt nach *Kalendae Martiae*, nach *Kalendae Intercalares*.

Die Tage wurden bereits so gezählt, wie in der historischen Zeit; auf die *Kalendae* folgte im 31-tägigen Monat: a. d. VI; im 29-tägigen a. d. IV Nonas; auf die Nonen überall: a. d. VIII Idus; auf die Iden mit alleiniger Ausnahme des Februar: a. d. XVII *Kalendas* (*mensis sequentis*); im Februar im 354-tägigen Gemeinjahr: a. d. XV, im 355-tägigen: a. d. XVI *Kal. Martias*; im 383-tägigen Schaltjahr: a. d. XV, im 384-tägigen: a. d. XVI *Kalendas Intercalares*; nach den Iden des Schaltmonates in der Regel: a. d. XVII ausnahmsweise im 382-tägigen Schaltjahr: a. d. XVI *Kal. Martias*.

Offenbar ist in diesem System alles klar und bestimmt bis auf den einem 355-ten Tag, dessen Beibehaltung oder Weglassung einigen Anstand in der Tageszählung der zweiten Hälfte des Februar verursachte, der aber darum von keinem Belange war, weil ja die Verfügung über diesen Dispositionstag schon an den Nonen des Februar verkündigt werden sollte. Freilich kam es vor, dass diese Ankündigung unterblieb, und dieser Umstand mag schon frühzeitig Veranlassung dazu gegeben haben, dass man um sicher zu gehen nach den Iden des Februar so zu datiren anfang: a. d. X *Terminalia*. Das *Terminalienfest* haftete unverrückbar an dem 23-ten Februar, und gab demnach einen sichern Zielpunkt; nach den *Terminalien* aber musste man jedenfalls schon im Klaren darüber sein, ob der Februar noch 4 oder 5 Tage haben werde.

Die Römer hatten also einen wohl geordneten Kalender. Was konnte sie bewegen ihn abzuändern.

Die Annahme, sie hätten durch fortgesetzte Beobachtung die Ungenauigkeit ihrer Rechnung wahrgenommen, und dem Uebel

durch Einführung eines genauer berechneten Systems abhelfen wollen, ist durch den nachweislichen Erfolg der Aenderung ausgeschlossen. Ich glaube aber die folgenden Gründe ausfindig gemacht zu haben:

1) Es war in den Kämpfen, die nach Vertreibung der Könige um die Freiheit und Selbständigkeit Roms gefochten wurden, der Glaube entstanden, dass die Jahre, die mit einem Nundinaltage begonnen, Unglück über den Staat brachten. Um dies zu vermeiden musste man, da der Nundinaltag nicht verlegbar war, den Neujahrstag (1. März) verlegen. Bewirkte man dies durch Ausschaltung eines Tages im letzten Monate des zu Ende gehenden Jahres, so musste dieser Tag, sollte der ganze Kalender nicht verschoben werden, im nächsten Jahre wieder hereingebracht werden, durch Einschaltung in den Februar oder Schaltmonat.

2) Die römische Plebs feierte an den Nonen jedes Monates den Geburtstag des weisen Königs Servius Tullius; Furcht vor einem royalistischen Aufstande der Plebs bewog zu dem Beschluss, dass die Nonen nie auf Markttag (Nundinae) fallen sollen (S.-Macrob. Sat. I, 13, 18). Um dies erreichen zu können, wurde der Kalender-Commission Vollmacht ertheilt nach Ermessen und Bedarf jenen gewissen 355-ten Tag dann und dort aus- und einzuschalten, wo dadurch dies Zusammentreffen vermieden wird.

Eine einfache, Rechnung deren Durchführung hier zu viel Raum einnehmen würde, zeigt, dass nur in einem solchen Jahre, dessen Nundinalbuchstabe F ist, kein Markttag auf einen Nonentag fällt. Es war also Aufgabe der Commission durch Ausmerzung eines Tages den Nundinalbuchstaben immer auf F zu bringen; dies ist aber, namentlich in Gemein Jahren in dem oben dargelegten System unausführbar; es musste also das System geändert werden.

3) Im republikanischen Kalender finden wir hinter den Terminalien auf a. d. VI Kal. Martias einen neuen Festtag das „Refugium“ angesetzt, das im Alterthume allgemein als Jahrestag der Vertreibung der Könige aufgefasst ward; angeblich noch später trat a. d. III. Kal. Martias unter dem Namen „Equiria“ ein neues Fest hinzu, eine Vorfeier der grossen Marsfeste im März. Nun sollte das Datum dieser beiden Tage unabänderlich a. d. VI und a. d. III Kal. Martias bleiben, und dadurch ward es unmöglich zwischen

Februar und März den Schaltmonat einzufügen. Es musste daher dem Schaltmonate eine andere Stelle angewiesen werden. Wieder eine Veranlassung zur Aenderung der Kalendertafel.

4) In der Königszeit hatte das Amtsjahr gar keine Bedeutung; ja es ist wahrscheinlich, dass der Begriff des Amtsjahres noch gar nicht existirte. Dagegen erhielt durch den jährlichen Wechsel der Magistrate in der Republik das Amtsjahr hohe Wichtigkeit. Man wollte die Amtsjahre möglichst gleich lang dauernd haben, der volle Schaltmonat machte eine zu grossen Unterschied; es musste also das Schaltsystem geändert werden.

Ich glaube diese vier Gründe erklären zur Genüge, warum das republikanische Rom den aus der Königszeit überkommenen Kalender abändern zu müssen glaubte. Den fünften, die Anordnung der dies fasti übergehe ich absichtlich; nach meiner Ansicht hat sie mit dem was hier in Frage steht, nichts zu schaffen.

Wie hat man nun den Kalender abgeändert?

Es kann mir wohl nicht vorgeworfen werden den alten Römern zu grosse Unwissenheit und zu grossen Aberglauben zuzumuthen; eher könnte man sagen, ich setze bei ihnen genauere Kenntniss des Jahres voraus, als man jenem Zeitalter beimessen könne.

Nach der allgemein acceptirten Chronologie wird die Vertreibung der Könige aus Rom auf das Jahr 509 v. Chr. angesetzt; die beiden Decemviraljahre fallen auf 451—449 v. Chr. Meton stellte seinen 19-jährigen Cyclus 432 v. Chr. aus, und Eudoxus ist noch jünger, seine Blüthe fällt um's Jahr 366 v. Chr. Diese kurze Zusammenstellung wirft alles über den Haufen, was über den Einfluss des Eudoxus und Meton auf den alten republicanischen Kalender erträumt worden ist. Zur Zeit der Decemviren konnte die chronologische Wissenschaft in Rom keinesfalls weiter vorgeschritten sein, als die griechische Octaëteris; dies ist wohl zu merken.

Die oben angeführten Gründe für die Reform des Kalenderwesens nun, haben sich sicherlich nicht auf einmal und zugleich aufgeträngt; aber selbst wenn wir voraussetzen würden, man habe sich nicht eher zur Reform entschlossen, als bis alle vier aufgetreten waren, so ist doch keineswegs daran zu denken, dass man das zu lösende Problem etwa in der Weise auf einmal aufgefasst, und di-

rect, etwa wie ein moderner Gelehrter, eine so gründliche und systematische Lösung gesucht habe, die mit einem organisch gearbeiteten neuen Kalendersysteme den vier Bedingungen gerecht werden sollte: dass nie, weder der Neujahrs- noch ein Nonentag auf einen Nundinentag falle, dass die Datirung des Regifugium und der Equiria ständig auf a. d. VI und a. d. III Kalender Martias verbleibe, und die Amtsjahre von möglichst gleicher Dauer sein sollen. Denn so aufgefasst und mit einem Schlage gelöst, hätte das Problem zu ganz anderen Resultaten führen müssen, als welche die unbezweifelbare Tradition bewahrt. Wir sehen ja aus dieser zunächst, dass man dem Charakter des Mondjahres, d. i. der Forderung dass die Kalenden, Nonen und Iden auf die wirklichen Tage der Mondphasen fallen sollen, gänzlich entsagte. Hatte man aber dies bewusst und absichtlich gethan, so wäre doch am einfachsten und natürlichsten gewesen, gleich auf das reine Sonnenjahr überzugehen, und dies so anzuordnen, dass man z. B. einen fünfjährigen Cycluss gebildet hätte aus zwei 360 und drei 368-tägigen Jahren, die nun sämmtlich in vollen Nundinen ausgehend den einmal festgesetzten Nundinalbuchstaben F fortwährend unabänderlich beibehalten hätten; die gegen das 355-tägige alte Gemeinjahr überschüssigen 5, respective 13 Tage zwischen Terminalia und Regifugium eingefügt hätten den Schaltmonat überflüssig gemacht; der ganze Cyclus hätte 1824 Tage umfasst, wäre also nur um $1\frac{1}{4}$ Tage kürzer gewesen als 5 Sonnenjahre, was für jene Zeit eine ganz respectable Genauigkeit gewesen wäre? Und in der That, wenn man die Lösung auf theoretischem Wege gesucht hätte, so bedurfte es auch keiner sonderlichen Weisheit auf eine ähnliche Auskunft zu verfallen.

Aber der conservative Römergeist konnte sich zu so durchgreifender Reform und Umgestaltung nicht entschliessen; nur nach und nach und schrittweise trat er von seinen eingenommenen Standpuncte ab, und verliess ihn erst dann gänzlich, als ihn ein so eiserner Wille wie der Julius Caesar's dazu zwang. Bezüglich der Reihenfolge der einzeln vorgenommenen Aenderungen lässt sich aus der Tradition etwa folgendes entnehmen:

Zunächst wurde wohl an der aus der Königszeit überkommenen Kalendertafel nichts geändert; die freie Verfügung über den gewissen 355-ten Tag, genügte das Zusammentreffen des Neujahrs

mit einem Nundinentag zu verhüten. Aber welcher war dieser ausmerzbare 355-te Tag?

Nun, so lange die Terminalien thatsächlich den Jahresschluss bezeichneten, und nach ihnen kein weiterer Festtag im Februar folgte, konnte es kein anderer Tag sein, als der 28-te Februar. Da die Kalender-Commission gegen Ende Januar schon im Klaren darüber sein konnte, ob die Ausschaltung nöthig sein werde oder nicht, so konnte dieselbe an den Nonen des Februar ohne Weiteres verkündet werden, und man begann einfach nach den Iden Februars a. d. XV Kal. Martias zu zählen; als aber das Regifugium auf a. d. VI und die Equiria auf a. d. III Kal. Martias in den Kalender gesetzt wurden, konnte der 28-te Februar nicht mehr ausgeschaltet werden; höchst wahrscheinlich war von da an der 29-te Januar der Ausschalttag.

Als nun noch die Forderung herantrat, dass auch kein Nonentag auf einen Nundinaltag fallen sollte, war mit der Disposition über einen Tag nicht mehr auszukommen. Wahrscheinlich begann man nun zu tatoniren. Jener 355-ste Tag konnte einmal ausgeschaltet ohne weitere Ungelegenheit auch ganz wegbleiben; er war ja ohnehin überzählig; wenn man aber aus irgend einem Monate einem Tag ausgeschaltet hatte, damit die Nonen des nächsten Monats nicht auf einen Markttag fallen, so musste dieser Tag, wollte man in Ordnung bleiben, später wieder hereingebracht werden. Ja es konnte geschehen, dass diese Aus- und Einschaltung im Verlaufe desselben Jahres zwei-, selbst dreimal wiederholt werden musste, wie z. B. wenn die ersten Nundinen des Jahres auf a. d. IV Nonas Martias fielen. Begreiflicher Weise konnte bei diesem Hin- und Herschieben der Monate ein kleiner Irrthum, eine geringe Unachtsamkeit leicht den ganzen Kalender in Unordnung bringen, und ich zweifle nicht, dass in der ersten Zeit der Republik, wo man am meisten das Zusammentreffen der ominösen Tage zu fürchten hatte, solche Verwirrung mehrfach vorgekommen sein wird.

Dass man dann noch das Regifugium und die Equiria von den Kalenden des März nicht trennen wollte, hatte zur weiteren Folge, dass man nun auch den Schaltmonat nicht mehr zwischen Februar und März setzen konnte, und da er doch am Jahresschluss bleiben sollte, fiel man darauf, ihn zwischen Terminalien und

Refugium einzuschieben. Dadurch erhielt die Tageszählung am Schluss der Schaltjahre eine ganz andere Gestalt. Man zählte nun nach den Iden des Februar nicht wie sonst: a. d. XVI Kal. Martias, sondern: a. d. XI Kal. Intercalares; das Datum der Terminalien war Pridie Kal. Intercalares; dann begann der Schaltmonat mit seinen Kalenden, 5-tägigen Nonen, und regelmässigen Idus. Hier angelangt waren noch 16 Tage des Schaltmonates und 5 Tage des Februar übrig, und damit diese letzten 5 Tage ihre typische Datirung: a. d. VI, V, IV, III, pridie Kal. Martias nicht einbüßen, hätte man anfangen müssen zu zählen: a. d. XXII Kal Martias. Das wäre nun zu ungeheuerlich gewesen. Man zählte also wie in andern Monaten auch hier a. d. XVII Kal. Martias, also im ganzen noch 16 Tage, von denen aber die 5 letzten zum Februar gehörten. Es blieben also dem Schaltmonate nur 24 Tage, und 5 Tage fielen ganz weg; und da sich dies im 8-jährigen Cyclus dreimal wiederholte, so wurde dadurch der Cyclus um 15 Tage verkürzt. Da kam man nun, um diese 15 Tage herein zu bringen auf die Idee, in den 8-jährigen Cyclus ein viertes Schaltjahr einzuführen; aber man hatte für den vierten Schaltmonat nur 15 Tage! Da half man sich denn so: Zunächst nahm man drei 24-tägigen Schaltmonaten je einen Tag, das gab 3 Tage; hiezu fügte man noch drei Tage, die man drei um einen Tag auf 354 Tage verkürzten Jahren nahm, hinzu, und hatte somit drei 23-tägige und einen 21-tägigen Schaltmonat, was so zu sagen von selbst darauf führte, dem einen 23-tägigen Schaltmonate noch einen Tag zu nehmen, und damit zwei 23-tägige und zwei 22-tägige sogenannte Schaltmonate zu bilden, und den 8-jährigen Cyclus so zu construiren:

1. Gemeinjahr 355	Tage 355	Tage	5. Gem. 355	Tage 355	T.
2. Schaltjahr 354 + 23	377	"	6. Sch. 354 + 23	377	"
3. Gemeinjahr 354	354	"	7. Gem. 354	354	"
4. Schaltjahr 355 + 22	377	"	8. Sch. 355 + 22	377	"
Zusammen 2926 Tage.					

Dass mit Annahme dieses Cyclus die Rücksicht auf den Mondlauf ein für allemal aufgegeben war, musste jedermann einleuchten. In Bezug auf das Sonnenjahr war der Cyclus ziemlich genau; er ergab ein Durchschnittsjahr von $365\frac{3}{4}$ Tagen, mithin in 8 Jahren

einen Fehler von 4 Tagen, der wohl dem damaligen Stande der Wissenschaft füglich zugemuthet werden kann.

Aber der *Cyclus* war sehr bequem. Bei dem regelmässigen Wechsel der Gemein- und Schaltjahre konnte man ihn auch als zweijährig betrachten, und etwa so formuliren: Jeder *Cyclus* beginnt mit einem Gemeinjahr das abwechselnd 355 und 354-tägig ist, und schliesst mit einem 377-tägigen Schaltjahr; oder man konnte auch so sagen: im zweijährigen *Cyclus* ist das erste Jahr immer ein 377-tägiges Schaltjahr, das zweite abwechselnd ein 354 und 355-tägiges Gemeinjahr. Wahrscheinlich ist die letztere Formel die beliebtere gewesen, und hat vielleicht mit dazu beigetragen, dass Caesar seinen vierjährigen Schaltkreis mit dem Schaltjahr begann. Es war nun nicht mehr nothwendig die Kalendertafel auf 8 Jahre auszudehnen, es konnte auch eine zweijährige genügen; eine vierjährige entsprach bis ins kleinste Detail jeder Anforderung. Dieser Umstand mag die spätere Nachwelt, die sich bereits in den vierjährigen Schaltkreis Caesars hineingelebt hatte, auf die Vermuthung geführt haben, dass schon ihre Alvordern den vierjährigen Schaltkreis gekannt und benützt, und nur anders eingetheilt haben. Auf Grundlage dieser Vermuthung haben auch Mommsen und Hartmann ihre Formeln für das römische Jahr entworfen, ohne zu bedenken, dass zur Zeit der Decemviren, oder noch früher der vierjährige Schaltkreis von 1461 Tagen den Römern unmöglich bekannt sein konnte.

Warum man bei der Neugestaltung des *Cyclus* nicht auch formell mit dem Mondjahre gebrochen, ist unschwer zu errathen. Es war das formelle Festhalten an dem *mos majorum*. Der abwechselnd 22 und 23-tägige Schaltmonat ist historisch beglaubigt, und es ist gewiss viel wahrscheinlicher, dass man tatonnierend darauf gekommen, als dass eine theoretisch-wissenschaftliche zielbewusste Berechnung darauf geführt habe.

Über die Epoche der Einführung dieses neuen *Cyclus* gibt die Tradition directen Aufschluss. Macrobius nemlich sagt (Sat. 1, 13, 21.): „Tuditanus refert libro tertio magistratum decemviro qui decem tabulis duas addiderunt, de intercalando populum rogasse. Cassius eosdem scribit auctores.“ Schon Ideler hat sehr richtig geurtheilt, dass hier nicht gesagt sein wolle, die Decemviren hätten

zuerst die Schaltung überhaupt eingeführt, sondern dass sie eine Modification der bereits früher eingeführten Schaltung beantragt haben; und auch Mommsen ist dieser Meinung. Ich bin fest überzeugt, dass der Antrag der Decemviri eben die entwickelte Schaltung vorschlug und diese durchsetzte. Das ganze System zeigt übrigens offenbar das Gepräge eines Vermittlungsvorschlages, der indem er den Anforderungen einer richtigen Zeitrechnung gerecht werden will, doch auch schonend die alt hergebrachten Formen beibehält.

Wie es nun in solchen Fällen immer zutrifft: der Vorschlag der allen Forderungen gerecht werden wollte, genügte eben darum keiner von allen vollkommen. Zunächst liegt es auf der Hand, dass das neue System auf das Fernhalten des Neujahrs und der Nonen von den Nundinen gar keine Rücksicht nahm. Vielleicht war die Furcht vor diesem Zusammentreffen zur Zeit der Decemviri bereits geschwunden. Die Notiz bei Macrobius (Sat. 1, 13, 17): „nam quotiens incipiente anno dies coepit qui addictus est nundinis, omnis ille annus infaustis casibus luctuosus fuit, maximeque Lepidiano tumultu opinio ista firmata est“, beweist, dass solches Zusammentreffen in der That vorgekommen, wenn auch Dio Cassius (40, 47) von derselben Sache sprechend, aus einem leicht begreiflichen Irrthum den 1. Januar für den Neujahrstag nimmt. Dennoch glaube ich, dass das neue System, die Vollmacht der pontificischen Kalendercommission, durch Aus- und Einschaltung einzelner Tage solchem ominösen Zusammentreffen möglichst vorzubeugen, im Principe unangetastet liess. Es hatte aber das System noch den andern Fehler, dass der darnach construirte Kalender in je zwei Jahren um einen ganzen Tag zurückblieb; ja wenn man aus Versehen, oder um jenes Zusammentreffen zu vermeiden, auch die 354-tägigen Jahre für 355-tägig nahm, betrug die Retardation in jedem Jahr einen ganzen Tag; und um diesen nachzuholen, wurde nach je 23 Jahren ein 23-tägiger Schaltmonat einfach weggelassen. Es ist dies der 24-jährige Cyclus, den Livius beiläufig erwähnt.

Wird man mir nun einwerfen, alles bisher gesagte beruhe auf willkürlich combinirten Conjecturen, so habe ich darauf zu erwiedern, dass dies in der Natur der Sache liege. Die alte Tradition liefert mir eben so wenig detaillirte Belege für alle meine Be-

hauptungen, als andern; aber ich habe den Umstand für mich, dass meine Resultate mit der wirklichen Tradition stimmen, und dass diese Übereinstimmung sich ungezwungen, vernunftgemäss und folgerichtig ergibt, was gewiss nicht gering anzuschlagen ist.

Unzweifelhaft haben die Decemviri, als sie ihren Vorschlag einbrachten, ihr System in einer ausführlichen Kalendertafel dargelegt. Die Mehrzahl der Gelehrten zieht dies so wenig in Zweifel, dass z. B. Mommsen geradezu behauptet, diese Kalendertafel sei ein integrierender Theil des Zwölftafelgesetzes gewesen. Dagegen sucht nun Hartmann darzuthun, dass die Anordnung des Kalenders gar nicht in den Rahmen jener Gesetzgebung gehörte. Nun, die Untersuchung über den Umfang des Mandates der Decemviri, ist hier völlig müssig. Die Tradition sagt uns, die Decemviri hätten einen auf die Schaltung bezüglichen Antrag vor das Volk gebracht; aus der Geschichte kennen wir das Schaltsystem, das nach den Decemviri im republikanischen Rom thatsächlich in Anwendung war; die natürliche Folgerung ist nun, dass diese thatsächliche Schaltung eben die von den Decemviri vorgeschlagene und durchgesetzte ist. Aber die Gelehrten, die dies in Abrede stellen, haben Weiteres im Auge. Um sich die an Cn. Flavius geknüpft dunkle Sage zu erklären, müssen sie daran festhalten, dass die von den Decemviri zusammengestellte Tafel nie veröffentlicht worden sei.

Die auf Cn. Flavius bezüglichen Angaben finden sich bei Livius (9, 46, 4); Cic. pro Mur. 11, 25; Val. Max. 2, 5, 2; Plin. nat. hist. 33, 1, 6 (17); Macrob. Sat. 1, 15, 9. Unglaublich, und doch wahr; man hat aus diesen herausgelesen, die Pontifices hätten das Geheimniss des Kalenderwesens sorgfältig bewahrt; Cn. Flavius habe sich auf irgend eine Weise eine genaue Abschrift davon verschafft, und dieselbe öffentlich ausgestellt, mithin das Geheimniss verrathen (450 n. R. E.).

Was war nun dies Geheimniss?

Man behauptet, es sei dies eine Kalendertafel gewesen, die die Einrichtung des Jahres und das System der ordentlichen und ausserordentlichen Schaltungen detaillirt nachwies, und den Pontifices als Richtschnur diente zur Controle und Orientirung der

ihnen anheim gegebenen ausserordentlichen Aus- und Einschaltungen, und der dadurch eventuell entstandenen Verwirrungen. Hat nun diese Behauptung einen stichhältigen Grund?

Wir haben gesehen, dass bei der Beschlussfassung über das neue Schaltsystem, die demselben angepasste Kalendertafel vorgelegt sein musste; es ist doch undenkbar, dass eine Versammlung — sie mag aus was immer für Elementen bestehend gedacht werden — über etwas unbekanntes abstimme. Kann nun das ein Geheimniss geblieben sein, was einmal öffentlich vorgelegt war?

Man könnte dem gegenüber sagen; ja, wohl wurde die Tafel dem gesetzgebenden Comitium vorgelegt, aber die Plebejer hatten an diesen Versammlungen kein Theil; es wird ja aber überall nur behauptet, die Plebejer hätten das Geheimniss nicht gekannt, die Patricier wären eingeweiht gewesen.

Darauf erwiedere ich: es ist nicht glaublich, dass seit Servius Tullius, oder sagen wir, seit Vertreibung der Könige in Rom gesetzgebende Volksversammlungen statt gefunden hätten, an denen nicht wenigstens Vertreter der Plebs theilgenommen hätten; doch will ich mich hierauf nicht einlassen; es würde zu weit führen. Nehmen wir also an, die grosse Menge der Plebs habe die Kalendertafel nicht gekannt.

An den Kalenden eines jeden Monates verkündete der Pontifex Minor den Nonentag; an den Nonen wurden die in den Monat fallenden Festtage verkündigt; dies konnte also jedermann wissen. Wo bleibt das Geheimniss?

Ja aber die Pontifices hatten Vollmacht zur Vermeidung des Zusammentreffens von Nonen und Nundinen einzelne Tage aus- und einzuschalten, und machten davon ausgiebigen Gebrauch. Diese ausserordentlichen Schaltungen konnte man nicht vorher wissen, und die Pontifices hielten ihre diesbezüglichen Beschlüsse geheim, um eventuell zur Erreichung von Sonderzwecken ohne Noth und ganz willkürlich schalten zu können.

Das sagt nun mit vielen Worten gar nichts. So viel wusste man gewiss, in welchen Monaten die Nonen auf den fünften, und in welchen sie auf den siebenten Tag fielen, das war ja unabänderlich festgesetzt. Es ist in der Überlieferung auch nicht die geringste

Spur davon zu entdecken, dass die Willkühr der Pontifices hieran je gerüttelt hätte.

Eben so wenig ist ein Beispiel nachweisbar, dass wegen willkührlicher Schaltung der Pontifices zwischen Nonen und Iden je mehr oder weniger Tage gefallen wären, als oben sieben.

Die Willkühr hatte demnach nur in der zweiten Hälfte des Monats, nach den Iden, freien Spielraum, und auch da nur in den letzten Tagen des Monates; denn zwischen die an den Nonen bereits verkündigten Feiertage konnte nichts eingeschoben, aber es konnte von da auch nichts ausgelassen werden. Es konnte also die ganze Willkühr nichts weiter zur Folge haben, als dass die Kalenden des nächsten Monats um einen Tag früher oder später eintraten. Aber auch hierin war kein Raum für Überraschungen. Schon aus Rücksicht auf die römische Zählungsweise der Tage, mussten die diesbezüglichen Anordnungen an den Iden bereits bekannt gemacht sein. Ich kann also hier durchaus kein Geheimniss entdecken, dessen Veröffentlichung dem Publicum einen grossen und wichtigen Dienst hätte leisten können.

Es bleibt also nur eine einzige Ausflucht. Es war das System der dies fasti, das geheim gehalten wurde. Die Tradition, und die Neuere wissen zu erzählen: es wäre der Plebejer genöthigt gewesen sich an den Pontifex zu wenden, um zu erfahren, ob der Praetor an einem gewissen künftigen Tage in seiner Rechtssache ein Urtheil fällen könne oder nicht.

Da fragt es sich denn zunächst, ob es wohl in den ältesten Zeiten irgend ein Princip oder System gegeben habe, wonach die Gerichtstage in dem Jahre vertheilt waren, oder nicht. Gab es ein solches, so konnte es nicht in der Willkühr der Pontifices liegen, ob ein gewisser Tag fastus sein soll oder nicht; denn war einmal die Stelle und Reihenfolge der Festtage verkündigt, so waren ja die zwischen dieselben fallenden Tage festgelegt, und nach Zahl und Reihe so zu sagen gebunden; andererseits war es ja nicht nur dem processirenden Plebejer nothwendig einige Tage vorher zu wissen, wenn das fas eintrete; auch der Rechtsprechende Praetor, der öffentlich fungierende Gerichtsredner und Anwalt, der Rechtsconsulent, der den Partheien Rath erteilte über Art und Form der einzuleitenden Action, mussten es ja wissen; es war also auch hier kein Raum für

Überraschungen. Gab es aber kein solches System, so konnte es auch nicht in eine Tafel gebracht und veröffentlicht werden.

Es hatten nun aber die Pontifices eine gesetzlich ertheilte Vollmacht zur Anordnung ausserordentlicher Schaltungen oder nicht; hatten sie eine solche, so konnte die von wem immer veranlasste öffentliche Ausstellung einer Kalendertafel sie dieser Vollmacht nicht entkleiden, wenn sie ihnen nicht durch ein diesbezüglich speciell beliebtes Gesetz förmlich genommen ward; blieb ihnen die Vollmacht, so war mit Veröffentlichung der Tafel nichts erreicht. Hatten sie eine solche Vollmacht nicht, so kann es sich nur um einen Missbrauch gehandelt haben, den sich die Pontifices erlaubten, und da entsteht die Frage: cui bono? Bedenken wir, dass die ganze Gewaltthat nichts weiter zur Folge haben konnte, als dass die Einleitung eines Processes um ein zwei Tage sich verschob, was für grosses Interesse irgend einer Partei konnte hiedurch auf dem Spiele stehen? Wer einen Process einleiten wollte, konnte ja beim Pontifex anfragen. Oder fürchtete er etwa, dass man ihm aus persönlichen Gründen die Auskunft verweigern werde? Hält man denn den römischen Plebejer für so einfältig, dass er in solchem Falle nicht jemand andern schicken konnte, der solches nicht zu fürchten hatte? Endlich liesse sich sogar noch nachweisen, dass den Pontifices für die Ertheilung solcher Auskünfte kein Honorar, keine Taxe gebührte!

Ich spreche absichtlich nur von den dies fasti; denn um die Abhaltung politischer Versammlungen, oder die Beschlussfassung in solchen zu verhindern, hatte man ja einfachere Mittel, als die Zerüttung des Kalenders.

Ich kann also durchaus das Geheimniss nicht entdecken, das Cn. Flavius verrathen haben soll. Hat er wirklich etwas verrathen, so konnte es nichts von Belang sein. Den Verrath eines wichtigen Geheimnisses hätte jene Parthei gewiss nicht ruhig hingenommen, die damals sicher noch mächtig genug war, den Verräther zu bestrafen, oder sich an ihm zu rächen. Die Tradition, die derlei Dinge nicht zu verschweigen pflegt, weiss aber von einer solchen Rache oder Strafe nichts zu erzählen.

Wenn ich aber in Betracht ziehe, dass im Jahre 636 Roms ein neues Gesetz (lex Acilia) nöthig war, um den Pontifices die

Vollmacht zu ertheilen, die Schaltung nach ihrem Ermessen anzuordnen; so ist die Vermuthung berechtigt, dass irgend ein früheres Gesetz ihnen diese Vollmacht genommen haben müsse. Dies mag so geschehen sein, dass Cn. Flavius, der wahrgenommen hatte, dass die Pontifices entweder in willkürlicher Vollmächtsüberschreitung, oder, was wahrscheinlicher ist, durch Achtlosigkeit oder Nachlässigkeit in Besorgung der ihnen übertragenen Function den Kalender gar oft ohne alle Noth in Verwirrung brachten, eine Agitation einleitete, um dem Uebel abzuhelfen. Man hatte keinen Grund mehr das Zusammentreffen von Nonen und Nundinen zu meiden, und so konnte es ihm gelingen nicht nur den Plebejern, sondern auch den Patriciern begreiflich zu machen, dass die den Pontifices übertragene Vollmacht überflüssig geworden sei. So kam nun ein Compromiss zu Stande, worin die Stände sich dahin einigten, den bestehenden, Kalender — vielleicht mit einigen unbedeutenden, eben von Cn. Flavius selbst vorgeschlagenen Modificationen — definitiv festzulegen, und zur allgemeinen Orientirung in Tafeln gefasst öffentlich am Forum aufzustellen. Die Tradition erwähnt den Compromiss nicht, er war ohne Kampf zu Stande gekommen; aber sein Urheber hatte das Verdienst dem Schwanken des Kalenders ein Ende gemacht zu haben, und darum ward sein Namen bewahrt. Die Pontifices hatten dabei ein im Grunde ganz werthloses Privilegium eingebüsst, und keine Ursache sich darüber zu grämen.

Höchst wahrscheinlich hörte mit Aufstellung der Kalendertafel die bis dahin übliche Verkündigung an den Kalenden und Nonen gänzlich auf.

Obgleich man nun zu dieser Zeit in Rom die verbesserten griechischen Mondsonnenkalender bereits kannte, scheint es dennoch, dass auch die neu aufgestellten Kalendertafeln noch ziemlich unvollkommen waren. Eben durch das Festlegen des Kalenders mussten sich die demselben anhaftenden Ungenauigkeiten von Jahr zu Jahr summiren, und im Laufe von ungefähr 200 Jahren sich eine derartige Discrepanz zwischen Kalender und Himmel herausstellen, die man nicht mehr erträglich fand.

Hätte man sich nun zu einer radikalen Reform entschlossen, so wäre vielleicht im siebenten Jahrhundert Roms daselbst schon so viel astronomisches Wissen vorhanden gewesen, dass man einen

erträglichen Kalender hätte construiren können. Allein, der mos majorum war noch so stark, dass man von der hergebrachten Jahresform nicht lassen wollte; da war nun aber ohne ausserordentliche Schaltung nicht auszukommen. Einen Schlüssel zur definitiven Regelung dieser konnte man aber wahrscheinlich nicht ausfindig machen. Da entschloss man sich 636 den Acilischen Gesetzworschlag anzunehmen, der aber über das Ziel hinausgeschoss, da er mit Rücksicht darauf, dass die Flavische Kalendertafel sich als falsch erwiesen hatte, nun das ganze Schaltwesen dem Ermessen, das heisst der Willkühr der Pontifices anheim stellte.

Was nun folgt ist historisch. Die Verwirrung brachte als Reaktion die gründliche Reform Caesar's zu Stande, und ich bemerke zum Schluss nur noch, dass ich den Ausführungen Hartmann's gegenüber Mommsen's Ansicht über den *annus confusionis* für den geistreichsten und gelungensten Theil seiner chronologischen Arbeit halte.

Klausenburg, am 1. September 1882.

DR. HEINRICH FINÁLY.

TOLDI UND PIROSCHKA.

— Aus Johann Arany's Dichtung : „Toldi's Liebe.“ —

Vorbemerkung. Die magyarische Heldensage von Toldi, welche schon im Jahre 1574 die Grundlage von Peter Hlosvai's Toldi-Dichtung bildete, hat in Johann Arany ihren vollendetsten Interpreten gefunden. Während eines Zeitraumes von über 30 Jahren kehrte Arany zu diesem ihm lieb gewordenen Stoffe immer wieder zurück. Im Jahre 1847 erschien die poetische Erzählung „Toldi“ in XII. Gesängen, und im Jahre 1854 „Toldi's Abend“, * nachdem schon vorher (1851, im „Losonczer Phoenix“) der erste Gesang der „Heldenzeiten“ erschienen, und somit eine Toldi-Trilogie angedeutet war. Unerwartet und zur allgemeinen Freude der Nation veröffentlichte Arany im Jahre 1879 die poetische Erzählung „Toldi's Liebe“, — die Trilogie war vollendet. Der erste Theil derselben, „Toldi“, schildert die Jugendjahre des Helden, der unter Bauernbeschäftigungen aufwachsend, das Unwürdige seiner Lage mit tiefem Seelenschmerz empfindet, während sein älterer

* Beide übersetzt von Moriz Kolbenheyer. Pest, 1855, 1856.

Bruder Georg, der am Hofe lebt, ihn um sein Erbe zu bringen trachtet. Bei Gelegenheit eines Festmahles reizen Georg's Gesellen Toldi so lange, bis dieser seine bisher geübte Langmuth abwerfend, einen derselben erschlägt und dann entflieht. Er begibt sich nach Ofen, und will von König Ludwig seine Begnadigung erflehen. Im Friedhofe zu Pest begegnet er einer trauernden Wittwe, die ihre zwei gefallenen Söhne beweint; ein czechischer Ritter hatte beide im Zweikampfe getödtet. Toldi besiegt den Czechen, und wird vom Könige an den Hof gezogen, während sein Bruder Georg davon verbannt wird.

Vom zweiten Theile der Trilogie, gibt die hier folgende Übersetzung den ersten Gesang. * Die Absicht des Übersetzers geht dahin, die Hauptmomente aus „Toldi's Liebe“, soweit sich diese auf Toldi und Piroška unmittelbar beziehen, getrennt von den Kriegsepisoden zu übertragen und so enger zusammenzufassen. In Betracht der Schwierigkeiten, mit welchen eine Übertragung der an Eigenthümlichkeiten reichen Sprache Arany's verknüpft ist, weiss der Übersetzer sehr wohl, dass es ihm nicht immer glücken wollte, allen Anforderungen zu entsprechen, besonders da er möglichst treue Wiedergabe des Originals anstrebe; doch hofft er von dem Fortgange der Arbeit weitere Förderung und empfiehlt dieses erste Stück seiner Leistung freundlicher Beachtung.

1. Ehre Heldenzeit! an deines Glanzes Jahre
Denkt zurück und seufzet häufig der Magyare;
Und auf seines Ruhm's verödeten Gefilden
Sucht er, ach, umher — ein Märchen sich zu bilden.
 Meine glüh'nde Seele sucht, von Leid gekränket,
 Trost in längst verklung'ner Zeiten Flut versenket;
 Und wie der Verstorb'nen Geister mich umschweben,
 Geben mir die Todten, was versagt das Leben.
2. So gedenk ich Toldi's, dem in frühern Zeiten
Hell begeistert einst sich meine Lieder weithen:
Wenn mein Lied nur schlicht und schmucklos auch gelungen:
Warm und rein ist es dem Herzen mir entsprungen.
 Oh! dass — nicht um Ruhm und flüchtiges Gepränge,
 Zu erlangen nicht der Müssigen Gedränge,
 Nur verjüngt noch einmal durch der Jugend Klänge —
 Oh, dass mir noch einmal solch ein Lied gelänge!

* Es ist dies zugleich der oben erwähnte erste Gesang der „Heldenzeiten“ aus dem „Losonczer Phoenix.“

3. Ludwig's junges Haupt trägt Ungarn's Königskrone,
Ihn umstehn des Reiches Ritter und Barone.
Schon in Ofen thront, im neu'n Palast er, droben,
Jüngst in märchenhafter Pracht erst dort erhoben.
Dort bei Ritterspiel und festlichem Gelage
Lebte wohlgemut Held Toldi seine Tage;
Seinem Winke folgen viele edle Knappen,
Des besiegten Czechen Haupt trägt er im Wappen.
4. Und beendet war der Krieg, und holder Frieden
War nach langem Kampf dem Lande neu beschieden.
Der verdienten Ruhe sich die Krieger freuten,
Kräfte sammelnd nun zu neuen, schweren Streiten.
Doch der König flieht der Ruhe weiche Kissen,
Sein mutvolles Herz will nimmer Thaten missen.
Auf, hinaus, so spricht er, will nun Rundschau halten,
Mir geziemt es ja des Reiches wohl zu walten.
5. Doch dem Hofe bleibet sein Entschluss verborgen,
Was er selbst erdacht, will Ludwig selbst besorgen;
Angetan auf ärmlich, unscheinbare Weise,
Unbemerkt von Allen tritt er an die Reise.
Suchen will er Pferde, die man ihm entführtet,
Horcht dabei auf alles, was sich regt und rühret;
Merkt auf jede Klage, will mit eignem Blicke
Sehen, was vielleicht das arme Volk bedrücke.
6. Angebrochen war die dritte Tageswende,
Als der König hielt an eines Dorfes Ende.
Ringsum reiche Saaten, üppig grüne Haide:
Dort stieg er vom Rosse, dass es ruhig weide.
Auch die Sonne neigt sich schon zur Tagesfeier,
Deckt das schöne Antlitz mit dem Wolkenschleier;
Doch wo findet er wohl eine Ruhestätte?
Ein gutherziger Busch giebt ihm vielleicht ein Bette.
7. Ein gar stattlich Haus stand an des Dorfes Ende,
Freundlich mutheten ihn an die weissen Wände;
Weitgeöffnet, schien das Thor ihn einzuladen.
Dorthin lenkt er nun, sein müdes Ross zu laben.
Gleich umringten ihn die Hunde mit Gebelle:
Doch ein lieblich Mädchen an des Brunnens Schwelle
Herrscht die Hunde an, und hatte kaum gesprochen,
Als sich diese auch gehorsam, schnell verkrochen.

8. Und es sprach der König: „Schöne Maid, gestattet,
Dass mein Ross ich tränke, so vom Weg ermattet!“
„Tut's nur“, rief das Mädchen freundlich ihm entgegen,
„Armer Fremder, — wohin wollt ihr heut noch gehen?“
„Besser wird es sein, wenn ihr bei uns verweilet,
Hat wohl morgen Zeit, wenn ihr dann weiter eilet.“
Und zum guten Wort blickt sie so freundlich, offen,
Dass der König sich im Herzen fühlt getroffen.
9. „Dank euch“, rief der König, „doch mir ist's verwehret,
Nie hab ich in solchem grossen Haus verkehret.
Sehen will ich, wo ich andre Herberg finde,
Zum Herrn passt der Herr, zum Niedern der Geringe.“
Dieses hört der Hausherr, der nahe zugegen,
Und gebieterisch ruft er dem Gast entgegen:
„Nicht doch, lieber Freund, so darfst du's nicht betrachten!
Wer hier abends ankommt, muss auch übernachten.“
10. Und auf seinen Wink herbei der Diener eilet:
„In den Stall das Pferd mir führet unverweilet,
Und ihr, lieber Freund, herein, seid mir willkommen,
Euer Widerspruch soll euch, bei Gott, nichts frommen.“
Und der König fühlt darob ein freudig Rühren,
Lässt sich willig in die Herrenstube führen.
Dort, ihm nützt kein Sträuben, muss er sich bequemen,
Seinen Platz zu oberst an dem Tisch zu nehmen.
11. „Piroschka, mein Engel“, ruft der Herr dem Kinde,
„Bring im blanken Krüge Wein herauf geschwinde!“
Flink gehorcht Piroschka, und im Augenblicke
Mit dem vollen Krüge kehrt sie dann zurücke.
„Rasch mein Kind, den Becher nun zur Hand genommen
Rief der Wirt, und heisse unsern Gast willkommen!“
Und die Maid gehorcht, doch rasch sie dann entfliehet:
Nicht der Wein trug Schuld, dass ihr Gesicht erglühet.
12. Während in der Küche sie das Mahl besorgte,
Flossen um die Wette mit dem Wein die Worte.
Nun war es gedeckt, und als die Speisen kamen,
Alle an dem Tische ihre Plätze nahmen.
Oben sass der König, ihm der Wirth zur Seite,
Unten dann Piroschka, an des Tisches Breite:
Würde seinen Rang der Fremde eingestehen,
Möcht' vor Schande ob des Mahles sie vergehen.

13. Und doch war der Tisch mit allem reich besetzt,
Aufgetragen, was nur Sinn und Aug ergötzet:
Braten, Kuchen, Käse, Kirschen, saft'ge Beeren,
Frischer Honig auch, den lieben Gast zu ehren,
 Glänzend rein wie Gold, von würz'gem Hauch umflossen,
Duftend wie die Blumen, denen er entsprossen;
Dazu noch der Wein, vom besten ausgelesen,
Und des schönen Mädchens lieblich holdes Wesen.
14. Auch der König fühlt dies, und entzückt von Allem.
Fehlte wenig nur, die Maske wär' gefallen.
Weit ward ihm das Herz und wollte sich ergiessen
Ueberfluthend, schwer nur konnt' er sich verschliessen.
 Seiner Brust Geheimniss will den Schleier heben,
Leichtem Schatten gleich fühlt er ihn schon entschweben.
Doch bedenkt er's wieder: wie, wenn sie erschrecken?
Wozu ihre stille Freude unterbrechen?
15. „Ei mein Freund, ihr fragt gar nicht wen ihr beehret . . . ?
Habt wohl schon vom alten Rozgonyi gehört . . .
So rief jetzt der Hausherr; schicklich wär es eben,
Auf gemeinsam Wohl die Becher zu erheben,
 Auf Andrer Gesundheit, eig'nes Wohlergehen,
Unser jungen Freundschaft dauerndes Bestehen,
Vaterland und König . . . aber früher saget,
Welchen werthen Namen, Freund, ihr selber traget!“
16. Sprach darauf der Fremde: „Mög' euch Gott erhalten!
Viel gerühmet wird hier der Rozgonyi Walten,
Reich sind sie und tapfer, wie ich hie und dorten,
Schon von Kindheit an gehört mit Lobesworten.
 Grosse Eichenwälder, Dörfer auch, und Haiden,
Heerden und Gestüte nennen sie ihr eigen;
Wie es sich doch trifft! nun komm ich euch entgegen!
Lang erhalt' euch Gott zu eures Hauses Segen!“
17. Drauf leert er den Becher, und dann, rasch besonnen
Sprach er (noch im Trinken hatt' er's ausersonnen):
„Ach ja, weit berühmt ist freilich nicht mein Name,
Dürftig bin ich sehr, wenn auch von edlem Stamme.
 Erst vor kurzem ist es mir recht schlimm ergangen:
Räuber haben mir drei Pferde abgefangen.
Ungeackert liegen mir nun brach die Fluren;
Viel streift ich umher, nicht fand ich ihre Spuren.“

18. „In Apáti habe übrigens mein Heim ich,
 Und Georg von Csuta heiss' ich, wenn daheim ich.
 Doch mein seel'ger Vater hielt es für erwiesen,
 (Ei, wie doch der Wein das Herz macht überfließen!)
 Er behauptet' immer, fest und unverdrossen,
 Dass aus Árpád's Blute unser Stamm entsprossen,
 Von den Frauen her, und Zweifel nahm er übel,
 . . . Aber lieber Herr, lacht doch nicht auch darüber!“
19. „Ei, das will was sagen“, rief jener zurücke,
 „Schon seit längster Zeit erforsch ich deine Blicke,
 Und aus deinen Zügen kann man klar es lesen,
 Dass dein Ahn kein Knecht, wenn auch kein Herr gewesen.
 Ja, wer weiss? Wer mag drauf einen Eid geloben?
 Kommt ja auch beim Rad was unten war, nach oben;
 Mancher Edelmann trägt heute schwere Bürde:
 Kommst vielleicht einmal noch selbst zur Königswürde!“
20. Ob des Wortes weidlich Lachen sich erhebet,
 Schön Piroschka lächelnd aus der Stube schwebet.
 „Ei!“ rief unser Georg. „ich noch einmal König!
 Schwerlich, schwerlich, glaubt mir, dazu fehlt nicht wenig.
 Aber unter uns, wir können es ja sagen,
 Gegen unsern König gáb's auch manche Klagen —“
 „Was!“ rief da Rozgonyi: „hört einmal, Herr Vetter! . . .“
 Und die Faust schlug wild auf's harte Tafelbrett er.
21. Lachte da der König: „Nun, nun, nicht so heftig . . .
 Doch das steht: wie ist doch eure Tochter prächtig . . .!
 Wetter! welch ein Wuchs! und wie sie sich bewegt,
 Wie die Lilie am schlanken Stiele schwebet!“
 Forschend blickt der Wirth, als könnt er's nicht begreifen:
 Will das helle Lob nicht einer Werbung gleichen?
 Doch da jener standhaft seinem Blick begegnet,
 Seufzt er nun tief auf, indem er ihm entgegnet:
22. „Ach! so seufzt er nun, was hilft es mir zu sagen:
 Hat ja jeder Mensch von seinem Leid zu klagen.
 Mir ist nicht zu helfen: wie zu meiner Freude,
 Ist dies Mädchen auch zu meinem grössten Leide!
 Wie ist sie voll Schönheit, wie voll Herzensgüte,
 Meines Hauses Schatz, des Gartens schönste Blüte,
 Sie mein Augenstern, die Freude meines Lebens:
 Und dennoch vergebens: ach! dennoch vergebens!“

23. Seine Tränen trocknend sprach sodann der Alte :
 „So ist's : andrer König, andren Rechtes Walten :
 Von der Erbschaft sind die Töchter ausgeschlossen,
 Nur der Sohn kann erben ; also ist's beschlossen,
 Das ist's, was mich grämt, mein Leben will verbittern :
 Balgen werden sich auf meinen schönen Gütern
 Müssige Verwandte, die in meinem Leben
 Mir keinen Trunk Wein, kein gutes Wort geben.“
24. Damit hielt er ein, in seinen Schmerz versunken ;
 Aerger wär's ihm noch, wenn er nicht drauf getrunken,
 Und sein lieber Gast, der teilnahmsvoll ihn hörte,
 Ihm nicht guten Rath und Trost zugleich gewährte.
 Denn, so sprach der König, wie jener geendet :
 „Habt ihr nie zu Ofen euch dafür verwendet ?“
 Der verneint es traurig ; war ja niemals dorten,
 Weiss nicht, was der Freunde will mit diesen Worten.
25. Doch wohin der König zielt mit seinem Fragen,
 Und woran er dachte, will ich gern euch sagen :
 Sein Gedanke war nach Ofen ihm geeilet,
 Und bei seinem Toldi hatt' er dort verweilet.
 Wie ein Weberschifflein hin und wieder schlüpfet,
 Sein Gedanke Toldi an Pirošchka knüpfet,
 Will mit goldnen Fäden sie zusammenweben :
 Welch ein herrlich Paar sollen die beiden geben.
26. „Folget meinem Rate, ziehet hin zum König, —“
 So sprach er ihm zu, „und bittet unterthänig :
 Mein Herr und Gebieter, wollet mir gewähren,
 Mich in meiner Sache gnädig anzuhören :
 Eine einz'ge Tochter nenne ich mein eigen,
 Habe keinen Sohn, der erbe, was mir eigen ;
 Laszt als Sohn sie gelten, damit meine Habe
 Ihr zum Erbteil werde, oh ! gewährt die Gnade !
27. Da der König selbst, wie ich, noch jung an Jahren,
 (Ganz in meinem Alter, wie ich jüngst erfahren)
 Und, so wie ich höre, Freund des Ritterspieles :
 Hört ein kluges Wort noch, nützen kann es vieles.
 Eure Bitte sollt ihr nicht umsonst begehren :
 Ein Turnier versprechet (wird's euch niemand wehren),
 Eurer Tochter Hand, sie soll den Sieger schmücken ;
 Und auf diese Weise wird es euch wohl glücken.“

28. „Welch ein Segenswort habt ihr mir da gespendet!
Was wollt' ich nicht tun, wenn es so gut nur endet!
Wollte mich auch nicht etwa an Reichtum kehren:
Reichlich trägt mein Gut, um alles zu gewähren.
Dann, oh lieber Freund, soll nur der *Mann* mir gelten
Nichts verlange ich, als kühnen Mut vom Helden:
Und vor dem sich aller Andern Speere senken,
Dem will ich zum Lohn mein süßes Mädchen schenken.“
29. So rief hocheufreut der Wirth; sein Auge blinkte,
Wie ermutigend es seinem Gaste winkte:
„Willst Rozgonyi's Kind besitzen du zu eigen,
Stell' dich auch zum Kampfe, deinen Mut zu zeigen.“
Allein dieser hatte anderes im Sinne;
Strahlt doch auch sein Herz vom Glücke holder Minne:
Aber wie die Sonne spiegelt neue Sonnen,
Wünscht der Glückliche zu sehen Andrer Wonnen.
30. Und geraume Zeit noch sprachen sie darüber,
Dann ging man auf andres, dann auf alles über;
Spät war's, auch der König müde von dem Reisen,
Als Piroschka kam, sein Lager ihm zu weisen.
Dort im Vorderraume ihre Lagerstätte,
In der Nebenstube stand des Fremden Bette:
Zierlich war's geschmückt, vom Säulenbaldachine
Floss in seidnen Falten nieder die Gardine.
31. Doch bevor der König auf sein Lager sinket,
Das mit Duft und Schimmer lockend zu ihm winket,
Und bevor noch auf den schwellend vollen Kissen
Seine Augen sich zu süßser Ruhe schliessen:
Nimmt ein Pergamentblatt aus der Reisetasch' er,
Schreibt darauf, dann drückt in Wachs ein Siegel rasch er
Drauf mit seinem Ringe; klein ist wohl das Zeichen,
Doch an Geltung will es keinem Andern weichen.
32. Denn wie nun der König früh am nächsten Morgen
Aufstand, um zur Reise alles zu besorgen,
(Schwer ging's mit der Rechnung, kaum zu Ende führt es:
Unersättlich war die Gastlichkeit des Wirtes);
Wie nach vielem Abschied dann der König weiter
Zog, den Blicken auch entschwunden war der Reiter:
Fand im Bett Piroschka ihres Königs Schreiben,
Las, — es will das Wort ihr in der Kehle bleiben.

33. „Piroschka, die Tochter Paul Rozgonyi's, habe
 Ganz dasselbe Erbrecht, wie es hätt' ein Knabe —
 Soll als einziger Erb' in Vaters Gütern walten,
 Der Rozgonyi Namen zieren und erhalten.
 Ein festlich Turnier zu Pfingsten wird begangen
 Und der Wackerste soll ihre Hand empfangen,
 Dies ist unser Wille, so zur Kunde Allen,
 Dass es König Ludwig also hat gefallen.“
34. „Und der Wackerste . . .“ ha, auf Piroschka's Wangen,
 War bei diesem Wort ein Fröhroth aufgegangen
 Wie der rasche Pfeil, von starker Hand gelenket,
 In des Herzens Tiefe ihr das Wort sich senket.
 Eng wird ihr das Haus, die Mauern sie erdrücken,
 Auf, in Gottes freien Himmel will sie blicken!
 Ihre lieben Blumen muss sie ja begiessen,
 Mag ihr Vater rufen, dass von Thau sie fließen.
35. Doch an ihren Blumen, nicht wie sonst, verweilend,
 — Was sind ihr auch Blumen! rasch vorüber eilend,
 Schwebt sie leichten Schrittes durch des Gartens Mitte,
 Hin zum Tisza-Ufer lenkt sie ihre Schritte.
 Vom Gefild die Sonne nun mit Flammenküsse
 Steigt empor und spiegelt feurig sich im Flusse;
 Flutumsäumt, vom hellen Himmelsglanz beschienen,
 Scheint die weite Puszta wie ein Band zu grünen.
36. Auf erglüheter Flut ihr eignes Bild sie hemmte,
 Freier, leichter wird das Herz ihr, das beklemmte,
 Feucht wird ihr das Auge, und die Thränen quellend
 Perlen in den Thau, zu Perlen sich gesellend.
 Tief aufatmet sie, vom lauen Frühlingsodem
 Schwillt ihr voller Busen, wird ihr Herz erhoben;
 Zärtlich Girren tönet aus des Gartens Laube,
 Und mit süßem Kichern ruft die Ringeltaube.
37. Wie sie lauscht den Tauben, schwinden sieht die Wellen,
 Denkt sie nur des Helden, fühlt ihr Herz sie schwellen
 Schier hat sie's vergessen, so lang ist's geschehen,
 Dass ihr Auge Toldi beim Turnier gesehen.
 Einmal sah sie ihn, vergass ihn mit den Jahren,
 Doch kann kein Vergessen sie davor bewahren:
 Nur ein Strahl der Hoffnung, und in neuem Leben
 Trat das schon vergess'ne Bildniss ihr entgegen.

38. Dort schwebt es vor ihr, von Licht und Fluth gesendet :
Toldi's Bild, wohin sie nur die Blicke wendet ;
Mag das Aug sie schliessen, dennoch unverloren,
Unverrückbar bleibt das Bild heraufbeschworen.
Süsser Herzenstraum, ach, wenn kein Traum du wärest!
Flücht'ger Augenblick, ach, wenn du ewig währtest!
Rose, nie verblühend, immer Knospe wärest!
Liebe, welche Wonne du uns dann gewährtest!
39. Was doch an der Rose noch die Dornen sollen !
„Wird der Stolze (denkt sie) um mich kämpfen wollen ?
Er, für den so viele Mädchenherzen schlagen ?
Er, für den so viele Herzen Leides tragen ?
Wie zum Licht die Blumen, nach ihm alle schauen,
Doch er tummelt stolz sein Ross auf Blumenauen.
Mag die Sonnenblume sich zur Sonne kehren,
Unbeachtet sich das arme Herz verzehren!“
40. Doch wozu nun auch des weiteren erzählen,
Wie mit jenem Schreiben alle noch sich quälen,
Und dann, welchen Eindruck erst der Schreiber machte !
Und wie vieles sich die schöne Jungfrau dachte.
Doch die Zeit vergehet und von Gottes Gnade
Folgt ein Tag dem andern, schon ist Pfingsten nahe.
Alles voll Erwarten sieht dem Fest entgegen
Bald erzählen wir, was alles dann geschehen.

A. HIMPFNER.

AUGUST TREFORT'S NEUE ESSAYS. *

Es gibt Bücher, in welchen sich nicht allein die geistige Individualität des Schriftstellers, sondern auch der Charakter eines Zeitalters, die geistige Signatur einer Geschichtsperiode ausprägt, welche die Tendenzen der geistigen Führer einer aufstrebenden Generation wieder spiegeln. Zu diesen Büchern gehört auch das jüngst erschienene Buch von August Trefort, welches eine Sammlung von Essays über politische und literarische, sociale und nationalökonomische Gegenstände enthält. Diese Essays gestatten manchen Einblick in die geistige Entwickelungs-

* Kisebb dolgozatok. Az irodalom, közgazdaság és politika köréből. Irta Trefort Ágoston, Budapest 1882. m. t. akadémia könyvkiadó hivatala.

geschichte dieses Staatsmannes und liefern manchen interessanten Beitrag zur Charakteristik jenes streitbaren, um grosse Dinge kämpfenden Geschlechts, zu dessen Wortführern und Vorkämpfern er gehörte. So verschiedenartig auch die Gegenstände sein mögen, mit welchen sich der Autor in den einzelnen Aufsätzen beschäftigt, so ungleich ihre Bedeutung und ihr Interesse unter wesentlich veränderten Verhältnissen sein mag; das geistige Band ist auch in dieser Sammlung nicht zu verkennen. Aus allen Arbeiten spricht derselbe Geist, dieselbe politische und wissenschaftliche Überzeugung. Dasselbe politische Glaubensbekenntniss, welches der Autor in seinen vor Jahresfrist herausgegebenen staatswissenschaftlichen Arbeiten abgelegt und an dem er zeitlebens festgehalten hat, kommt auch in diesen Aufsätzen zum Ausdruck. Es sind immer die gleichen Ziele, auf welche das Denken und Trachten dieses Schriftstellers hindrängt, die gleichen Ideale, für deren Verwirklichung er kämpft. Mit unermüdlichem Eifer, mit unerschütterlichem Muth tritt er bei jedem Anlass für die Sache der Freiheit und des Fortschritts in die Schranken, und er lässt nicht ab, gegen die Vorurtheile und die abgelebten Institutionen, gegen die Überreste des Kastenwesens und die Denkgewohnheiten vergangener Zeitalter anzukämpfen, allen fortschrittsfeindlichen Mächten zum Trotz — der Freiheit „eine Gasse“ zu bahnen.

Ein Theil der in dem vorliegenden Bande zusammengefassten Aufsätze behandelt Gegenstände, die zwar heute keine *aktuelle* Bedeutung mehr haben, aber von dem grössten *historischen* Interesse sind, weil sie den Schlüssel zu manchem Räthsel der Geschichte Ungarns enthalten. Die eigenthumsrechtlichen Institutionen, welche der Autor in seinen vor dem Jahre 1848 geschriebenen Aufsätzen bekämpft, deren Beseitigung er mit seinen Gesinnungsgenossen unermüdlich das Wort geredet hat, sind längst beseitigt. Aber die Charakteristik und die Kritik derselben ist auch heute für alle, welche die Entwicklung der Eigenthumsverhältnisse in Ungarn verstehn wollen, von grossem Interesse, und wird auch allen, welche sich mit vergleichender Rechtsgeschichte befassen, manche Aufklärung und Belehrung bieten können.

Jene merkwürdige Verbindung des nüchternen wissenschaftlichen Realismus, welcher kein Resultat des Denkens ohne die Gegenprobe der Erfahrung gelten lassen mag und nur die Autorität der Gründe und der Beweise gelten lässt, und jenes ethischen Idealismus, welcher

die als richtig erkannten Grundsätze mit unerschrockener Folgerichtigkeit in die Wirklichkeit einführt, charakterisirt auch die Arbeiten, welche in dem neuesten Buche von August Trefort zusammengefasst sind. Keine von diesen Arbeiten verleugnet jenen unerschütterlichen Glauben an die Macht der menschlichen Vernunft, an die „Macht der Ideen“, welchen der Autor bei manchem Anlass bekannt hat. Er verleugnet nirgends den Glauben an die geistige Wiedergeburt seiner Nation, an die kulturellen Aufgaben und an die Zukunft seines Vaterlandes. Aber in diesem Glauben ist kein Zusatz von Schwärmerei oder dogmatischer Glaubensseligkeit. Die Sucht nach dem Unerreichbaren ist dem Wesen dieses Staatsmannes fremd. Kein Zug desselben erinnert an den Ideologen. Er verliert nie den praktischen Zweck, das erreichbare Ziel aus den Augen. Wo aber die Anknüpfungspunkte und die Grundlagen für die Verwirklichung eines Ideals gegeben sind, wo die Forderung derselben sich aus den als richtig erkannten und durch das Urtheil der Geschichte verificirten Grundsätzen ergibt, dringt er auf die Verwirklichung und legt muthig Hand an die Vorurtheile und Interessen, welche derselben im Wege stehn. Man hat ihn und manchen von seinen hervorragenden Kampfgefährten und Gesinnungsgenossen oft zu den Doctrinären gezählt und damit nur *einen* charakteristischen Zug ihres Strebens und Wirkens bezeichnet, dessen ausschliessliche Berücksichtigung keine wahre und vollständige Charakteristik ermöglicht. In der That, jene Männer haben zunächst die theoretische Discussion der Fragen und Aufgaben, deren Lösung eine unabweisbare Forderung des geläuterten Rechtsbewusstseins war, in Gang gebracht; sie suchten den neuen Ideen durch rege literarische Thätigkeit, durch wissenschaftliche Begründung ihrer Meinungen Eingang zu verschaffen, die Geister zu reformatorischer Thätigkeit vorzubereiten und mit den Waffen der Vernunft zur entscheidenden That zu drängen. Aber die thatsächliche Verwirklichung ihrer Ideale, die praktische Anwendung der Principien, die Durchführung der Reform war ihnen die Hauptsache, in Betreff der Zwecke waren sie keine „Doctrinäre.“

Diese praktische Tendenz eignet auch der politischen und literarischen Thätigkeit August Trefort's. Er darf mit Recht von sich sagen, dass er von Natur und seinem inneren Beruf nach vorwiegend ein „Mann der That“ sei. Aber dieser Hang zur organisatorischen Thätigkeit, zum praktischen Wirken und Schaffen schliesst, wie die Erfahrung lehrt,

eine erspriessliche literarische Thätigkeit nicht aus; wenn auch derjenige, der den Beruf zu praktischer Thätigkeit, zur Durchführung der als richtig erkannten Reformen in sich fühlt, die literarische Arbeit nicht als Endzweck betrachten mag. Die theoretische Thätigkeit gilt ihm nicht als das letzte und höchste, die Wissenschaft selbst nicht als Endzweck, sondern als „wirksames Mittel zur Veredlung des Lebens“, zur Lösung der wichtigsten und höchsten praktischen Aufgaben, zur Verwirklichung der höheren Lebenszwecke. In diesem Sinne ist auch August Trefort bemüht, die Wissenschaft in den Dienst der fortschreitenden Culturentwicklung zu stellen, die Wissenschaft mit dem thätigen Leben in Zusammenhang zu bringen. Das Streben, den Zusammenhang der Wissenschaft mit dem Leben herzustellen, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung für die Gestaltung des staatlichen Lebens zu verwerthen, die Überzeugung, dass die Berathung und Werkführung des Fortschritts zu dem Beruf der Wissenschaft gehört, hängt mit jenem baconischen Zug seiner Denkweise zusammen, welcher ihn die praktische Aufgabe und den Nutzen der Wissenschaft in der Beförderung des Fortschritts der Cultur, in der Mitwirkung an der Lösung der praktischen Lebensaufgaben finden lässt. Diese Tendenz lässt keine doctrinäre Erstarrung zu, aber sie verträgt sich ebensowenig mit dem Cynismus politischer Dilettanten und Praktiker, welche der Mitwirkung der Wissenschaft, der Kenntniss ihrer Ergebnisse enttrathen zu können glauben. Diese Tendenz hängt mit dem Bestreben, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zur Lösung der praktischen Aufgaben zu verwerthen, innerlich zusammen. Es mag dahingestellt bleiben, ob und in welchem Sinne diese Tendenz als Doctrinarismus bezeichnet werden darf.

Das Vorwort des neuesten Buchs von August Trefort ist eine interessante kulturhistorische Skizze, welche manchen Beitrag zur Charakteristik jener denkwürdigen Geschichtsperiode enthält, an deren geistigen Kämpfen sich der Autor mit unermüdlichem Eifer betheiliget hat. Die autobiographischen Daten, welche diese Skizze enthält, werfen manches Streiflicht auf den Entwicklungsgang des Autors und auf die geistige Atmosphäre, in welcher er mit den Besten seiner Zeit für die Sache der Freiheit und des Fortschritts gekämpft hat.

Der Autor gewährt uns einen Einblick in seinen Bildungsgang, in die Einflüsse, welche die Richtung und die Ziele seines Strebens be-

stiminten. Er gedenkt der Schriftsteller, mit welchen er sich in seiner Studienzeit am meisten beschäftigt hat, der Anregung und Förderung, die er zumal dem Studium der französischen und englischen Geschichtschreiber, Denker und Dichter verdankt, der eigenthümlichen Denkweise und Lebensauffassung, welche sich durch diese Studien und den Einfluss seiner Umgebung anfangs in ihm gebildet hatte und welche bald durch die Eindrücke und Erfahrungen einer grossen Reise eine gründliche Umgestaltung erlitten.

Er erzählt uns von der früh erwachten Vorliebe für die nordamerikanischen Institutionen, von dem Verlangen, die Welt jenseits des atlantischen Oceans durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Er erinnert sich mit einem gewissen Behagen der Schwierigkeit, welche sich damals der Ausführung grosser Reisepläne entgegenstellten, der List, durch welche es ihm gelang, sich einen Pass zur Reise in den europäischen Staaten zu verschaffen, des gesellschaftlichen Prestige, der „Position“, welche ihm seine Reisen damals in vaterländischen Kreisen verschafften. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er Deutschland, Frankreich, England, Italien, Russland und die skandinavischen Länder bereiste. Er sagt selbst: er sei als schwärmerischer Jüngling, der an dem Schicksal seines Vaterlandes verzweifelte und sich mit den Thatsachen nicht abzufinden wusste, in die Fremde gezogen und sei als nüchterner junger Mann zurückgekehrt, in dem Welt- und Menschenkenntniss die praktische Auffassung des Lebens geweckt hatte, welche ihn seither auch in den traurigsten Zeiten vor der Verzweiflung an sich selbst und an der Zukunft seines Vaterlandes bewahrt hat. Das Interesse für die bildenden Künste war früh in ihm erwacht. Er hatte sich an den Schöpfungen der bedeutendsten Meister begeistert und seinen Geschmack gebildet. Bald nach seiner Rückkehr fasste er den Plan, einen Kunstverein in seinem Vaterlande zu gründen und wusste seine Gesinnungsgenossen für die Idee und für das von ihm verfasste Programm zu gewinnen, das den ersten Anlass zu weitem Bestrebungen auf diesem Gebiete gab.

Der Autor gedenkt auch seiner alten Kampfgefährten und Gesinnungsgenossen, welche nicht mehr unter den Lebenden weilen. Er widmet insbesondere dem Grafen Aurel v. Dessewffy, welchen die jüngere Generation nur aus seinen literarischen Arbeiten kennt, einen ehrenvollen Nachruf.

Die vorliegende Sammlung enthält auch einen längeren Aufsatz über die „*Histoire du Consulat et de l'empire*“ von Thiers, welchen der Autor im Vorwort als ausgezeichneten Schriftsteller und Staatsmann und als Musterbild des mit politischer Weisheit verbundenen Patriotismus bezeichnet. Über Macaulay, dessen Charakterbild er in einer seiner früher erschienenen akademischen Reden gezeichnet hat, sagt er: es gebe kaum einen Schriftsteller, bei dem so viel Toleranz in kirchlicher und religiöser Hinsicht, mit so viel Liebe zur politischen Freiheit vereinigt ist.

Der Essay über die englische Verfassung, der in dem vorliegenden Bande abgedruckt ist, hängt mit dem in der ersten Sammlung mitgetheilten Essay zusammen. Diese Arbeiten sind Fragmente eines grössern Werkes, dessen Ausarbeitung die politischen Kämpfe und Wirren unterbrochen hatten.

Der Autor erzählt mit einigen Worten die Geschichte dieses leider nicht zum Abschluss gebrachten Werks. Nachdem er im Jahre 1848 von seiner amtlichen Stellung abgedankt und sich ins Ausland begeben hatte, wurde das Haus, in dem sich seine ganze Einrichtung, seine Bibliothek und seine Handschriften befanden, von Ofen aus bombardirt. Seine Bücher und Manuscripte verbrannten. Er sah in diesem Ereigniss einen Fingerzeig des Schicksals, den er dahin deutete, dass er nicht zur literarischen Thätigkeit, sondern viel mehr zur Lösung praktischer Aufgaben berufen sei.

Trefort gibt auch interessante Aufschlüsse über die schutzzöllnerische Bewegung der vierziger Jahre. Er gehörte damals zu den Wenigen, welche den Wahrheitsgehalt und die aktuelle Bedeutung der nationalökonomischen Lehren Friedrich List's unbefangen zu würdigen verstanden. Die Hebung der nationalen Produktivkraft, die Entwicklung und der zweckmässige Schutz vaterländischer Industrie (in den Rahmen eines mit Oesterreich abzuschliessenden Zollbündnisses) galten ihm und seinen Gesinnungsgenossen als unabweisbare Aufgaben. Er schloss sich auch in dieser Frage an Franz Deák an, dessen Standpunkt er gegen den Grafen Stefan v. Széchenyi in einer Reihe von geharnischten Artikeln vertheidigte, welche auch in dem vorliegenden Band mitgetheilt sind. Im Vorwort gedenkt er auch seiner Begegnungen mit Széchenyi, dessen volkswirtschaftliche und politische Velleitäten er mit aller Kraft seines Witzes bekämpfte, dessen Geist und hohes Streben er

gleichwol anerkannte und würdigte. Er sagt über Széchenyi: er sei „einer von jenen Männern, welche in der Geschichte unseres Vaterlandes ewig leben werden. Er besass die Eigenschaft der grossen Männer, jeden Menschen, in welchem er irgend einen Stoff sah, aus dem sich ein nützlicher Mensch formen lässt, zu unterstützen und unter Umständen auszuzeichnen oder — wenn er ihn auf Abwegen zu erblicken meinte — zu tadeln. Er hatte eine instinctive Aversion gegen Alles, was zur Revolution führen konnte. Gleichwol adoptirte er zeitgemässe Ideen und Vorschläge, auch wenn sie von andern kamen, und fügte sie in sein System ein. So gefielen ihm die Doctrinen von der verantwortlichen parlamentarischen Regierung, welche wir (die jüngere Generation) verbreiteten, durchaus nicht. Aber später wollte er sie selbst in Sachen der öffentlichen Arbeiten anwenden. Auf dem Reichstag 1847 legte er besonders auf die Durchführung der städtischen Vota Gewicht, weil er die Reform unserer politischen Institutionen in friedlichen Zeiten nur mit Hülfe derselben durchführen zu können glaubte. Allein die Reform kam unter dem Druck der europäischen Revolution auf andere Weise zu stande, nicht so wie er und viele andre geglaubt hatten.“

Die Sammlung enthält auch einige politische Reden, welche der Autor in der neuesten Aera der Geschichte Ungarns gehalten hat. Der Autor sagt selbst, dass diese Reden die politische Lehre ausdrücken, die er bei jedem Anlass wiederholen will, die Lehre: „dass man den scholastischen Doctrinen entsagen und sich mit den grossen Interessen des Landes beschäftigen müsse, weil das Land *Menschen, Vermögen* und *Intelligenz* benöthige.“

Der erste Theil der Sammlung enthält eine Skizze über die Geschichte des armenischen Klosters in Venedig, einen Aufsatz in Sachen des in Pest zu gründenden Kunstvereins und das vom Autor ausgearbeitete Programm desselben, überdies mehrere literarische und historische Essays. Der zweite Theil enthält volkswirtschaftliche und politische Aufsätze und einige politische Reden.

Ein kleiner (schon 1839 verfasster) Aufsatz: „Betrachtungen über die Geschichtswissenschaft“ enthält manches geistvolle Aperçu über die Aufgabe und Methode der Geschichtschreibung, über die wissenschaftliche Geschichtsauffassung. „Die Geschichtswissenschaft soll über alle confessionellen und nationalen Leidenschaften erhaben sein, sich von möglichst hohen Gesichtspunkten über alle menschlichen Verhält-

nisse verbreiten und das Leben der Völker mit festen Strichen zeichnen . . . Sie soll die Keime und die allmälige Entwicklung der herrschenden Ideen nachweisen u. s. f.“ — Bedeutende Geschichtschreiber sind der liebste Umgang des Autors. Er vertieft sich mit immer frischem Interesse in die politische und sociale Geschichte der modernen Kulturvölker, am liebsten in die Geschichte der beiden grossen Nationen des Occidents, welchen die politische Schulung der europäischen Völker zufiel. Er verweilt gern und lange in denkender Betrachtung bei den Werken von Thierry, Macaulay, Thiers u. m. a. Er nennt Thierry einen jener Geschichtschreiber, „welche den Geist der Thatsachen erfassen, die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden geschichtlichen Lügen ans Licht ziehen und auf diese Weise der Geschichtschreibung einen neuen Weg bahnen.“ — Den Werken Macaulay's bringt A. Tréfört das homogenste Interesse entgegen. Er gehört zu den verständnissvollen Kennern und Kritikern Macaulay's, welche sich in die geistige Eigenart dieses denkenden Geschichtschreibers mit anempfindendem Interesse eingelebt haben. Er charakterisirt die Denkweise und die Leistungen desselben mit dem liebevollsten Verständniss. Die vorliegende Sammlung enthält eine Charakteristik der Essays von Macaulay, deren wissenschaftlichen Gehalt und künstlerische Formvollendung der Autor vollauf zu würdigen weiss. Die Besprechung dieser Essays veranlasst ihn zu einer kurzgefassten Würdigung des Essay im Allgemeinen, als derjenigen „literarischen Form, welche die Vorzüge des Buchs und des kurzgefassten Aufsatzes in sich vereinigt“ und sich vorzüglich zur gedrängten, gründlichen und gemeinfasslichen Darstellung der meisten Gegenstände von wissenschaftlichem und praktischem Interesse eignet. Macaulay ist sicherlich ein Essayist ersten Ranges. Tréfört bezeichnet ihn als den bedeutendsten unter allen. Bei diesem Anlass fällt eine treffende Bemerkung über die Eigenthümlichkeiten des wissenschaftlichen Vortrags englischer Autoren, deren hohe Verdienste der Autor vollauf würdigt, ohne nach Art gewisser Anglomanen die stylistische Meisterschaft und Unfehlbarkeit derselben kritiklos anzupreisen. Man hat sich in manchen Ländern (in neuester Zeit auch in Ungarn, ja in Deutschland selbst) vielfach daran gewöhnt, die englischen Prosaschriftsteller, insbesondere auch die wissenschaftlichen Autoren, als Meister der klassischen Prosa zu betrachten und im Hinblick auf die Unarten deutscher Autoren zur Nachahmung zu empfehlen.

Der Kenner Macaulay's und der englischen Literatur betont mit Recht, dass die stylistische Eigenart jenes Historikers im wohlthuenden Gegensatz zur Vortragsweise vieler englischer Prosaschriftsteller steht. „Die Gebrechen des englischen Vortrags sind Breite (Weitschweifigkeit), übermäßig langes Verweilen bei kleinlichen Dingen, das Versinken in dem Detail, der Mangel einer philosophischen Verbindung der Theile mit dem Ganzen und eine gewisse Nachlässigkeit (Nonchalance). Macaulay hat keinen dieser Fehler.“ Dass die Spitze dieses Urtheils nur die Prosa der wissenschaftlichen Schriftsteller und Publicisten, nicht aber die Prosa der bedeutenden Dichter trifft, bedarf kaum der Erwähnung. Es ist selbstverständlich, dass ein solches Urtheil keineswegs eine Entschuldigung oder Beschönigung der stylistischen Unarten und Gebrechen, deren sich die Schriftsteller andrer Völker rühmen dürfen, involvirt.

Die Besprechung der Geschichte des XVIII. Jahrhunderts von F. C. Schlosser veranlasst den Autor zu einer kurzen Charakteristik dieses Historikers, welche nicht ohne Hinweis auf manche „Zeichen der Zeit“ abgeht, die mehr und mehr Stoff zu ernstem Nachdenken geben. Der Autor weist auf die fortschreitende Nivellirung der Individualitäten, auf das Zunehmen der Gleichförmigkeit und Charakterlosigkeit im Leben und in der Literatur hin. Schlosser gilt ihm als eine rühmliche Ausnahme. Dieser Historiker könne nicht den überaus zahlreichen charakterlosen Schriftstellern beigezählt werden. „Er hat ein eigenes Urtheil über jede Erscheinung, über jede Tendenz, und dies Urtheil ist überall ein gesundes, wenn gleich es nicht immer jeder Absonderlichkeit baar ist. Schlosser besitzt auch die wichtigste Eigenschaft des Geschichtschreibers, die Unbefangenheit. Aber diese Unbefangenheit schlägt nie in Gleichgültigkeit um. Er ist ein Mann des Fortschritts in der edelsten Bedeutung des Worts. . . . Er ist vor allem deutscher Patriot, ohne jedoch die Fehler des deutschen Volks zu beschönigen. Er ist kein Partheimann. Wir ehren diese Eigenschaft in dem Schriftsteller und in jedem, der dem Gebiete der politischen Thätigkeit fern bleibt. Dagegen fordern wir auf dem Feld der politischen Kämpfe ein Andres. Hier ist die Partheilosigkeit, die Skepsis : Schwäche!“

Der Autor bespricht auch die „Histoire de dix ans“ von Louis Blanc (1844), in welcher er nicht nur die Geschichte der constitutionellen Monarchie in Frankreich, sondern auch die unerbittliche Kritik

des politischen Systems findet, das in der Aera 1830—1840 in Frankreich bestand. Bei diesem Anlass formulirt er auch die Postulate, von deren Erfüllung ihm das Gedeihen der constitutionellen Monarchie abzuhängen scheint. Er rechnet es dem Werk Blanc's hoch an, dass es ein „neues Element, das Volk in die Geschichte eingeführt hat.“ — Der Autor erfreute sich von Jugend auf einer nachgerade selten gewordenen Vielseitigkeit der Interesse. Er registrirt und beurtheilt die Leistungen bedeutender Geschichtschreiber, Nationalökonomien und Politiker. Aber auch die geistigen Bewegungen auf andern Gebieten der Wissenschaft und der Literatur entgehen seiner Aufmerksamkeit nicht. Er versäumte es nicht, Auerbach's Dorfgeschichten und D'Israeli's politische Romane bei dem vaterländischen Publikum einzuführen.

Die Besprechung des Romans „*Coningsby*“ von D'Israeli veranlasst ihn zu Betrachtungen über die Tendenzen jener „*new generation*“, für deren Principien D'Israeli eintrat. — Auerbach's Dorfgeschichten bezeichnet er nicht nur als eine künstlerisch vollendete Leistung, sondern auch als ein „Volksbuch“ im wahren Sinne des Worts, als ein „Handbuch“, das alle, die in ihrem Berufe mit dem Volk, mit dem Bauer verkehren müssen, kennen und beherzigen sollten, weil „nur derjenige, welcher das Volk vollständig zu kennen sich bestrebt, auf das Volk einzuwirken vermag.“ Der Fürsprecher und Vertheidiger der wahren und berechtigten Interessen des Volks (und insbesondere des von vielen Krankheiten der Cultur unberührten Landvolks) spricht aus vielen Arbeiten des Autors. Er kennt die guten Eigenschaften des magyarischen Bauernstandes und erwartet von der Tüchtigkeit desselben mehr — als von jenen Gebildeten, welche sich „nur die Fehler und Laster, nicht aber die Tugenden andrer Völker aneignen.“

Die Abhandlung über die *Histoire du consulat et de l'empire* von Thiers, enthält manche treffende Bemerkung über den Geschichtschreiber selbst, über Napoleon und Talleyrand. Die Bemerkungen des Autors über das Verhältniss des Staats zur Kirche sind auch heute von zeitgemässen Interesse. Er verhehlt sich keineswegs die eigenthümliche Natur der kirchenpolitischen Fragen, an welchen mancher bedeutende Politiker gescheitert ist, und er betont, dass es einer Verbindung von ganz besondern Eigenschaften, eines eigenartigen Takts bedarf, wo die erpriessliche Lösung derselben angestrebt wird. Der moderne Staat müsse die Errungenschaften der menschlichen Vernunft, die Gewissens-

freiheit und die Freiheit der Forschung gegen gewaltsame Eingriffe vertheidigen. Aber der besonnene Staatsmann dürfe auch die geistigen Mächte, welche ausser oder neben dem Staate bestehen, nicht ignoriren, sondern er müsse vielmehr diesen Mächten Rechnung tragen und zugleich darauf achten, dass dieselben ihre Grenzen nicht überschreiten.*

Das Fragment über die Entwicklung der englischen Verfassung gibt eine kurze übersichtliche Darstellung der Grundzüge der englischen Verfassung und der Hauptmomente ihrer Entwicklungsgeschichte. In diesem Aufsatz schlägt der Autor einen Ton an, der in den nachfolgenden Arbeiten sehr häufig wiederkehrt. Er protestirt gegen die Aufrechterhaltung aller mittelalterlichen Kastenprivilegien, insbesondere gegen die Steuerfreiheit bevorrechteter Klassen und gegen die Ausschliessung der Steuerzahler von den politischen Rechten. „Ein Land, wo der die gesetzgebende Macht besitzende Bruchtheil des Volks nichts zur Deckung der gemeinsamen Bedürfnisse (der Staatsbedürfnisse) beiträgt, nichts beitragen will, wo in Folge dessen von einem ordentlichen Budget nicht die Rede sein kann, entbehrt der wesentlichsten verfassungsmässigen Garan-

* Die gründliche staatswissenschaftliche Bildung des Autors ist sicherlich die Hauptursache seines klaren und sicheren Urtheils über die wichtigsten Erscheinungen der neuern Geschichte, über die politische, sociale und wirthschaftliche Entwicklung der modernen Culturvölker. Wer diese Entwicklung richtig beurtheilen und den Zusammenhang derselben ändern verständlich machen will, bedarf vor allen Dingen einer umfassenden staatswissenschaftlichen Bildung, einer Fülle von politischen, national-ökonomischen und socialwissenschaftlichen Kenntnissen, ohne welche er über das Detail der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der modernen Culturvölker nicht als Sachverständiger mitsprechen kann. Wer heute vom hohen Standpunkte des politischen Historikers über die Entwicklung der modernen Staaten urtheilen und ändern das Verständniss derselben vermitteln soll, muss mit dem Detail der politischen und volkswirthschaftlichen Fragen vollkommen vertraut sein. Die Kenntniss und genaue Anwendung der Forschungsmethoden, das fleissige und glückliche Durchforschen der Archive, die Bereicherung der Recueils de documents, die Mittheilung ungedruckter Documente, die fleissige Anhäufung neuer Materialien, sind nothwendige und verdienstliche Bemühungen. Aber alle diese Voraussetzungen genügen an sich nicht für die Aufgabe des politischen Historikers der Neuzeit, welcher erwachsenen Menschen das *Verständniss* der modernen Institutionen durch genetische Darstellung vermitteln soll. Dieser Aufgabe ist ein Historiker ohne vollständige staatswissenschaftliche und politische Schulung nie völlig gewachsen.

ten . . . Wo die steuerzahlende Klasse keinen Einfluss auf die Gesetzgebung hat, da ist die verfassungsmässige Freiheit leerer Schall.“ Dieser Aufsatz erschien schon im Jahre 1845. Der Autor hatte auch in den folgenden Jahren hinreichende Gelegenheit, die bevorrechteten Klassen (die Adligen) zur Erfüllung jener Grundbedingung des verfassungsmässigen Staatslebens, der *conditio sine qua non* eines modernen Staatswesens aufzufordern.

In einem kleinen, mit polemischer Verve und nicht ohne Humor geschriebenen Aufsatz über den Adel sucht der Autor die völlige Nichtigkeit und Grundlosigkeit des Anspruchs auf politische Vorrechte, auf eine politische und privatrechtliche Sonderstellung des Adels darzuthun und zu zeigen, dass dem Adel in dem modernen Rechtsstaat, in einem constitutionellen Staatsleben bestenfalls eine sociale Sonderstellung, keinesfalls aber eine politische Superiorität zukomme. Er drückt in diesem (im J. 1845 erschienenen) Aufsatz die feste Überzeugung aus, dass die politischen Vorrechte und zumal die Steuerfreiheit des Adels in kürzester Zeit aufhören müssen und aufhören werden. Und die Ergebnisse haben seine Voraussagung bald bestätigt.

Bei der Besprechung des *Cours d'économie politique* von Michel Chevalier, dessen geistige Selbstständigkeit und selbsteigene Leistung der Autor einigermassen zu überschätzen scheint, fällt er manches selbstständige Urtheil über volkswirtschaftliche Zeit- und Streitfragen von principieller Bedeutung. Mit Bezug auf die Interessen seines Vaterlandes erklärt er die Erhaltung und Sicherung der staatlichen Selbstständigkeit für die erste und wichtigste Aufgabe, deren Lösung vor allem von der Hebung der *nationalen Productivkraft* abhängt. „Da die Verbreitung des Wohlstandes aus der Zunahme der Productivkraft der Gesellschaft folgt, muss die Gesellschaft die Vergrösserung der Production anstreben. Die Bedingungen der Zunahme der Production aber sind: Verkehrsmittel, Creditanstalten und der Fachunterricht (Fachbildung).“ Der Autor erörtert ziemlich eingehend die Bedeutung eines richtig angelegten Eisenbahnnetzes und eines guten Canalisations-systems für die Hebung der Productivkraft des Volkes. Obgleich sich seither vieles verändert hat und manches seiner Postulate realisirt worden ist, enthalten seine Ausführungen manchen Gedanken der auch heute nicht ohne aktuelles Interesse ist.

In einer grösseren Abhandlung über „die materiellen Interessen“

erörtert der Autor die nächsten und wichtigsten Aufgaben einer zielbewussten Volkswirtschaftspolitik in Ungarn. Er zeigt vor allen, dass die Pflege der materiellen Interessen eine Grundbedingung jeder gesunden politischen Entwicklung, der freiheitlichen Institutionen und des geistigen Aufschwungs einer Nation sei, und bekämpft jene asketische Auffassung, welche in der Sorge für die Hebung des eigenen und des allgemeinen Wohlstandes ein Hinderniss der höheren geistigen Entwicklung und der Wertschätzung idealer Güter findet, mit aller Kraft seines Witzes. „Indem der Wohlstand den Menschen unabhängig macht, erweckt er edles Selbstbewusstsein, Sittlichkeit und Vaterlandsliebe; denn nur derjenige, welcher an den Gütern und Wohlthaten der socialen Gemeinschaft Theil hat, bestrebt sich, das Wohl seines Vaterlandes zu fördern.“

Trefort ist kein *laudator temporis acti*. Aber er verhehlt sich auch die traurigen Folgen und Begleiterscheinungen des modernen Productionssystems, die Gefahr drohenden Übel, welche das jetzige wirtschaftliche System zeitigt hat, keineswegs. „Doch es ist das Verhängniss des Menschengeschlechts, nichts Vollkommenes schaffen zu können. Der Fabrikant und der Grossproducent schliessen den Handarbeiter (das Kleingewerbe), den Kleinbesitzer und den Bauer von der Concurrenz aus. Handelskrisen (wie die amerikanische) unterbrechen die Fabriksarbeit. Das Loos des Arbeiters ist ungewiss und schwankend, und derjenige, welcher seine Familie durch seiner Hände Arbeit nährt, wird erwerbslos, dem Hunger preisgegeben; denn er vermag nur wenig zu ersparen, da ihm kein Antheil an dem Unternehmergewinn gewährt wird. Seine Kinder verbringen ihren Lebensfrühling freudlos, zwischen düsteren Wänden, bei schwerer Arbeit, bei welcher Leib und Seele welken. Die Agiotage-Wuth füllt die bodenlosen Säcke der Wucherer auf Kosten der mittelmässigen Vermögen.“ Wahrlich der Autor gehört nicht zu jenen optimistischen Lobrednern des gegenwärtigen Industriesystems, welche nicht müde werden, zu erörtern: „Wie wirs doch so herrlich weit gebracht!“, welchen die gesteigerte Production der Güter alles, die Menge trauriger und besorgniserregender Begleiterscheinungen nichts bedeutet. Er ist kein Anhänger jener bequemen und leichtlebigen Politik, deren ganze Weisheit sich in dem tiefsinnigen Princip „*laissez faire, laissez aller*“ ausdrückt, deren Methode im Schliessen der Augen und im Ignoriren der schwersten Probleme besteht und de-

ren letzte Wort das „Après nous le déluge“ ist. Es liegt ihm fern, sich selbst oder andre über die vorhandenen Übel und Gefahren zu täuschen. Er sieht die Übel und er bemüht sich, die Ursachen derselben zu erkennen und ans Licht zu ziehen. Aber er hält dieselben nicht für unheilbar, er findet die Ursache derselben nicht in dem inneren Wesen des modernen Industriesystems, sondern in der Unvollkommenheit der bisherigen Durchführung. Er hält jene Übel für Hemmungsmomente, für Entwicklungsstörungen, welche durch fortschreitende Vervollkommnung des Systems beseitigt werden könnten.

Der Autor bespricht die Bedingungen einer nachhaltigen Hebung der einheimischen Industrie und bestimmt zumal die Aufgaben auf dem Gebiete des Verkehrswesens. Dagegen ist er auf manche andre zeitgemässe Aufgabe der Socialpolitik bei diesem Anlass nicht eingegangen. Doch steht er nicht an, eine allgemeine Erhöhung des *standard of life* und die Berufung der grossen Mehrzahl der Menschen, welche jetzt noch auf einer sozusagen thierischen Stufe steht, zu den höheren Gütern der Cultur als ein erreichbares Ziel derselben zu bezeichnen. Er glaubt an die künftige Durchführung dieses Postulats. Die Zeit derselben „muss nach dem durch die Geschichte bestätigten Gesetz des Fortschritts kommen.“

In der Abhandlung „über die materiellen Interessen“ entwickelt der Autor auch ein Programm in Sachen der staatlichen Ablösung der Frohdienste. Es war ihm hiebei zuvörderst um die zweckmässige, wirthschaftliche Verwerthung der (im Rahmen des abgelebten Urbarial-Systems grösstentheils nutzlos vergeudeteten) Arbeitskräfte zu thun. Bei diesem Anlass kommt ein socialpolitisches Postulat von principieller Bedeutung, dessen Tragweite allerdings hier nicht näher bestimmt wird, zur Geltung. „Es ist die Aufgabe des Staats, den Fortschritt zu fördern und seine Richtung zu bestimmen, *der Anwalt der (wirthschaftlich) Schwachen und Hülflosen zu sein.*“ . . . Der Autor fordert auch die Aufhebung des hergebrachten Processualsystems, eine Regelung der mit den modernen Rechtsgrundsätzen unvereinbaren, der festen eigenthumsrechtlichen Grundlage und der Sicherheit (etwaigen, von unvordenklicher Zeit datirenden Ansprüchen gegenüber) entbehrenden Besitzverhältnisse, und die Aufhebung der Aviticität und der Steuerfreiheit der adeligen Güter. Er warnt seine Landsleute vor den Auswüchsen des Industrialismus. „Benützen wir die Erfahrungen andrer Nationen ;

hüten wir uns davor, eine Klasse von Proletariern zu erziehen, welche bald eine Armengesetzgebung nöthig machen und mit der Zeit den Bestand der Gesellschaftsordnung bedrohen würde.“

Eine der interessantesten und dankenswerthesten Gaben der Sammlung ist der Essay „über das Besitzrecht in Ungarn“, in welchem der Autor die höchst eigenthümlichen Besitzverhältnisse und eigenthumsrechtlichen Grundsätze, welche in dem vormärzlichen Ungarn bestanden, mit festen Strichen charakterisirt, die Existenzberechtigung derselben der einschneidendsten Kritik unterzieht, die unabweisbare Nothwendigkeit einer radicalen Reform der Besitzverhältnisse und des Eigenthumsrechts zur Evidenz beweist und concrete Vorschläge in Betreff des *modus procedendi* macht.

Auch der Essay „über das Erbrecht“ enthält sehr interessante Aufschlüsse über die privatrechtlichen Anachronismen, mit welchen erst in jener Sturm- und Drangperiode der Reformen aufgeräumt wurde. Auch in diesem Essay tritt der Autor für die Durchführung der Forderungen des modernen Rechtsbewusstseins ein. Auch hier ist er ein Vorkämpfer der Ideen, welche im modernen Rechtsstaat verwirklicht sind, auch hier fordert er die Durchführung der liberalen und demokratischen Institutionen, in welchen er die Bürgschaft des Fortschritts, des Wachstums der Cultur, der Lösung der grossen socialen Aufgaben des Zeitalters erblickt. Er kämpft gegen das Überhandnehmen und die Begünstigung der Majorate und Fideicomisse, welche mit der politischen Sonderstellung und den Vorrechten des Adels fallen sollen, zumal aber gegen die Beschränkung der Testirfreiheit. „Das Testament ist die höchste Manifestation des individuellen Willens . . . das Recht zu testiren ist ein Attribut des Eigenthums, ohne welches es aufhört, Eigenthum zu sein. Da aber das Eigenthum den Schutz des Staats genießt und ein Theil des Volksvermögens ist, hat der Staat das Recht, die Grenzen zu bestimmen, bis zu welchen die Befugniss des Individuums, über seine Güter zu disponiren, reichen darf. Wie er einerseits Fideicomisse und Substitutionen in infinitum nicht zulassen kann, so kann er andererseits fordern, dass der Vater für seine Kinder Sorge und gezwungen sei, denselben einen Theil seines Vermögens zu hinterlassen.“

Der Autor hat es verstanden, seinen Standpunkt und seine Forderungen gegen die Publicisten der conservativen Parthei mit grosser Schlagfertigkeit zu vertheidigen. Es fehlte ihm nicht an dem Muth der

eigenen Überzeugung. Und dieser hat gewiss seine Wirkung ebenso wenig verfehlt, wie die Kraft seiner Argumente. Darum waren seine Arbeiten in jener Zeit der Gährungen und geistigen Kämpfe besonders geeignet, die Geister für die grossen Aufgaben der Zukunft zu schulen und zu entschlossenem Beginnen, zu „männlichem Wagen“ anzueifern.

In einigen geharnischten Artikeln weist der Autor die Lebensunfähigkeit des Systems der *Aviticität* nach, auf dem das Grundeigenthumsrecht in Ungarn noch in den vierziger Jahren beruhte. Nach dem Grundsatz dieses Systems war die Familie, das adelige Geschlecht der wahre Eigenthümer, das Individuum wurde nur als Nutzniesser aufgefasst. Allein dieses System hatte sich vollständig überlebt und es fehlte nicht an Hinterpfortchen und casuistischen Kniffen, durch welche man dasselbe ausspielte. Der Autor wollte nichts von problematischen Compromissen und halben Massregeln hören, sondern ging unerschrocken aufs Ziel los. Er verlangte rundweg die Beseitigung des ganzen Systems, das er im modernen Staat für einen unhaltbaren Anachronismus hielt, und bezeichnete die concreten Massregeln, deren es zur Schaffung solider, nicht unablässig durch ein frivoles Processualsystem gefährdeter und in Frage gestellter Besitzverhältnisse bedurfte.

In einer schwungvollen, mit fast allzuviel polemischer Verve ausgeführten Streitschrift, verstand es der Autor die volkswirtschaftlichen Tendenzen Franz Deák's und den von ihm angeregten Industrieschutzverein mit glücklichem Geschick und gründlicher Sachkenntniss gegen die Angriffe des Grafen Stefan Széchenyi zu vertheidigen, welcher sich anscheinend von den Vorurtheilen der „klassischen“ Nationalökonomie nicht loszureissen vermochte und sich in der Polemik nicht der glücklichsten Argumente bediente. Dagegen fehlt es den scharfsinnigen Argumentationen des Autors nicht an überzeugender Kraft. Seine Ausführungen zeugen von genauer Kenntniss der wirtschaftlichen Zustände und Bedürfnisse seines Vaterlandes. Die Einwirkung Friedrich List's, die sichere Erfassung des wahren Kerns seiner Theorie zeigt sich auch in dieser Arbeit des Autors. Gegen die Annahme des berühmten Gegners, dass der Industrieschutzverein die magyarische Nationalität beeinträchtigen werde (da die Gewerbetreibenden grösstentheils andern Volksstämmen angehörten), verwahrte sich der Autor auf das entschiedenste. „Wir aber glauben, dass nichts die Kraft der magyarischen Na-

tionalität mehr erhöhen werde, als die fortschreitende Entwicklung der Productivkraft des Landes. Die Nationalitäten haben in unserem Zeitalter keinen ärgern Feind als die Armuth, die Unwissenheit, die Knechtschaft; was diese Übel vermindert, das bietet auch die besten Bürgschaften für die Erhaltung der Nationalität!“

Trefort hat auch einen Cyklus von Aufsätzen, welche im Jahre 1847 unter dem Titel „Unsere nächste Aufgabe“ erschienen sind, in die gegenwärtige Sammlung aufgenommen. Diese Aufsätze sind von historischem Interesse, insoweit sie zeigen, welcher Ausdauer, welcher hartnäckigen Energie, welcher Schärfe und Eindringlichkeit der Argumentation es damals bedurfte, um die öffentliche Meinung für die entschiedene und beschleunigte Durchführung zeitgemässer Reformen, der unabweisbarsten Forderungen des Rechtsbewusstseins zu gewinnen, und um die bevorrechteten Klassen zu verständigem Nachgeben und rechtzeitigem Handeln zu veranlassen. Der Autor ward nicht müde, die Aufhebung der unhaltbaren Privilegien, der nachgerade zum öffentlichen Ärgerniss gewordenen Steuerfreiheit des Adels und die Durchführung eines soliden Finanzsystems zu urgiren. Bei jedem Anlass ruft er den Privilegirten sein „*Ceterum autem censeo*“ zu: Steht dem Emporblühen des Vaterlandes, der gesunden Entwicklung des Volkslebens, der Freiheit und dem Fortschritt nicht im Wege! Raft euch aus eurer Indolenz und Unthätigkeit auf, um die Zukunft des Vaterlandes zu sichern! Erfüllt die Grundbedingungen, ohne welche kein modernes Staatswesen bestehen kann! Entsaht vor Allen den Rudimenten einer abgelebten Kultur, den unhaltbar gewordenen Privilegien und betheilt euch an den Lasten und Opfern, welche das Vaterland fordert. Zahlt Steuern! Und nach jahrelangen Kämpfen wird der Autor des trockenen Tons der Beweisführung satt und lässt bisweilen dem Humor, den die Indolenz und das fatalistische Abwarten der interessirten Kreise immer von neuem erregen, und der dem begeisterten Vorkämpfer der Ideen eines neuen Zeitalters eben darum oft abhanden zu kommen droht, munter die Zügel schiessen. Wie Saint Simon sich allmorgens zurufen liess, er habe grosse Dinge zu vollführen; — so glaubte der ungarische Publicist, der privilegirten Klasse immer wieder zurufen zu müssen: Erfüllt eure Pflicht und zahlt Steuern! Und „wie der Muezzin vom Minaret herab die Gläubigen zur Gottesanbetung auffordert“, so erinnert der Publicist alle Mitglieder jener Klasse an die Erfüllung ihrer menschlichen Pflichten,

welche „der Gottesanbetung am nächsten kommt“ . . . Wahrlich, der Autor hat seine einmal übernommene publicistische Pflicht in jener Übergangszeit mit unermüdlichem Eifer und gewissenhaftem Ernst erfüllt. Sein Bemühen war nicht vergeblich. Die geistigen Kämpfe jener Zeit verliefen nicht resultatlos. Das Ergebniss derselben war der Sieg der neuen Ideen, zu deren eifrigsten Vorkämpfern Trefort gehörte, zu deren Verbreitung die Kämpfe jener kleinen Schaar streitbarer „Doctrinäre“, welcher der Autor angehörte, nicht wenig beigetragen haben. Wenn ein späterer Geschichtschreiber mit jener Objectivität, welche durch die zeitliche Entfernung bedingt ist, das Charakterbild jenes Zeitalters zeichnen wird, wird er auch den Leistungen der Männer, welche sich um die politische Schulung jener Generation verdient gemacht haben, gerecht werden müssen.

Im letzten Theil der Sammlung sind einige politische Reden mitgetheilt, welche der Autor in der „Zeit der Umgestaltung“ (1861—1865) und in der neuen Aera des Staatslebens — nach den letzten Reichstagswahlen (1881) — gehalten hat.

Trefort hat auch nach dem misslungenen constitutionellen Experiment im Jahre 1861 den Muth nicht sinken lassen. Er hat auch in den trübsten Zeiten den Glauben an den Sieg der neuen Ideen und der nationalen Sache nicht verloren. Er war immer bemüht, diesen Glauben auch in andern zu beleben und zu befestigen. Die ungarischen Freiheitskämpfe erschienen ihm als ein Moment in dem grossen Freiheitskampf der europäischen Kulturvölker. Er verzweifelte nie an dem glücklichen Ausgang dieses Kampfes, der „sein Ziel erreichen wird aller Vergewaltigung zum Trotze!“ Es ist etwas schönes um den festen Glauben an den Fortschritt, an den Sieg des Rechts, an eine bessere Zukunft der Menschheit. Dieser Glaube beseelt und durchwärmt alle Arbeiten des Autors. In diesem Glauben wurzelt die geistige Lebensenergie, mit welcher er die Verwirklichung seiner Ideale angestrebt und auf dem Gebiete des praktischen Wirkens mehr als einmal erreicht hat. „In dieser Welt beruht alles auf dem Glauben.“ Darum ermahnt der Autor seine Gesinnungsgenossen: „Harren wir aus, verzagen wir nicht, seien wir energisch und besonnen! Die nationale Sache muss und wird triumphiren!“ Und bald darauf: „Wir haben keinen Grund an der Zukunft zu verzweifeln; die Zeit ist dem Recht und der Freiheit günstig! . . . Eines aber thut Noth: Geduld haben und warten kön-

nen.“ — „Nur in Bezug auf fundamentale Rechte darf niemals an Transactionen oder Compromisse gedacht werden“ . . . Und schon nach wenigen Jahren vermochte der Autor, darauf hinzuweisen, dass die Thatsachen seinen Glauben gerechtfertigt haben und dass der verheissene Tag gekommen ist. Als er 1865 vor seinen Wählern erscheint, erklärt er sich von neuem mit der Politik Franz Deák's solidarisch. Er tritt für den Dualismus, für die gegenwärtige staatsrechtliche Gestaltung der Monarchie ein. „Der Dualismus ist für die österreichische Monarchie ein Naturgesetz.“ Er tritt von neuem für die Ideen ein, für deren Verwirklichung er immer gekämpft, an deren gutes Recht und an deren Sieg er zeitlebens geglaubt hat.

Die letzten Reden, welche die vorliegende Sammlung enthält, zeigen uns, dass die Flucht der Jahre das politische Glaubensbekenntniss des Autors nicht erschüttert hat. Nun ist es ihm möglich, in diesen Reden auf den zurückgelegten Weg, auf die überstandenen Kämpfe mit einer gewissen Befriedigung zurück zu blicken. Denn er gehört zu den Glücklichen, welchen es vergönnt ist, manche Idee, für welche sie gekämpft haben, verwirklicht zu sehn, ja manches Princip, für das sie in Freud und Leid eingetreten sind, selbst in die Wirklichkeit einführen zu können. Glücklich, wer nicht nur auf das Urtheil der Nachwelt hoffen, sondern auch sich selbst sagen darf, dass er nicht vergeblich gelebt, nicht vergeblich für die Sache der Freiheit, des Rechts, des Fortschritts gekämpft hat, wer die Verwirklichung der Ideen, für die er sich in jungen Jahren begeistert, erleben und durch sein eigenes Schaffen und Wirken herbeiführen kann. A. Trefort ist einer von diesen Glücklichen, welche selbst ihre Saat aufgehn und ein neues Geschlecht die Früchte ihrer Arbeit, die Errungenschaft ihres Strebens geniessen sehn. Aber ihm ist der Fortschritt eine unendliche Aufgabe. Er kennt kein betrachtendes Verweilen bei den bisherigen Errungenschaften. Er mag nicht bei dem Geleisteten stillstehn; sondern er beschäftigt sich immer mit neuen Aufgaben, deren Lösung er für die Bedingung fortschreitender Entwicklung hält. Und er ist entschlossen, die Lösung derselben zu unternehmen, an der Lösung mancher neuen Aufgabe des Zeitalters thatkräftig mitzuwirken.

Vor einem Jahrzehnt hat der Autor die Leitung des ungarischen Unterrichtswesens übernommen. Manche Reform, manche neue Schöpfung auf diesem Gebiete legt lebendiges Zeugniss von seiner organi-

satorischen Thätigkeit ab. Er blickt nicht ohne Befriedigung auf die Ergebnisse des letzten Decenniums zurück. Denn er darf sich sagen, dass in dieser Zeit die Culturarbeit der Nation in mancher Hinsicht nachhaltig gefördert worden ist und dass manche Bedingung des geistigen Aufschwungs geschaffen wurde. Aber der Autor weiss selbst am besten, dass der gegenwärtige Stand der Dinge noch manches zu wünschen übrig lässt, dass noch manche grosse Aufgabe zu lösen ist. Und er hat auch den Willen und den Muth, die Lösung derselben zu unternehmen. Er setzt die begonnene Arbeit mit unverminderter geistiger Lebensenergie fort. Jeder quietistische Zug ist seinem Wesen fremd. Er gehört zu den strebensfreudigen, schaffenslustigen Geistern, welche „im Weiterstreiten Qual und Glück“ finden, welche nicht müde werden, für die Sache, in deren Dienst sie ihr Leben gestellt haben, zu kämpfen und zu wirken.

Die jüngere Generation kann Vieles aus seinen Arbeiten lernen. Es ist nur zu wünschen, dass sie seine Lehren auch beherzige und durch Thaten bewähre, dass sie *gleich ihm die idealen Güter der Menschheit hoch halte* und dem Vaterlande die Segnungen der Cultur, der Freiheit, der Bildung zu sichern bemüht sei.

F. v. M.-B.

ZUR GESCHICHTE DER GRANER DIÖCESE.*

Der ungarische Klerus, dessen Patriotismus, Bildung und aufgeklärter Geist diese Zeitschrift öfter Gelegenheit hatte hervorzuheben, hat auch der vaterländischen Geschichtschreibung zu allen Zeiten bedeutende Dienste geleistet. Von der Zeit der Chroniken und Legenden gar nicht zu reden, haben im XVI. Jahrhundert die Primase Oláh und Verancsics, sowie der Bischof Forgách bedeutende Geschichtswerke geschrieben. Im XVII. Jahrhundert entfaltet der Jesuit Hevencsy in den Archivforschungen, seiner Zeit vorweiland, eine beispiellose Thätigkeit,

* *Monumenta Ecclesiae Strigoniensis. Jussu et sumptu . . . Joannis Card. Simor Principis Primatis Archiepiscopi Strigoniensis, ordine chron. disposuit, dissertationibus et notis illustravit Dr. Ferdinandus Knauz* Eccl. Metr. Strigon. Canonicus. Tomus secundus. 1273—1321. Cum. 6 tabulis lithographicis et 14 sigillis signo incis. Strigonii. 1882. 4°. XLIX et 883 p. — Der erste Band (979—1273) ist 1874 erschienen. XLVIII und 688 Seiten.

während der Jesuit Inkoffer eine grossangelegte Kirchengeschichte beginnt. Im XVIII. Jahrhundert weist dieser Orden eine Reihe glänzender Namen als Geschichtsforscher und Schriftsteller auf: Kaprinay, Kazy, Thúróczy, Pray und Katona. Des letzteren monumentales Werk, seine 42-bändige „*Historia Critica Regni Hungariae*“ ist auch heute ein unentbehrliches Quellen- und Hülfsbuch, gleichwie der vom Domherrn Georgius Fehér in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts aus eigenen Mitteln edirte, ebenfalls 42-bändige „*Codex diplomaticus*.“ Den neuen Geist der Geschichtsschreibung hat zuerst der Pauliner *Virágh* in unsere Literatur eingebürgert, und ebenfalls ein Mann der Kirche, der Bischof *Michael Horváth*, ist es gewesen, der die sämmtlichen Ergebnisse der neuzeitlichen Forschungen aufarbeitend, seiner Nation ihre Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage in 14 Bänden darbot.

Wir sprechen blos von den leitenden Männern und schweigen von den Lebenden.

Es ist sehr natürlich, dass der hohe Clerus, indem er die politische Geschichte seines Vaterlandes begründet und unablässig weiterfördert, auch die Aufhellung der Vergangenheit seiner eigenen Kirche nicht vergisst, welche ohnehin mit der nationalen Geschichte in engem Verbande steht.

Während die theologische Literatur in Ungarn unbegreiflicher Weise stockt, zeigt sich auf dem speciellen Gebiete der Kirchengeschichte in keinem Lande eine so erfreuliche Thätigkeit wie bei uns.

Einen namhaften Beleg dafür weisen wir in dem monumentalen Werke auf, dessen Titel in der Anmerkung zur Überschrift dieser Zeilen steht.

Der von seiner liberalen Förderung der Wissenschaften und Künste bekannte Graner Kardinal-Erbischof *Johann Simor*, hat einen seiner gelehrten Domherrn *Ferdinand Knauz* mit der Sammlung und Veröffentlichung der auf die Geschichte des Graner Erzbisthums bezüglichen Denkmäler betraut.

Die Wichtigkeit und Ausdehnung dieser Aufgabe kennzeichnet schon der Umstand, dass der uns vorliegende, 115 Bogen füllende Band nicht ganz sechzig Jahre aus der Geschichte des Erzbisthums umfasst. Von der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts angefangen nämlich bewahren sowohl das Graner erzbischöfliche und Capitular-Archiv, als

auch die übrigen Archive des Landes, eine grosse Menge von Original-Urkunden, welche auf die politische und kirchliche Thätigkeit, die Kämpfe und Fehden der Erzbischöfe, sowie auch auf die besitzrechtlichen Verhältnisse des Erzbisthums ein volles Licht werfen.

Die kirchlichen Zustände des mittelalterlichen Ungarns verdienen gewiss in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber dieser Zeit. Die Wellen aller jener Ideen-Bewegungen und Interessen-Kämpfe, welche das westliche Europa beschäftigten, reichten auch nach Ungarn herein, wo sie sich in vielfacher Hinsicht in eigenthümlicher Form äussern, nicht allein wegen des besonderen Charakters der Nation, sondern hauptsächlich wegen jenes besondern Verhältnisses, welches sich zwischen der Krone und der römischen Curie in Folge davon entwickelte, dass der Pabst Sylvester II. den König Stephan den Heiligen und seine Nachfolger mit der ganzen Fülle der *apostolischen Rechte* bekleidete.

Der Werth und die Brauchbarkeit des vorliegenden Werkes wird dadurch erhöht, dass es nicht eine blosse Urkundensammlung ist. Es macht uns in gründlich ausgearbeiteten Abhandlungen mit dem Lebensverhältnisse und dem Wirken der einzelnen Erzbischöfe bekannt, und gruppirt das Urkunden-Material in einer Weise, welche dessen Ausbeutung erleichtert.

Sowie das Werk die Mittheilung der Urkunden anbelangend die strengste diplomatische Genauigkeit kennzeichnet, ebenso wird die Reinheit der Sprache in den Einleitungen und Abhandlungen von Neuem den guten Ruf rechtfertigen, welchen der ungarische hohe Clerus durch seine Vertrautheit mit der lateinischen Sprache zur Zeit des vatikanischen Concils erwarb.

Das Werk ist durch xylographische Nachbildungen der bedeutenderen Urkunden und Siegel illustriert, was die Pfleger der mittelalterlichen Diplomatie und Sphragistik gewiss mit Dank aufnehmen werden.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— In der volkswirtschaftlichen und statistischen Kommission der Akademie am 1. November hielt zunächst Professor JULIUS KAUTZ einen Vortrag über *die Finanzen der europäischen Staaten*.

Der *Vortragende* bespricht zunächst die Schwierigkeiten der vergleichenden Finanzstatistik und gedenkt namentlich der diesbezüglichen Verhandlungen auf dem in Wien abgehaltenen internationalen statistischen Kongress. Er nimmt als Basis seines Vortrages die auf das Jahr 1881. bezüglichen Budget-Daten. Der Vortragende theilt sowohl die absoluten, wie die relativen, auf den Kopf der Bevölkerung reduzierten Ausgabenziffern mit, und liefert den Nachweis, dass unser Vaterland, so wie in anderen wichtigen volkswirtschaftlichen Beziehungen auch in Hinsicht der Ausgaben zwischen den Extremen eine Mittelstellung einnimmt. Die Verwaltungs-Ausgaben im weitern Sinne werden perzentuell zu den Gesamt-Ausgaben der einzelnen Staaten verglichen, und auch auf die einzelnen Elemente, aus welchen die Ausgaben zusammengesetzt sind, detaillirte Folgerungen gezogen. Insbesondere werden die Ausgaben für Hofstaat, Parlament, Auswärtiges, Wehrkraft, Staatsschulden der europäischen Staaten mit einander verglichen und Ungarns Stellung in der Vergleichsreihe fixirt. Die Staats-Einnahmen werden in gleicher Weise betrachtet. Eine Vergleichung der Einnahmen mit den Ausgaben zeigt, dass Spanien, Russland und Oesterreich-Ungarn in der Regel mit Aufnahme von Anlehen wirtschaften muss, während in Deutschland, Belgien, Holland, Skandinavien, England, der Schweiz, Frankreich und Italien nahezu Gleichgewicht im Staatshaushalte herrscht, in den Vereinigten Staaten von Amerika aber ein Ueberschuss von jährlichen 160.000,000 fl. der Einnahmen über die Ausgaben zur Schuldtilgung verwendet werden kann. Die Analyse der einzelnen Bestandtheile der Einnahmen, insbesondere die Betrachtung des Verhältnisses der direkten zu den indirekten Steuern gaben dem Vortragenden zu sehr interessanten Betrachtungen Anlass. Von seinen Bemerkungen verdienen speziell die Ausführungen des Verfassers über das Tabaksmonopol hervorgehoben zu werden. Der Vortrag schliesst mit einem charakteristischen Ausspruche des ehemaligen Ministers Schöffle über Ungarns Finanzen, welcher bei voller Anerkennung für

die Opferwilligkeit der Bevölkerung doch auch die Schwierigkeiten der Finanzlage des ungarischen Staates hervorhebt.

Hierauf folgte ADOLF FENTVÉSSY'S Vortrag : *Der Gemeindehaushalt der Hauptstadt Budapest.*

Viel diskutirt wird im Auslande und auch bei uns, namentlich in der Hauptstadt darüber, dass die auffallende Steigerung der Gemeindelasten nicht so sehr durch die eigentlichen Gemeinde-Aufgaben, als vielmehr durch die Ueberwälzung staatlicher Funktionen auf die Gemeinden, herbeigeführt worden sei. In Deutschland bildet diese These seit Jahren den Gegenstand der öffentlichen Diskussion und eine Auszweigung der Bismarck'schen Finanzpläne ist eben die Frage : wie den durch direkte Steuern und Schulden überlasteten Gemeinden wirksam geholfen werden könnte? Die preussische Regierung liess zur Klarstellung der Finanzverhältnisse der Gemeinden eine statistische Aufnahme über die Zustände in dem Zeitraume von 1869 bis 1876 vernehmen. Das solehermassen gewonnene Material nahm der Rath im preussischen Ministerium des Innern Herrfurth auf und auf Grund dieser Publikation entstand dann in Deutschland eine ganze Literatur. Bei uns existirt eine Statistik über die finanziellen Verhältnisse der Gemeinden nicht; Studien lassen sich nur auf der Basis des zehnjährigen Haushaltes der Hauptstadt machen, zu welchem Behufe acht Jahre Schlussrechnungen (von 1874—1881) und zwei Jahres-Budgets (1882—1883) zur Verfügung stehen. Zur Beurtheilung der aufgeworfenen Frage ist der Haushalt der Hauptstadt aber auch schon darum geeignet, weil eben hier behauptet wird, dass in Folge legislatorischer und gouvernementaler Verfügungen der Aufwand der Kommune in solch auffälliger Weise sich erhöht hätte.

Von der ungleichmässigen Steigerung der Einnahmen und Ausgaben der preussischen Städte zeugen die folgenden Daten : In der bereits erwähnten siebenjährigen Periode von 1869—1876 betrug per Kopf der Bevölkerung die Steigerung der Steuer-Einnahmen in Berlin 53·2, die der gesammten Ausgaben 253·7%. In Köln belief sich die Steigerung bei den Steuer-Einnahmen auf 78·8, bei den Ausgaben auf 133·3%. In Folge dessen erhöhten sich auch in grossem Masse die Schulden der Städte und das zur Tilgung derselben erforderliche Zinsen- und Amortisations-Erforderniss. Die auf die Gemeinden entfallenden staatlichen Ausgaben, hieher auch die für die Polizei gerechnet,

zeigen eine ansehnliche Erhöhung. In Berlin hob sich unter diesem Titel die Ausgabe von 2'15 Mark auf 3'87, in Köln von 0'98 auf 2'62, in Frankfurt a. M. von 2'46 auf 4'18 Mark. Eine noch grössere Erhöhung indess zeigt sich bei den meisten Städten in Hinsicht der im engeren Sinne genommenen Gemeinde-Ausgaben. Es genügt, diesfalls einige auf Berlin bezügliche Daten anzuführen. Für Strassen, Kanalisierung, Pflasterung, Reinhaltung, Beleuchtung u. s. w. hob sich per Kopf der Bevölkerung die Gemeindegeldschuld von 3'7 auf 16'6 Mark, der Etat für das Armenwesen von 4'9 auf 5'2, der Schulaufwand von 4'2 auf 8'8 Mark. Aus diesen und anderen Faktoren (der Vortragende detaillirt dieselben) zieht Herrfurth den Schluss, dass die Ueberlastung der preussischen Gemeinden nur zum geringsten Theile legislatorischen Verfügungen entspringe, wengleich nicht zu leugnen, dass durch derartige Dispositionen die Gemeinden einiger früherer Einnahmen beraubt wurden; — sondern es entsprangen die grossen Lasten aus der natürlichen Entwicklung der Gemeinde-Funktionen, deren Erträglichkeit durch eine bessere Theilung der staatlichen und Gemeindesteuern und durch eine bessere finanzielle Ausnützung der Gemeinde-Institutionen möglich zu machen wäre.

In Budapest besteht die Klage schon seit Langem, noch aus den Zeiten vor der Vereinigung, dass die legislatorischen und Regierungs-Verfügungen einerseits die Einnahmen der Kommune schmälerten und andererseits durch Zuschreibung von ihr nicht zugehörigen Agenden ihre Ausgaben steigerten. Die Steigerungs-Verhältnisse der hauptstädtischen Einnahmen und Ausgaben mögen die folgenden Daten ersichtlich machen: Die ordentlichen und ausserordentlichen, sowie die aus der Veräusserung von Liegenschaften erzielten Einnahmen betragen:

	1875	1881	1883
	5.957,561	6.409,268	7.027,990
die entsprechenden Ausgaben	6.114,523	8.571,123	9.225,972

Demgemäss zeigt sich im Haushalte der Hauptstadt ein Defizit; doch wurden die ordentlichen Einnahmen übersteigenden Ausgaben auf Investitionen gewendet und durch Anlehen bedeckt. Nach Abschlag dieser Ausgaben war im Ordinarium wie auch im Extraordinarium, mit geringen Abweichungen, Gleichgewicht vorhanden, insofern als

	1875	1881
die Einnahmen	5.495,566	6.375,470
die Ausgaben	5.529,679	6.384,627

betragen.

Und hier macht die Erhöhung in runder Zahl 850,000 fl. aus. Auffallend ist es, dass die Einnahmen aus den Zuschlägen zu den direkten Steuern seit 1874, trotzdem seither die Staatssteuern um 20 Prozent und die Bevölkerung um noch mehr zugenommen hat, beinahe stationär geblieben ist. Im Jahre 1874 brachten die direkten Steuerzuschläge 1.598,372 fl., 1881 : 1.635,178 fl. und 1883 (präliminirt) 1.626,000 fl. ein. Ja nicht allein stationär ist die Einnahme geblieben, sondern sie hat sich sogar, per Kopf der Bevölkerung gerechnet, verringert. Die gleichmässige Erhöhung mit der Staatssteuer war dadurch verhindert, dass die Legislative bei den neuen Steuern die Einhebung eines Kominunalzuschlags nicht gestattete; dass durch die Verstaatlichung der Theissbahn die Kommune einen grossen Steuerzahler einbüsste; und dass die Robotsteuer, sowie auch die zunehmenden Gemeindegzuschläge der hiesigen Filialen österreichischer Institute zu Gunsten des 30-Millionen-Anlehens der Staatskasse zufließen. Ganz anders ist das Resultat bei den der legislatorischen Einwirkung nicht ausgesetzt gewesenen Hauszinskreuzern, sowie bei den Verzehrungs- und Verkehrssteuern, welche sich in Folge ihrer normalen Stellung ansehnlich vermehrten. Die Hauszinskreuzer trugen im Jahre 1874 : 571,873 fl. und 1883 (präliminirt) 636,000 fl. Das Einkommen aus den Verzehrungssteuer-Zuschlägen belief sich 1874 auf 564,541 fl., pro 1883 sind präliminirt 737,000 fl. Die Pflastermauth brachte 1875 : 691,191 fl., für 1883 sind veranschlagt 874,000 fl. Das Schankregale, das Stand- und Ufergefälle brachte 1875 : 158,656 fl. ein, für 1883 sind 352,495 fl. präliminirt. Die indirekten Steuereinnahmen repräsentiren im Haushalte der Hauptstadt viel grössere Propositionen, wie in dem des Staates und anderer, ausländischer Städte insofern, als in französischen und italienischen Städten das Erträgniss aus dem Oktroi, per Kopf der Bevölkerung gerechnet, übermässig hoch, in deutschen Städten hinwieder übermässig niedrig ist, während in Budapest die Einnahmen aus den indirekten Steuern den aus den direkten Gemeindesteuern herrührenden nahe stehen.

Der Vortragende geht hierauf zu den Hauptgruppen der Ge-

meinde-Ausgaben über. Er zergliedert die grossen und fortwährend wachsenden Auslagen, welche durch die Verwaltung der staatlichen Steuern für die Hauptstadt erwachsen; er erörtert die Steigerung der Ausgaben für Spitäler und Spitalsverpflegung, welche letztere Auslagen wieder durch legislatorische und Regierungsverfügungen so hoch angewachsen sind; er gedenkt der Ausgaben für das Schulwesen, welche von 1874—1881 allein im Ordinarium um 75% gewachsen sind, ungerechnet, dass zur Herstellung von Schulgebäuden (nach Abrechnung der Staats-Subvention) von 1878 angefangen 2.700,000 fl. verausgabt worden sind.

Auf das Wasserwerk verwendete die Hauptstadt bis Ende 1881 in runder Summe 5 Millionen Gulden und war das Erträgniss in dem letztgenannten Jahre 4·4%, während das Anlehen der Hauptstadt, ohne Amortisation, auf 6·4% zu stehen kam. Das Schlachthaus kostete 2.117,000 fl. und trägt, die Baustelle nicht in Anschlag gebracht, 5·7%, während das Bankapital mit 6·7% zu verzinsen ist. Auf öffentliche Gesundheitspflege und Salubrität, auf Promenaden, Anpflanzungen verwendet die Kommune immer mehr und mehr. Zur allgemeinen Kanalisierung wird demnächst 1 Million investirt werden, während die Durchführung des Ganzen 5 Millionen kosten soll.

Der Vortragende zieht sodann eine Parallele zwischen den Kosten der öffentlichen Arbeiten in Budapest und denen anderer grosser Städte und gelangt zum Schlusse, dass es schwer sei, namentlich in der Hauptstadt, eine sichere Grenzlinie zu ziehen zwischen staatlichen und kommunalen Aufgaben und die Ausgaben demgemäss abzusondern. So sei es beispielsweise unmöglich, die Kosten der Manipulation der Staatssteuern von denen aller andern ähnlich gearteten Auslagen der Hauptstadt rein auszuscheiden und genau die kostenvermehrnde Wirkung dieses Faktors festzustellen. Die vorgebrachten Daten indessen illustrierten es zur Genüge, dass, wenn auch die staatlichen Verfügungen nicht von überwiegendem Einflusse auf die Steigerung der hauptstädtischen Lasten waren und auch die fortwährende Erhöhung der Ausgaben durch die im engeren Sinne genommenen Gemeindeaufgaben veranlasst worden sind: Legislative und Regierung doch die Einnahmen der Hauptstadt geschmälert haben und dass dies viele neue Kosten auf die Hauptstadt gewälzt hat.

Und wiewohl es nicht zu leugnen, dass der Staat zur Hebung der

Hauptstadt grosse Opfer gebracht hat, namentlich seit 1870, grössere vielleicht als andere Staaten für ihre Hauptstädte gebracht haben, so erschiene es doch nicht statthaft, wenn die Legislative und die Regierung Budapest und die anderen Gemeinden auch fernerhin mit derartigen neueren Ausgaben belasteten, da dies der Hauptstadt und anderen Gemeinden die Erfüllung der ihrer harrenden massenhaften kulturellen und sanitären Aufgaben erschweren würde.

In der über das letztere Thema stattgefundenen Debatte ergreift zunächst *Kőrösi* das Wort, um der Ansicht Ausdruck zu geben, dass die Schwierigkeiten der Finanzlage der Hauptstadt hauptsächlich durch jene gesetzliche Verfügung hervorgerufen werden, wonach 50% der ordentlichen Einnahmen auf öffentliche Arbeiten verwendet werden müssen. — *Fenyvessy* weist replicirend nach, dass die Berechnung dieser 50% richtig und in denselben auch Schulden und Personal-Auslagen inbegriffen sind. Ganz besondere Aufmerksamkeit erregten die Schlussäusserungen des Präsidenten Grafen *Lónyay*. Er weist darauf hin, welche Wichtigkeit überhaupt das Aufblühen der Hauptstadt für Ungarn besitze. Die Ansicht Jener, welche dem Staate oder der Legislative den Vorwurf machen, für die Hauptstadt nicht genug gethan zu haben, könne er nicht theilen. Er hält es für sehr richtig, dass für öffentliche Arbeiten ein solch' bedeutender Theil des Etats verwendet werde, da das Land ein grosses Anlehen kontrahirte, das hauptsächlich der Hauptstadt zugute gekommen ist. Wo der Staat ein solches Opfer bringt, ist es auch Pflicht der Hauptstadt, das Ihrige zu thun. Diesen Anstrengungen sei es zu danken, dass Budapest in den letzten Jahren einen so bedeutenden Aufschwung genommen habe, wie kaum eine zweite Stadt des Kontinents; und dieser Fortschritt wurde mit verhältnissmässig geringer Steigerung der Steuerlast erreicht. Was die Steuereinhebungskosten, jenes so oft besprochene Gravamen, betrifft, so macht er darauf aufmerksam, das vordem die Bürger der Stadt dies als ihr gutes Recht eifersüchtig vertheidigten. Uebrigens theilt die Hauptstadt diese Belastung mit allen übrigen Gemeinden des Landes. Für viel wichtiger hält er die Reform des Gemeinde-Finanzwesens, in welcher Beziehung Ungarn gleichfalls das Land der Extreme sei. Städten gegenüber, welche die Steuerlasten kaum dem Namen nach kennen, finden wir andere, wo die Gemeindesteuer 100 Prozent der Staatssteuer und mehr beträgt. Und doch ist ja eines der Grundprinzipien des Steuer-

wesens die Verhältnissmässigkeit der Steuer. Er schliesst mit dem Wunsche, dass Budapest auf der gegenwärtigen gesunden Basis sich weiter entwickle und dankt dem Vortragenden für dessen gründliche Ausführungen.

— Die historische Gesellschaft hielt ihre erste Sitzung nach den Ferien am 5. Oktober. In derselben las zunächst ALEXIUS JAKAB einen durch die Jagden des Kronprinzen zeitgemässen Vortrag *Über die Vergangenheit Görgény's*.

Hierauf legte LUDWIG SZÁDECZKY Beiträge des Bélaer evangelischen Seelsorgers *Samuel Weber* zur Geschichte des *Wunder- und Aberglaubens* vor, welche derselbe in *Zipser Chroniken* gesammelt und die sich zumeist auf die vorbedeutenden Zeichen der Bocskai'schen Invasion beziehen. So sah man am 7. Jänner 1603 in Leibiz zwei Monde und am Tage darauf zwei Nebensonnen; im Sommer desselben Jahres wütheten schreckliche Stürme, die in Zipsen grosse Verheerungen anrichteten. Am 24. Oktober 1604 sah man am Himmel flammende Schwerter. Im Jahre 1606 buk in Zeben eine adelige Frau namens Rákóczi Brod und sprang aus dem Brode eine geharnischte Gestalt hervor. All' diese Zeichen deuteten auf Bocskai hin. Im Jahre 1598 verheerte eine schreckliche Feuersbrunst ganz Leutschau und ein Jahr später starben daselbst 2500 Menschen an der Pest. Deren spukende Seelen trieben lange Zeit in der Stadt ihr Unwesen und beunruhigten die ohnehin erregte Bevölkerung nicht wenig. In Lublau trieb es ein Mann namens Gasperek nach seinem Tode so arg, dass man seinen Leib ausgraben und verbrennen musste. Noch jetzt wird in jener Gegend jeder tolle Kopf in Erinnerung an den Schabernak, den jenes Gespenst gespielt, „Gasperek“ genannt. Auch gab es in Zipsen damals viele Blutregen, welche Furcht und Schrecken verbreiteten. So in Leutschau 1616, in Kirchdrauf und Igló 1666. Bemerkenswerth ist es auch, dass die Bélaer Schneiderzunft im Jahre 1630, 32 Tage im Jahre kannte, welche als dies nefasti betrachtet wurden. Nur im Punkte des Hexenglaubens scheint die Zips ziemlich immun gewesen zu sein, denn nur ein einziger gelinder Hexenprozess kam im Laufe der Jahrhunderte daselbst vor.

Ludwig Szádeczky fügt diesen Daten noch einige hinzu, die er selbst gesammelt. Am 24. August 1620, am Tage, da Bethlen zum König gewählt wurde, wurde in Gork nächst Leutschau ein Kind mit zwei

Köpfen, der eine über dem andern, geboren. Der obere Kopf war leblos, doch lebte der untere und wurde das Kind auch getauft. Vortragender produzierte nun einen zeitgenössischen in Augsburg gedruckten Kupferstich, der das Wunderkind mit begleitendem Text darstellt. Der Text enthält die beiden Deutungen, die dem Phänomen von beiden Parteien gegeben wurden. Bocatius, der Hofpoet Bethlen's, erklärte, der obere todte Kopf bedeute den Klerus, der untere Bethlen. Die Wiener Deutung bezeichnet den untern Kopf als König Ferdinand, den oberen als Bethlen. — Im Jahre 1624 wurde in der Weichsel bei Warschau ein Fisch gefangen, dessen Schuppen kriegerische Embleme vorstellten und auf dem die Buchstaben R. P. F. zu lesen waren. Bethlen Gábor, dem der Fisch zugeschiedt wurde, gab den Buchstaben die Bedeutung „Regnum Poloniae Frangitur.“ Vortragender erwähnte zum Schlusse noch des merkwürdigen Phänomens, das bald darauf in Neuhäusel beobachtet wurde. Fünf flammende Kugeln flogen am Himmel gegeneinander; bald darauf wurde ein veritables Kriegsgetöse in den Lüften gehört, das drei Stunden lang andauerte. Das Phänomen zog sich in der Richtung nach Ofen hin, wo am nächsten Tage ein Blei- und Zinnregen niederging, so dass die Türken das Zinn in Schüsseln auflösen.

Letzter Vortragender war ALEXANDER SZILÁGYI, der in einer trefflichen Skizze die Gründe darlegte, welche den Fürsten Gabriel Bethlen bewogen, in den zwanziger Jahren des XVII. Jahrhunderts Juden aus der Levante nach Siebenbürgen zu rufen. In Folge des schlechtwerthigen Geldes, das aus Oesterreich über Polen nach Siebenbürgen drang, sah sich Bethlen schliesslich gezwungen, ebenfalls schlechtwerthiges Geld (poltra) prägen zu lassen, was aber die finanziellen Verhältnisse des Landes nicht besserte, da die Griechen, welche den Handel innehatten und ausserhalb des Landes wohnten, alles gute Geld aus dem Lande führten und in demselben nur das schlechtwerthige zurückliessen. Der Fürst sah sich daher nach Kaufleuten um, welche im Lande selbst wohnen sollten und diesbezüglich wandte er sich an den ihm befreundeten Arzt Abraham Sassa in Konstantinopel. Auf die Intervention desselben kamen auch viele Juden ins Land, denen der Landtag vom Jahre 1627 folgende Privilegien zusicherte :

1. Freie Wohnungen und freies Geleite im ganzen Lande.
2. Freie Einfuhr von Waaren aus dem Auslande.

3. Sie erhalten einen Adeligen als Richter, der ihre Streitigkeiten schlichten soll.

4. Damit sie keinen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein sollen, werden sie auch Steuer zahlen und im Allgemeinen dieselbe Stellung wie die Anabaptisten einnehmen.

5. Freie Religionsübung.

6. Auch Juden aus christlichen Ländern dürfen sich im Lande frei niederlassen.

7. Sie sollen in christlichen Kleidern gehen, ohne jegliches Unterscheidungsmerkmal, damit sie kein Misstrauen erregen.

8. Die Ausfuhr von Geld wird ihnen gestattet.

9. Sollten sie durch Elementar-Unfälle dazu gezwungen sein, können sie auch frei auswandern.

10. *Wenn ein Jude ein Verbrechen begeht, so soll er in Untersuchung gezogen und eventuell bestraft werden, doch dürfen die Übrigen scinctwegen weder in Untersuchung gezogen, noch vexirt werden.*

11. Ihr Arzt besitzt freies Geleite.

So lange Bethlen lebte, genossen die Juden diese Privilegien, die aber nach und nach in Vergessenheit geriethen, so dass auch ihre Wohnsitze bald auf das einzige Karlsburg beschränkt wurden. Seinen Zweck, durch die Juden den Griechen ein Gegengewicht zu bieten, hatte Bethlen nicht erreicht; die Griechen wurden erst lange danach durch die Armenier verdrängt, die allein ihnen an Handelsgeist überlegen waren.

KLARA ZACH.

Von Johann Arany.

In der Kön'gin Garten

Blüht's im frühen Monde :

Rothe Rosen, weisse Rosen . . .

Braune Mädchen, blonde.

„Qualen, Todesqualen

Hab ich schon erduldet :

Sterbe ich, hat eine Blume

Meinen Tod verschuldet!“

„Kön'gin, meine Schwester,

Habt mit mir Erbarmen :

Jene Rose, rothe Rose

Schmacht' ich zu umarmen!

„Bruder! nicht um hundert

Gäb' ich die aus Händen —

Geh! ich zürne, magst dich schämen,

Ach wie wird das enden!

„Eile hab' ich, Eile,
Muss zur Morgenmette;
Bist du krank, so leg dich nieder
Auf mein Sammetbette.“

Königin zur Kirche
Zieht nach Hofes Sitte:
Schöne Blumen — holde Jungfrau
Folgen ihrem Schritte.

Beten will sie — kann nicht,
Kann nicht Ruh' erringen . . .
Läess zuhause ihren Betkranz:
Wer geht ihn zu bringen?

„Eile, Klara, eile
Eh vorbei die Mette!
Wirst ihn finden auf dem Betpult,
Oder auf dem Bette.“

Klara sucht den Betkranz,
Sucht, wie ihr befohlen:
Königin im Kirchenstuhle
Sitzet wie auf Kohlen.

Klara sucht den Betkranz —
Sucht ihn wohl zeitlebens:
Königin im Kirchenstuhle
Harrt, und harrt vergebens!

In den Kreis der Jungfrau
Tritt sie nimmer wieder:
Stiege lieber zu den Todten
In die Erde nieder.

Lieber zu den Todten
In die schwarze Erde,
Als nach ihres greisen Vaters
Stolzem Ahnenherde.

„Tochter, meine Tochter,
Bebst an Leib und Seele!
Komme, Kind, in meine Arme,
Sag mir, was dir fehle!“

„Ach, mein Vater! nein, nein . . .
Lass im Staub mich beten,
Und umklammern deine Füße —
Dass sie mich zertreten! — —“

Glockenklang bei Hofe
Ruft zum Mittagsschmause:
Auch Felizian hat Eile
Nach dem Königshause.

Nach dem Königshause,
Doch zum Schmause nimmer:
Mit dem blanken Racheschwerte
Stürzt er in das Zimmer.

„Königin, die Jungfrau
Zahlst du mit dem Leben!“
Glück wars, dass vier zarte Finger
Sie nur preisgegeben.

„Für mein Kind die Kinder:
Ludwigs, Endre's Leichen!“
Glück wars, dass entgegenstürzte
Gyulafi den Streichen.

„Nieder mit dem Schurken!
Cselényi — geschwinde! —“
Dort Felizian zu Boden
Streckt das Hofgesinde. —

„Blut soll deine Finger
Nicht vergebens röthen:
Mein Gemal, die Schmerzentgeltung
Magst du dir erbeten!“

„Für den Zeigefinger	Schwähersohn und Tochter
Seine Klara sterbe;	Für die andern beiden.
Für den Mittelfinger schmachvoll	Für mein Blut die ganze Sippe
Ihm der Sohn verderbe;	Soll den Tod erleiden!“

Böse Sterne walten,
 Böse Stürme wüthen :
 Wolle Gott vor harten Schlägen
 Unser Land behüten!

MAX FARKAS.

GEGEN DEN STROM.

Von Josef Kiss. *

Nacht wird's; es ballt sich Sturmgewölk —
 Ob wohl ein Gott dort oben wacht?
 O frag' mich nicht, ich weiss es nicht!
 Mein Kind, geh' schlafen — es wird Nacht! —
 Aus grauer Zeit ein finst'rer Geist
 Gespenstig über'n Erdball kreist,
 Im Blick den Holzstoss-Gluthenschein,
 Wer weiss, tritt er nicht hier auch ein. . . .
 — Mein Kind, geh' schlafen, schlafen!

Tod im Gefolge — wie die Pest,
 So schreitet er von Land zu Land,
 Von seinem Tritt Erbarmen stirbt,
 Verliert sein Unrecht der Verstand;
 Und Hoch und Niedrig, Jung und Alt
 Ein Wahnsinn fasst mit Allgewalt,
 Vom Menschen, den er vor sich treibt,
 Nichts übrig, als der Name bleibt. . . .
 — Mein Kind, geh' schlafen, schlafen!

Man klagt uns an, o Frevelmuth!
 Blut trinkt dein Vater, sagt man, Blut!
 Und reifest Du dereinst zum Mann,
 Auch Du, auch Du trinkst Blut sodann!

* Der Verfasser, dessen *Gedichte* soeben in dritter, sehr vermehrter und prachtvoll ausgestatteter Ausgabe erschienen sind, ist Jude.

Die Wolke ballt sich — es ist Nacht —
 Ob wohl ein Gott dort oben wacht?
 Ihn leugnen — welch' ein glüh'nder Schmerz!
 Ihn glauben — welche Lästerung!
 O Beides, Beides schnürt das Herz. . . .
 — Mein Kind, geh' schlafen, schlafen!

„Wir lieben nicht dies Vaterland!“
 O, wie so leichtlich sich das spricht!
 Der Vogel liebt sein Nest — das Wild
 Liebt seine Schlucht : sein Heim — wir nicht!
 O, diese Anklag' schändet mehr,
 Als wenn mit feuerrothem Stahl
 Auf des Galeerensträflings Stirn
 Der Henker brennt sein Schandenmaal! . . .
 — Mein Kind, geh' schlafen, schlafen!

Vertheid'ge Dich — Du reizt auf's Neu';
 Leid' stumm — bist Du ein feiger Wicht;
 Schrei auf — so ist's Empfinderei;
 Ja, wieder Dich Dein „Ach“ selbst spricht.
 Nur *Ein* Gesetz gilt allerwärts
 Für *jedes* Hirn und *jedes* Herz;
 Natur lässt keine Ausnahm' zu —
 Nur eine, eine : die bist *Du!* . . .
 — Mein Kind, geh' schlafen, schlafen!

O schliess' mein Kind, o schliesse Du
 Die Sterne Deiner Aeuglein zu.
 Wozu auch strahlte ihre Pracht
 In solch' gewitterschwang'rer Nacht?
 Wer weiss, ob nicht auch *dieser* Strahl
 Sich wider mich noch kehrt, o Qual!
 Wird klar vor Deinem feuchten Blick
 Dir einst Dein Erbe : Dein Geschick. . . .
 — Mein Kind, geh' schlafen, schlafen!

LADISLAUS NEUGEBAUER.

VERMISCHTES.

— Statistik der ungarischen Hochschulen im ersten Semester des laufenden Studienjahres 1882/83, verglichen mit der Frequenz des Vorjahres :

1. Budapester Universität :

Fakultät :	Zahl der Inscripten		Gegen das Vorjahr	
	1882 3	1881 2	Zunahme	Abnahme
R. k. Theologen	86	82	4	—
Rechts- und Staatswissenschaft	1616	1560	56	—
Medizin	1041	953	88	—
Philosophie	324	422	—	98
Pharmazeuten	193	175	18	—
Hebammen	84	60	24	—
Zusammen .	3344	3252	Zunahme : 92	

Der Rückgang in der Zahl der Philosophie-Studierenden ist in erster Reihe dem Umstande zuzuschreiben, dass der Lehrkurs der philosophischen Fakultät am Schlusse des verflossenen Schuljahres von *drei* auf *vier* Jahre erhöht wurde, so dass von nun an zur Ablegung der Mittelschullehrer-Prüfung und des Doktorats der Nachweis von *acht* akademischen Semestern erfordert wird.

2. Franz-Josefs-Universität zu Klausenburg :

Fakultät :	Zahl der Inscripten		Gegen das Vorjahr	
	1882 3	1881 2	Zunahme	Abnahme
Rechts- u. Staatswissenschaften	212	210	2	—
Medizin	92	94	—	2
Philosophie-Geschichte	63	64	—	1
Mathematik-Naturwissenschaft	38	38	—	—
Pharmazeuten	25	20	5	—
Zusammen .	430	426	Zunahme : 4	

3. Josefs-Polytechnikum :

Abtheilung :	Zahl der Inscirbirten		Gegen das Vorjahr	
	1882 3	1881 2	Zunahme	Abnahme
Allgemeine Abtheilung . . .	26	288	—	262
Ingenieur „ . . .	345	109	236	—
Architekten „ . . .	38	14	24	—
Mechaniker „ . . .	131	42	89	—
Chemiker „ . . .	23	— *	23	—
Ausserordentliche Hörer . .	26	23	3	—
Zusammen .	589	476	Zunahme : 113	

* Diese Abtheilung war im verflossenen Jahre noch mit der Allgemeinen Abtheilung kombinirt.

— Von einem neuen lateinischen Wörterbuche sind vor Kurzem im Verlage der Franklingesellschaft die beiden ersten Hefte erschienen. *A latin nyelv szótára a kútfőkből a legjobb és legújabb szótáriróadalomra támaszkodva, összeállította Dr. Finály Henrik. Budapest, 1882.* (Wörterbuch der lateinischen Sprache aus den Originalquellen mit Benützung der besten und neuesten lexicographischen Werke, von Dr. Hein. Finály). Heinrich Finály, Professor an der Klausenburger Universität, hat schon im J. 1858 im Vereine mit St. Regényi ein Schulwörterbuch der lateinischen Sprache herausgegeben, welches zum nicht geringen Theil die Grundlage mehrerer in neuerer Zeit erschienenen lateinisch-ungarischen Wörterbücher abgegeben hat. Eine neue Auflage dieses längst vergriffenen Werkes sollte ursprünglich das vorliegende Lexicon sein, doch kann man es füglich ein ganz neues Werk nennen, da es nicht mehr ein Schulwörterbuch, sondern ein den ganzen lateinischen Sprachschatz bis zum sechsten Jahrh. n. Chr. umfassendes Handwörterbuch ist, welches nicht blos die grossen Handwörterbücher von Klotz und Georges und die älteren Ausgaben des Forcellini'schen Lexicons an Vollständigkeit übertrifft, sondern sogar zur de Wit'schen Bearbeitung des Forcellini Nachträge liefert. Hoffentlich wird das von der Verlagsgesellschaft prächtig ausgestattete Werk bald complet sein ; als das einzige lateinisch-ungarische Wörterbuch, welches nicht blos den Anorderungen der Schule entsprechen will, wird es von allen Fachleuten mit lebhafter Ungeduld erwartet.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.

Bodon J., Négy eredeti elbeszélés (Vier Original-Novellen von Josef Bodon). Budapest, 1882. 331 S.

Csató Pál, szépirodalmi munkái (Paul Csató's schönwissenschaftliche Werke, mit der Biographie des Dichters, herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft). Budapest, 1883. Franklin, LXX und 488 S.

Fekete Zs., Magyarország vizei multjának történelme (Geschichte der ungarischen Gewässer und Wasserbauten bis zur Einwanderung der Magyaren, mit Rücksicht auf die Kulturverhältnisse, von Sigmund Fekete). Budapest, 1882. 192 S.

Finály H., A latin nyelv szótára (Wörterbuch der lateinischen Sprache, aus den Quellen und mit Benützung der neuesten lexicographischen Literatur von Dr. Heinrich Finály, Professor an der Universität Klausenburg). Budapest, 1882. Franklin, 12 Hefte zu 5 Bogen. Bisher ist das 1. und 2. Heft (A-Catena) erschienen.

Földes B., Adalékok a papírpénz történetéhez (Beiträge zur Geschichte und Statistik des Papiergeldes von Béla Földes). Budapest, 1882. Akademie, 32 S.

Görömbei P., A nagy-kállói egyház története (Geschichte der evangelisch-reformirten Kirche von Nagy-Kálló, von Peter Görömbei). Sárospatak, 1882. 192 S.

Gyujtó Izabella, A multak árnyai (Die Schatten der Vergangenheit, Roman in zwei Bänden von Izabella Gyujtó). Budapest, 1882. Révai, 191 und 151 S.

Gyulai Pál, Katona József és Bánk-bánja (Josef Katona und seine Tragoedie „Bank-banus“ von Paul Gyulai). Budapest, 1883. Franklin, 309 S.

Hunfalvy János, Az éghajlat változóságáról (Über die Veränderlichkeit des Klima's, Vortrag von Professor Johann Hunfalvy). Debreczin, 1882. 34 S.

Jókai M., Egy játékos a kártya asztalán (Ein Spieler, der gewinnt, Roman in zwei Bänden von Moriz Jókai). Budapest, 1882. 183 und 213 S.

Kisfaludy-társaság évlapjai (Jahrbücher der Kisfaludy-Gesellschaft, Neue Folge, XVII. Band, 1880/81), 447 S.

Inhalt : Amtliche Mittheilungen. — *Ignaz Kont*, Euripides. — *Wilhelm Györy*, Zur Säkularfeier Calderons. — *Karl Szász*, Ode an Calderon. — *Albert Sturm*, Die Nibelungen in Arany's Epos : „Buda's Tod“. — *Alexander Thót*, Siebenbürgisch-sächsische Völksepik (Übersetzung von sechzehn Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen). — *Karl Vadnai*, Denkrede auf Koloman Thót. — *Karl Szász*, Auf dem Balle (Gedicht). — *Árpád Bercsik*, Die weissen Füchse (Novelle). — *Kornel Ábrányi*, Ammenmärchen (Ballade). — *Adolf Ágai*, Ungarische Frauen-Typen. — *Anton Radó*, Lord Byron's „Lara“ übersetzt. — *Karl Fiók*, Szohrab, aus Firdusi's Schachnameh übersetzt.

ZUR ENTHÜLLUNG DES PETŐFI-DENKMALS.

Budapest, 15. Oktober 1882.

I. DENKREDE AUF ALEXANDER PETŐFI VON MORIZ JÓKAI.

VIERZIG Jahre sind es her, dass ich mit ihm zum ersten Male zusammentraf, und dreiunddreissig Jahre sind dahin, seit ich mit ihm während der Belagerung Ofens zum letzten Male gesprochen habe.

Ich war Student in der „Physik“-Klasse in Pápa, als er zum ersten Male auf der Strasse in einem schüßigen, schwarzen Kragemantel, mit zerknittertem Hute und nacktem Halse vor mir erschien. Mein Stubenkollege, mit dem ich gerade zur Schule ging, kannte ihn und rief ihm zu: „Guten Morgen, hús magyar!“ Das war sein Spitzname. Jeder von uns besass einen solchen. Mich nannte man „Jánbor“ („der Fromme“). Er erwiderte den Gruss nicht und machte stets solche Schritte, als ob er im Distanzgehen begriffen wäre. In der Schule begegnete ich ihm nur selten. Drum fiug ich an, ihn gering zu schätzen. Anstatt in die Schule zu gehen, schrieb er Gedichte, die er in den Sitzungen des Bildungsvereines „Képző-társaság“ deklamirte. Da begann ich, ihm neidisch zu werden. Dann lernte ich seine Lebensweise kennen. Von Jedermann verlassen, kopirte er Arbeiten für die jungen Herren. Da begann ich ihn zu achten. Als wir auseinandergingen, da liebte ich ihn schon.

Und dieser fadenscheinige, verachtete und darbende Knabe wusste damals schon, dass in seiner Brust ein Stern wohne, der ihn so hoch tragen werde, als sich das Firmament einer Nation wölbt, und dass dieser Stern erst dann am hellsten glänzen werde, wenn schon Alles an seinem Träger zu Staub geworden sein wird.

Nun stehen wir da vor seinem Erzbilde, auf einem glänzenden Platze, den die Metropole Ungarns nach ihm benannt hat.

Welch' ein langer Weg von dem Ödenburger Schilderhaus,

auf dessen Bretterwand er seine ersten Gedichte geschrieben, bis zum Piedestal dieses Monuments!

Und nun verlangt Ihr von mir, dass ich diesen langen Weg beschreibe, ich, der seinen Spuren folgte.

Hätte ich nur das Leben eines Dichters, eines guten Freundes, eines grossen Mannes zu beschreiben, so brauchte ich mich nur an die Daten zurückzuerinnern, um mit nüchterner und kalter Kritik die von ihm geschaffenen Werke zu beurtheilen, und dann gibt es ja nichts Leichteres, als die Todten zu preisen; aber die sieben Jahre, während welcher das Genie Petöfi's wie ein feuriges Meteor am Himmel unserer Nation dahinzog, sind an und für sich eine Epoche, wie es noch keine gegeben und wie es auch sobald keine mehr geben kann.

Es gab eine im Zauberschlaf befangene ungarische Nation, die keine Freiheit besass und nicht empfand, dass sie keine Freiheit besitze. In Fesseln war der Geist geschlagen. Ins Joch gebeugt war der Nacken des Volkes. Zensur und Leibeigenschaft herrschten. Um dieses Volk aus seinem Schlaf zu erwecken, um ihm die Freiheit zum religiösen Dogma zu machen, erstand Petöfi.

Da reicht die Erinnerung nicht aus; die lebendigen Empfindungen muss ich heraufbeschwören, welche damals das Herz der Zeitgenossen durchglühten; die wunderthätige Flamme muss ich anfachen, in deren Gluth der Charakter zu Stahl, der Gedanke zu Gold wurde. Ich weiss nicht, ob mir dies gelingen wird.

Wer Petöfi kennen lernen will, der lese seine Gedichte; in diesen prägt er sein Wesen in einer Weise aus, dass das Modell fertig dasteht; man braucht nur das Erz hineinzugiessen und die Statue steht vor uns da.

Und jeder Zug, mit dem er seine Gestalt kontourirt, ist wahr, und jeder Stimmung entspricht ein bemerkenswerthes Ereigniss. entspricht der stille Verlauf oder entsprechen die erschütternden Katastrophen seines Lebens und seiner Zeit.

Keine Übertreibung, die pure Wahrheit ist Alles, was er von dem Elend schreibt, mit dem er bis zum Zenit seines Lebens kämpfen musste; doch all' das nicht in Tone mitleidheischender Klage; — mit dem Schicksal trotzende Selbstironie und oft leichtfertiger Humor bricht aus diesen Gedichten hervor, wie in „Erin-

nerung an Debreczin“, „Am Ende des Winters“, „Im mageren Herbst“, in seinem Briefe an Tompa, in „An der grossen Donau steht ein kleines Haus“, wo er seiner Mutter sein Missgeschick verhehlt:

„Wüsst' sie, wie ich leide zum Erbarmen.

Ach, es brüch' vor Weh' das Herz der Armen!“

nur in „Das letzte Almosen“ schlägt er in einen elegischen Ton um; die Werke, die er in seiner Krankheit schrieb, und seine Todesahnungen bezeugen eine prophetische Wahrheit, welche uns betroffen macht; aber selbst mit diesen wollte er Niemanden betrüben: „Und über meinem Grabe sollt ihr singen die todten Lieder Eures Kameraden.“

Doch weder Elend noch Leiden brechen seinen Körper, brechen seinen Geist. Vor des Winters Kälte hüllt er sich in seinen Stolz und wie weiss er zu verherrlichen das trokene Brod und den Bettelstab!

Ich bin ein Zeuge dessen, dass diese Gefühle alle wahr gewesen sind. Ich habe mit ihm lange zusammen gelebt; ich weiss, wie viel entbehrte und dass er selbst von seinem besten Freunde niemals eine Unterstützung annahm; ja, als ihm einmal für ein Gedicht, das er zur Erhöhung einer Feier hätte schreiben sollen, die Stadt Pest eine bei seinen Verhältnissen beträchtlich zu nennende Geldsumme anbot, war seine Antwort eine monumentale Grobheit. Jemanden in Versen für Geld loben, und sei es auch ein grosser Mann, das vermochte Petőfi's Feder nimmermehr.

Auch seine Eltern waren arm; sein Vater, der simple kleinstädtische Fleischhauer, verleugnete ihn sogar, weil er Schauspieler geworden, und dennoch überhäufte er seine Eltern mit solcher Zärtlichkeit! Zuweilen verwandelt sich sein ganzer Charakter: er wird zum Kinde, wenn er sein Haupt in den Schooss seiner Mutter neigen kann. Es rührt zu Thränen; er entsagt seinem Ehrgeize, seinen glänzenden Träumen, wenn er in die Stille des lieben Heims zuweilen zurückkehrt; er ermahnt seinen jüngeren Bruder mit brüderlichen Worten, seine Eltern zu pflegen, und er segnet das schwarze Brod des Vaterhauses. Dann vertröstet er seine Eltern damit, dass sie es bei ihm gut haben würden, wenn er es dereinst werde thun können.

Das sang er nicht nur, das that er auch.

Nur eine Stimmung ist mir ein Räthsel in Petöfi's Poesie: seine Weinlieder. Wer diese liest, der glaubt, dass Petöfi das Prototyp eines Trunkenboldes und eines Zechers sein mochte. Als solchen habe ich ihn nie gekannt. Und doch war ich oft mit ihm zusammen in lustigen Gesellschaften; selbst in der Provinz, wo der gastfreundliche Hausherr eine Tugend darein setzt, den trunken zu machen, den er gern bei sich sieht, — niemals sah ich Petöfi, und sei es nur so weit trunken, um heiter zu scheinen. Er selbst schreibt: „Ein Lächeln steigt auf meine Lippen auf, doch ist mein Lachen selten zu vernehmen.“ Jahrelang besuchten wir dasselbe Gasthaus, nie trank er mehr, als seine „Pistole“ Wein, was ein halbes Seitel war, und im Winter bestand sein gewöhnliches Abendessen aus „csiga biga“ (Schnecken), was gewiss kein lukullisches Mahl war. Die riesigen Quantitäten Weines, nach denen er in seinen Gedichten dürstet und die daselbst auch konsumirt werden, sie mögen die Seele irgend eines idealen Zechers belasten, über den er nur die Gedichte geschrieben. Ich erinnere mich ganz gut daran, als sein Gedicht erschien mit dem Refrain: „Ich verdiene kein Geld, um es zu besitzen, sondern um es zu vertrinken und zu verprassen.“ Da hatte er die erste grössere Summe von seinem Verleger erhalten und das Ganze brachte er seinen Eltern, die damals bereits zugrunde gegangen waren, um ihnen den Lebensunterhalt zu erleichtern. Aber so wie er Niemanden gern lobte, so liebte er es auch, sich selbst schlecht zu machen; wenn Jemand sein Gesicht schön fand, so klebte er ein Schönheitspflaster auf seine Nasenspitze und ging so auf die Strasse hinaus. Er liebte es, sich von der nüchternen Alltagswelt zu unterscheiden. Jede Mode verachtete er. Frack und Zylinder haben nie seine Figur berührt. Anfangs liess er sich eine Csokonai-Mente machen, später eine grossgeblumte, schwarze Seiden-Attila, und der Hutmacher musste eine besondere Hutform für ihn erfinden, wie sie Keiner trug. Doch gibt es in seinen Weinliedern etwas, was mit den Schlachtenliedern verwandt ist, das ist das Prahlen mit der Männlichkeit. „Farbenspiele meiner trunk'nen Seele.“ Nur seine Seele war trunken.

Wie er seine Weinlieder nicht aus dem Weine, so holte er seine *Volkslieder* nicht aus dem Volke; das Volk nahm sie

von ihm und sie wurden gesungen in Wäldern und auf Feldern; schon 1842 sang man seine „Hortobágyer Schänkenwirthin“ im Studenten-Chor, die Melodie hatte Petőfi selbst geschrieben. Später erfüllten das ganze Land seine Lieder: „Hab' zur Küche mich gestohlen“; „Liebe, Liebe, ach die Liebe — ist 'ne Grube, tief und trübe“; „Die Wolke lässt sich hernieder“; „Niemand kann's der Blume wehren, dass sie blüht“; „Von der Blume Blätter wehen“; „Meine Flöte ist ein Trauerweidenzweig“, zu denen Benj. Egressy die Weisen schrieb und die auch heute noch allerwärts gesungen werden. Sein Lied: „Schäferknabe, armer Schäferknabe“ nahm der gelehrte Johann Erdélyi unter die Meisterwerke der ungarischen Volksdichtung auf; er wusste nicht, dass es Petőfi geschrieben, in der That hatte das Volk selbst die Melodie dazu gefunden; später setzten Simonffy, Bognár u. A. seine Volkslieder in Musik, doch hörte er sie nicht mehr.

Niemand verdolmetschte den Charakter des Volkes, Niemand malte das ungarische Tiefland und die Pussta so, wie Petőfi. Er trug die Pussta in den Olymp. Auf jener Pussta war sein Volk zu Hause. Das Volk, für das er schwärmte, für das er lebte, für das er kämpfte und für das er zu sterben wünschte. Das Volk, „das in der einen Hand des Pfluges, in der andern des Schwertes Eisen führt.“ „Nur dort gibt's ein Vaterland, wo es ein Recht auch gibt, und diesem Volk wird nicht sein Recht.“ Um dieses Volk zu befreien, sagt er: „Mit meinen Händen zimmere ich das Kreuz, an dem ich gekreuzigt werde.“

Den privilegierten Adel, die fremdthuenden Herren geisselte er schonungslos: „Ich bin ein ungarischer Edelmann!“ „An die Ungarn im Auslande“, „Ihr Beulen an dem Leib des Vaterlandes!“

Und mit der Liebe zum Volke entsteht zugleich in ihm die Anbetung der „hundertfach heiligen, himmlischen Freiheit“. Überall fühlt er das Gewicht der Fesseln, welche die Nation und der sklavische Geist tragen. Auch seine Hände drücken diese Ketten. Jedes seiner Gedichte muss erst zum Zensor wandern, wenn es gedruckt werden soll, jene Gedichte, die zur Befreiung des Ungarvolkes, zum Umsturz der Adelsverfassung, zur gleichen Vertheilung der Menschenrechte, zur Erweckung der ungarischen Nation aus ihrem tiefen Schläfe entstanden! Und niemals geschah es, dass er

sich vom Zensor zur Änderung, wenn auch nur eines einzigen Wortes bewegen hätte lassen. Sie mussten so erscheinen, wie er sie geschrieben, oder gar nicht. Aber lassen wir bei diesem Punkte dem Zensor Petőfi's Gerechtigkeit widerfahren. Der gute, alte *Reseta* war ein wackerer Ungar, ein kluger Mensch, und hatte Petőfi sehr lieb. Nie benützte er gegen ihn den mörderischen Rothstift. Von seinen gesammten Gedichten handelte er ihm blos das Eine ab: „Meiner Verachtung, meines Abscheu's Gegenstand, Dein Nam' ist Mensch.“ Dieses liess Petőfi aus der ersten Ausgabe, *Reseta* zu Liebe aus. Doch erschienen sein: „Sohn des Sklavenlandes“, „Abschied von 1844“, dem ein grosses Moment des Landtages zugrunde liegt, „Schon seit lange schlägt den Ungar Gottes Hand“, „Wenn es Gott gefiele, mir zu sagen“, „Im Traume brach die Ketten ich der Sklaven-Nationen“, „An Kazinczy“, „An den Landtag“ und selbst „Meine Lieder“, welches eines seiner schönsten Gedichte ist. Wer wüsste die letzte Strofe nicht auswendig?

„Was auch trägt dies Sklavenvolk die Schande? *
 Steht nicht auf, zu sprengen seine Bande?
 Soll etwa die Gottes Gnad' durchnagen
 Wohl den Rost der Fesseln, die sie tragen!
 Dann, o, sind die Lieder meiner Kehle:
 Donner meiner tiefempörten Seele!“

Da sagt er auch an einer Stelle: „Der Dichter ist der Freiheit ewige Lampe.“

Und all das, dem er Töne gab, war kein eingebildetes Übel, kein erdichteter Schmerz, kein persönlicher Hass der Partei-Leiden-schaft; es war das kein Streben nach der Gewalt, kein sentimentales Zurückseufzen nach den rohen Zeiten des Urzustandes, aber auch kein blosses Nachäffen der Gedankenrichtung anderer Nationen: all das war bei ihm reine Empfindung, wachgerufen durch die Stimme des Zeitgeistes. Diese Ideen lagen fertig da in der Brust jedes Mannes, der in diesem Lande Patriot, liberal und Ungar war, es brauchte nur die erste Flamme aufzuzucken, damit sie Jedermann in seiner eigenen Brust entdeckte. Diese Flamme war Petőfi

* Anmerkung. Die Übersetzungen der hier zitierten Gedichte rühren aus der Feder des Petőfi-Übersetzers Ladislaus *Neugebauer*.

und sie verglomm nicht, sie wuchs zu einer Feuersäule heran, welche uns führte.

Das Vaterland, das Vaterland! Dieses glorreiche, dieses elende, dieses arme, dieses mächtige Ungarland! Von diesem spricht sein erstes, von diesem sein letztes Gedicht. In allen Tonleitern des Gefühls. Bald ist er düster und klagt er, bald erweckt er Hoffnungen, sieht in die Zukunft, betet zu Gott, ruft die Menschen wach, verzweifelt, bald ruft er uns mit beissendem Spott zu: „Dieses Volk verdient zu leben nicht“, „Ein Gotteswunder, dass das Land noch steht“, dann sagt er wieder mit Begeisterung: „Wenn die Erde Gotteshut, ist Ungarn der Strauss darauf“, dann wird er wieder bitter: „So lange geiss'le ich dich mein Volk, bis dein Herz zu pochen beginnt, oder bis das meine bricht“. Bis er endlich sein wahres Gesicht in der Strophe zeigt: „Ungar bin ich, und mein Antlitz glüht vor Schande, dass ich Ungar bin! Bei uns dämmert es erst, während überall sonst die volle Sonne strahlt. Aber nicht um alle Schätze dieser Welt verliesse ich mein Heimatland, weil ich liebe, glühend liebe, anbete selbst in ihrer Schmach meine Nation!“

Diese Sehnsucht nach der Grösse des Vaterlandes, nach dem goldenen Zeitalter der Volksfreiheit und der Menschenrechte erhebt sich oft zu der Ekstase des Sehers. Er spricht Prophetenworte, die alle in wunderbarer Weise in Erfüllung gehen. Er sagt 1845 die Wiederkehr glorreicher Tage voraus und fleht die Neugestaltung des Vaterlandes vom Himmel herab. Dann spricht er zu den siebenbürgischen Patrioten: „Das Jahrhundert ist schwanger und es werden geboren werden grossartige Tage, die Tage des Kampfes um Leben und Tod.“ Vor seiner Seele erscheinen die Riesenkämpfe, welche die Völker kämpfen werden für die Freiheit und unter diesen voran am längsten seine angebetete Nation. Und mit diesen Scherworten geht Hand in Hand die Vorahnung seines eigenen Verhängnisses: die Leier mit dem Schwerte zu vertauschen und das grosse Werk auf dem Schlachtfelde zu vollenden.

— — — — —
 Zu sterben für der Menschheit Wohl,
 Welch' seliger, Welch' schöner Tod!

Drei Jahre vor dem Beginn der Weltkämpfe schrieb er in tiefer, träger Friedenszeit das sturmprophetische Gedicht :

Nur Ein Gedanke quält mich viel :
 Im Bett zu sterben, auf dem Pfühl ;
 Wenn jedes Sklavenvolk dann zieht
 Zur Wahlstatt hin, des Joches müd,
 Dort fall' ich als Held
 Im blutigen Feld,
 Dort möge mein Blut mir, das junge entströmen,
 Und lass' ich mein Scheidewort jauchzend vernehmen,
 So werd es verschlungen vom Schwertergeklirr,
 Drommetengeschmetter und Schlachtengewirr,
 Und über mich hin
 Sie mögen dann flieh'n
 Auf schnaubendem Ross nach erfochtenen Siegen.
 Mich lassend zertreten am Felde wo liegen !" . . .

Diese Visionen verliessen ihn selbst in den Tagen des grössten Glückes nicht. „Honigwochen“ heisst bei anderen glücklichen Menschen die Zeit, da Petöfi das Gedicht schrieb :

„Ein blutiges Panorama schwebt vor meinem Blick: Die Szenen der Zukunft. Die Feinde der Freiheit ertrinken im See ihres eigenen Blutes. Das Pochen meines Herzens ist ein Donnergeroll und Blitze durchzucken mein Hirn. Und das Köpfchen an meine Brust gelehnt, schlummert mein Weibchen tief und ruhig.“

Und dann wieder :

„Die Freiheit ist ein kostbar Gut.
 Man muss sie theuer kaufen.
 Für theuer Geld, für rothes Blut.“

Als ob der Stern, der in seiner Brust wohnte, sich bereits ungeduldig gesehnt hätte, die Erdenlast von sich zu schütteln und in den Himmel zurückzukehren !

Und doch hatte er droben keine schönere Stätte als in der Brust seines Trägers. Wenn diese sich mit Liebe füllte, verklärte sie die irdische Welt so, dass sie schöner war als das Himmelreich. Die nämliche Leier war es, die dem Blitze sein Grollen und der Nachtigall die schmachtende Wollustklage stahl. Er konnte lästern

wie ein Dämon und segnen wie ein Engel. Wie wilde Blumen die Bogenwölbungen monumentaler Ruinen, so umspinnen die Ranken seiner Liebeslieder den selbst in seinen Trümmern wunderbaren Ban, den Petőfi aus seiner Vaterlandsiebe errichtete. So vielerlei Blumen gibt es nicht, wie vielerlei Empfindungen dieses mit den Göttern zugleich herrschende Gefühl, die Liebe, wachruft; der Sonnenstrahl bricht sich nicht in so viel Farben, als die Liebesgluth dieser Dichterseele sprühte; vom Glücke bis zur Verzweiflung, von der sterbenden Sehnsucht bis zur losbrechenden Ruhmsucht, von irdischer Lust zur himmlischen Seeligkeit. Dieselbe Riesengestalt, die Throne stürmt und Ketten bricht, kniet dort vor dem ewig angebeteten Abgott mit der Seidenschnur eines Haares gefesselt, und dem die ganze Erde nicht gross genug war, er verliert sich freiwillig in seiner kleinen Welt.

Und Petőfi erlebt es wirklich, glücklich zu werden. In Cypressenhainen sang er seine Klagen nach einem todten Lieb; sein Liebessehnen und Schmachten, seine Erinnerungen und Täuschungen sind in den „Perlen der Liebe“ vereinigt: aber am strahlendsten sind seine Lieder vom Liebesglück.

Im Paradiese seines Glückes verleugnet er sogar den Himmel des Ruhmes sammt all seinen blutgierigen Götzen:

„Mehr als ein ganzer Lorbeerwald,
Ist eine Rosenknospe werth.“

Und nun schwärmt er schon von einem langen Leben und von einem langen und von einem glücklichen Alter. Nur einmal überkommt ihn wieder die Verzückung des Sehers in einem seiner schönsten Gedichte, „Ende September“:

„Doch wirfst du von dir einst den Schleier der Witwe,
Dann pflanz' auf mein Grab ihn als Trauerpanier,
Ich komme herauf aus dem Reiche der Schatten
Um Mitternacht, — nehme hinab ihn zu mir:
Zu trocknen die Thränen um dich, du Geliebte,
Die leichtlich vergessen du hast deinen Mann,
Die Wunden des Herzens damit zu verbinden.
Das ewig dich liebet, selbst dort noch, selbst dann!“ —

So lange Petőfi lebte, war er in der That geliebt. Es muss das eine starke Liebe genannt werden, die ein an Reichthum, Luxus und Wohlleben gewöhntes, von Anbetern umschwärmtes junges Mädchen bewegt, dem Zorne der Eltern zu trotzen und ihr Leben an einen vom Schicksal verfolgten Dichter zu knüpfen, der in Hader lebt mit der ganzen Welt und der Dame seines Herzens keinen anderen Schatz als seine ganze Liebe bieten kann.

Was für ein unermesslicher Schatz diese Seele war; dass es viele gibt, die selbst dieses einzige arme Seelchen, das der Zufall in ihren Körper gedrängt, nicht ganz der Gattin geben: wer spricht davon? Der Frau harrten nur Entbehrungen und das bedeutet nach der gewöhnlichen Auffassung Unglück.

Heutzutage wird Jedermann das Los, das sie gewählt, Armuth nennen; ihnen war es ein Glück, dessen sie sich so hoch rühmten. Die Hochzeitsreise des jungen Paares ging nicht nach Italien, sondern nach Siebenbürgen; dort empfing sie das gastfreundliche Schloss Graf Alexander Teleki's, der es dem guten Freunde gänzlich überliess. Im Herbst kamen sie nach Pest. Wir hatten eine gemeinsame Wohnung, die aus drei Zimmern bestand, eines war mein, das andere war das gemeinsame Speisezimmer, das dritte war das Zimmer der Petőfi's, ihr Schreib-, Schlaf- und Empfangszimmer: Helikon und Vacluse zugleich. Ein einfaches Mobiliar, das kostbarste davon war die Bibliothek, lauter Prachtausgaben mit Stahlstichen: Béranger, Viktor Hugo, Heine, die Geschichte der Girondisten, Shakespeare, Ossian, Byron, Shelley. An den Wänden die hervorragenden Gestalten der französischen Revolution; unter diesen befand sich nicht nur Madame Roland, sondern auch Charlotte Corday; das war sein einziger Luxus. Die Frau Petőfi's sah ich nie anders, als in einfachem schwarzen Kleide; das Haar trug sie kurz geschnitten. Das Mittagessen liessen wir aus dem „Goldenen Adler“ bringen und wir speisten zusammen: unsere ganze Ausgabe betrug monatlich dreissig Gulden. Keiner von uns trank Wein; ich von jeher nicht, Petőfi aber seit seiner Verheirathung nicht; das Abendessen ersetzte der Thee und dabei lasen wir uns aus unseren eigenen Werken oder aus französischen Dichtern vor. Unsere einzige Zerstreung war hie und da der Besuch des Theaters, wenn man ein Drama gab und wenn Gabriel Egressy

spielte. Petöfi und seine Frau gingen nie in die Oper; auch machten sie keine Besuche, noch empfangen sie welche, die Arany's ausgenommen.

In der Wohnung gab es weder ein Klavier, noch Blumen, noch einen Singvogel.

Und diese Frau war dennoch glücklich, denn Petöfi gehörte ihr ganz und gar an.

Petöfi war keine ideale Männergestalt. Von seinen hinterbliebenen Porträts ist nur Jenes treu, welches Barabás zuerst zeichnete und auf welchem Petöfi die beiden Hände nach rückwärts hält: die anderen sind alle idealisirt. Er war von hagerem Wuchse, von mittlerer Grösse, von blasser Gesichtsfarbe, hatte kleine schwarze Augen mit satyrähnlichen Brauen, eine spitze Nase, die an der Wurzel eingedrückt war, das Haar hinaufgestrichen, den Mund klein und in Folge eines unregelmässig hervorstehenden Zahnes zu einem satyrischen Ausdruck geneigt. Sein ganzes Wesen und sein Blick waren düster und verschlossen; am Halse trug er nie ein Tuch, was denselben noch vorgebeugter erscheinen liess. Diese Abneigung gegen Halstücher sollte später für ihn verhängnissvoll werden, woran uns sein Gedicht: „An Mészáros Lázár“ erinnert. Wenn aber dieses Gesicht die Flamme der Poesie erleuchtete, wenn er seine Werke zu deklamiren begann, dann sah man in jedem seiner Züge seine Seele glühen; da strahlte sein Blick, seine Gestalt wuchs, sie erschien hoch mit der Attitüde einer Statue; wer ihn da sah, wer ihn da hörte, der musste sich in ihn verlieben. Er riss Männer und Frauen hin, wohin er wollte.

Wen er aber lieb gewann, von dem forderte er, dass er sich ihm ebenso ganz und gar gebe, mit seiner Seele sich so in seine Seele verschmelze, wie er es that. Er war der Tyrann dessen, den er liebte. Nie konnte er eine einzige abweichende Ansicht oder einen Meinungsunterschied verzeihen. Er beherrschte seine Freunde dadurch, dass er sie liebte.

Jene aber vergötterten ihn.

Was er in seinen Gedichten von treulosen Freunden schrieb, das ist entweder auf äusserst geringfügige Motive zurückzuführen, oder bezieht sich auf solche Zeitgenossen, welche unter falschen Namen Schmähkritiken über seine Gedichte schrieben und deren

Namen Petöfi einmal in einem Wortspiele verewigte, welches nur Wenige kennen. Einigen gab er selbst durch seine kaustischen Witze Grund, ihm zu zürnen, wie Nikolaus Szemere, der die Parodie „Zöld Marcsi“ gegen ihn schrieb. Hingegen hatte wohl Niemand auf der Welt so viele mit Leib und Seele ergebene Freunde wie Petöfi. Die Gedichte, die er an dieselben richtete, zeugen dafür. Vor Allem Vörösmarty und Bajza, welche Petöfi zuerst beim Publikum eingeführt, Arany, Egressy, Graf Alexander Teleki, an den er oft seine Verse richtet, Kigyós, Anton Várady, Kazinczy, Adorján, Frankenburg, Vahot, Csengery und der alte Paul Szemere, der Petöfi bei ihrer ersten Begegnung folgendermassen ansprach: „Wie alt bist Du“ — „Zweiundzwanzig“ — „Und ich zweiundsiebenzig! Dutzen wir uns.“ — Und endlich die „Zehn.“

Er schuf rings um sich eine ganz neue Schule, die er selbst gern die ungarischen Romantiker nannte; man nannte sie die „Gesellschaft der Zehn“. Ausser ihm befand sich in derselben: Tompa, Kerényi, Pálffy, Degré, Lisznyay, Pákh, Obernyik, Bérczy und ich. Ihre Tendenz war, die Sprache des ungarischen Volkes literarisch zu machen, in Styl und Gedankengang die nationalen Eigenthümlichkeiten zu bewahren. Damit dies gelinge, war ein Genie nöthig, wie das seine, und dabei ein so geläuterter Kunstgeschmack, ein so starker ästhetischer Sinn und eine solche Erudition, wie er sie besass. Petöfi studirte sehr viel und er kannte die Weltliteratur aus den lateinischen, deutschen, französischen und englischen Originalwerken.

So lange jener literarischen Richtung, welche die poetische Schreibart in ungewohnten, gesuchten, nach fremden Mustern geschaffenen Worten und in nachgeahmtem Ideengang suchte, nur deren Gegensatz, die Nachahmung des rustikalen, an der Scholle klebenden Volkes und die dürftige Excentricität gegenüberstand, blieb immer die Erstere Siegerin. Doch so wie Petöfi erstaud, brach sich siegreich das Prinzip Bahn, dass die Idee und der Gedanke die Herren, und Worte nur Sklaven seien, und binnen Kurzem war sein Sieg ein vollständiger. Die Volkssprache wurde die Sprache der Literatur, die Volksdichtung die höhere Poesie, und das blieb so bis zum heutigen Tage — und das war der ungeheure Erfolg, der Petöfi so gross machte und der sein Andenken für ewig bewahrt!

Schon in den irdischen Regionen erreichte er, wohin ihn seine Wünsche trugen, in der Liebe das Glück, in der Dichtung den Ruhm. Dieser ideale Erfolg war nicht ohne materielles Resultat. Vor Petöfi hat es kein ungarischer Dichter erreicht, ohne Nebenberuf, oder wenigstens ohne Mitgliedschaft der Akademie von seiner geistigen Arbeit leben und sogar eine Familie erhalten zu können. Mit Petöfi schloss sein Verleger Emich einen Vertrag, demgemäss Petöfi für seine bis dahin geschriebenen Gedichte zwanzig Monate hindurch monatlich hundert Gulden bekommen sollte. So war denn der Dichter für zwanzig Monat gesichert, ohne Jemandem sagen zu müssen „ich danke“. Für zwanzig Monate, für sein ganzes Leben!

Er hatte erreicht, was er im Himmel gesehen, den Ruhm und das Glück; es blieb ihm nur übrig, auch seinen irdischen Abgott, das Ungarvolk und die Freiheit, zum Siege zu führen.

Auch das sollte kommen.

Es kam der 15. März. Damals schrieb er sein „Talpra magyar!“ Er deklamirte das Gedicht in der Mitte des Platzes unter dem Beifallsjauchzen des jungen Ungarns.

Von diesem Tage an zählt man die Wiedergeburt des Ungarvolkes, an diesem Tage fielen die Fesseln von den Händen der Leibeigenen, an diesem Tage wurden frei der Boden und der Geist. Und seither konnte man die beiden nicht mehr ins Sklavenjoch zwingen. Diesen Tag nenne Ungarn den Tag des heiligen Petöfi, denn er hat damals die Sonne zum Stehen gebracht, ganz anders als ehemals Josua.

Und dann kamen die blutigen Tage, von denen er geträumt, die er vorausgesagt und an die er so innig glaubte.

Da bricht eine neue Epoche für sein dichterisches Schaffen heran.

Was er bis dahin geschrieben, hatte grossen Werth durch den allgemeinen poetischen Goldgehalt, aber die meisten seiner während des Freiheitskampfes geschriebenen Gedichte haben eine Geschichte und ein Kommentator müsste ihre Spur verfolgen, um dieselbe zu erzählen, damit sie die Nachwelt verstehe, diese „schwarz-rothen“ Lieder, in denen der Dichter seine „in Blut getauchte Leier mit blutigen Händen schlägt“.

Man muss die Zeit, den Hintergrund der Ereignisse, die herrschenden Ideen jener Tage und die fieberhafte Gemüthsstimmung kennen, unter welchen sie entstanden. Manche werden nur dann verständlich und wir können nur dann sagen, dass man so schreiben durfte, wenn wir uns dazu denken das ringsum in Flammen getauchte Land, den angestregten Kampf der Verzweiflung, die einander überflügelnden Schreckensnachrichten und dann wieder die unbeschreibliche Raserei des Siegesrausches und die Dämme zerreissenden Leidenschaften des Volkszornes.

Man muss diese Gedichte lesen, als ob jedes in den Deckel eines Sarkophages eingegraben wäre. Manches Gedicht erklärt sich selbst, wie das „Hörst Du, mein Herz?“ Man zieht ihm der Feigheit, man sagt, dass er nur Andere begeistere, aber dass er nicht selbst auf den Kampfplatz gehe. Dann folgt der „Abschied“. Er bricht schon auf, er nimmt Abschied von seiner Gattin und ahnt sein Verhängniss. Er hatte den glorreichen Tod gerufen und er erscheint ihm nun, da er am glücklichsten ist.

Ich habe stets für einen grössern Helden *Hektor* gehalten, der mit dem Vorgefühle des Todes sich aus den Armen seines Weibes in die Schlacht begab, als *Achilles*, den die Rache und das Bewusstsein des sichern Sieges dahin geleitet. Der ist der Tapferere, den die Nerven schmerzen angesichts des Todes, der ihnen aber gebietet, nicht zu schmerzen. — Petőfi liess seine Bibliothek zu Gunsten der Verwundeten versteigern und begab sich in das Lager. Er ging nach Siebenbürgen, dort gab es einen polnischen Feldherrn, Bem; der schätzte den ungarischen Dichter hoch und machte ihn zu seinem Adjutanten. Der historischen Treue wegen muss ich erwähnen, dass auch die ungarische Regierung ihm für ein begeisterndes Schlachtenlied, das in der Armee vertheilt wurde und das die ungarische Marseillaise werden sollte, 500 Gulden gab. Das war eines seiner letzten Gedichte, die in der Zeitschrift „Életképek“ erschienen.

Eines seiner Gedichte bedarf besonders einer vollen Beleuchtung, weil es sonst einen Schatten würfe auf den Charakter des Dichters. Es ist dies sein an Vörösmarty gerichtetes Gedicht, in welchem er dem Dichtergefährten in einem immer wiederkehrenden Refrain sagt: „Nicht ich riss Dir vom Haupt den Lorber, Du hast

es selbst gethan.“ — Petőfi war nicht eifersüchtig als Dichter auf seine Dichtergeführten, ja in seinen Gedichten ertönt der Preis der wirklich Berufenen; Arany nennt er Homer und er stellt ihn hoch über sich selbst. Doch war Petőfi, der Dichter, eifersüchtig auf die grossen Helden der Politik. Davon erzählen auch seine Gedichte. Ich muss es aussprechen, dass Petőfi eifersüchtig auf Kossuth war. Er fürchtete für seinen Stern angesichts der aufgehenden Sonne. Der Ruhm der Märztage dauerte nur so lange, bis das ungarische Ministerium aus Pressburg eintraf, bis das ungarische Parlament zusammentrat; von da ab sprach Niemand mehr von den Helden des März. Auch bei der Abgeordnetenwahl war es ihm schlecht ergangen. In seiner Heimath, in dem oft besungenen Alföld, war er aufgetreten und war kläglich durchgefallen.

Das Volk, dessen Freiheit er erkämpft, bereitete dem glänzendsten Genie der Nation eine schmachliche Niederlage und wählte an seiner Statt einen obskuren Menschen, der wohl keine Verdienste hatte, der aber einen vollen Keller vor und einen leeren nach der Wahl besass. Dieser beleidigte Petőfi auch in seiner Privatehre und verweigerte ihm die ritterliche Genugthuung, die er verlangte. Das Parlament aber sah ihm die Bestechung und die Unritterlichkeit nach und Petőfi erhielt im ganzen Lande keinen Bezirk, der ihm seine Vertretung anvertraut hätte.

Und noch einen anderen Grund hatte er, erbittert zu sein. Nach den Märztagen redigirten wir zusammen die „Életképek“ und in jenem halben Jahre erschienen in diesem Blatte die schönsten Werke fast aller literarischen Kapazitäten, die damals gelebt. Von Vörösmarty „Szentember“, von Arany „Rodostó“, „Die Frau Rákóczy's“, „Sklavenseelen“, „János pap országa“ und „Traum und Wirklichkeit“, von Tompa in jeder Nummer Gedichte oder Prosa, von Petőfi oft auch zwei Gedichte in einer Nummer. Da erschienen die schönsten Gedichte von Gyulai, Szász, Andreas und Koloman Tóth, Lisznyay, Lévy, Jámboer und Bozzai; das letzte Werk Garay's, Prosa von Vasváry, Szilágyi, Kolmár, Lázár, Dobsa, Helfy, G. Pap und Roboz; dann die humoristischen Werke Bernát's und Lauka's. Ich selbst schrieb stets den vierten Theil des Blattes; nie gab es noch so viele ungarische belletristische Schriftsteller unter einem Hut beisammen, und vielleicht wird es deren

auch nicht mehr so viele beisammen geben; doch liessen wir uns eine Unterlassung zu Schulden kommen; wir vergassen des *Modebildes* und das wog schwerer in der Waagschale, als wir Alle. Petőfi nicht, ausgenommen. Inmitten des grössten moralischen Sieges gingen wir materiell zugrunde. Weder seine Meisterwerke noch mein Charivari und nicht einmal Ludassy's königsmörderische Lustspiele nützten mehr; das Publikum liess uns im Stich und im glorreichen ersten Jahre der Pressfreiheit sank unser Blatt von 1500 Abonnenten auf 300 herab, so dass uns der Verleger schon im Juli kündigte. Doch schieben wir die Schuld nicht auf das Modebild: die *Politik* tödtete unser Blatt, sie, die Alles verschlingende Astaroth. Niemand brauchte Poesie und schöngestige Literatur mehr.

Dann kam ein Tag, die Chronik hat ihn als den 21. August bezeichnet — an welchem das politische Leben ein Moment aufwies, das für ewig unvergesslich bleibt: im ungarischen Reichstage debattirte man über die zu errichtende ungarische Honvéd-Armee. Die Opposition griff die Regierung heftig, leidenschaftlich, schonungslos an; die glänzenden, grossen Gestalten Kossuth's, Batthyány's, Széchényi's, mussten sich gegen die leidenschaftlichsten Elukubrationen mit der ganzen Beredsamkeit des Patriotismus und der Ueberzeugung vertheidigen. Diese grossen, edlen Gestalten mussten schliesslich zu Bitten ihre Zuflucht nehmen, um die Parteien zum Aufgeben des persönlichen Kampfes zu bewegen. Dann kam es zur Abstimmung und Kossuth und die ungarische Regierung siegten mit einer Zweidrittel-Majorität über die radikale Opposition. Mit der Regierung stimmte auch Vörösmarty. Darauf schrieb Petőfi jenes Gedicht. Ich bat ihn, dasselbe nicht in unserem Blatte zu veröffentlichen. Er that es dennoch. Darüber zerschlugen wir uns so, dass wir bis zur Belagerung Ofens nicht mehr zusammenkamen. Die hundertfünfzigpfündigen Argumente brachten uns einander wieder näher. — Und noch etwas Aueres. Wir waren nämlich binnen einem Jahre Beide gestorben. Ungarn feierte den Sieg der Freiheit, aber Petőfi hatte Jedermann vergessen. (Und erst mich!) In dem Nichts begegneten wir uns wieder. Da hatte die ungarische Armee eine glorreiche Gestalt, wie er sie geträumt, wie er sie gefordert hatte, aber er war nicht mehr Mitglied dersel-

ben. Man hatte ihn gezwungen, wer weiss welcher Formalität wegen, mit dem Porteépée auch den Säbel niederzulegen. Eines seiner letzten Gedichte an einen groben General spielt hierauf an. Der Setzer bemerkt hierauf unter einem *, dass dieser grobe General Mészáros war. Das ist nicht richtig; — einer der gefeiertesten Helden des Freiheitskampfes, der damalige ungarische Finanzminister war es, mit dem er in Konflikt gerieth. Wen sollte er als Richter wählen, da der Richter, die öffentliche Meinung, Denjenigen, den er anklagte, mit Kränzen überhäufte, da Alles dessen Marsch sang und da man von Petőfi fragte: „Wer ist das?“

Er hatte weder Leier noch Schwert mehr. Einst hatte er gesungen: „Die Liebe ersetzt Alles und die Liebe wird durch Nichts ersetzt.“ Hat sie ihm Alles ersetzt?

Und bald sollte es weder Vaterland, noch Nation, noch Freiheit geben.

Fürwahr, wir waren Beide gestorben und warteten auf die Grabescholle des zusammenstürzenden Vaterlandes, die uns begraben sollte.

Ich versuchte noch, mich aus dem Grabe hervorzuarbeiten und das Leben aufs Neue zu beginnen. Er aber sagte, dass er dorthin gehe, wohin er gehöre: in den Himmel.

Es gab einen Mann, der Petőfi wie seinen Sohn liebte: das war Bem; zu diesem kehrte er zurück. Nicht um wieder zu kämpfen, sondern um zu sterben. Hatte er doch auch seinen Säbel verschenkt, jenen berühmten handbreiten Pallasch, den er selbst Guillotine nannte. Der Entscheidungsschlacht wohnte er auf dem Schlachtfelde, aber unbewaffnet, bei.

Der dumme Kosak, der ihn niederstach, hat einen ganzen Tempel voller Götter zerstört!

Man sagt, es sei das ein *schöner* Tod. Ich aber sage, es war ein *guter* Tod.

Mit dem Sturze Ungarns war Petőfi's Leben beschlossen. Für ihn konnte es auf diesem Planeten keine Stätte mehr geben. Der Titel seines letzten Gedichtes lautet: „Schreckliche Zeiten“. Und er schliesst: „Wird er, der diese Geschichte hört, sie nicht für die Ausgeburt eines wahnsinnigen, spukhaften Geistes halten?“ Und erst die Zeiten, die darauf gefolgt! Da hätte er in der That wahn-

sinnig werden müssen. Vor dem Tode hatte er niemals Furcht. Doch hatte er ein Gedicht: „In der Munkács-Burg“ mit dem Refrain: „O, dieser Kerker, vor dem habe ich Angst“. Aus ihm, wo Andere ergrauten, wäre er wahnsinnig herausgekommen.

Es frommte ihm, zu sterben; wir, die wir zurückgeblieben, wir werden immer kleiner, je mehr wir in den Jahren vorrücken, während seine Gestalt umso höher emporragt, je mehr sie sich entfernt in der Zeit.

Und es war gut, dass seine Asche in die Winde zerstob. So erhält jeder Ungar ein Körnchen davon, und in jedem Körnchen lebt die Vaterlandsliebe fort.

Nun stehen wir vor seinem ehernen Standbilde.

Ich glaube, dass er selber gegenwärtig ist.

Der Geist muss in der Statue wohnen, die die gerechte Nachwelt zu seiner Verewigung errichtet.

Und die Statue sieht, fühlt und denkt.

Und die Geister sind gerecht; sie sehen klar und urtheilen ohne Leidenschaft.

Kann diese fühlende und denkende Statue sehen, was geschehen ist, seitdem sein Geist die Erde verlassen?

Sie kann die *Volksfreiheit* sehen, die er wie einen Diamanten suchte, und die er, als er sie gefunden, dem Diamant gleich schätzte; sie ist heute ein gewöhnlicher aber nützlicher, zum Strassenbau benützter Kiesel, man braucht ihn nicht furchtsam zu hüten, er ist unyerlierbar. . . .

Sie kann *Budapest* sehen und darüber urtheilen, wohin es sich erhoben; zur Metropole wurde die Stadt, von der er einst so scherzhaft gesungen.

Sie kann sehen, dass das, was er einst in seinem Gedichte „*Auf der Eisenbahn*“ in seiner Schwärmerei ersehnt, dass Ungarn von hundert Eisenbahnen durchzogen werde, in Erfüllung gegangen sei. „Und habt Ihr Eisen nicht genug, brecht Eure Ketten alle.“ Auch das ist in Erfüllung gegangen: es gibt keine Ketten mehr.

Sie kann sehen, dass die *Honvéd-Armee* wieder besteht, in Kraft und Vaterlandsliebe mit jener alten wetteifernd; dass

Ungarn für seine Zukunft vor keinem Feinde bange zu sein braucht . . .

Sie kann sehen, dass es wohl starke Parteikämpfe gibt, doch dass in diesen ein starkes und selbstbewusstes nationales Leben zum Ausdruck kommt . . .

Sie kann sehen, dass es eine freie Presse gibt, mit einer ganzen Legion Kämpfer des Geistes, deren Leser ein ganzes Lager, ein ganzes Land ausmachen. Und unter den Kämpfern gibt es keinen, der nicht die Freiheit und die Grösse des Vaterlandes vertheidigte; gäbe es einen, fände er keinen Menschen, der ihn lesen würde . . .

Sie kann sehen, dass schöne Literatur und Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie bei uns so stark und mächtig sind, dass Ungarn um Berücksichtigung nicht mehr zu betteln braucht und dass es seinen Platz ansfüllt in der gebildeten Welt.

Und sie kann sehen, dass das, was er als Schatz hinterlassen, dass die Werke seines Feuergeistes in hunderttausenden Exemplaren verbreitet sind im ganzen Lande; dass sie zuhause sind auf dem Mosaiktische im Prunksaale des Magnaten, wie auf dem Simse des Landmanns. Auch haben sie Flügel bekommen und bereits das ganze Erdenrund umflogen. Die deutsche Nation, mit der er soviel herumstritt, sie hat seinem Geistesschatz den Weg gebahnt in die weite Welt; Franzosen, Engländer, Italiener, Schweden, Polen und Spanier haben ihr Licht an dem seinigen entzündet; seine Gedichte überschritten den Ocean, sie gelangten bis nach Japan und China und wie die Sonne kehrten sie aus dem Reiche des Ostens wieder hieher zurück.

Und in jedem Lande, das sie durchwandert, verkündeten sie den Ruhm des Ungars.

Sie kann auch sehen, dass sie es nicht vergebens gethan.

Und noch Eines kann sie sehen.

Dass es nämlich noch „einen geliebten und seine Völker liebenden König gibt“ und dass dieser König Ungarns König ist.

Und dann kann sie hören, was ihr der Genius des Zeitgeistes ins Ohr flüstert: dass sich das Alles der Höhe, der Vollkommenheit zu entwickeln werde, und er wird ihr von Geheimnissen der Zukunft

erzählen, welche selbst der Statue das Herz erbeben machen müssen.

Vielleicht sehen es nur meine flimmernden Augen, doch mir ist es, als ob nun, da dieses Volksmeer die Statue umfluthet, auf ihrem ehernen Antlitz das himmlische Dämmern eines seligen Lächelns erschimmerte.

Oh es kommen noch Zeiten, da sich das Herz dieses Standbildes so füllt mit Wonne, dass die Statue davon erglüht und nächtlicher Weile leuchtet!

Deine Nation! Sieh' die Eintracht zwischen dem Volke und seinem apostolischen König, die Achtung vor dem Gesetze und das unter dem Segen der Arbeit, in eifrigem Bestreben sich erhebende Vaterland! Sieh' das Blühen seiner jungen Hauptstadt, und sieh', wie materieller und geistiger Wohlstand wächst auf der Spur jener wiedererlangten konstitutionellen Freiheit, für die Du Dein Leben lang glühtest und für die Du das Blut Deines edlen Herzens vergossenest!

Sehr geehrte Festversammlung! Bevor ich meine ehrende Aufgabe schliesse, habe ich noch in aufrichtigstem Danke und mit Worten der Anerkennung Jener zu gedenken, welche sich durch eifrige Initiative und Leitung, durch opferwillige Gaben und durch künstlerische Arbeit um das Zustandekommen dieses Denkmals hervorragende Verdienste erwarben.

Die Idee, dieses Denkmal zu errichten, hat Eduard *Reményi* im Jahre 1860 in einem engern literarischen Kreise angeregt. Er war es, der durch Arrangirung von Konzerten für dieses Denkmal die namhafteste Gabe lieferte und dadurch den Grund gelegt hat zur Verwirklichung dieser Idee. Er war der erste Präsident der Denkmals-Kommission und neben ihm unser gekrönter Dichter Koloman *Tóth*, dessen eifriger Kollege im Präsidium.

Eduard *Reményi* ist dermalen durch künstlerischen Beruf an einen fremden Welttheil gefesselt. Koloman *Tóth* aber hat, ach, allzu früh und zum grossen Verluste unseres Vaterlandes der Tod aus unseren Reihen gerissen. Und so vermag weder der Eine, noch der Andere an der heutigen schönen Feier des Erfolges ihrer Bemühungen theilzunehmen. Ich glaube der Dolmetsch der ganzen

Nation zu sein, indem ich die ersten Worte der Anerkennung und des Dankes ihnen weihe.

Das Monument, in seiner gegenwärtigen Form, hat Adolf *Huszár* modellirt; den Guss führte der berühmte Erzgiesser Karl *Turbain* aus; den Granitsockel entwarf unser ausgezeichnete Architekt Nikolaus *Ybl*. Ausser dem Ruhme für das gelungene Werk, wollen sie auch unseren aufrichtigen Dank empfangen.

Schliesslich sage ich aus der Tiefe meines Herzens Dank allen Jenen, welche durch eifriges Bemühen, durch Sammlungen und Beiträge, diesen pietätvollen Wunsch der Nation verwirklichen halfen.

Gebe die Vorsehung, dass durch Patriotismus, patriotische Tugend und durch unbesiegbare Macht Jahrtausende lang blühe und lebe das Vaterland!

II. ALEXANDER PETŐFI.

Preisgekrönte Ode von ALEXANDER ENDRŐDY, übersetzt von LADISLAUS NEUGEBAUER.

„Freiheit, Liebe.“

Sei dieser Tag ein Tag des Sieg's, des Jubels,
Hochlodernder Begeisterung geweiht!
Seht die Gestalt des Dichters! Ihm zuneben
Als ew'gen Zeugen: die Vergangenheit!
Sowie das Licht durch Nebelschleier dringet
Und seine Strahlengarbe weithin streut:
So flammt sein Geist durch schwarze Wolkenhüllen,
Mit seinem Glanz den Erdball zu erfüllen.

O Geist, so stolz, so ungezähmt, — Du schwebest
Ob unsrem Haupte wie das Ideal!
Wir sehen Dich in Universums Fernen
Erglänzen in der Sterne Silberstrahl —
Allein und einzig, unerreichbar stehst Du,
Uns näher doch als all' der Sterne Zahl;
Mag Erd' und Himmel theilen Deinen Schimmer:
Doch Deine Wärme — *uns* bleibt sie für immer!

Noch sehn wir dort der Puszta dürre Fläche
 Erfüllt von Noth, durchfegt von Sturmeswuth.
 Doch plötzlich — sieh! wie sich das Bild verändert:
 Den Raum durchbebt des Zephyrs milde Fluth,
 Millionen Vöglein singen, flöten, schmettern,
 Das Bächlein rauscht in tollem Übermuth,
 Es knospt und blüht als ob der Frühling blau'te,
 Und alles dies vom Klange — Deiner Laute!

Ihr Lieder! Schöpfung seiner Feuerseele,
 Ihr ew'gen Sänge, wunderbar und hehr!
 Es ist ein Werk des Heros, des Titanen,
 Was Ihr vollbracht zu Ungarns Ruhm und Ehr';
 Nicht Lieder seid Ihr: — Krieger des Jahrhunderts,
 Der Freiheit Siegsfanfare, Schild und Speer,
 Denn halb nur füllet Anmuth diese Lieder —
 Die *Macht* haltt aus der andern Hälfte wieder.

O Lieder Ihr, Ihr Fitt'ge seiner Seele,
 Ihr hobt empor auch ihn zum Himmelsrand,
 O seht, o seht! Wie kühn er fliegt, — die Ketten,
 Die er gesprengt, hält er in nerv'ger Hand!
 Es fliegt mit ihm das Heer der stolzen Träume,
 Die Leidenschaft, sein finst'rer Zornesbrand . . .
 Jetzt tritt er ein in des Olympos Fluren,
 Und ein Titan: das *Volk* folgt seinen Spuren!

Erbebe denn Olympos stolze Höhe,
 Ihr falschen Götter, räumt jäh das Feld;
 Der Epheu rank' empor an den Ruinen,
 Und aus dem Schutt blüh' eine neue Welt!
 Das Werde-Wort erklang, und an die Stelle
 Des offenen Himmels sich die *Hütte* stellt;
 Der Mythos schwand, doch über seinen Trümmern
 Sieht *Puszta* man und *Délibáb** erschimmern.

* Die Fata morgana des ungarischen Tieflandes.

Und weiter, weiter schwingen sich die Lieder
 So segenspendend, lächelnd, mild und klar.
 In *ihnen* sah, gleichwie im blanken Spiegel,
 Zum ersten Mal das Volk sich selbst, wie's war:
 Dank *ihnen* brachten die erstaunten Völker
 Dem Ungar Liebe und Bewundrung dar . . .
 Und Vaterland und Welt und Himmel waren
 Besiegt durch seiner Lieder heil'ge Schaaren!

Verkündet seinen Ruhm denn Au'n und Berge
 Weithin, so weit als Eure Stimme trägt,
 Wo nur ein Herz — in Hütten und Palästen —
 In Träumen, Hoffen, Leid und Liebe schlägt;
 Ihr Völker, die Ihr, seinem Sange lauschend,
 In Eurer Brust der Freiheit Hoffnung hegt,
 Und Ihr auch dort in Eurer stolzen Ferne:
 Ihr unauslöschlich, ewig glüh'nden Sterne!

Denn Sappho selbst, sie konnt' nicht süßer singen,
 Als Liebesglück von seiner Laute tönt,
 Auch nicht Zephyr, der über Blumen wehet
 Und sich zu Tod nach ihren Kelchen sehnt:
 Sein Sang klingt leis, als ob ein Sternlein fiel;
 Doch muss es sein: wie Donnergroll er dröhnt,
 Es stieg in ihn des Tyrtäus Seele nieder,
 Und seinen Geist hallt das Jahrhundert wieder!

Er war der Vaterlandesliebe Warte,
 Der Freiheit Feuersäule, heilig, treu!
 Von seiner Gluth zerschmolz des Volkes Fessel:
 Prometheus fühlte, regte sich aufs neu'.
 Des Volkes Loos trieb ihm das Blut zur Schläfe,
 Er bannt aus jedem Herzen Furcht und Scheu.
 Kühn trotz er wilden Stürmen und Gewittern
 Und lässt die Luft von „*Auf, Magyar!*“ erzittern

Und es erdröhnt ringsum die Kriegsdrommete,
 Kanonen brüllen, blutig wogt die Schlacht.
 Sein Geist kämpft mit, sein Schwert: man sieht es blitzen.
 Den Schlachtensang: er stimmt ihn an mit Macht.
 Dann — wehe — seht . . . er sinket hin zu Boden,
 Und über ihn rast schnaubend, wuthentfacht,
 Der Reiter Tross hin mit verhängtem Zügel . . .
 — So weit Ihr blickt: ist seines Grabes Hügel!

Auch hier der Punkt im weiten Vaterlande,
 Weis't auf den Platz, der nach ihm ewig leer! —
 Erkennet ihn an seiner stolzen Stirn,
 Am Flammenblick, — so blicket Keiner mehr —
 Lasst nah und fern im Jubelchor erbrausen
 Das Ruhmeslied zu seines Namens Ehr'!
 Es leuchte seine Glorie allen Landen,
 Wo immer auch der Völker Meere branden.

O blick empor zu ihm, wenn du verzagest,
 Mein Volk, du sturmgepeitschtes, unverwandt!
 Erglüh', entflam' an seines Denkmals Stufen,
 Wie auch für dich einst seine Seel' entbrannt'.
 Sei dies der Vaterlandesliebe Säule,
 Der heil'gen Freiheit ew'ges Unterpfind,
 Hier sollst du, wenn des Schicksals Wogen branden,
 Gleichwie am Ararat, gerettet landen.

Denn nicht nur hier die engbegrenzte Scholle:
 Ein ganzes Reich ist dieses Denkmals Grund!
 Lasst unsren Pfad durch seine That erleuchten,
 Begeistern uns an seinem Dichtermund;
 Für seinen Traum ist es so süß zu kämpfen,
 Im Sonnenglanz, im Sturm, zu jeder Stund',
 O mög' der Traum einst in Erfüllung gehen:
Mög, glorreich, stark dies Vaterland erstehen!

ZUR REFORM DES UNGARISCHEN OBERHAUSES.

Die Reform des ungarischen Oberhauses ist, wie es scheint, wirklich in die Reihe der Tagesfragen aufgenommen worden. Die Überzeugung ist allgemein, dass man so wichtige, auf den Staatsorganismus bezügliche Fragen in ruhigen Zeiten erledigen und dass die nöthigen Reformen ergriffen werden müssen, wenn diese ohne grosse Erschütterungen ausführbar sind und solange man das Übel noch heben kann, bevor es sich verschlimmert oder gar unheilbar wird.

Ich halte es deshalb für zeitgemäss, meine Ansichten über diesen Gegenstand, die ich vor Kurzem in der „*Budapesti Szemle*“ (Budapester Revue) entwickelte, auch separat erscheinen zu lassen und auf die neuestens aufgetauchten Ansichten in einer Nachschrift zu reflektieren, respektive das Gesagte mit meinen eigenen Bemerkungen zu ergänzen.

Wer nicht die vormärzliche alte ungarische Verfassung in ihrer Thätigkeit sah, wird sich kaum ein klares Bild über diesen eigenartigen Organismus machen können. Es war dies zwar eine Ständeversammlung, aber von anderen Ständeversammlungen sehr verschieden; es entwickelte sich in derselben vollkommen das Zweikammer-System, und das Unterhaus oder die untere Kammer, Tafel genannt, repräsentierte auch damals nur *einen* Stand, denn der Bürgerstand (d. h. die Städte) war zwar auch in den Landtag geladen, besass aber kein Stimmrecht. Wahrlich, eine merkwürdige Erscheinung im Staatsrechte, deren Analyse gewiss ein längeres Studium verdiente und ein interessantes Bild unserer Kulturzustände böte. Unstreitig ist dieser Organismus, ein Beweis der Schwäche des bürgerlichen Standes und der staatswirthschaftlichen Zustände, zugleich ein Zeichen der politischen Ungeschicklichkeit der Wiener Regierung, — derselbe war aber auch der Keim des Unterganges der alten Constitution. Unter dem Drucke der Februarrevolution und der Folgen derselben wurde diese Verfassung umgestaltet; und in Folge der 1848-er Gesetze und aller jener Bestimmungen, durch welche wir an unserem Staatsrechte änderten, wurde aus dieser Verfassung eine auf dem Repräsentativsystem beruhende moderne

Constitution mit parlamentarischer Regierung. Es ist auch das ein bemerkenswerthes Zeichen, dass während sich in unserem Staatsrechte und in unseren socialen Verhältnissen sehr vieles änderte, das Oberhaus sich dennoch unwandelbar erhielt. Dies ist ein Beweis der Kraft, aber zugleich auch der Schwäche unseres Oberhauses. Es beweist, dass im Lande das Bewusstsein der Nothwendigkeit des Oberhauses lebt, dass das Land den Elementen desselben Vertrauen entgegenbringt, dass die Basis desselben, wenigstens zum Theile, richtig und dass dasselbe fähig ist, seiner Bestimmung zu entsprechen. Aber es beweist unter Einem, dass das Land demselben nur wenig Beachtung schenkt, dass es sich wenig darum kümmert, wenn das Ansehen desselben sinkt, und dass es der ganzen Institution nur geringe Bedeutung beimisst.

Diejenigen aber, die in das Leben der politischen Institutionen tiefer eindringen, fühlen die Nothwendigkeit einer Reform des Oberhauses; in erster Linie aber die Mitglieder des Oberhauses selbst, so neuestens auch Graf Ferdinand Zichy; in diesem Sinne äusserte sich auch Ministerpräsident Koloman Tisza bei Gelegenheit der letzten Wahlen.

Ich selbst bemerkte in meiner am 8. September zu Ödenburg gehaltenen Rede Folgendes über diese Frage: „Thatsache ist, dass unser Oberhaus in der constitutionellen Aera der Durchführung keines heilsamen Gesetzes hinderlich war, und ich setze von unserem Oberhause voraus, es besitze soviel Selbstständigkeit, dass es unnöglich wäre, irgend eine Massregel, die dem Lande zum Schaden gereichte, mit seiner Zustimmung durchzuführen. In unserem Oberhause herrscht nicht nur wahrer Patriotismus, sondern auch besonnener politischer Geist. Darum glaube ich nicht, dass die Reform desselben eben eine brennende Frage wäre. Übrigens habe ich nichts dagegen, wenn man während der nächsten drei Jahre auch diese Reform durchzuführen vermag, umsoweniger, da unser Oberhaus einen so eigenthümlichen Organismus hat, dass man es in seinem gegenwärtigen Zustande wirklich nicht länger belassen kann. Meiner Ansicht nach muss das ungarische Oberhaus ebenso auf aristokratischer Basis beruhen, wie das Unterhaus auf demokratischer Grundlage fusst. Man sollte es bei unseren politischen Berathungen und Organisationen stets vor Augen halten, dass Aristokratie und

Demokratie heutzutage keine politischen Institutionen, sondern sociale Faktoren sind, denen Rechnung getragen werden muss und dass dort, wo sie einander zu vernichten streben, jedes constitutionelle Leben unmöglich wird.

„Von diesem Standpunkte aus würde ich bei einer Organisation des Oberhauses die Rechte aller jener ungarischen Magnatenfamilien unangetastet lassen, die heute in das Oberhaus berufen werden. Da es aber schon in der Natur des Oberhauses liegt, dass ein Jeder, der dort Sitz und Stimme hat, irgend eine gesellschaftliche Kraft, ein sociales Interesse repräsentieren muss, und dazu der Name und Titel an sich ungenügend ist, würde ich ein Vermögensminimum oder einen Stéuercensus einführen, derart, dass unter den Mitgliedern der Geburtsaristokratie nur diejenigen ins Oberhaus geladen würden, die eine bestimmte Summe, z. B. drei- bis fünftausend Gulden Steuer zahlen. Auf diese Weise wären die Magnaten-Proletarier und solche junge Leute, die zu ihrer Väter Lebzeiten noch gar kein Vermögen besitzen und nichts repräsentieren, aus dem Oberhause ausgeschlossen.

„Die wirklichen Diözesan-Bischöfe würde ich als Vertreter wichtiger Interessen im Oberhause belassen. In dieser Hinsicht ist in meinen Augen die Parität der Confessionen von keiner Wichtigkeit, da die protestantischen Gemeinden infolge ihrer Organisation, laut welcher bei ihnen das weltliche und das geistliche Element gleichberechtigt sind, schon durch ihre weltlichen Inspektoren und Curatoren im Oberhause vertreten sein können. Und im Falle ihre Curatoren und Inspektoren nicht schon von Geburt aus berechtigt sind, Mitglieder des Oberhauses zu sein, könnten unter ihnen, sowie unter ihren Superintendenten diejenigen, die die nöthige Qualifikation besitzen, ad dies vitae zu lebenslänglichen Mitgliedern des Oberhauses ernannt werden.

„Die Obergespane hingegen, würden nach meiner Ansicht wegzubleiben haben, nicht nur aus dem Grunde, weil sie vor Allem mit der Administration ihrer Komitate beschäftigt sind, sondern auch deshalb, weil sie fortwährend wechseln und das Oberhaus dadurch einen sehr fluctuierenden Charakter erhalte.

„Den Platz der Obergespane würden als lebenslängliche Mitglieder solche Männer einnehmen, die in Folge ihrer Vergangen-

heit, ihrer Verdienste und ihrer gesellschaftlichen Stellung würdig sind an der Seite der geborenen Pairs Platz zu nehmen. Die nothwendige Qualifikation würde das Gesetz bestimmen.

„Auf diese Weise organisiert könnte das Oberhaus eine gehörige Wirksamkeit ausüben und seinem hohen Berufe entsprechen, besonders unter zwei Bedingungen: einmal dass die Peerage nach englischen Muster durch die Celebritäten der Gesellschaft zeitweise aufgefrischt werde, aber bei entsprechendem Vermögen, dann aber dass nicht solche Männer mit Titeln und erblicher Oberhaus-Mitgliedschaft bekleidet werden, die nicht das Vermögen zur Gründung einer aristokratischen Familie besitzen, d. h. die schon in der zweiten Generation aristokratische Proletarier werden.“

In neuester Zeit liess ein altverehrter Veteran unseres gesellschaftlichen Lebens, der in Folge seiner ausgezeichneten Verdienste seiner europäischen Bildung und seiner ausgebreiteten Kenntnisse in jeder Hinsicht competent ist, die Organisation des Oberhauses sowie jede andere politische Frage zu erörtern, der Obergespan Ladislaus Szögyényi-Marich, eine 28 Seiten starke und als Manuskript gedruckte Broschüre erscheinen, in der er sich über die Organisation des Oberhauses äussert. Nach Vorausschickung einer gedrängten, äusserst interessanten historischen Schilderung der Entstehung des Oberhauses und über die Vorschläge zu seiner schon früher geplanten Reform, und nach Aufzählung zahlreicher statistischer Daten über die Elemente, aus denen das Oberhaus gegenwärtig besteht, formuliert er einen aus 15 Abschnitten bestehenden Gesetzentwurf über das Oberhaus des ungarischen Parlamentes.

Das Oberhaus würde nach ihm aus Mitgliedern bestehen, die auf Grund theils geistlicher und weltlicher Ämter und Würden, theils alter Rechte und Erblichkeit, theils lebenslänglicher Ernennung einberufen würden, besonders aber aus den Bischöfen und den anderen Oberhäuptern der Kirchen, aus den ältesten Gliedern der ungarisch-nationalen und eingebürgerten Magnatenfamilien, — wenn sie ihren Wohnsitz im Lande haben und wenigstens 1000 Gulden direkte Steuer nach liegenden Gütern entrichten —, aus den Gliedern der Magnatenfamilien, die fideicommissarische liegende Güter besitzen, wenn sie von einem solchen Fideicommiss wenigstens 3000 Gulden Steuer zahlen, und endlich aus solche Gliedern von

Magnatenfamilien, die von ihren liegenden Gütern 10,000 Gulden direkte Steuer zahlen.

Endlich würden „auf Grund lebenslänglicher Ernennung auch Diejenigen Oberhausmitglieder, die Se. Majestät auf Vorschlag des Ministeriums aus der Reihe hervorragender Staatsbürger, die sich auf dem Gebiete der Legislative, des Staats- oder Municipaldienstes, der militärischen oder richterlichen Laufbahn, auf dem Felde der Wissenschaften, der Literatur, des Unterrichtes, der Künste, des Gewerbes, Handels und der Ökonomie Verdienste erworben haben, ohne Rücksicht auf ihre bürgerliche und finanzielle Stellung, zeitlebens zu Mitgliedern des Oberhauses ernennen würde.“

„Die Zahl dieser Mitglieder, auch die auf Grund ihrer geistlichen und weltlichen Würden und Ämter zur Oberhausmitgliedschaft Berechtigten miteingerechnet, dürfte ein Drittel sämtlicher Mitglieder des Oberhauses nicht übersteigen.“

Bevor ich zu diesem Vorschlage meine Bemerkungen mache, will ich die Nothwendigkeit der Reform des Oberhauses noch besonders betonen. Es ist dies nicht eben eine brennende Frage, auch ist dieselbe, wie ich gerne anerkenne, so delikater Natur, dass man sich ihr mit der grössten Behutsamkeit nähern muss; ignoriert kann sie aber nicht werden, — und wie man den Kranken nicht heilen kann, wenn sein Blut bereits in Dissolution übergegangen ist und die Aussicht auf ein Besserwerden schwindet, so muss man auch die Institutionen zu einer Zeit reformieren, wo dieselben noch lebensfähig sind, wenn sie noch nicht alles Ansehen verloren haben, und wenn in den Menschen noch der Glaube lebt, dass die Institution auf einer richtigen und geeigneten Grundlage ruht.

Die allgemeine Anerkennung dessen, dass das Oberhaus ein unvermeidlicher Bestandtheil des constitutionellen Organismus ist, bezeichnet einen grossen Fortschritt in der Staatswissenschaft, in der politischen Reife der Völker, denn mit Ausnahme von Griechenland, das man nicht eben als politisches Beispiel aufstellen kann, und einigen südamerikanischen Republiken — die durch fortwährende Anarchie und Bürgerkriege glänzen, — ist das Zweikammersystem überall in Gebrauch. Die abschreckendsten Beispiele des Einkammersystems sind die französischen Verfassungen vom Ende des vorigen Jahrhunderts, und das hentige Frankreich beweist einen

grossen Fertschritt, indem es sich mit der Idee des Senats befreunden konnte. Von grösserer Wichtigkeit ist jene Frage, wie das Oberhaus organisiert werden solle, und in dieser Hinsicht steht das Wort des Dichters: Eines schickt sich nicht für Alle. Das System, das in dem einem Lande heilsam wirkt, kann in dem andern schlechte Früchte tragen. Es giebt Oberhäuser, die auf der Wahl, auf der Ernennung und auf der Erblichkeit oder auf der Vermischung von zwei oder allen drei Systemen basieren. Dass in Republiken von einem erblichen Oberhause keine Rede sein kann, versteht sich von selbst; aber auch dort sucht man bei den Wahlen solche Combinationen, damit das Oberhaus aus anderen Elementen bestehe oder andere Interessen vertrete, als das Unterhaus; — ein deutliches Beispiel dafür sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Mitglieder des Oberhauses nicht Abergaten der Wähler, sondern der Staaten sind. In der Monarchie entspricht das gewählte Oberhaus nicht seiner Bestimmung und steht mit der Institution der Monarchie nicht im Einklange.

Durch die Wahl gelangen, im Ganzen genommen, eben solche Männer ins Oberhaus, wie ins Unterhaus, so dass es ganz unwahrscheinlich ist, dass im Oberhause eine andere politische Strömung herrsche, wie im Unterhause; — das Oberhaus wird desselben Weges wandeln, wie das Unterhaus und der einzige Nutzen dabei ist der, dass das Land nicht jenen Überraschungen ausgesetzt ist, die bei dem Einkammersystem nothwendigerweise vorkommen. Was soll aber aus der Monarchie werden, wenn sie die einzige Institution ist, die auf der Erblichkeit beruht?

Die ernannten Pairs bieten, besonders wenn die Ernennung an gewisse Kategorien gebunden ist, dem gesunden Staatsorganismus unstreitig mehr Garantien; sie repräsentieren im Gegesatze zu den veränderlichen Elementen, die Stabilität, sind unabhängiger als die gewählten Abgeordneten, besitzen spezielle Kenntnisse und Erfahrungen, und vertheidigen nicht nur den Thron nach unten zu, sondern können auch das Volk nach oben hin vertheidigen. Und wenn eine solche Korporation alle Celebritäten in sich enthält, dann leiht sie dem Staate selbst grosses Ansehen.

In der Monarchie verdient aber das auf dem Prinzipie der Erblichkeit beruhende Oberhaus den Vorzug.

Zur Unterstützung des auf der Grundlage der Erbllichkeit zu organisirenden Oberhauses könnte man kaum bessere Argumente vorbringen, als jene, die in der im September und Oktober 1831 in der französischen Deputirtenkammer erwähnt wurden, wo Männer wie Thiers, Guizot und Royer-Collard der Erbllichkeit das Wort sprachen. Wenn es Zeit und Raum gestattete, würde es sich wohl lohnen, diese Reden in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen. So sei es mir gestattet, den Gedankengang derselben in Kürze zu schildern.

Nach Thiers giebt es drei Regierungsformen: die Monarchie, die Aristokratie und die Demokratie. Alle drei tragen den Keim der Verwesung in sich und werden durch das vernichtet, woran es ihnen mangelt; der Staat kann nicht fortbestehen, in welchem eine dieser Formen ausschliesslich herrscht. Dagegen sehen wir, dass ein Staat, dessen Regierung aus diesen drei Elementen besteht, fortzubestehen und zu gedeihen vermag. England ist es, dessen Regierung die Vortheile des einheitlichen Willens der Monarchie, jedoch ohne die Launen derselben genießt, und das den Geist und die Stabilität der Aristokratie mit der Energie der Demokratie verbindet. Es ist fraglich, ob die repräsentative Monarchie, wie wir sie bei uns organisiren wollen, nicht ebenfalls aus den Elementen der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie besteht?

Die Vortheile der Monarchie und der Demokratie werden anerkannt, warum will man uns die Aristokratie vorenthalten? Niemand hat es im Sinn, die Monarchie ausschliesslich mit Hilfe der Demokratie im Gleichgewicht zu erhalten. Auch die Nothwendigkeit einer zweiten Kammer wird anerkannt; damit aber diese einen entscheidenden Einfluss ausüben könne, muss sie auch besondere Interessen vertreten, nur in diesem Falle ist sie keine überflüssige Wiederholung. In der Gesellschaft sind zwei Interessen herrschend: der Fortschritt und die Stabilität, diese beiden müssen repräsentirt werden. Aber eine hereditäre Kammer besitzt nicht Einsicht genug, und hier wiederholt sich der Satz: die Söhne erben nicht die Verdienste ihrer Väter. Aber Traditionen muss man in der Kammer finden; und diese werden geerbt. Auch am Geiste wird es nicht fehlen, denn die Aristokratie besteht nicht aus einer einzigen Familie. Wenn eine Familie nicht Verstand und Talent be-

sitzt, kann es das in einer anderen Familie geben. Man sagt wohl, die Aristokratie sei ein Privilegium und in die neue Gesellschaft können Privilegien nicht eingeführt werden. Wenn aber das Privilegium der Erblichkeit dem Lande zum Nutzen gereicht, steht es zum neuen Staate ebensowenig im Gegensatz, wie die Erblichkeit der Monarchie.

Vor dreissig Jahren war man der Meinung, dass es in Zukunft weder Könige noch Adelige geben werde. Es erschien Napoleon und schuf Könige, ja sogar einen Kaiser und machte aus jenen, die vom Adel nicht einmal hören wollten, Herzoge, Grafen, Landgrafen und Freiherrn, und es missfiel ihnen dies gar nicht. Aristokratische Elemente wird es immer geben und diese werden der repräsentativen Monarchie die grösste Kraft und Consistenz leihen. Thiers wiederholt, was auch die Erfahrung beweist, dass eine Monarchie, wie sie England besitzt, die sicherste Garantie für den gesunden Staatsorganismus ist, und eine solche Monarchie wünscht er Frankreich.

Die Rede, die Royer-Collard am 4. Oktober hielt, ist noch gehaltvoller, als die Rede Thiers. Die Erblichkeit der Pairie ist nicht eine Frage der Rationalität, sondern eine Frage der Revolution, und von nichts Anderem ist hier die Rede, als davon, dass mit der Erblichkeit, auch die Pairie zu grunde gehe, mit dieser auch die erbliche Monarchie und die Prinzipien der Stabilität und der Beständigkeit. Worin besteht also die unverzeihliche Sünde der Pairie? Man sagt, sie sei von der Julirevolution, von dem Willen des Volkes verworfen und verdammt worden, das heisst, die Pairie ist für einige Zeiten proskribirt. Und hier könnte ich stehen bleiben: die Proskription denkt nicht. Ich habe aber schon genug gelebt, und habe schon oft derartige Beschlüsse ändern sehen. Die Erblichkeit der Pairie ist durch die Volkssouverainität nicht in grösserem Masse verurtheilt, als vor 40 Jahren die zwei Kammern und die Monarchie selbst. Aber wie damals, so kann man auch heute von dem lärmenden Parterre an ein aufmerksames Publikum appellieren und sich von der Volkssouverainität an eine andere Souverainität wenden, die allein dieses Namens würdig ist: an die Souverainität der Vernunft, die über Völkern und Königen steht und die wahre Gesetzgeberin der Menschheit ist. Gegen die Erblichkeit der Pairie wendet man

ein, dass sie mit der Restauration der Bourbonen zusammenfällt, und nachdem jene aufhörte, auch diese nicht mehr haltbar sei. Hier ist aber das die Frage: ist die erbliche Pairie gut oder nicht? Wenn sie schlecht ist, so muss man sie abschaffen, ist sie aber gut, so soll man nicht darnach fragen, welchen Ursprunges sie sei und unter welchem Sterne sie zur Welt kam. Die Charte stellte zwei Repräsentationssysteme auf, deren jedes seine eigene Natur, eigene Gesetze und eigene Bestimmung hatte, das eine ist die demokratische Vertretung der allgemeinen Interessen, die Beschützerin der Freiheit und ist deshalb der Wahl unterworfen, das andere die aristokratische Vertretung der gesellschaftlichen Superiorität, als wesentliche Beschützerin der Ordnung, über die sie wacht und der Stabilität, die sie erhält, sie ist deshalb erblich und muss es bleiben.

Guizot sprach am 5. Oktober folgendermassen: Die Anarchie nimmt überall zu, taucht überall auf und droht unaufhörlich. Sie offenbart sich überall in den Ideen, die nicht durch irgend einen stärkeren Impuls geleitet werden und keine staatliche Macht berücksichtigen. Die Kammer fühlt es, dass sie allein unfähig ist, der sie drückenden Aufgabe zu entsprechen. Der Stützpunkt, den wir suchen, beruht in einer constitutionellen, unabhängigen Macht, die existirt und die wir vernichten wollen. Die Erblichkeit ist in der Charte der Welt improtokollirt, und die Lehren, die dieselbe verwerfen, sind barbarische und unwahre Lehren. Das Oberhaus müssen wir also, wenn wir es seiner Bestimmung gemäss organisiren wollen, auf das Prinzip der Erblichkeit gründen. Die Erblichkeit giebt die bestimmte Zahl der fertigen Familien, die zur Leitung der allgemeinen Angelegenheiten gleichsam erzogen werden, und die sich von der Demokratie nicht trennen, denn die Pairie rekrutirt sich nothwendiger Weise von neuem aus der Demokratie, wie dies die Statistik des englischen Oberhauses beweist, das im Jahre 1829 ausser den Bischöfen 375 Mitglieder hatte. Unter diesen stammten nur 48 aus den Zeiten vor dem XVII. Jahrhundert, 124 aus der Zeit vor dem XVIII. Jahrhundert, die Familien der Übrigen wurden in unserem Jahrhundert ernannt. Wir benöthigen unbedingt eine politische Klasse, und diese kann man ohne Erblichkeit nicht erreichen. Guizot schliesst seine Rede folgenderweise: „Wenn Sie die Erblichkeit in der Pairie behalten, wird Frankreich

gerettet sein; die Anarchie, über die Sie sich beklagen, wird aufgehört, die Julirevolution wird beendet, abgeschlossen sein. Im entgegengesetzten Falle weiss ich wol, wohin uns die herrschende Strömung führen wird.“ — Wenn Guizot in Vielem auch nicht Recht behielt, — hier bestätigte sich seine Prophezeiung, denn diese Strömung führte Frankreich den Revolutionen entgegen, deren Reihe, wie es scheint, mit Gambetta's und Paul Bert's Experimenten noch nicht ihr Ende erreicht hat.

Von diesem Standpunkte aus, und nicht ideale Zustände oder die Verhältnisse des Auslandes, sondern die Verhältnisse unseres Vaterlandes vor Augen, fragen wir: entspricht der L. Sz.-sche Vorschlag wol diesen Bedingungen?

Der Verfasser hat vollkommen Recht, wenn er sich an die Tradition hält und die Kirchenoberhäupter berufen lassen, respektive dieselben ergänzen und dort belassen will. Die Bischöfe haben auch im englischen Oberhause Sitz, bei der Englerzigkeit der englischen Kirche und Religion natürlich nur die Oberhäupter der anglikanischen Kirche. Dieser Theil des Vorschlages braucht gar nicht näher erörtert zu werden.

Das die ererbten Namen und Besitze das grösste Contingent des Oberhauses liefern, darin stimme ich mit dem Verfasser vollständig überein. In einer alten Monarchie, deren Existenz auf ihrer historischen Entwicklung beruht, wäre es eine Art politischer Unmöglichkeit, das Oberhaus anders zu organisieren. Bei dieser Frage kann sich ein Meinungsunterschied nur auf die Modalitäten beziehen. Über diese Modalitäten hege ich nun andere Ansichten. Da wir unser Oberhaus nicht nach englischem Muster organisieren können, weil unsere sozialen Zustände und Gebräuche ganz von den englischen abweichen, die Klasse der ungarischen Magnaten etwas ganz Anderes ist, als die englische Nobility, so würde ich es nicht für zweckmässig halten, einen Theil des Oberhauses aus den ältesten Gliedern der Magnatenfamilien zu bilden, — denn worin unterscheidet sich das älteste Glied der Familie von den übrigen dort, wo kein Majorat existirt? Es ist beispielsweise öfters der Fall, dass der jüngere Zweig der Familie viel vermögender ist als der ältere, und dass das älteste Familienglied zu den legislatorischen Funktionen eben am wenigsten taugt: die Theilnahme an

den Verhandlungen des Oberhauses kann man ja nach modernem Rechte gar nicht als Familieneigenthum betrachten, dies ist eine staatliche Funktion, die aus Zweckmässigkeitsgründen mittelst des Prinzipes der Erblichkeit an gewisse Familien gebunden ist. Ich glaube also, wenn wir die Reform des Oberhauses leicht und schnell durchführen wollen, so sollen wir, sofern dies möglich ist, auf der bestehenden Grundlage bleiben; lassen wir jedem Gliede der Magnatenfamilien das Recht der Theilnahme im Oberhause, da wir das Verfahren der englischen Nobility, nach welchem nur ein Glied der Familie Rang und Titel führen und das damit verbundene Vermögen sein eigen nennen kann, nicht einbürgern können, — binden wir aber dieses Recht an gewisse vernünftige und begründete Bedingungen, durch die einstweilig solche ausgeschlossen werden, deren gesellschaftliche Stellung und Beruf sich mit der Mitgliedschaft des Oberhauses nicht verträgt. Wer in irgend einer kleinen Anstellung von 5—600 Gulden lebt, möge er auch den wohlklingendsten historischen Namen haben und auch ein sehr ehrenwerther Mann sein, gehört doch nicht in das Oberhaus; — mag sein, dass sein Sohn Carrière macht und wieder hinein gelangen kann, bis dahin möge das Recht päsiren. Ich wünsche also die Einführung eines Census, nach welchem nur jener Magnat im Oberhause Sitz und Stimme hätte, der z. B. von liegendem Besitze 3000 Gulden Steuer zahlt. Da ferner die Funktion des Oberhauses eine moderirende, das Wirken des Unterhauses controllierende ist, gehört auch die Jugend nicht dorthin, ich würde also für nöthig halten als zweite Qualifikation das Alter aufzustellen, dass nämlich nur jener Magnat im Oberhause eine gesetzgebende Rolle zu spielen vermöge, der wenigstens 30 Jahre alt ist. Diese Bedingung hat zwei gute Seiten: nicht nur würden dadurch viele Elemente ausgeschlossen, die noch nicht berufen sind, im Oberhause zu wirken; sondern Derjenige, der lernen will und die edle Ambition besitzt, im Gemeinleben zu wirken, wird auch streben ins Unterhaus zu gelangen, oder ein Amt zu bekommen, so dass er, wenn er ins Oberhaus eintritt, in den politischen Angelegenheiten schon bewandert sein würde.

Bei meiner Auffassung entfällt somit die Nothwendigkeit der beiden anderen Kategorien von selbst.

Bei Berücksichtigung unserer Gebräuche, unserer Vermö-

gensverhältnisse und der jetzt im Oberhause gangbaren Praxis, dürfen wir die Zahl der Oberhausmitglieder nicht zu sehr einschränken, denn wenn wir die Titularbischöfe und Obergespäne von dort ausschliessen, könnten wir leicht dahin gelangen, dass das Oberhaus selten beschlussfähig wäre und wohl gerade damals nicht, wenn wir es am meisten nöthig hätten, oder es würde aus solchen Elementen zusammengesetzt werden, die zu unpassender Zeit dem Lande unangenehme Überraschungen bereiten könnten.

Nachdem ich bezüglich der Ausschliessung der Obergespäne und Titularbischöfe mit der Auffassung des geehrten Herrn Verfassers ganz einverstanden bin, versteht es sich von selbst, dass ich betreffs der zu ernennenden Pairs ebenfalls seine Meinung theile. Alle jene Männer, die durch ausgebreitete Thätigkeit und grosse Verdienste Zierden des Staates und der Gesellschaft sind, gehören in das Oberhaus, so wie dies auch in England geschieht. — Brougham und Macanlay, wie auch die Familie Baring, die Grössen der Finanzwelt, waren Mitglieder des Oberhauses. In England wurden sie sogleich zu lebenslänglichen Peers ernannt, bei unseren speziellen wirthschaftlichen Verhältnissen wäre dies nicht am Platze; — bei uns geht es nicht so leicht, ein grosses Vermögen zu erwerben, wie in England. Und eine aristokratische Familie kann nur ein solcher gründen, der Vermögen besitzt.

Noch zwei Fragen muss ich berühren, in denen meine Ansicht von der des Herrn Verfassers abweicht: die Beschränkung der Zahl der Oberhausmitglieder und die Art der Einberufung. In der Monarchie, ja auch in Staaten jeder andern Regierungsform, muss die Krone, wenn man Revolutionen oder wenigstens sehr ernsthaften Zusammenstössen aus dem Wege gehen will, das Recht besitzen, das Unterhaus aufzulösen oder durch neue Wahlen an das Land zu appelliren; was soll sie aber thun, wenn solche Differenzen zwischen dem Ober- und Unterhause und der Krone selbst entstehen? Das Oberhaus kann nicht aufgelöst werden, so würde es also die höchste Macht sein! Es muss daher irgend ein Correctiv geben und dies kann nichts Anderes sein, als die Vermehrung der Mitglieder; ohne dieses wird selbst das aus ernannten Mitgliedern bestehende Oberhaus zu einer oligarchischen Korporation erniedrigt. Die zweite Frage ist eine rein formale. Ebenso wie die

Unterhausmitglieder, wenn sie einmal gewählt sind, nicht noch besonders eingeladen werden, sondern ihr Mandat der Verifikation wegen einreichen, so halte ich auch das für unnöthig, dass die Mitglieder des Oberhauses noch besonders einberufen werden. Das Gesetz bestimmt es; wer Mitglied des Oberhauses ist, der möge also erscheinen und sich vor der Verifikationskommission legitimieren, — die Einberufung ist ein mit vielen Umständen verbundener feudaler Gebrauch.

Ich will jetzt nicht davon sprechen, was für Übergangsmassregeln im Falle der Creirung eines Gesetzes getroffen werden müssten; da aber die Übergangsperiode jedenfalls von längerer Dauer sein wird, so wäre es schon deshalb angezeigt, Ernst zu machen; denn es ist immer sicherer, den Kranken zu heilen, so lange noch viele Chancen darauf hinweisen, dass derselbe heilbar ist.

Nachschrift. Ich halte es für eine erfreuliche Erscheinung, dass ebenso in der Presse wie in Privatkreisen der Gedankenaustausch über die Reform des Oberhauses rege geworden ist. Ich zweifle nicht daran, dass, wenn dieselbe auch in der Legislative auf die Tagesordnung gelangt, sie einstweilen in einer durch beide Häuser gewählten Landeskommision einer Debatte unterzogen werden wird, in welcher dann jede einzelne Massregel besprochen werden kann.

Ich habe schon oft gehört, dass die Reform des Oberhauses den bisherigen Reformvorschlägen gegenüber eine *schwere Frage* sei. Aber man löste auch noch schwerere Fragen, und auch diese wird gelöst werden, wenn man sie nur angreift und auf der vorhandenen Basis bleibt. Man schliesse jeden aus, der nicht zur Oberhausmitgliedschaft qualifizirt ist und man nehme an Stelle der ausgeschlossenen neue, lebensfähige Elemente auf.

Es ist auch das gesagt worden, die 3000 Gulden Steuer, wie ich in Vorschlag brachte, seien als Census zu viel. Was repräsentirt denn aber diese Summe? Ein Einkommen von 12—16,000 Gulden; wahrlich kein grosses Vermögen für einen Magnaten, der Mitglied des Oberhauses sein will. Es wurde auch behauptet, dass mein Vorschlag zwar einfach und praktisch sei, aber den Nachtheil habe, dass aus einer Familie sehr viele in das Oberhaus ge-

langen können. Aber das Oberhaus ist ja keine Familien-, sondern eine Landesinstitution, und welch' ein Nachtheil entspringt denn daraus, wenn auch mehrere gleichnamige Mitglieder im Oberhause sitzen, sobald sie die gehörige Qualifikation besitzen? Zwölf Z., die das erforderliche Vermögen und eine gesellschaftliche Stellung besitzen, sind jedenfalls besser, als ein X., der gar keine Qualifikation zur Mitgliedschaft des Oberhauses hat.

Auch jene Bemerkung habe ich gelesen, weshalb ich nicht auf die Fideicommissse reflektiere und nach dem Beispiele L. Sz.'s nicht auch diese als Qualifikation aufstelle? Aber bei meinem Vorschlage ist eine solche Qualifikation überflüssig. Das Fideicommiss hat in Ungarn gar keine historische Entwicklung, ist auch keine Basis des heutigen Oberhauses, und sichert auch nicht die Zukunft der Aristokratie. Ich habe es auch deshalb ausser Acht gelassen, weil ja der Besitzer des Fideicommisses ohnedies Oberhausmitglied wird, wenn er ein Glied einer Magnatenfamilie ist und von liegendem Besitze 3000 Gulden Steuer zahlt.

Es gibt bei uns auch solche, die alle Geburtsrechte perhorreszieren und damit die welthistorische Bedeutung derselben ignorieren; die einen gewählten Senat wünschen, mit der Motivirung, dass in turbulenten Zeiten das Oberhaus ohnedem unfähig ist, die Conflagrationen zu verhindern, — die conservative Bestimmung des Oberhauses also gerade damals, wenn es nöthig wäre, nicht zur Geltung zu gelangen vermöge. Mein Gott, wenn der Staat in der Auflösung begriffen ist, dann können die Conflagrationen durch gar keine Institution und gar kein Gesetz verhindert werden. Aber Institutionen werden auch nicht wegen solcher Zeiten und Fälle geschaffen; sie sind dazu da, um den Staat lebenskräftig zu erhalten und Revolutionen unmöglich zu machen.

Es wurde gesagt, dass ein Oberhaus nach meinem Vorschlage so konservativ wäre, dass es jeden Fortschritt hemmen würde. Auch dies ist ein grosser Irrthum; das Interesse sämmtlicher Grossgrundbesitzer des Landes kann nie mit den Interessen des Landes selbst einen Gegensatz bilden, und in einer solchen Corporation herrscht immer genug Intelligenz, um einzusehen, dass die Welt nicht stehen bleiben kann.

Am besten beweist dies das englische Beispiel; wenn daselbst

die heiklichsten Reformfragen reif geworden sind, konnte das Oberhaus doch nie ihre Lösung verhindern, denn in solchen Fällen konnte die Regierung immer zum Correctiv greifen: zur Ernennung neuer Oberhausmitglieder.

Ein Oberhaus, das theils durch das Unterhaus, theils durch sämtliche Magnatenfamilien gewählt, theils durch die Krone ernannt wird, würde nach meiner Ansicht alle schlechten Eigenschaften des gewählten Senates in sich vereinigen, aber keine der guten besitzen. Solche Oberhausmitglieder hätten vor Allem keine Selbstständigkeit, sie wären oratorische Maschinen einer aristokratischen Clique und der Majorität des Unterhauses. Könnte ein solches Oberhaus wohl genug Autorität nach unten und nach oben zu besitzen? Würde eine solche Vernichtung der Aristokratie nicht geraden Weges zur Reaction führen?

Ohne also in meinen Vorschlag verliebt zu sein, halte ich denselben doch für den einfachsten und praktischsten, und glaube, das Gesetz könnte ungefähr auf folgende Weise, in nur wenigen Abschnitten, geschaffen werden:

1. Mitglieder des Oberhauses sind:

a) Die Erzbischöfe und Diöcesanbischöfe der katholischen und griechisch-orientalischen Kirche, sowie die Superintendenten der protestantischen Kirchen;

b) die Glieder des regierenden Hauses und die Reichsbarone; sowie jene Mitglieder der Magnatenfamilien, die das 30. Lebensjahr erreicht haben, von liegendem Besitze wenigstens 3000 Gulden Steuer zahlen und ihren ständigen Wohnsitz im Lande haben;

c) solche, die durch Se. Majestät in Folge ihrer im öffentlichen Leben, oder auf dem Gebiete der Staatsökonomie, Wissenschaft und Kunst erworbenen Verdienste zeitlebens zu Oberhausmitgliedern ernannt worden sind.

2. Bei der Ernennung erblicher, sowie lebenslänglicher Oberhausmitglieder ist Se. Majestät an keine Zahl gebunden.

3. Bei der Eröffnung des Oberhauses verifizieren die lebenslänglichen Mitglieder den Census und diese Verifikation hat für den betreffenden Reichstagscyklus Giltigkeit.

4. In jeder andern Hinsicht wird bezüglich des Oberhauses die gegenwärtige Praxis aufrechterhalten.

Ein Oberhaus, das auf solcher Basis beruht, kann eine Zukunft haben, nur muss man sich hüten, die Aristokratie durch Verleihung bureaukratischer und militärischer, vermögensloser Barone und Grafschaften lächerlich zu machen. Man kehre entweder zu den alten Donationen oder zu den Dotationen Napoleons I. zurück. Titel ohne Mittel, — das ist ein wahrer Fluch für das Individuum und für den Staat; das aristokratische Proletariat ist der gefährlichste revolutionäre Faktor.

Es sei mir gestattet, meine Auseinandersetzungen hinsichtlich ihres Inhaltes und ihrer Form mit den Worten des Horaz zu charakterisieren und damit zugleich diese Studie zu schliessen: „non fumum ex fulgore, sed ex fumo lucem dare cogitat.“

AUGUST TREFORT.

DIE JUGENDJAHRE FRANZ RÁKÓCZI'S II.

Die ungarische Geschichtschreibung befindet sich gegenwärtig in jener Phase, wo sie die Akten und Ansichten über Ereignisse und Persönlichkeiten der Vergangenheit der Reihe nach einer Revision unterwerfen muss. Die Forschungen des letzten Jahrzehnts und die unermessliche Ausbeute, die sie in amtlichen und privaten Dokumenten, Briefen, Aufzeichnungen zu Tage förderte, haben den Kreis der historischen Erkenntniss bedeutend erweitert und die Auffassung über politische Begebenheiten vergangener Jahrhunderte wesentlich modifizirt. Selbst in den seltenen Fällen, wo der Geschichtschreiber auch früher Zutritt zum Aktenmaterial erhalten konnte, fehlte die Freiheit der Wissenschaft, die Möglichkeit einer wirklichen Kritik und der aufrichtigen Meinungsäusserung. Die Geschichtschreibung erhielt notwendigerweise einen — so zu sagen — amtlichen Charakter und der Schriftsteller musste meist seiner besseren Überzeugung entgegen Menschen und Ereignisse in dem Lichte darstellen, das bei wollöblicher Obrigkeit kein Missfallen erregte. Hievon unabhängig arbeitete die sagenbildende Kraft des Volkes; die Legende bemächtigte sich einzelner grossen Namen, einzelner hervorragenden Gestalten, umwob sie mit dem Sonnen-

schein der Poesie, verkörperte in ihnen die zeitweiligen Wünsche und Hoffnungen des Volkes, seine Freuden und Leiden, sah in ihnen die Vorkämpfer seiner eigenen Bestrebungen, und schrieb ihnen Ideale zu, die mit dem Geist der Zeit, in welcher sie lebten und wirkten, entschieden im Widerspruch standen. Die Legende ist gegen ihren Helden immer freigebiger als die Geschichte: sie erhebt ihn zum Halbgott und umgiebt all sein Thun und Lassen mit dem Zauber der Poesie; wenn daher der Geschichtschreiber an eine legendarische Gestalt forschend herantritt, so muss dieselbe immer nur verlieren; der Halbgott wird wieder Mensch, dessen Persönlichkeit und Lebenslauf, Wollen und Können die Wissenschaft mit unparteilichem Ernst beleuchten und würdigen will.

Auch die Gestalt des Fürsten Franz II. aus dem erlauchten Hause der Rákóczy lebte bis jetzt nur entstellt oder vergrössert im Volksbewusstsein. In zwei Varianten stand er vor uns; als gefährlicher Rebell und als nationaler Freiheitsheld. Die amtliche Geschichtschreibung stempelte ihn zum Rebellen, die Erinnerungen und Legenden des Volkes erhoben ihn zum Apostel der Freiheit. Auch sein Charakterbild schwankte von der Parteien Hass und Gunst entstellt in der Geschichte. Die Machthaber, die das Erbtheil des gefallenen Helden in Besitz nahmen, verfolgten durch ihre dienstbaren Schriftsteller auch sein Andenken. Das durch grosse nationale Erinnerungen an ihn geknüpft Volk aber, das mit seinem ergreifenden Schicksal Mitleid fühlte, das in ihm sein eigenes Los betrauerte, schloss ihn pietätvoll ins Herz, und verherrlichte in ihm den Märtyrer der nationalen Bestrebungen. Der modernen Geschichtschreibung gelang es endlich Franz Rákóczy und die Ereignisse, die sich an seinen Namen knüpfen, geschichtlich und menschlich unserer Erkenntniss näher zu bringen, und die grosse nationale Tragoedie sammt ihrem Helden im Lichte der vorurteilslosen Wahrheit darzustellen. Es ist dies in erster Reihe das Verdienst Koloman von Thaly's, der theils in Urkunden, theils in selbstständig aufgearbeiteten Werken, über diesen Zeitabschnitt bereits eine ganze Bibliothek veröffentlicht hat, durch welche eine wichtige Episode der Vergangenheit neu belebt und die Gegenwart in den Stand gesetzt wird, sich ein richtiges Urtheil zu bilden und ihrem Helden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die neuen Mit-

teilungen machen manchen unwahren Ansichten früherer Historiker, aber auch den Überschwänglichkeiten der Legende ein Ende. Und dies kann Niemand bedauern; denn die Wahrheit gewinnt dadurch; der Wahrheit zu dienen ist aber die Hauptaufgabe der Geschichtschreibung und die Wahrheit über die Vergangenheit zu erforschen die erste Pflicht späterer Geschlechter.

Ein hervorragendes Quellenwerk für die Erkenntniß der geschichtlichen Wahrheit ist auch das jüngst in neuer, revidirter Ausgabe erschienene Buch Thaly's, das den Haupthelden der Kurutzenbewegung, den Fürsten Franz Rákóczi II. im ersten Abschnitt seines Lebens, vom Jahre 1676 bis zum Jahre 1701, bis zu jener Zeit, wo er die Bühne der geschichtlichen Action betritt, behandelt. Es macht uns mit den ersten fünf und zwanzig Lebensjahren jenes Mannes bekannt, der später einen entscheidenden Einfluss auf die Geschehnisse seines Volkes gewann, die höchsten Stufen der öffentlichen Gewalt erstieg, um dann, zum tiefen Schmerz seiner Landsleute, jählings in den Abgrund zu stürzen.

In dem vorliegenden Bande erfahren wir von dieser Periode noch nichts. Nur das Kind und der Jüngling Rákóczi tritt uns darin entgegen, der überaus reiche Fürstenson, wie er sich entwickelt, wie er sich bildet, zum Manne reift und endlich unter dem unwiderstehlichen Drucke der Ereignisse auf das Feld der Thätigkeit hinaustritt. Das Buch Thaly's vereinigt mit vielen Vorzügen erhebliche Gebrechen. Es glänzt durch die riesige Fülle neuer interessanter und wichtiger historischer Daten, die insgesamt Ergebnisse seiner eigenen Untersuchungen sind, durch den Fleiß und die Sorgfalt, mit welcher das Rohmaterial verarbeitet ist, durch die lebendige und klare Darstellung. Doch auch diese Darstellung hat ihre mannigfaltigen Mängel. Thaly vermag seinen Helden nicht zur individuell charakterisirten Gestalt herauszubilden, dem Stoff kein Leben einzuflößen. Er liefert eine unermessliche Zahl wertvoller und wichtiger Details zur Kenntniß seines äussern Schicksals, seines Lebenslaufes, ohne jedoch die Daten kunstgerecht zu verarbeiten. Den Genuss des Lesers stören die vielen Anmerkungen, und noch mehr die in Anmerkungen gehörenden massenhaften Zitate, die unsere Kenntniß der Zeit zwar sämmtlich fördern, jedoch eher anderswo verwertet werden könnten.

Ein fernerer Fehler ist der überschwängliche, bisweilen anwidernd servile Ton, der das Buch durchweht und mehr als einmal an die oft verspotteten Offiziösen gemahnt, die auch die einfachsten und kleinlichsten Lebensäusserungen fürstlicher Persönlichkeiten nur mit Worten der Anbetung und Vergötterung zu verzeichnen pflegen. Dieser Ton passt nicht in das ernste Geschichtswerk, denn der Historiker soll seine Helden ebensowenig durch die Brille masslosen Entzückens, wie einseitigen Hasses betrachten, sie ebensowenig glorifizieren, wie verleumden. Thaly häuft überall, wo er etwas von der Person Rákóczi's erwähnt, die devotesten Beiwörter auf einander. Dieser Byzantinismus schliesst nicht nur eine ernste Kritik aus, sondern führt naturgemäss dahin, dass der Verfasser seinen Helden zum politischen Götzen erhebt und ihn mit Aspirationen unserer Zeit identifiziert. Er sagt es nicht, doch seine ganze Tendenz atmet den Glauben, dass das Ideal Rákóczi's in einer unserer politischen Parteien noch heute fortlebt. So wird sein Buch tendenziös und lässt den jungen Rákóczi weniger im Lichte seiner eigenen, als in dem der modernen ungarischen Unabhängigkeitspartei erscheinen. Doch das Übertragen der Bestrebungen der Gegenwart auf die Vergangenheit, das Hineinlegen heutiger Tendenzen in längstgeschehene Dinge, der Versuch vor Jahrhunderten lebende Personen zu Trägern moderner Ideen und Zeitströmungen zu machen, widerspricht nicht nur der historischen Wahrheit, sondern macht das Erfassen des Wesens früherer Zeiten und Ereignisse völlig unmöglich. Trotz alledem muss es als ein Verdienst Thaly's anerkannt werden, dass er die Möglichkeit bietet, den wirklichen Rákóczi zu erkennen. Denn nicht das ist das Wichtigste in seinem Werke, in welcher Beleuchtung er uns die Gestalt Rákóczi's darstellt, sondern welche tatsächliche Daten er uns liefert. Thaly selbst steht ganz unter dem Eindruck der nationalen Legende, unterwirft die angegebenen Tatsachen keiner eingehenden Kritik und lässt ihren psychologischen Motiven nicht gehörige Würdigung zu Teil werden. - Sonst müsste er selbst erkennen, dass zwischen dem Rákóczi der Legende, und dem wirklichen Rákóczi ein ungeheurer Unterschied besteht. Doch auf Grund der mitgetheilten Akten und Daten lassen sich die Mängel der mehr von Begeisterung und Politik eingegebenen Auffassung Thaly's leicht überwachen und korrigiren.

Wie der fünfundzwanzigjährige Fürst vor dem vorurteillosen Leser erscheint, wird er gewiss sein Mitgefühl und sein Interesse erwecken. Das Schicksal überhäufte ihn seit der frühen Kindheit mit schweren Schlägen. Er zählte kaum einige Monate, als er den Vater durch den Tod, kaum einige Jahre, als er die Mutter — durch ihre zweite Heirat — verlor. Seine Kindheit war freudlos und voll Gefahren; die Habgier erwachte schnell gegen den immens reichen Knaben und trachtete den Verwaisten zu berauben. Sein Leben war mehrmals in Gefahr, denn die zweite Heirat seiner Mutter wurde für ihn die Quelle unendlicher Leiden. Seine ersten zwölf Lebensjahre vergingen unter kriegerischem Lärm und Unruhen. Von da kam er in die Einsamkeit des Klosters, wurde den Seinigen entrissen, musste seine Tage unter fremden Menschen auf fremder Erde verleben. Seine Jahre vergingen in bitterer Einsamkeit, nur den stillen Studien gewidmet. Als er aus diesem Kreis, der für ihn nur ein geräumiger Kerker war, befreit wurde, gelangte er in die Nähe eines misstrauischen Hofes und auf sein Vermögen spekulirender Minister. Sogar verhehlichen musste er sich im Geheimen, gedungene Spione unlauerten ihn immerfort und das Misstrauen verbitterte seine Tage. In diesen Verhältnissen reifte das Kind zum Jüngling und der Jüngling zum Manne heran. Er selbst ertrug die Heimsuchungen mit voller Ergebung. Er war eine entschieden aristokratische, auf seine Abstammung stolze, doch verschlossene und mehr zur Contemplation, als zur Aktion hinneigende Natur, und schien kein anderes Verlangen zu hegen, als in glücklichem Familienkreise zu bleiben, Künste und Wissenschaften zu pflegen und überhaupt ein Leben zu führen, wie andere Grand-Seigneurs seiner Zeit. Er hielt sich von aller Politik und von den nationalen Bewegungen vollkommen fern, hatte keine Beziehungen zu den Missvergnügten, unterbrach sogar mit seiner in der Türkei lebenden heissgeliebten Mutter jeden Verkehr, kleidete sich nach ausländischer Mode und zwar absichtlich, um die einheimischen Unzufriedenen von sich fern zu halten. Kákóczi strebte überhaupt nicht danach, wie Thaly meint, ein Freiheitsheld oder im allgemeinen ein Führer der nationalen Opposition zu werden; er wollte keine Fahne entfalten, für politische Ziele und Ideale nicht ins Feld ziehen. Und dass dieser ernste, in sich gekehrte, von Schick-

salschlägen und der fremdartigen Erziehung in seinem ganzen Wesen beeinflusste Mann endlich doch zum Schwerte greifen musste, dass das auf ihm lastende Fatum ihn endlich trotz seines Widerstandes mit sich riss, das ist seine grosse Tragoedie, die uns Mitleid und Schmerz einflösst, ihn aber, sowie die mit ihm verknüpften Ereignisse, in einer neuen, von der bisherigen verschiedenen Beleuchtung vor unsere Augen treten lässt.

Rákóczi war keine kriegerische Natur, er suchte nicht den Zusammenstoss, sondern wollte ihn vermeiden, bis ihn der unwiderstehliche Drang mit sich fortriss und ihm das Schwert in die Hand gab. Er zog es in erster Reihe nicht für nationale Ideale, er zog es zur Selbstverteidigung, zum Schutze seines Lebens und seiner Existenz. Dies ist die wichtigste Lehre, die wir aus dem Buche Thaly's schöpfen, wenn wir es vorurteilslos durchlesen. Er selbst sieht dies zwar nicht, denn er supponirt seinem Helden psychologische Motive, die der Gegenwart entnommen sind, und hierin besteht ein wesentlicher Fehler seines Buches. Er sucht moderne Prinzipien dort, wo nur Ideen des XVII. Jahrhunderts zu finden sind. Der charakteristische Zug jenes Jahrhunderts war der Kampf des nach absoluter Macht strebenden Königtums mit den alten erbgesessenen Dynasten, mit den grossen Vasallen der Krone. Dieser Kampf tobte damals überall, wenn auch mit verschiedenem Ergebniss. In Frankreich erschnf er die Staatseinheit und gestaltete die Oligarchie zum Hofadel um; Deutschland hingegen zerriss er in Hunderte kleiner Fürstentümer, indem die Territorialherren die Centralmacht des Kaisers besiegten; die polnische Monarchie wurde durch ihn entkräftet, was später zur Auflösung des polnischen Staates führte. Diese Richtung, der Kampf des Königtums mit den nationalen Adelsgeschlechtern, wütete auch in Ungarn. Hier gewann er natürlich eine andere Gestalt; er wurde durch lokale Verhältnisse beeinflusst und durch speziell einheimische religiöse und politische Interessen modifizirt und erweitert. Trotz mancher Verschiedenheiten war es aber wesentlich derselbe Kampf, der im XVII. Jahrhundert alle Staaten durchtobte. In Ungarn wurde der Kampf noch komplizirter, indem kein nationales Königtum bestand, der Herrscher, — dem nationalen Gedankenkreis entzogen, dem Einfluss fremder Ratgeber ausgesetzt — im Anlande

residirte, und hier im Lande nur seine fremden Söldlinge wüteten. Das in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durch die Siege über die Türken erstarkte Königtum war aber auch in Ungarn nur von denjenigen Tendenzen durchdrungen, die sich damals überall geltend machten. Nur jener Adel erhielt Gnade vor ihm, der, den Erinnerungen der Vergangenheit entsagend, sich in den Dienst des Hofes stellte. Der dies nicht tat, wurde unbarmherzig ausgerottet. Das Prinzip war grausamer, als die Menschen, das Königtum unerbittlicher, als der König. Auch Kaiser Leopold wollte Rákóczi nicht um jeden Preis vernichten. Er hätte ihn ja noch in seinen jungen Jahren, ohne Aufsehen zu erregen, unschädlich machen können. Leopold und Rákóczi wollten vielleicht gleichmässig den Frieden, wenigstens gingen sie Jahre lang dem Kampfe aus dem Wege. Die Prinzipien, die sie personifizierten, machten den Ausgleich unmöglich. Und im Lichte des XVII. Jahrhunderts betrachtet, war dasjenige Prinzip modern, das sich im Königtum verkörperte, während das Prinzip, das sich an die Person Rákóczi's knüpfte, bereits damals für veraltet und überlebt galt.

In den Rahmen des damaligen Königtums passten die riesige Macht, der Reichtum, die Autorität und die Machtfülle nicht mehr, die sich als Erbteil der Vergangenheit im Besitz eines einzelnen Dynasten konzentrierten. Betrachten wir die Stellung des Fürsten Franz II. Rákóczi. Ausser jenen Besitzungen, auf welche er eventuell einen Rechtsanspruch geltend machen konnte, war er Herr von 1.200,000 □ Joch oder 120 □ Meilen Grundbesitz mit allen darauf ruhenden politischen und herrschaftlichen Rechten. Ausser seinen befestigten Schlössern bildeten sein Privateigentum eine ganze Reihe wichtiger strategischer Orte, starke Festungen, unter ihnen Munkács, das damals für die mächtigste Festung des Landes galt. Neben den Immobilien stand ihm ein immenses mobiles Vermögen in Edelmetallen, Gewehren, Kanonen, Rüstzeug etc. zur Verfügung. An den Namen des Inhabers dieses unermesslichen Vermögens knüpften sich die ruhmvollsten Erinnerungen. Sein Vater war gewählter Fürst von Siebenbürgen; von seinem Grossvater und der Familie seiner Grossmutter (der bereits ausgestorbenen Familie der Báthori's) erbe er noch glänzendere Überlieferungen; der Eine schloss den Wiener Frieden und alle erwarben ihren

Ruhm und ihre Machtstellung im Kampfe gegen den König: sie übten königliche Rechte, genossen königliche Autorität, schlossen Bündnisse mit den ersten Fürsten des Auslandes und waren mit ihnen verwandt. Der Mann, der diese Überlieferungen und mit ihnen den römisch-deutschen Reichsfürstentitel erbe, war keine ruhm-süchtige Natur. Doch seine Mutter war die Frau des „Kuruzen-königs“ Emerich Thököly, und lebte auf türkischem Boden bei ihrem Manne, der ein Verbündeter der Türken und ein Führer der antidynastischen Bewegung in Ungarn war.

Unter solchen Umständen musste die riesige Macht Rákóczy's trotz seiner guten Absichten das Misstrauen des Königtums erwecken. Ein so mächtiger Oligarch passte überhaupt nicht mehr in den Rahmen des Staates des XVII. Jahrhunderts. Früher oder später mussten die prinzipiellen Gegensätze auf einander platzen. Dies geschah auch, doch macht uns das Thaly'sche Buch nur mit der Vorgeschichte des Kampfes bekannt, der später einen so tieferschütternden Verlauf nahm.

Franz II. Rákóczy wurde am 27 März 1676 in Borsi, einem Gute seiner Familie, geboren. Sein Vater war Franz I., gewählter Fürst von Siebenbürgen, seine Mutter Helene Zrinyi, die Tochter des hingerichteten Grafen Peter Zrinyi, frühern Banus von Kroatien. Das Schicksal verfolgte das Kind von der Stunde seiner Geburt an. Er kannte nie seinen Vater, der drei Monate nach der Geburt des heissersehnten Erben schon am 8. Juli 1676 starb. Als ob der Sterbende auf dem Krankenbette bereits die neue Strömung der Zeit verspürte, als ob er seinem einzigen Sohne eine neue Richtung vorzeichnen wollte, empfahl er den Säugling, sammt dessen älterer Schwester Julie, in den „besonderen Schutz“ des Kaiser-Königs Leopold. Thaly meint, dass der Sterbende damit die Waisen gegen „die etwaige Rache“ des Kaisers schützen wollte. Nichts rechtfertigt diese Auffassung. Psychologisch ist dieselbe überhaupt nicht verständlich. Gegen die Rache konnte eine solche Empfehlung keinen Schutz gewähren, viel eher kann angenommen werden, dass der liebende Vater den Frieden zwischen seinen Kindern und dem Kaiser anbahnen wollte. Ein Rat, eine Warnung wollte es sein, an die eigne Familie gerichtet, dass sie Frieden halten möge mit ihrem König. In Wien beanspruchte man auf Grund dieser Empfeh-

lung die Vormundschaft über die Waisen für den Kaiser-König. Obzwar man diesen Anspruch bald fallen liess, sieht Thaly darin eine Verfolgung der Kinder von Seite des Hofes; mit Unrecht. Die Erfahrung bewies, dass für die Interessen der Kinder die Vormundschaft des Herrschers entschieden vortheilhafter gewesen wäre, als die ihrer Mutter, Helene Zrinyi. Die junge Wittwe begann sich schon zwei Jahre nach dem Tode ihres Gatten für den „Kurutzen-König,“ den zwanzigjährigen Grafen Emerich Thököly, zu interessieren, und nach weiteren zwei Jahren vermählte sie sich mit ihm. Das war der zweite, wahrhaft schmerzliche und in seinen Konsequenzen entscheidende Schlag für die Waisenkinder. Dadurch wurden ihr Vermögen, ihre Besitzungen, sogar ihre eigene Person, ohne ihr Wissen und Wollen, in die Gefahren des Krieges, in die Thököly'sche Bewegung und in deren Katastrophe mit verwickelt. Helene Zrinyi konnte keinen verhängnissvolleren Schritt thun, als der war, dass sie ihre Hand dem Kurutzenkönig reichte. Das Schicksal zweier grossen und glänzenden Familie wurde dadurch besiegelt. Ohne diese Heirat hätte vielleicht unsere ganze damalige Geschichte eine andere Richtung erhalten. Thököly verliess, vom Reichthum der jungen Wittwe angezogen, seine siebenbürgische Braut, eine Teleki'sche Tochter, durch deren Heirat er wahrscheinlich später, wie Teleki selbst, die ohnmächtige türkische Allianz verlassen und sich mit dem Wiener Hof versöhnt hätte. Und auch die Schicksale des Hauses Rákóczi hätten gewiss eine andere Wendung genommen, wenn Helene Zrinyi ihren Wittwenschleier behält oder wenigstens nicht mit dem Alliirten der Türken einen Heiratsbund schliesst. Franz Rákóczi selbst, als er nach Dezennien diesen verhängnissvollen Schritt berührt, kann, trotz seiner heissen Liebe und Verehrung für seine Mutter, die schmerzliche Bemerkung nicht unterdrücken: Grosse Seelen unterjocht die Macht der Liebe ebenso, wie die gewöhnlichen!

Das sagt er von seiner Mutter, die er anbetet, deren Seelengrösse ihn ebenso ergreift, wie ihr späteres Martyrium. Was er aber von seinem Stiefvater sagt, ist voller Bitterkeit, Unwillen und heftigem Tadel. Rákóczi fühlt es nach Dezennien, dass die Verknüpfung seiner Schicksale mit dem Drama Thököly's die Hauptursache seines eigenen Falles war. Er erzählt in seinen Memoiren.

dass seine Mutter kurz vor ihrer zweiten Heirat einen Traum hatte, wonach sich eine Schlange in ihr Schlafzimmer einschlich, und ihre zwei Kinder ermorden wollte. Vor Schrecken erwachte sie: auf ihre Rufe kam die Dienerschaft herbei, suchte die Schlange, doch fand sich nichts vor. Nach nicht langer Zeit — schreibt Rákóczi — hat meine Mutter die Schlange wirklich in ihr Bett aufgenommen: in der Person meines Stiefvaters Emerich Thököly. Rákóczi hatte Ursache zu dieser bitteren Bemerkung. Nicht nur sein Erbe wurde in die traurig endende Bewegung einbezogen, auch seine Person wurde unerhörten Gefahren ausgesetzt. Sein Stiefvater entriss ihn seiner Mutter, schleppte ihn mit sich in das Lager und setzte den kindlichen Knaben allen möglichen Unbilden des Krieges aus, als ob er ihn absichtlich dem frühen Tode preisgeben wollte. Einmal entging er nur zufällig dem sicheren Tode. Ein treuer Diener rettete sein Leben. Und da ihn der Zufall nicht tödten wollte, verschwor man sich förmlich gegen sein Leben: man wollte ihn vergiften. Auch dies gelang nicht. Wessen Hand bei allen diesen Anschlägen thätig war, das zu eruiren, fehlen positive Daten. Auch Thaly konnte diese Frage nicht lösen. Er war am wenigsten berufen dazu, da er aus politischen Rücksichten Thököly um jeden Preis weiss waschen will. Aber dem widersprechen die späteren Ausfälle Rákóczi's gegen seinen Stiefvater, sowie die Thatsache, dass nur Thököly aus dem Tode des Kindes wirklichen und grossen Vortheil erhoffen konnte. Denjenigen, auf die Thaly den Verdacht zu lenken sucht, hätte der Tod des Knaben kaum nutzbringend sein können. Übrigens, wen immer dieser teuflische Plan zum Urheber haben mag, soviel steht fest, dass die Kurutzen gegen den jungen Rákóczi auch keine wohlwollenderen Gesinnungen hegten, als später einige Minister in Wien. Die auf seine Plünderung gerichteten Anschläge wurden nicht, wie Thaly meint, vom politischen Hass eingegeben. Die krasse Selbstsucht, die Habgier allein wirkte hier, und diese war bei Kurutzen und Labanzen, bei Aufständischen und Kaiserlichen in gleicher Weise tätig. Der grosse Reichtum des Kindes erregte die Habsucht ebenso bei seinen Landsleuten, wie bei den Ministern des Kaisers. In solchen Dingen kann nur die Voreingenommenheit politische Motive suchen. Doch wollte man in Wien Rákóczi wenigstens nicht ermorden,

während seine Kompatrioten, die Kurttzen, um sich seines Vermögens zu bemächtigen, auch vor einem Verbrechen nicht zurückschraken.

Mit dem misslungenen Vergiftungsversuch nahmen die Anschläge gegen das Kind noch immer nicht ihr Ende. Als im Schicksal des Kurttzenkönigs die allerschlimmste Wendung eintrat, erwirkte er von seiner Frau die Erlaubniss, ihren zehnjährigen Sohn als Geisel zu den Türken nach Grosswardein und dann nach Konstantinopel senden zu dürfen. Die arme Frau willigte nach laugem Widerstreben in den schrecklichen Plan, der das Kind ihr und dem Vaterlande vielleicht auf immer entrissen haben würde. Thaly wagt irgendwo die Bemerkung, dass es dem jungen Rákóczi in Konstantinopel besser ergangen sein würde, als später in Neuhaus in Böhmen. Eine solche Bemerkung kann nur der blindesten politischen Parteileidenschaft entstammen. Was aus dem Manne Rákóczi in der Türkei geworden, wissen wir aus den Berichten seines Getreuen, Klemens Mikes. Was dort aus dem Kinde geworden wäre, können wir aus einzelnen ähnlichen Episoden der türkischen Geschichte ermessen. Übrigens hat die Mutterliebe ihr Kind vor diesem harten Schicksal bewahrt. Schon war das Gesinde zum Aufbruch bereit, schon stand das Pferd des Knaben gesattelt im Hof, als die Mutter im Augenblicke des Abschiedes erklärte, sie könne sich von ihrem Sohne nicht trennen. Der Junge blieb in Munkács; inzwischen gelangten alle seine Familien-Festungen und Besitzungen, — obzwar er selbst mit Niemandem Krieg führte, — der Reihe nach in die Hände der Kaiserlichen. Nur Munkács blieb ihm noch, aber auch diese Festung wurde bald belagert. Drei Belagerungen folgten einander in kurzer Zeit; seine Mutter leitete den Widerstand warhaft heroisch. Er selbst machte alle drei Belagerungen mit. Endlich musste man kapituliren. Das geschah im Beginn des Jahres 1688. Die Kapitulation gewährleistete den Rákóczi'schen Waisen die Rückerstattung aller ihrer Güter, sowie ihres mobilen Vermögens, doch waren sie verpflichtet, sammt ihrer Mutter ständig in Wien zu wohnen, und unter die Obervormundschaft des Kaisers gestellt.

Die Familie kam am 17. März 1688, am zwölften Geburtstag des jungen Rákóczi, in Wien an. Somit begann für ihn ein neuer

Lebensabschnitt. Viele Leiden, viele mehr oder minder empfindliche Schmerzen trafen ihn, doch wie düster auch Thaly die Ereignisse dieser Zeit darstellt, wie schonungslos er auch den Hof und seine Minister verurteilt, seine Auffassung ist parteiisch und durch die Tatsachen nicht gerechtfertigt. Die zweiten zwölf Lebensjahre Franz II. Rákóczi's, die grössten Theils ausserhalb seines Vaterlandes verfloßen, nahmen einen viel ruhigeren, stilleren, sogar glücklicheren Verlauf, als die ersten zwölf Jahre, die er in seinen Familienschlössern und bei den Kurutzen verbrachte. Wenn man gerecht sein will, muss man dies entschieden anerkennen. Mancherlei Erniedrigung, Schmerz und Trübsal musste der Jüngling in der fremden, misstrauischen Welt ertragen; auch hier wollte man ihn plündern, dies ist wahr, und gar Viele mästeten sich an seinem Reichtum, was übrigens auch früher geschah. Aber während man früher den Knaben gefissentlich dem Tode aussetzte, gegen sein Leben Anschläge schmiedete und ihn in die türkische Gefangenschaft senden wollte, geschah jetzt mit dem Jüngling nichts dergleichen. Seine zweiten zwölf Lebensjahre blieben von alldem verschont.

Kaiser Leopold ernannte den Grafen Leopold Kollonics, Cardinal-Erzbischof von Wien, zum Vormund der Rákóczi'schen Kinder. Der Cardinal, später Erzbischof von Gran, hat in der Geschichte Ungarns ein trauriges Andenken hinterlassen. Doch gegen die Rákóczi-Waisen war er keinesfalls so unmenschlich, wie einst Thököly, und vielleicht auch gar nicht so grausam, wie Thaly ihn darstellt. Wenigstens konnte er keinen einzigen seiner schrecklichen Pläne verwirklichen. Er war ein fanatischer, geldgieriger, roher Mensch und die Waisen bekamen dies auch zu fühlen. Doch der Kaiser selbst war gegen sie nicht feindlich gesinnt. Dies beweist am besten die Tatsache, dass alle Machinationen des allmächtigen Vormunds und Cardinals gegen die beiden Waisen glücklich vereitelt werden konnten. Der Vormund trennte die Geschwister auf brutale Weise von ihrer Mutter und dann von einander. Julie kam in das Ursulinerinnenstift in Wien, Franz wurde zu den Jesuiten nach Neuhaus in Böhmen geschickt. Doch zog Helene Zrinyi bald gleichfalls zu ihrer Tochter in das Kloster und konnte ihre Erziehung dort selbst leiten. Kollonics war nicht im Stande dies zu verhindern.

obgleich dadurch voraussichtlich auch sein 'geheimer Plan in die Brüche ging, wonach Julie Nonne, Franz aber Jesuit werden, und ihr ganzes Vermögen dann in den Besitz der Kirche, respective des Jesuitenordens gelangen sollte. Das Mädchen blieb so lange bei seiner Mutter, bis es heiratete. Das allein beweist genügend, dass der Hof und insbesondere der Kaiser den Rákóczi'schen Waisen nicht absolut feindlich gesinnt war, wie Thaly annimmt. Wenn er ausschliesslich von Hass und Misswollen geleitet worden wäre, wie leicht hätte er alle seine angeblichen feindlichen Absichten ausführen können, wie leicht wäre es ihm gewesen, die Kinder aus dem Wege zu räumen, oder wenigstens die Pläne Kollonics' zu verwirklichen, sie in einen geistlichen Orden zu stecken und damit für immer unschädlich zu machen? Er tat jenes nicht, und verhinderte sogar die Verwirklichung der Pläne, die Kollonics aus Privatinteresse hegte. Die Rákóczi'schen Waisen lebten unter dem Schutze des Hofes viel ruhiger und sicherer, als in der Mitte ihrer Landsleute, der Kurutzen.

Franz wurde zwar von seiner Mutter getrennt und die Trennung erfüllte den zwölfjährigen Knaben mit tiefem Schmerz, den er selbst nach Dezennien in traurigen Erinnerungen wiederempfindet; er erkennt aber an, dass man mit ihm human, seinem Range entsprechend umging. In Neuhaus, in der damals berühmten Erziehungs-Anstalt der Jesuiten, verbrachte der Knabe in Gesellschaft vieler junger Sprossen aristokratischer Familien, welche der damaligen Sitte gemäss dort erzogen wurden, drei lange Jahre. Seine Lehrer und Mitschüler liebten den schönen, ruhigen, in sich gekehrten, tief religiösen und sehr fleissigen Jungen. Zum Beginn des Schuljahres 1690/1 wurde er auf die Universität nach Prag geschickt, wo er bis 1692 blieb. Über diese wichtigen Jahre, die, wie Thaly bemerkt, auf das Wesen Rákóczi's einen unauslöschlichen Einfluss übten, bringt sein Buch ziemlich mangelhafte Mittheilungen. Es liesse sich vielleicht in irgend einem Archiv der Jesuiten oder in den Akten der Prager Universität noch manches Interessante über die Studien des Jünglings finden. Aus dem Buche erfahren wir hierüber im allgemeinen nur so viel, dass er fleissig studirte und speziell die Naturwissenschaften pflegte, in welchen er reiche Kenntnisse erwarb.

Während der Jüngling, abgeschlossen von der Welt, in Prag lebte, trat in seiner Familie ein wichtiges Ereigniss ein, vielleicht das einzige erfreuliche seit seiner Geburt. Seine Schwester, die um einige Jahre ältere Julie, wuchs im Wiener Ursulinerinnenstift unter der Aufsicht ihrer Mutter zur blühenden Jungfrau heran, deren Schönheit und Reichtum viele Freier heranzog. Von den Vielen wählte ihr ihre Mutter den Grafen Ferdinand Gobert Aspremont-Reckheim zum Gemal und die Wahl bewährte sich als eine sehr glückliche. Der Graf war ein Sprosse eines alten deutschen Fürstenhauses und damals kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant. Seine Trauung mit der Fürstin Julie Rákóczi fand am 24. Juni 1691 statt. Den feierlichen Akt vollzog man im Geheimen und sogar die Ursulinerinnen wussten nichts davon, denn Kollonics als Vormund, der das Mädchen noch immer Nonne werden lassen wollte, würde seine Zustimmung verweigert und die Heirat vereitelt haben. Die Vorbereitungen wurden daher im Stillen gemacht; man benutzte die Zeit, als der Kardinal in Rom war, und nach der Trauung entführte der junge Ehemann ohne Umstände seine schöne junge Frau aus dem Kloster. Kollonics war nach seiner Rückkehr sehr erbost und verfolgte eine Zeit lang das junge Paar. Doch die einflussreichen Verwandten des Grafen vereitelten alle seine Intriguen und bald wurde die Heirat auch vom Kaiser Leopold gutgeheissen.

Im Grafen Aspremont erhielt das Haus Rákóczi nicht nur ein tüchtiges, edles Mitglied, sondern auch einen Mann, dessen verwandschaftliche Connexionen gewichtigen Einfluss bei Hofe übten. Seine erste Tat war, vom Kaiser die Erlaubniss zu erwirken, dass Franz von Prag nach Wien kommen dürfe. Kollonics konnte dies nicht verhindern. Als der Kardinal beim Hof nichts ausrichten konnte, wollte er den jungen Rákóczi umgarnen, um ihn mit seiner Schwester und ihrem Gemal zu verfeinden. Auch dies misslang. Franz kam im Sommer des Jahres 1692 in Wien an. Er zählte erst sechzehn Jahre, doch sah der stattliche Jüngling etwas älter aus. Durch seinen Schwager, der auf grossem Fusse lebte, gelangte er in die höchsten Kreise der Kaiserstadt. Der Kaiser benahm sich gegen ihn gnädig, gestattete ihm ständig in Wien zu bleiben, befreite ihn von der Vormundschaft des habgierigen Kollonics und ernaunte, auf Vorschlag der Familie, den Grafen Adam Batthányi

— einen älteren, aber innigen Freund des jungen Franz — zum Oberinspektor aller seiner Güter. Durch diese Tat war für die Rákóczi-Waisen das Eigentumsrecht und der Genuss aller ihrer Güter vollkommen sichergestellt und die habsüchtigen Intriguen Kollovics's für immer vereitelt.

Acht-neun Monate verbrachte der junge Franz im Palais Aspremont mit aristokratischen Vergnügungen und Genüssen. Er wurde in die damals modischen Hazardspiele eingeweiht und in das Herz des träumerischen Jünglings schlich sich auch die erste Liebe ein, die jedoch nur eine platonische Erregung blieb. Er schwärmte für eine verheiratete Frau, ohne ihr je seine Gefühle zu bekennen, die sogar lange nach seiner Verheiratung in seinem Herzen fort lebten. Er war kein Weiberheld im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Der schwärmerische, hochdenkende junge Mann kannte die Liebe nur in ihrer edelsten Gestalt. Sein Schwager riet ihm schon damals, sich zu verheiraten. Er wollte ihn mit einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt vermählen. Die Prinzessin Madeleine, die er nur nach ihrem Portrait kannte, gefiel dem jungen Rákóczi wohl, ihr Vater willigte ein und die jungen Leute wurden mit einander versprochen. Dass es dessenungeachtet nicht zur Hochzeit kam, daran ist ein Hofintrigue schuld. Die Prinzessin Madeleine war nahe verwandt mit der Kaiserin Eleonore, die, wie Thaly meint, aus politischen Gründen mit den Rákóczi's nicht in Verwandtschaft geraten wollte. Kaiser Leopold schickte, um die Heirat zu vereiteln, den jungen Mann, den Gewohnheiten der damaligen Zeit entsprechend, auf Reisen und zwar nach Italien. Ein Bruder seines Schwagers begleitete den Fürsten, der unter dem Namen „Baron à Borsheim“ (ein Titel seines Schwagers) reiste. Im April 1693 verliess er Wien, besuchte Venedig, Padua, Ferrara, Bologna, verlebte vier Monate in Florenz, ging dann nach Genua, Mailand, Turin und verbrachte den Winter in Rom. Er wurde vom Papste Innozenz. XII. empfangen, besuchte viel die Bildergalerien, Bibliotheken und Sammlungen, wo er seinen Kunstsinn entwickelte: studirte auch viel und nahm in den Geschichts- und mathematischen Wissenschaften, für die er eine grosse Vorliebe hegte, von ausgezeichneten Fachmännern Privat-Unterricht. Anfangs 1694 war er in Neapel, besichtigte die blaue Grotte von Capri, erstieg den Vesuv und

kehrte dann nach Rom zurück, wo seine reine freudige und eine traurige Nachricht wartete. Sein Schwager teilte ihm mit, dass seine Frau glücklich eines Knaben genesen, und dass Prinzessin Madeleine — die Verlobte Rákóczi's — gestorben sei. Die letztere Nachricht war un wahr. Sie wurde vom Hof erfunden, um die Heirat zu vereiteln. Rákóczi erhielt die Nachricht, dass seine Braut, die Prinzessin hinwieder, dass ihr Bräutigam gestorben sei. Beide Teile erfuhren erst nach langer Zeit, wie schändlich sie irre geführt wurden. Die Heirat war aber für immer vereitelt.

Rákóczi eilte nach Wien zurück. Hier erwartete ihn eine angenehme Überraschung; sein Schwager hatte vom Kaiser Leopold die Grossjährigkeits-Erklärung des 18-jährigen Rákóczi erhalten. Er wurde dadurch Herr seines Vermögens und konnte nach sechs-jähriger Abwesenheit im März 1694 seine Familiengüter wiedersehen und in Besitz nehmen. Auch wurde er als Erbobergespan im Komitat Sáros installiert, richtete sich seinem Range und seinem Vermögen gemäss einen Hofstaat ein, führte die Teilung der Erbschaft mit seiner Schwester durch, war bestrebt die Lage seiner Bauern zu verbessern und wurde in alldem vom Hof nicht im mindesten behindert. Man liess ihn beobachten, umgab ihn mit Spionen, was in der Natur des Verhältnisses lag, beschränkte ihn aber im Übrigen ganz und gar nicht. Man willigte auch darein, dass Rákóczi, als er im Sommer nach Wien zurückkehrte, mit seinem Schwager an den Rhein in das kaiserliche Lager gehe, um seine militärischen Kenntnisse zu vervollständigen. Diesen Zweck gab Rákóczi an, doch war er nur ein Vorwand. In Wirklichkeit trat er die Reise deshalb an, um sich mit der Prinzessin Charlotte-Amalie von Hessen-Rheinfels zu vermählen. Da zu befürchten war, dass der Hof auch diese Heirat vereiteln werde, wurde diese Angelegenheit im Geheimen vorbereitet, und die Trauung fand in Köln am 26. Sept. 1694 in aller Stille statt. Thaly teilt den am 24. Sept. geschlossenen und bisher nicht veröffentlichten Ehekontrakt mit Fürst Karl, der Vater der Braut, giebt seiner Tochter 20,000 rh. Gulden Mitgift, während der Bräutigam eine Morgengabe von 100,000 Thalern verschreibt, welche Summe auf seine Güter intabulirt wird. Er giebt seiner Braut einen Rubinschmuck im Werte von 10,000 Thalern und verpflichtet sich, sie sammt ihrem Hofstaat, der auf 30 Personen

und 20 Pferde festgesetzt wird, standesgemäss zu erhalten und ihr jährlich 2000 Thaler Stecknadelgeld zu geben. In allen eventuell entstehenden Erbschaftsprozessen ist das ungarische Gesetz kompetent. Dies sind die wesentlichsten Bestimmungen des Ehevertrages.

Die Trauung fand, wie erwähnt, im Stillen statt, wurde aber, nach Sitte fürstlicher Häuser, umso feierlicher allen deutschen Fürstenhöfen angezeigt. Die offizielle Nachricht machte in zwei Städten grosses Aufsehen: in Darmstadt und in Wien. Dort erfuhr man erst jetzt, dass der todtgeglaubte Rákóczi lebt, und seine gewesene Braut machte dem vermeintlich treulosen Bräutigam brieflich bittere Vorwürfe. In Wien hingegen war man darüber aufgebracht, dass Rákóczi ohne Wissen des Hofes geheiratet hatte. Nach seiner Rückkehr bekam er auch Zimmerarrest, aus dem er jedoch von seinen Freunden schnell befreit wurde, und die Sache hatte überhaupt keine weiteren Folgen, woraus abermals hervorgeht, dass der Hof nicht um jeden Preis mit Rákóczi anbinden wollte, wie Thaly im Allgemeinen annimmt.

Das junge Par verbrachte die nächstfolgenden Jahre in Wien oder auf seinen ungarischen Besitzungen. Die erste Wintersaison verlebte es in den höchsten Gesellschaften der Kaiserstadt. Rákóczi kannte das Misstrauen, womit man ihn verfolgte, und bewies die äusserste Zurückhaltung in allen öffentlichen Angelegenheiten. Dass seiner eine „providenzielle öffentliche Rolle“ harrte, wie Thaly behauptet, davon kann man in seiner gesammten derzeitigen Tätigkeit nicht die mindeste Spur entdecken. Wenigstens teilt Thaly keine einzige Tatsache mit, die diese Voraussetzung glaubhaft machen würde. Aus seinen Mitteilungen ergibt sich gerade das Gegenteil: Rákóczi lebte wie die anderen Grands-Seigneurs jener Zeit und wollte die Arena der Öffentlichkeit überhaupt nicht betreten. Nicht als ob ihm der Sinn für höhere Bestrebungen gefehlt hätte: er war ein edler Charakter, empfand Mitleid mit den damaligen schweren Leiden seines Volkes, doch hatte er auch Verständniss für die klarliegende Tatsache, dass die Macht des Königtums bereits so gewaltig geworden war, dass die staatlichen Missstände nur im Einverständniss mit dem König, auf friedlichem Wege, mit den Mitteln des Gesetzes beseitigt werden können. Dass seine da-

malige Tendenz der Anschluss und nicht die Trennung von der gesetzlichen Dynastie gewesen sei, deren männliche Erbfolge damals bereits verfassungsmässig anerkannt war, — spricht aus seiner ganzen Haltung während dieser Zeit. In seiner Selbstbiographie, die viel später, unter dem Eindruck harter Prüfungen geschrieben wurde, sieht er seine Wirksamkeit vielleicht selbst in anderem Lichte. Auch Thaly sieht sich bemüsst, die Daten der Selbstbiographie an mehreren Stellen zu korrigiren. Das beweist eben, dass Rákóczy, als er sie schrieb, in Folge der Jahre nicht nur bezüglich einzelner Tatsachen, sondern auch bezüglich ihrer Motive nicht mehr genügend im Klaren war. Auch ihm wiederfuhr, was Jedem wiederfährt, der im Herbste seines Lebens die Jahre seiner Jugend überblickt. Ohne absichtlich irreführen zu wollen, unterschiebt er seinen Handlungen bisweilen unwillkürlich Motive, die zur Zeit der betreffenden That ihm selbst noch fremd waren.

Wenn wir das Verhalten Rákóczy's in den letzten Jahren des XVII. Jahrhunderts nach den Tatsachen würdigen, die im Buche Thaly's mitgeteilt sind, müssen wir jedenfalls anerkennen, dass der junge Fürst gar keine providenzielle öffentliche Rolle beanspruchte, dass er sich um jeden Preis an den Hof anschliessen wollte, und dass auch diesen nicht böser Wille leitete. Höchstens in einzelnen Ministern wirkte Hass, Misstrauen und Habgier. Die ungünstige Gestaltung der vaterländischen Verhältnisse, sowie unvorhergesehene Zufälle brachten beide Teile gegen ihren Willen in eine Lage, in welcher der Zusammenstoss unabwendbar wurde. Dass Rákóczy nicht in der nationalen Bewegung, sondern ganz im Gegenteil eben im Anschluss an den Hof, den Schwerpunkt seiner Stellung suchte, das geht auch aus der Aktion hervor, die er mit seinem Schwiegervater, Karl Fürsten von Hessen-Rheinfels, im Interesse der Anerkennung seines römisch-deutschen Reichsfürstentitels initiierte. Jahre lang betrieb er emsig die Angelegenheit, obgleich sie für seine eventuelle Rolle in Ungarn absolut keine Wichtigkeit haben konnte. Die Unzufriedenen blickten nicht zum deutschen Reichsfürsten, sondern zum mächtigen ungarischen Magnaten empor, und wie einst Thököly ohne den deutschen Fürstentitel grosse Erfolge erringen konnte, so wurde später auch Rákóczy nicht in Folge dieses Titels Anführer der ungarischen Bewegung. In wie-

ferne ihm dieser Titel zukam, das mögen gründliche Kenner des alten deutschen Reichsstaatsrechtes entscheiden. Soviel steht fest, dass seine Väter diesen Titel führten, doch war das Diplom, das denselben in ihrer Familie erblich machte, in Folge einer Nachlässigkeit nicht expedirt worden und konnte nicht vorgefunden werden. Den Grund, warum Rákóczi die Anerkennung dieses seines Titels so sehr urgirte, sieht Thaly darin, dass er sich in der damaligen Zeit der strengen Hofetiquette eventuell nicht zurücksetzen lassen wollte. Andererseits sagt er, dass der Hof deshalb Schwierigkeiten erhob, weil er „das latente politische Gewicht der Angelegenheit“ fühlte. Die Sache hatte in der That politische Wichtigkeit, doch nicht von der Art, wie sie Thaly voraussetzt. Nicht um in Ungarn eine Rolle zu spielen, trachtete Rákóczi diese Titelfrage einer endgiltigen Lösung entgegen zu führen. Rákóczi dachte ganz anderswohin. Ohne Zweifel erwachte in ihm bereits damals die merkwürdige Idee, mit der er erst später hervortrat. Er urgirte die Anerkennung dieses seines Titels, um ein anderes, höchst wichtiges Projekt leichter realisiren zu können. Das Projekt bestand darin, seine ungarischen Besitzungen für einen entsprechenden Gegenwert in Deutschland einzutauschen. Er warf diese Idee zwar erst später auf, doch war sie wahrscheinlich nicht damals plötzlich in ihm aufgetaucht, sondern seit langer Zeit langsam herangereift. Jedenfalls lassen sich seine Bemühungen in Betreff der Anerkennung seines Reichs-Fürstentitels nur in innerer Verbindung mit seinem später gestellten Tauschantrag verstehen und würdigen. Die Titelfrage erhielt übrigens eine günstige Lösung, indem Kaiser Leopold diesen Rang wenigstens für die Person Rákóczi's feierlich anerkannte.

Während Rákóczi sich mit dieser Frage, mit gesellschaftlichen Vergütungen, mit der Jagd und höchstens noch mit den eigenen wirtschaftlichen Angelegenheiten befasste, brachte das grausame Wüten der Soldateska ganz plötzlich einen Aufstand, hauptsächlich auf den Rákóczischen Besitzungen, zum Ausbruch. „Arme Bursche“, herumirrende Kurutzen standen an der Spitze der Bewegung, die nicht nur gegen die deutschen Soldaten, sondern zeitweise auch gegen den inländischen Adel gerichtet war. Die Aufständischen besetzten durch plötzliche Überrumpelung drei wichtige

Plätze, Sárospatak, Tokaj und S.-A.-Ujhely. Alle waren Eigentum Rákóczi's, doch hatten alle kaiserliche Garnisonen, welche von den erbitterten Aufständischen unbarmherzig niedergemetzelt wurden. Der Aufstand ereignete sich im Sommer 1697. Rákóczi verweilte zu dieser Zeit eben auf seinen ungarischen Gütern; er war in Szerencs. Die Aufständischen, wissend, dass sie ohne namhafte Führer nichts ausrichten können, trachteten sich der Person Rákóczi's zu bemächtigen. Rákóczi erzählt die Sache selbst. Am 1. Juli wollte er sammt Familie nach Sárospatak reisen. Er hatte von dem inzwischen zum Ausbruch gelangten Aufstand noch keine Idee; während der Reise kamen ihm zwei Bauern entgegen und verlangten vom Gefolge dem Fürsten vorgeführt zu werden, da sie ihm eine wichtige Mitteilung zu machen hätten. Zu ihm geführt, erzählten sie, dass ein Aufstand ausgebrochen sei, und die Aufständischen eine berittene Abtheilung, die schon ganz nahe sei, ausgesandt haben, um den Fürsten gefangen zu nehmen. Obzwar Rákóczi die Nachrichten nicht ernst nahm, gab er doch den Befehl, dass man sich reisefertig mache. Gleich darauf kamen Flüchtlinge aus Tokaj und bestätigten die Nachrichten. Und da zeigt sich abermals die unbestreitbare Tatsache, wie wenig Rákóczi damals daran dachte, an einer gegen den Kaiser gerichteten Bewegung teilzunehmen. Er flüchtete sich sammt seiner Familie augenblicklich auf die einzige Strasse, die ihm noch offen stand, und kam auf grossen Umwegen, nach vielen Gefahren in Wien an. Thaly meint zwar, dass der Fürst deshalb flüchtete, weil er für diese Bewegung keinen Erfolg erhoffte, weil er wusste, dass der Adel sich nicht anschliessen würde, dass das viele Militär der Sache bald ein Ende machen würde u. s. w. Aber wie konnte Rákóczi unter den gegebenen Umständen von zwei Bauern und einigen flüchtigen Soldaten das Alles erfahren, wovon Thaly spricht? Von wo wusste er, dass die Bewegung nicht mit dem damaligen Türkenkrieg und mit seinem Stiefvater Thököly in Verbindung stehe, und das ganze Land mit sich reissen könne? Nein! Rákóczi wollte überhaupt an keinem bewaffneten Abenteuer mitwirken. Er würde den Schauplatz des Aufstandes auch dann verlassen haben, wenn, anstatt Franz Pataky's, Emerich Thököly — der übrigens damals mit einem grossen türkischen Heere auf ungarischem Boden stand — an der Spitze der

Bewegung gestanden hätte. Wenn ihm etwas dieser Art nur eingefallen wäre, würde er sich wenigstens auf eines seiner nahen Güter begeben haben, um dort die Entwicklung der Dinge abzuwarten. Aber er wollte gegen den Kaiser nichts unternehmen und war auf die erste Kunde vom Aufstande mit sich darüber im Reinen, dass sein Platz jetzt in der Nähe des Kaisers sei. Er trachtete denn auch dahin zu gelangen; er ging nach Wien und kam dort in dem für ihn glücklichen Augenblick an, als man gerade gegen ihn den Verhaftsbefehl erliess, da man nach den einlangenden Berichten den Aufstand mit seiner Person in Verbindung bringen musste.

Und dazu war kein böser Wille vonnöthen. Gar viele Umstände mussten gegen Rákóczi Verdacht erwecken. Dieser Verdacht war grundlos, aber das konnte sich erst später herausstellen. Die Tatsachen sprachen einstweilen anscheinend gegen ihn. Ohne seinen Willen und sein Wissen missbrauchten die Aufständischen faktisch seinen klangvollen Namen. Der Aufstand war auf seinen Besitzungen zum Ausbruch gekommen; die Aufständischen verschonten nur sein Vermögen, und als die Bewegung erdrückt wurde, fanden die deutschen Soldaten die Wertsachen Rákóczi's unbeschädigt vor, während alles übrige vernichtet worden war. Das alles berichtete man nach Wien, wo das alte Misstrauen gegen Rákóczi darin neue Nahrung fand. Man konnte ja nicht vergessen, dass seine Mutter und sein Stiefvater Verbündete der Türken seien, mit denen man Krieg führte, und es gehörte wahrlich wenig böser Wille dazu, um zwischen dem Aufstande in der Hegyalja und dem Einbruche Thököly's in Ungarn einen Causalnexus zu suchen. Auch unbefangene Männer, wie Prinz Eugen von Savoyen, misstrauten dem Fürsten Rákóczi. Und dies Misstrauen erstreckte sich selbst auf Ungarn. Als Rákóczi während seiner Flucht in Schennitz ankam, machte ihm die dortige Bevölkerung stürmisch den Vorwurf, dass er ihnen die Kurutzen auf den Hals bringe.

Rákóczi fühlte selbst, dass er, zwar unschuldig, faktisch in den schwersten Verdacht kam, den er nur mit einem ernsten Entschluss zu nichte machen könne. Er fasste auch diesen Entschluss. Er stellte dem Hof den Antrag, dass „seine sämtlichen ungarischen Besitzungen für ein gleichwertiges deutsches Fürstentum, entweder im deutschen Reich oder in den Erbländern des österreichischen Hauses

umgetauscht werden mögen, damit er sich dadurch von den Banden der ungarischen Verhältnisse gänzlich frei machen könne.“ Er besuchte den Beichtvater des Kaisers, Pater Menegatti, der grossen Einfluss hatte, und brachte sein Projekt durch ihn zur Kenntniss des Kaisers, während ein vertrauter Freund die Sache dem Staatsminister Grafen Kinsky mittheilte. Der Kaiser nahm den Vorschlag gnädig auf, doch konnte er ihn nicht realisiren, da die kaiserliche Kammer damals über entsprechende Güter zur Durchführung des Tausches nicht verfügte. Rákóczi geht in seinen späteren Memoiren über diese Episode ziemlich leicht hinweg. Er sagt, dass er dadurch die Gesinnungen des Kaisers prüfen wollte. Thaly sieht in dem Antrag einen „sehr geschickten Schachzug.“ glaubt aber kaum, dass er ernst war. Es liegt jedoch gar kein Grund vor, den Antrag nicht für ernst zu nehmen; im Gegentheil, wenn man ihn mit alledem, was Rákóczi zur Sicherung seines deutschen Fürstentitels tat, in Verbindung bringt, muss man entschieden annehmen, das er keine momentane Eingebung, kein plötzlich auftauchendes Extempore, sondern eine lange durchdachte und gereifte Idee war. Das Fallenlassen desselben entschied das Schicksal Franz Rákóczi's. Bis dahin hielt er sich von aller Politik fern, und trieb seine Zurückhaltung bis zu den äussersten Grenzen der Möglichkeit. Er trachtete nicht einmal mit seiner im Auslande lebenden Mutter Privatbeziehungen anzuknüpfen. Er tat dies selbst dann nicht, als er es von Italien aus vielleicht gefahrlos hätte tun können. Er war ganz auf Seiten des Kaisers. Der Aufstand in der Hegyalja, das Scheitern seines Tauschantrages aber machte in den ersten kriegerischen Zeiten seine bisherige Stellung unhaltbar. Die Ereignisse drängten ihn aus seiner Einsamkeit hinaus. In Wien wuchs das Misstrauen gegen ihn, obzwar es Jahre lang nur dadurch zum Ausdruck kam, dass man ihn mit Spionen umgab. In solch unerquicklicher Lage machte er die Bekanntschaft des Grafen Nikolaus Beresényi, und dies entschied über sein ferneres Verhalten. Da er nach dem Scheitern des Tauschantrages mit dem Hof kein Einverständniss erhoffen konnte, liess er sich in den Jahren 1697—99 durch den Grafen Beresényi für die Idee eines bewaffneten Aufstandes gewinnen. Zur selben Zeit suchte Graf Villan, der Wiener Botschafter Ludwig's XIV, den noch immer schwankenden Fürsten mit der Aussicht auf französische Hilfe

zu ködern. Doch erst später, auf das fortwährende, lebhafte Drängen Beresény's, liess sich der Fürst im Herbst 1700, als man die französischen Anträge erneuerte, dazu bewegen, mit dem Versailler Hof einen schriftlichen Verkehr einzuleiten. Am 1. Dezember schrieb er den verhängnissvollen Brief, von dem sein Eintritt in die Aktion datirt werden kann.

Damit schliesst das interessante Buch Thaly's. Es kann noch soviel bemerkt werden, dass der Brief verräterischen Händen anvertraut wurde, und gleich das erste aktive Auftreten Rákóczi's ein trauriges Ende nahm. Longueval, französischer Hauptmann in kaiserlichen Diensten, den der Fürst mit der Übergabe des Briefes in Versailles betraute, war ein gedungener Spion und trug die Briefe nach Wien. Rákóczi wurde am 18. April 1701 in seinem Schloss zu Nagysáros gefangen genommen. Was später geschah, liegt ausserhalb des Rahmens des uns vorliegenden Buches. Thaly schildert nur die Jugendjahre des Fürsten, zwar etwas tendenziös, doch nicht so sehr entstellt, dass man die wirkliche Gestalt Rákóczi's daraus nicht erkennen könnte. Noch ist hier Rákóczi nicht der Held der nationalen Legende; er wünscht keine Führerrolle, mengt sich nicht in öffentliche Angelegenheiten und empfindet keinen andern providenziellen Wunsch, als in Frieden mit seinem gesetzmässigen König die Pflichten seiner aristokratischen Stellung zu erfüllen. Um diesen Frieden mit dem König sicherzustellen, will er sogar aus seinem Vaterlande auswandern. Und auch als er damit scheiterte, hält er sich noch ziemlich lange passiv. Erst die Freundschaft mit dem Grafen Beresényi, mit dem Rákóczi wahrscheinlich nur darum in nähere Beziehungen trat, weil derselbe zur Zeit ihres Bekanntwerdens kaiserlicher Kommissär war, und die falschen Verlockungen Frankreichs lenkten ihn auf andere Bahnen. Nur unter dem Druck dieser Einflüsse brach er mit seiner Vergangenheit, mehr von Fremden als vom eigenen Willen getrieben. Thaly stellt uns den jungen Fürsten in anderer Beleuchtung vor Augen: er sieht in ihm einen modernen Parteimann voll Hass und Ingrimm gegen den Kaiser und den Wiener Hof. Er treibt mit ihm ein bisschen praktische Politik. Das alles widerspricht der historischen Wahrheit. Doch auch wenn wir seine Auffassung und die von ihm verkündeten Ansichten nicht teilen, müssen wir im Allgemeinen

die Wichtigkeit des Buches und speziell seinen Reichtum an bisher unbekanntem Daten, biographischen und zeitgeschichtlichen Mittheilungen mit Lob und Anerkennung hervorheben.

DR. IGNAZ ACSÁDY.

LIEDER DER ZIGEUNER.

Die Literatur der zigeunerischen Volkslieder war und ist auch noch heute eine terra incognita. Vor wenigen Decennien war kaum ein Dutzend Lieder dieses Vagabundenvolkes bekannt und auch heute findet man solche nur hie und da in Zeitschriften, grösstentheils aber in sprachwissenschaftlichen Werken, welche dem grossen Publikum schwerer zugänglich sind und von demselben auch nicht aufgesucht werden. Die Art und Weise, wie diese poetischen Erzeugnisse in derartigen Publicationen geboten werden, verleidet Manchem die Lectüre zig. Volkslieder, denn die Übersetzungen sind nur für den Linguisten berechnet und haben in dieser Form nur für ihn Interesse; dem Gros der Leser werden diese Übertragungen schon nach kurzer Zeit widerwärtig, denn sie sind nicht geläufig, nicht mundgerecht und gleichen in diesen Fassungen „zerbrochenen Bruchstücken.“

Ich habe mich seit Jahren viel mit Zigeunern und ihrer Poesie beschäftigt, und in meiner Mappe befinden sich zahlreiche Volkslieder, welche ich in den letzten Jahren aufgezeichnet und durch bereits veröffentlichte Poesien ergänzt habe. Während dieser „Sammelzeit“ habe ich mir die Überzeugung verschafft, dass die Zigeuner, dieses Vagabundenvolk, über einen reichen Lieder- und Sagenschatz verfügen und dem Sammler ziemliche Ausbeute winkt, vorausgesetzt, dass er mit Lust und Liebe ans Werk geht. Gar so leicht darf man sich aber die Aufgabe eines Sammlers von Zigeunerliedern nicht vorstellen, denn es existirt vielleicht kein Volk, welches dem Fremden gegenüber in jeder Beziehung so zurückhaltend wäre, als eben dieses. Jeden Fremden betrachten sie als ihren Feind; darf es da Wunder nehmen, wenn sie demselben gegenüber überaus vorsichtig sind und ihre grössten Geheimnisse, ihre Lieder und Sagen, mit einer gewissen Hartnäckigkeit zurückhalten.

Unter allen Völkern besitzen die Südslaven die nahezu umfangreichste, die Zigeuner aber die gewiss beschränkteste Volkspoese. Dies darf uns bei einem solchen Vagabundenvolke gar nicht Wunder nehmen.

Der Zigeuner ist heimatlos im wahren Sinne des Wortes. Sein „engeres“ Vaterland ist das Zelt, welches er in der Nähe einer Stadt oder eines Dorfes aufschlägt, indem er über drei in einem Punkte zusammen laufenden Stangen eine graue Leinwand ausbreitet und derselben durch Spangen eine stramme Form verleiht. Aber auch in diesem „Vaterlande“ kann sich der Zigeuner nicht sicher wähen, denn die wuchtigen Hände der anderssprachigen Bevölkerung sind stets drohend gegen ihn erhoben und verleiden ihm den längeren Aufenthalt. Jedermann erblickt in ihm einen „Professionsdieb“, einen frechen, arbeits-scheuen Eindringling, der nicht geduldet werden dürfe und Manche gehen gar so weit, ihn für einen Kinderräuber zu halten. Aus diesen und noch vielen anderen, mehr minder triftigen Gründen, hat er fortwährende Verfolgungen zu leiden und findet nirgends Rast und Ruhe. Zu alledem gesellt sich noch eine ausgesprochene Wanderlust, die in ihm ununterbrochen rege ist. Es liegt in der Natur der Sache, dass ein Nomadenvolk und zumal ein derartiges, sich auf keine höhere Stufe der Cultur zu schwingen vernag. Die geistige Zurückgebliebenheit der Zigeuner inmitten der civilisierten europäischen Bevölkerung, unter der sie sich mit einer gewissen Vorliebe zu bewegen scheinen, ist in der That überraschend, denn mit Ausnahme eines verschwindend kleinen Theiles, sind sie weder des Lesens, noch des Schreibens kundig; sie ernähren sich von umgestandenen Thieren, die nach ihrer Meinung niemand Anderer als Gott „geschlachtet“ hat und führen auch sonst eine Lebensweise, die nur bei Völkern niedersten Ranges vorzukommen pflegt. Sie glauben an ein höheres Wesen, welches sie *devlí* heissen. Wie keine bestimmte Heimat, so haben sie auch keine bestimmte Religion: heute da und diese, morgen dort und jene.

Den zigeunerischen Liedern, welche so einfach wie der Zigeuner selbst sind, haftet daher neben einer sehr stark vorherrschenden Gehaltlosigkeit noch eine gewisse Oberflächlichkeit in der Besingung des Gegenstandes an; grösstentheils wird in wenigen kleinen und oft zusammenhanglosen Zeilen das geschildert, besser gesagt: besungen, was in so engem Rahmen unmöglich genügenden Ausdruck finden kann. Ausserdem mangelt den Liedern Naivetät, und der Leser zigeunerischer Lieder sucht vergebens Erhebendes oder Belehrendes in denselben. Das was in den Liedern der Zigeuner besungen sein soll, ist zumeist nicht nahe genug gerückt und mitunter so prosaisch, so nichtssagend, dass

sich uns unwillkürlich die Frage aufdrängen muss: „Sind denn das auch Volkslieder?“ Ja, es sind wohl Volkslieder, Erzeugnisse eines Vagabundenvolkes, welche aber nur als Wahrzeichen eines im Aussterben begriffenen Volkes kulturhistorischen Werth besitzen.

Das Volkslied des Zigeuners unterscheidet sich in mehr als einer Beziehung von dem des Deutschen oder Magyaren, und es gleicht fast einer Anmassung, dem deutschen oder ungarischen Volksliede ein zigeunerisches gegenüberstellen zu wollen. Die deutschen und ungarischen Volkslieder sind naiv oder belehrend, oder beides zugleich und besitzen einen bedeutenden poetischen Werth. Auch haben diese Lieder und besonders die epischen Gesänge immer einen bestimmten inneren Kern, welcher seinem ganzen Wesen nach mitbewunderungswürdiger Genauigkeit, mitunter sogar bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführt ist. In dem Volksliede des Deutschen oder Magyaren finden wir ferner den Drang nach Freiheit, die Sehnsucht nach Verbesserung des eigenen Loses, oder eine Klage überhaupt eingeflochten. In dem zigeunerischen Volksliede ist von alledem nichts zu finden, der Zigeuner hat dies Alles nicht nöthig. Er ist frei und braucht daher nicht nach Freiheit zu ringen. Eine Verbesserung des eigenen Loses zu erfahren, hält er ganz und gar für überflüssig.

Die zigeunerischen Lieder kann man in Liebes-, Tanz-, Klage- und den didaktischen verwandte Lieder eintheilen. Der Vorrang gebührt den Liebesliedern, welche in hunderterlei Variationen gesungen werden; es scheint, dass das Zigeunervolk für diese Dichtungsart eine grosse Neigung besitze und dieselbe auch besonders in jungen Jahren cultiviere. In den Liebesliedern, welche ein beredtes Zeugnis von dem Gefühle des Zigeuners abgeben, liegt noch ein kleiner Funke echter Volkspoesie. Solche Lieder pflegt der Zigeuner nur dann zu singen, wenn die Jugendglut noch in seinem Herzen in vollster Kraft und ungetrübt lodert, wenn das Herz noch vollkommen rein ist und der Zigeuner noch nicht durch Diebstahl oder unehrlichen Handel einen grossen Hausbedarf decken muss.

Hat sich ein Bursche in das schwarze Augenpaar einer Zigeunerin verschaut, so schleicht er stets in der Nähe des Zeltes herum, in welchem die „Angebetete“ mit ihren Eltern wohnt. Um seine Anwesenheit kundzugeben singt er:

O nri kánli pirana
 Só tu mánge déha
 Dé man tri vódiske
 Ázután bástale me.

O du allerliebste mein
 Was gedenkst du mir zu geben?
 Beutst du mir dein Herzelein,
 Wird ich sicher glücklich sein.

Wenn das Mädchen den Burschen necken will, schlüpft es aus dem Zelte, bleibt knapp vor demselben stehen und beginnt halb lachend:

Úšte úpre mro dáodoro
 Ó má múkh tú te chájoria!
 Mér odoj búť cháve hile
 Ódona te chája kéren úpre.

So steh doch auf, mein Väterlein,
 Hab Acht auf dein schön' Töchterlein!
 Bedenk, ein Bursche ist allhier
 Der will entführen mich von Dir!

Die Eltern werden darauf aufmerksam, der Vater des Mädchens gefällt sich dann darin, nicht nur dem Burschen, sondern auch seinem Töchterlein eine gewisse Angst einzujagen, denn bald stimmt auch er ein Lied an:

Me me chája túke dá
 Kána sal tu róma,
 Só hi me éóri rákli
 Te na kámel lén kirali.

Willst du frei'n mein Töchterlein,
 Musst du ein Zigeuner sein,
 Doch was ist mein Mägdelein,
 Will ein König sie nicht frei'n.

Dass der Zigeuner von Poesie durchdrungene Liebeslieder besitzt, kann uns schon aus dem Grunde in Erstaunen setzen, weil derselbe sein Weib, seine Geliebte für Geld oder Waare kaufen muss. Nur einmal liebt der Zigeuner aus voller starker Brust, nur einmal vereinigen sich seine seelischen Empfindungen und finden ihren Ausdruck in der Verhelichung mit einem geliebten weiblichen Wesen. Sonst ist seine Liebe rein thierisch, denn schon die eigenthümlichen Lebensverhältnisse verhindern dieselbe, eine höhere Stufe zu erreichen oder zu behaupten. Zuerst liebt der Zigeuner sein Weib, dann verehrt er seine Schwester, ja selbst seine Mutter, buhlt um die Gunst derselben und da die Zigeunerweiber sehr leichtfertig sind, auch nicht ohne Erfolg. Der Zigeuner besitzt auch sinnliche Liebeslieder.

Als die glimpflichsten mögen folgende hier Raum finden:

Kuna homasko Kuzváris
 Cingardine k'om kurvaris.
 Hijába ke nam kurvaris:
 K'om le caiangro husáris.

Als ich auf nach Klausenburg brach,
 Schrie man Mädchenjäger mir nach.
 Bin kein Mädchenjäger fürwahr,
 Nur des Mädchenvolks Huszár.

Ó dérloró! só me kerd'om
Trin chajoria úpre kerd'om!
Jékh si uci, sár s nado,
Jékh si pární, sár o járo.
Áver si nri dájoró,

Oh mein Gott, was mir passirt!
Hab drei Mädchen einst verführt!
Hoch wie Rohr war eine,
Weiss wie Mehl war eine,
Und die and're war mein Mütter-
chen —

Márela man nro dádoró!

Ach wie wird mich schlagen Väter-
chen!

Wenn auch nicht der Form, so doch der Ausdrucksweise nach reihen sich den vorerwähnten Liebesliedern die Klagelieder an. Wirklich originelle Klagelieder existieren bei dem Zigeunervolke überhaupt nicht, es sind auch nur wenige derselben bekannt und unter diesen wenigen findet man nur ein einziges, aber desto bemerkenswertheres Lied, das in gedrängter Form der Befürchtung Raum giebt, dass die Zigeuner sich dereinst an feste Wohnplätze binden würden; aber die Sänger dieses Liedes sagen hierüber nichts Gutes voraus und das ganze Lied gleicht einer dringenden Warnung. Es lässt sich nur sehr schwer übersetzen und so möge denn eine Übersetzung von Prof. Müller hier Platz finden:

Bóbotar si e róma
Thé máren le pe dróma
Pál o bóna béšena
Lénkhi kháta th'ávena

Von Bobo sind die Zigeuner
Und sie schlagen sie auf der Strasse.
Hinter dem Ofen werden sie sitzen
Ihnen Thränen auch kommen werden.

Dieses Lied wird besonders von den serbisch-türkischen Zigeunern gesungen, die überhaupt viel originellere Weisen kennen und deren Melodien von denjenigen der anderen Zigeuner sehr abweichen. Allerdings sind auch deren Klagelieder ebenso einfach wie die anderen Dichtungen, aber wenn sie solche Klagelieder mit Violinbegleitung und wahrer Leidenschaft singen, dann bringen dieselben gewaltige Wirkungen hervor. Was bei dem deutschen Volksliede die Naivität und tiefempfundene Sprache, das ist bei dem zig. Volksliede die trefflich angepasste Melodie. Das zigeunerische Klagelied ist nicht naiv, nicht von wahrer seelischer Empfindung durchdrungen und macht ohne Musikbegleitung oder ohne Leidenschaft gesungen einen unbedeutenden, ungünstigen Eindruck. Die Melodien zu den Klageliedern sind von hinreissender Schönheit und echter Volksthümlichkeit und wer dieselben einmal anzuhören Gelegenheit hatte, der wird sie nicht leicht wieder vergessen.

Der Zigeuner besingt auch wichtigere Vorfälle seines Familienlebens und zwar in weichem Klage-ton. Er will seinen Nachkommen die Geschichte besonderer Ereignisse aufbewahren und kann das auf keine

bessere Art zu Stande bringen, da der Zigeuner, wie bereits erwähnt, weder des Lesens noch des Schreibens kundig ist. Man kann diese Gesänge mit den Klageliedern nicht vergleichen, denn es sind eigentlich keine „Lieder“, aber man könnte sie ganz gut sangbare Sagen heissen, denn der Ton welcher in denselben angeschlagen wird, gleicht ganz dem echten und rechten Sagenton.

Nach den Klageliedern kommen die Tanzlieder. Kein Volk der Erde tanzt so häufig und mit solcher Ausdauer wie das zigeunerische und sowohl unter Männern als auch unter Weibern findet man recht gewandte Tänzer und Tänzerinnen, die besonders in mond hellen Nächten phantastische Tänze ausführen und hiebei von ihren Kindern unterstützt werden. Gewöhnlich führt Alt und Jung in der Nähe der Zelte diese eigenthümlichen Tänze aus. Wunderliche Töne durchschwirren, wenn ein Tanzlied angestimmt wird, die Luft. Die Kinder nehmen Hände und Füße zu Hilfe und schlagen sich bei jedem Schlusse eines Verses, oder bei kräftigen Momenten mit den Händen auf die Füße. Sie und da jauchzen und jubeln sie vor Freude und gleich darauf stöhnen und jammern sie; die Arie und die Tanzweise bringen es mit sich. Verstummt dann der Gesang der Kleinen und hört die Violine auf zu tönen, dann lassen sich die älteren Familienmitglieder wieder im Zelte nieder und versinken in stilles Hinbrüten.]

Nachfolgendes Tanzlied rührt von Prof. Dr. Miklosich her, der es auch zuerst publicierte. Auszugsweise lautet es:

Tordav la še pe thaneste,

Kana phenav : žibaj de!

Bolde tut angla mande.

Lume me!

Motho mange ba čačes

Te merav, te na žuvav,

Te na čačes mothovav :

Angla tute tut kamav,

Pal avreste kam merav

Anda lake dúj jakha

Kaj si kale sar duj draka,

Thánda lake duj čuče

Kaj si sar duj kuče

Anda lake duj jakha

Muklen munra čora da

Lume me!

Stehe Mädchen auf dem Platze.

Wenn ich sage : „Auf zum Tanze!“

Drehe dich vor mir.

Meine Welt!

Sage mir die Wahrheit

Sterben soll ich, nicht leben soll ich,

Wenn ich nicht die Wahrheit sage :

Dich allein nur liebe ich.

Für einen andern aber will ich sterben.

Für ihre zwei Augen,

Die sind schwarz wie zwei Trauben.

Und für ihre zwei Brüste,

Die sind wie zwei Töpfe.

Für ihre zwei Augen

Verliess ich meine arme Mutter.

Meine Welt!

Prof. Miklosich schreibt hierüber: „Ein Tanzlied, das die grösste Wirkung hervorbringt. Bei nicht tanzenden Weibern macht sich der Enthusiasmus in Thränen Luft. Der Text, dessen einzelne Theile mit einander nur lose zusammenhängen, rechtfertigt die Wirkung nicht; sie muss auf Rechnung der Melodie gesetzt werden, die als wunderschön, von Lebenslust strotzend, bezeichnet wird. Der Refrain *Lume me* soll das Gefühl der Seligkeit ausdrücken. Die heftige Erregung der Gemüther gibt meist zu einer Rauferei Veranlassung, der im Freien bald die Versöhnung folgt.“

Ausser den Liebes-, Klage- und Tanzliedern hat der Zigeuner Gesänge, welche die Natur, die geistigen Getränke und die niedlichen Thiere preisen, aber merkwürdigerweise ist in keinem Liede die stark ausgebildete Liebe zu den Kindern ausgedrückt. Von Lobliedern zu Gottes Ehren kann bei dem Zigeuner keine Rede sein.

Historische Gesänge kennt der Zigeuner nicht, da er, soweit die Stammeserinnerung reicht, niemals selbstständig war. Es ist immerhin möglich, dass er vor seinem Auftreten in Europa derartige Gesänge gehabt und dieselben im Laufe der Zeit vergessen hat. Wer beachtete damals die poetischen Erzeugnisse des Zigeunervolkes, und wer hielt es der Mühe werth, dieselben aus dem Munde des Volkes zu schöpfen und für spätere Zeiten aufzuzeichnen? Viele Lieder müssen verloren gegangen sein, was bei einem Volke, das auf die traditionsweise Fortpflanzung der Volkslieder angewiesen ist, gar nicht anders denkbar ist.]

Nicht unerwähnt wollen wir die zigeunerischen „Schnadahüpfer“ lassen, die allerdings mit den steirischen keinen Vergleich aushalten und mit denselben auch nicht verglichen werden sollen. Wir haben es hier mit gereinten Spielereien zu thun, Lieder sind es einmal nicht. Hier einige Beispiele:

Théar sina	Gestern hatte	Hop! bip!	Hop! Hip!
Gospojina	Die Hausfrau	Dél o jiv!	Es fällt Schnee!
Efta pirja	Sieben Töpfe	Mé sem nángo	Ich bin nackt
Kolompirja	Erdäpfel.	Thaj pernango!	Und baarfuss!

E ma devla de ma dui bansa	Lieber Gott so gib zwei Sechserl mir
De lan mange dui romnia.	Damit ich kauf' zwei Frau'n dafür.

Die Charakteristik der Zigeunerlieder lässt sich folgendermassen zusammenfassen. Die Lieder sind zumeist vierzeilig, die Versfüsse theils jambisch, theils trochäisch, ohne klare Eintheilung und die Reime bei-

nahe immer rein; in den seltensten Fällen bilden gleichklingende Worte den Reim. Assonanz und Stabreim werden häufig angewendet und die letzte Silbe wird im Liede besonders betont. Die mehr als vierzeiligen Lieder sind gewöhnlich nicht ungeschickte Zusammensetzungen verschiedener Lieder, doch gibt es auch grössere d. h. mehrzeilige Gesänge, in denen man den Einfluss der anderssprachigen Bevölkerung erkennt. So singen die Zigeuner in der Bukowina ein Lied *Der kranke Held Dojbin*, welches eigentlich nur eine allerdings ungeschickte Uebersetzung des gleichnamigen bulgarischen Volksliedes bildet. Dieselben Zigeuner singen auch mit Vorliebe ein Lied *Der Räuber denkt der Armen*, ebenfalls nur eine fast wörtliche Uebersetzung eines gereimten rumänischen Volksliedes.

Im Nachstehenden einige Proben von Zigeunerischen Volksliedern :

I.

Tút tistelinav mri piránori
Míndig sál mánge ándi mri gódi;
Jékhfar té me tút még sajdkibáhi
Pháro me vódiske n'á oláhi.

Meine kleine Liebste sei gegrüsst,
Du in meinem Geiste immer bist;
Könnst ich seh'n dich einmal noch
auf Erden.
Meinem Herzen würd' es sicher
schwer nicht werden.

II.

Córo róm o gondolinda,
Hód pírani zibbadinda,
Hánem sa pírani múlo,
Ne rátaha máj upusteno.

Es glaubte einst ein arm Zigeunerlein,
Die Liebste müsse eingeschlafen sein,
Doch sie war todt und Tags darauf,
Stand sie am Morgen schon nicht auf!

III.

Upr'o rito kasálinen
Mra pírána vidázinen,
Anka jon la vidázinen —
Hogy mro jilo repedinen.

Sie mähnen auf dem Wiesenplan
Und schauen stets mein Mädchen an.
Sie blicken hin und blicken her —
Dabei wird mir um's Herz gar schwer.

IV.

Aš ta, te žav prekal tute,
Oda híro, kaj me šundom,
Muli paš lol mri dajori
Le vošroka la po diate,
Dalke, dalke, mri dajori
So me čoro le kerava!

Durchschreiten will ich den grünen
Wald
Aus dem das Geräucht herüberschallt.
Dass meine Mutter, die ich geliebt,
Am Ende des Waldes begraben liegt.
Mutter, Mutter, o Mutter mein,
Was werde ich, dein Sohn, nun sein!

V.

O devloro dé man márdal?
Mi pírana líjal mándar,
Té tu líjal, dé la pále
Ódola tu mánge dinal.

O mein Gott was thust du mir?
Meine Liebste nimmst du dir,
Gib sie mir zurück nur bald,
Schön wie einstens und nicht alt.

VI.

Khér na devlá
Puj deljáko
Te šuvamá
Po turjakó.

Mach mich Gott
Zum Fledermäuslein,
Damit ich kriech
Ins Stiefelröhrlein.

VII.

Kér má devlá
Tširikliákó
Te šuvámá andí píri
Kér an tu mí šutli.

Mach mich Gott
Zum Fledermäuslein
Dann kriech ich in den Topf
Und mach die Suppe sauer.

VIII.

Mi dáj ná kamé mán
De pírní nahí mán,
Hoske na muje me
Ho te keran mé?

Es mag mich nicht mein Mütterlein
Ich nenn kein liebstes Mädchen mein,
Und sterbe noch immer nicht
Was will ich da, ich Wicht?

IX.

O vešoro le prajtenza
O tširiklo le porenza!
Te me e dar dikhawa,
Andre túte chůtšawa.

O du dichtbelaubt Hochwäldlein,
O du zartgefűgelt Vűglein!
Wenn die Angst mich übermannt,
Komm ich rasch zu Euch gerannt.

O veseja sukareja,
Pcharentut man ink akana
Te me e dar dikhawa
Star barora chůtšava.

Wälder ihr im Frűhlingsprangen,
Wollt mich einmal noch empfangen.
Lähmte selbst die Angst mich schier,
Ueberspräng' ich Mauern vier!

X.

The me džiawa upre foros,
Zinaw mange dui forgowos,
Pro forgowos dui pantlika:
Bašav more jaj mri nota!

Traun, heut geh' auch ich ins Städt-
lein,
Und auch ich kauf' zwei der Strűuss-
lein;
Für die Strűusslein zwei der Bändlein
Spiel, Zigeuner! mein Leibstücklein!

Die beiden Lieder IX—X, deren ersteres eine Zusammensetzung ist, sind Inhatkó's „Grammatik der Zigeunersprache“ entnommen, wo sie auch zum erstenmale veröffentlicht sind. Ueber den Dialekt dieser Lieder erfahren wir Näheres vom Erzherzog Josef, welcher an den Verfasser der Grammatik folgende Zeilen richtete: „Nach meinen Erfahrungen nimmt die Sprache dieser Zigeuner, welche Ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, zwischen den böhmisch-mährischen und den ungarischen Dialekten eine mittlere Stelle ein; doch haben sie, nach dem Gebrauch der Consonanten zu schliessen, manches von der in walachischen und slawonischen Gegenden üblichen Aussprache sich angeeignet; der grammatische Bau steht dem czechisch-mährischen näher als der Sprache der niederländer und der siebenbürgisch-ungarischen Zigeuner.“

Es liessen sich noch viele zig. Volkslieder mittheilen, jedoch bieten dieselben keinerlei grösseres Interesse, denn es sind nackte anspruchlose Reimereien. Zur Kenntniss ihres Wesens und Charakters dürften die mitgetheilten Proben genügen.

MORIZ ROSENFELD.

VERMISCHTES.

— Zur Geschichte des Petöfi-Monumentes entnehmen wir dem zur Enthüllung des Denkmals erschienenen Festalbum die folgenden interessanten Daten:

Im November 1860 unternahm der vaterländische Virtuose Eduard REMÉNYI eine Konzert-Tournée, die ihn durch jene Städte des ungarischen Tieflandes führte, die voll sind der Reminiszenzen an Alexander Petöfi und in denen auch viele der schönsten Lieder des Dichters entstanden. Und da entstand auch in ihm die Idee, einen *Aufruf zur Errichtung eines Petöfi-Monuments* zu erlassen. Trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, auf welche damals eine solche Idee stiess, gelang es dennoch schon im Dezember jenes Jahres, ein provisorisches Comité zu bilden, das, inbegriffen das reiche Erträgniss der von Reményi zu diesem Zweck veranstalteten Konzerte, bald über ein Kapital von nahezu 8000 fl. verfügte.

Die Zeiten des Provisoriums, in welche auch das grosse Nothjahr 1863 fiel, waren jedoch dem Unternehmen nicht günstig, dem auch die

damaligen politischen Verhältnisse hinderlich im Wege standen; ja, als der unermüdete Reményi zu Weihnachten 1865 bei der Statthalterei um die Konstituierung einer *definitiven* Monuments-Kommission sich bewarb, wurde ihm unter der Hand bedeutet, dass er sich ein wenig gedulden möge. Und erst die konstitutionelle Regierung war es, welche die diesbezügliche Erlaubniss ertheilte. Damals betrug das Kapital an 10,000 Gulden.

Die konstituierende Sitzung der Direktion hatte folgendes Resultat: Präsident: Eduard *Reményi*; Vizepräsident: Koloman *Tóth*; Kassier: Heinrich *Lévay*; Komitemitglieder: Johann *Arany*, Gustav *Emich* jun., Nikolaus *Felcki*, August *Greguss*, Paul *Gyulai*, Josef *Hajós*, Gustav *Heckenast*, Moriz *Jókai*, Baron Sigmund *Kemény*, Paul *Királyi*, Ludwig *Kubinyi*, Martin *Lendvay*, Samuel *Petrics-Orlai*, Georg *Rúth*, Hyazinth *Rónay*, Josef *Sárkány*, Karl *Szász*, Moriz *Szentkirályi*, Viktor *Szokoly*, Moriz *Thán*, Ludwig *Tolnay*, Lorenz *Tóth*, Josef *Török* und Karl *Vadnai*; Schriftführer: Karl *Reményi*.

Die nächste Folge der Konstituierung war die Einleitung von Sammlungen, welche in den Munizipien an 5300 fl. und unter den Agenten der Ersten Ungarischen Assekuranz an 2600 fl. erzielten. Am 17. November 1871 konnte der Sekretär Heinrich *Lévay* bereits ein Gesamtkapital von 27,374 fl. ausweisen, in welchem auch das Erträgniss neuerer Konzerte Eduard Reményi's enthalten war.

Nun wurde auch ein *engeres Exekutivkomité* entsendet, dessen Mitglieder die beiden Präsidenten, der Schriftführer, ferner *Greguss*, *Királyi*, *Degré*, Heinrich *Lévay* und Andreas *Tavaszy* wurden.

Dieses Komité beschloss, mit der Ausführung des Monuments den genialen Nikolaus *Izsó* zu betrauen, ferner das Monument, dessen Kosten nicht über 40,000 fl. betragen durften, vor dem auf dem Herminenplatz geplanten Volkstheater zu errichten. Der Künstler begab sich sofort auf eine Studienreise nach Rom und nach den grösseren Städten des Kontinents, um sich für das Probe-Modell vorzubereiten. Leider erkältete er sich auf dieser Reise in einer Weise, dass er, heimgekehrt, den Todeskeim bereits in der Brust trug. Nichtsdestoweniger machte er sich rüstig ans Werk und verfertigte zwei Modelle, von denen das eine Petöfi in der Stellung zeigte, da er am 15. März 1848 sein *Talpra Magyar!* (Auf, Magyare!) deklamirte; das andere Modell zeigte den Dichter in ruhigerer Pose, im Gesichtsausdruck die Stimmung seines

Honfidal (Patriotisches Lied). Izsó hätte lieber sein erstes Modell ausgeführt, doch begegnete dasselbe im Publikum manchen Anfechtungen, da man betonte, die Statue drücke nicht den Charakter Petöfi's aus, sondern suche nur einen Akt seines Lebens zu verewigen; der Künstler musste sich daher an die Ausarbeitung des zweiten Modells machen.

Eine Zeit lang bestand die Hoffnung, dass man die Statue am fünfzigsten Geburtstage des Dichters, im Jahre 1873, werde enthüllen können; diese Hoffnung erwies sich als eitel, und zwar nicht in Folge eines Mangels an Geld, sondern weil die Erbauung des Volkstheaters am Herminenplatze zweifelhaft wurde. Doch das Glück war günstig. Der damalige Minister des Innern, Graf Julius Szapáry, fand keinen geeigneteren Platz für die Oper, als auf der Radialstrasse, und so wurde der Grund des Volkstheaters aus der Zivilliste um eine so bedeutende Summe abgelöst, dass auch das Theater auf einem andern, weniger theuren Platz zum grossen Theile erbaut werden konnte. Der Bau wurde denn auch auf der Kerepeserstrasse begonnen. Allein dies war kein geeigneter Punkt für die Petöfi-Statue. Das Comité suchte also 1873 einen andern passenden Platz und fand ihn auch an der Donauzeile.

Dieser Platz hatte, gegenüber einigen kaum beachtenswerthen Nachtheilen, ausser der proportionellen Eintheilung und der prächtigen Lage auch noch den Vortheil, dass der Dichter, wenn seine Statue hier aufgestellt wird, nach dem Altöld, jener Gegend blickt, die er als seine Geburtsstätte stets verherrlicht hat. Izsó ersuchte die Kommission im April 1874, wegen Ueberlassung eines zur Erbauung eines Ateliers geeigneten Grundes bei der Stadt zu interveniren. Die Sache zog sich aber in die Länge und Izsó baute auf einem leeren Grunde in der Rosengasse ein zwar bescheidenes aber genügend grosses Atelier, das im Frühjahr 1875 vollendet ward. Doch Izsó starb bereits am 28. Mai 1875, bevor er seinen sehnlichsten Wunsch, die Schaffung der Petöfi-Statue, hätte verwirklicht sehen können. Die Kommission beschloss, mit dem Werke einen andern ungarischen Künstler zu betrauen und ihre Wahl fiel einstimmig auf Adolf Huszár, da auch Izsó besonderes Vertrauen zu diesem hochbegabten Bildhauer hatte.

Die Uebergabe erfolgte am 26. August 1875. Hinsichtlich der Höhe der Statue acceptirte der Ausschuss zufolge der Mahnung Adolf Huszár's die Modifikation, dass die Statue statt $9\frac{1}{3}$ Fuss, 12 Fuss hoch werde, demgemäss auch das Honorar des Künstlers insgesamt auf

10,000 fl. erhöht wurde. Soviel hatte schon Nikolaus Izsó von seinem Honorar von 12,000 fl. erhalten.

Ein grosses Hinderniss war für Huszár bei Herstellung der Portrait-Aehnlichkeit der Umstand, dass von Petöfi kein treues Bild vorhanden ist. In dieser Beziehung kamen ihm S. Petrics-Orlai, Paul Gyulai, Moriz Jókai und Senats-Präsident Sárkány mit den in ihrem Besitz befindlichen Bildern zu Hilfe, indem sie deren Mängel durch mündliche Weisungen ergänzten. Huszár legte am 25. Oktober 1877 seine Skizzen dem engeren Komité vor; darunter fiel besonders Eine durch schöne und künstlerische Ausführung auf, auf welcher Skizze Petöfi mit durchgeistigtem, dem Himmel zugewendeten Antlitz, mit der Rechten den Mantel haltend, dargestellt ist. Mehrere Mitglieder sprachen sich für die Ausführung aus, während die Majorität wohl ebenfalls diese Skizze annahm, aber mit der Individualität Petöfi's die ganz ruhige Stellung nicht für vereinbar hielt und verlangte, dass ein Arm erhoben werde. Huszár beugte sich, wenn auch nicht gern, dem Willen der Majorität; auf seine Bemerkung aber, dass eine allzu kühne Armbewegung nur der Schönheit der Statue Abbruch thun würde, nahm das Komité die vom Künstler empfohlene Armhaltung an.

Die Angelegenheit der Petöfi-Statue entwickelte sich nur langsam, machte jedoch im Juni 1879 einen grossen Schritt nach vorwärts. Der Ausschuss erfuhr aus dem Berichte Anton Reményi's, dass das Werk Huszár's sich der Vollendung nähere; die Zeit schien demnach gekommen, die Arbeiten für den Erzguss und für die Aufstellung in Angriff zu nehmen. Da mittlerweile die Stelle des Präsidenten durch den Rücktritt Eduard Reményi's erledigt worden war, ersuchte der Ausschuss den Grafen Stefan Károlyi jun. diese Stelle zu übernehmen, welchem Ersuchen der Graf bereitwillig nachkam. Dem zurückgetretenen Präsidenten wurde protokollarisch der Dank ausgesprochen. Statt des bisherigen Schriftführers Karl Reményi wurden die Schriftführer-Agenden Anton Reményi übertragen. Hinsichtlich des Erzgusses wurde zuerst die Schlick'sche Giesserei aufgefordert, doch trat diese von der Konkurrenz zurück. Die Wiener k. k. Giesserei verlangte 9500 fl. für den Guss, die Ziselirung und den Transport nach Budapest. Die Dresdener Anstalt beantwortete nicht einmal die Aufforderung, die Münchener verlangte 12,000 fl. In Folge dessen wurde mit dem Wiener ausgezeichneten Erzgiesser Karl Turbain, der nur 8925 fl. verlangte, der Vertrag

abgeschlossen. Die Herstellung des Sockels nahm 9000 fl. in Anspruch, die Fundamentirung 4400 fl. Zur Deckung der noch nothwendigen Summen trug der Präsident durch Sammlungen unter seinen Freunden und Bekannten 2200 fl. bei und den Rest widmete die Hauptstadt. Die Enthüllung der Statue fand bekanntlich am 15. Oktober 1882. statt.

Der Bericht hebt noch die grossen Verdienste des Oberbürgermeisters Ráth besonders hervor und schliesst mit folgenden Worten: „Es ist dies die erste Statue Petófi's, doch sind wir überzeugt, dass gleichwie sein Ruhm mit den Jahrhunderten nur zunehmen und immer glänzender werden wird, die Nachwelt mehr als mit einer und mit viel grossartigeren monumentalen Statuen den Dichturfürsten der Freiheit und der Liebe ehren wird, der auf der Wahlstatt von Schässburg mit Schwert und Leier in der Hand gefallen ist, damit sein hehrer Geist, der die Nation fortwährend zu patriotischen Thaten, zu Edlem und Gutem aneifert, unsterblich in jedem ungarischen Herzen fortlebe.“

SLP 1 1 1940

